Gontscharow

Die Schlucht




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Iwan Gontscharow

Gesammelte Werke

Iwan Gontscharow

Gesammelte Werke

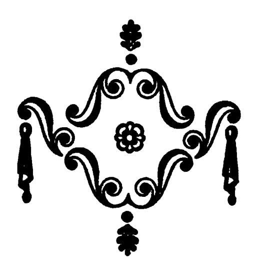
in vier Bänden

Vierter Band:

Die Schlucht

(Obryw)

Dritter bis fünfter Teil



Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1920

Die Schlucht

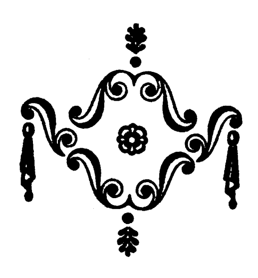
Roman

in fünf Teilen

von

Iwan Gontscharow

Dritter bis fünfter Teil



Zweite Auflage

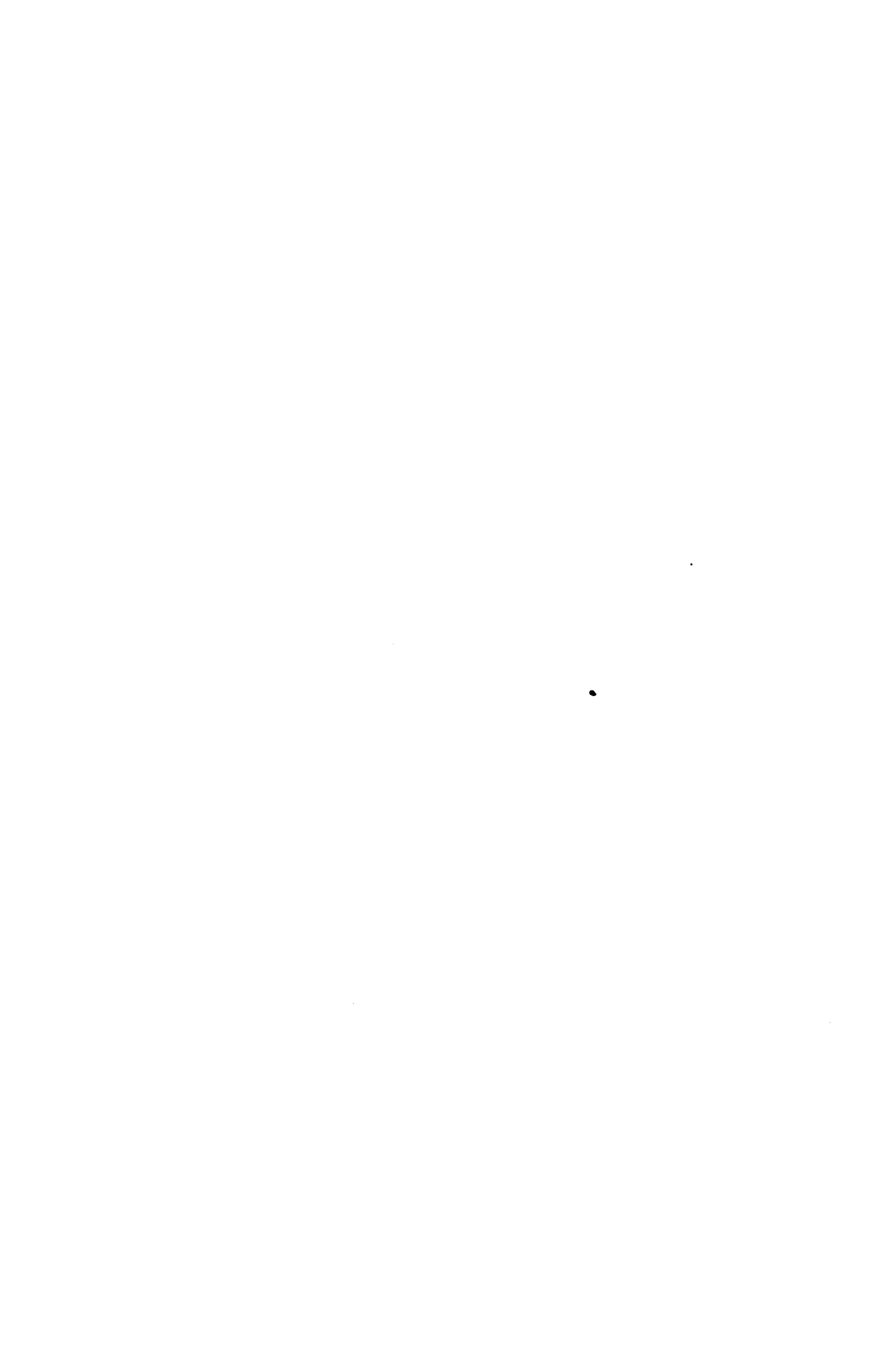
Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1920

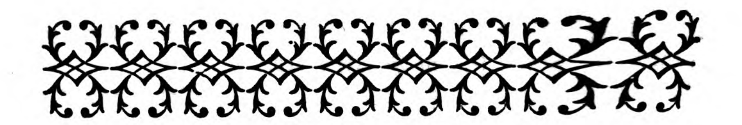
Zweite Auflage

Deutsch von August Scholz

Die Schlucht

Dritter Teil





Erstes Kapitel

Raiski hielt sich zwar nicht gerade für einen der allermodernsten Köpfe, aber ebensowenig für einen rückständigen Philister. Er erklärte offen, daß er an den Fortschritt glaube, ja er äußerte sogar seinen unverhohlenen Ärger über das „Schildkrötentempo", in dem sich dieser Fortschritt vorwärts bewegte. Dabei hatte er es jedoch durchaus nicht eilig damit, sich in irgendein, kaum in den Umrissen erkennbares „Jahrzehnt" einrubrizieren zu lassen und leichten Herzens auf alle Überzeugungen, Beobachtungen und Erfahrungen zu verzichten, die durch die Geschichte überliefert, durch die Wissenschaft errungen oder durch die Praxis des eigenen Lebens erworben waren, um an ihre Stelle das kaum empordämmernde Morgenrot irgendwelcher scheinbar neuen Ideen und mehr oder weniger glänzenden oder scharfsinnigen Hypothesen zu setzen, auf die er die Jugend sich in heißer Gier stürzen sah.

Er pflegte auf seine Jahre hinzuweisen und sagte, daß für ihn die Zeit des vorsichtigen Abwartens gekommen sei:

dort, wo die Phantasie ihn nicht mit fortriß, trottete er geduldig hinter seinem Zeitalter her.
Er interessierte sich für den allgemeinen Gang und die Entwicklung der Ideen, der Triumphe der Wissenschaft, doch er wartete erst sichere Resultate ab, machte keine Luftsprünge mit, beeilte sich nicht, den neuen Glauben anzunehmen, der die Geister mit allen möglichen waghalsigen Spekulationen lockte.
Er hieß jeden kühnen Schritt auf dem Gebiete der Kunst willkommen, freute sich aller neuen Erfindungen und Entdeckungen, die das alte Leben zwar ummodelten, aber doch nicht zerbrachen, begrüßte jedes neue, auf natürliche Weise, ohne Anwendung von Gewalt hervortretende Bedürfnis, wie er das junge Grün des Frühlings begrüßte, hegte jedoch dabei durchaus keine unfruchtbare, undankbare Feindschaft gegen die abgetane Ordnung der Dinge und die absterbenden Elemente, glaubte vielmehr fest an ihre historische Notwendigkeit und ihren engsten Zusammenhang mit dem jungen Frühlingsgrün, so neu und frisch sich dieses auch präsentierte.
Wenn er daher jetzt in der Hitze des Gefechts gelegentlich eine „Bombe" in das Lager der starrsinnigen alten Zeit warf und bei seinem Eintreten für die Idee der Menschlichkeit aller despotischen Willkür und altbojarischen Selbstsucht entgegentrat, so haftete doch seiner Kriegsführung, soweit sie sich gegen Tatjana Markowna wandte, ein Zug von Gutmütigkeit und Versöhnung an, da er sah, daß hinter den eingelernten alten Maximen sich ein reichliches Maß von gesundem Menschenverstand und Lebensklugheit barg, daß in ihnen die Keime derselben Elemente enthalten waren, aus denen auch die neue Zeit ihre Lebensauffassung aufbaute, und daß diese Keime dort, in der alten Ordnung

der Dinge, nur durch das Unkraut der Vorurteile überwuchert und niedergehalten waren.
Als er nun in Wjera ganz unerwartet diese Kühnheit des Verstandes, diese Freiheit des Geistes, diesen starken Drang nach dem Neuen entdeckte, war er zuerst höchst verwundert, dann durch diese seltene Verbindung äußerer und innerer Schönheit in hohem Maße entzückt und endlich, als sie es abgelehnt hatte, als „weise" zu gelten, sogar ein wenig befremdet. „Ich bin kein weises Mädchen!" hatte sie gesagt, und ein Schauer hatte sie dabei überlaufen. Und er hatte sie „wunderlich" gefunden und sich seine Gedanken über sie gemacht.
Nein, das war kein schlichtes, harmloses Kind, wie Marfinka, und auch kein „gnädiges Fräulein". Sie fühlte sich beengt und unbehaglich in dieser veralteten, verschrobenen Lebensform, in die das geistige Leben, die Sitten, die ganze Bildung und Erziehung der jungen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung seit so langer Zeit gepreßt worden waren.
Sie fühlte die Verlogenheit dieser Lebensform und suchte sich ihr im ehrlichen Ringen nach Wahrheit zu entwinden.
Er fand in Wjera viel von dem, was er vergeblich in Natascha, in der Bjelowodowa gesucht hatte: Geist, Selbständigkeit, Eigenart des Denkens wie des Charakters — kurz alle jene Kräfte, die den Typus des neuen, echten, selbstbewußten Weibes gestalten, die seinem eigenen Leben wie dem Leben der andern die Richtung geben und dem ganzen Kreise, in den das Schicksal es gestellt, Licht und Wärme bringen sollten.
Noch war Wjera fast ein Kind, doch ein Kind mit titanischen Kräften: es kam nur darauf an, daß diese Kräfte richtig entwickelt und vernünftig geleitet würden.
Raiski hätte seine ganze Kraft daran wenden mögen, um

ihr die Erreichung ihres Zieles zu erleichtern, hätte mit Begeisterung die Saat seines Wissens, seiner Erfahrungen und Beobachtungen auf einen so fruchtbaren und dankbaren Boden ausstreuen wollen: das wäre kein „Phantom" gewesen, sondern ein Triumph des menschlichen Geistes und die Erfüllung einer Pflicht, die uns allen obliegt, ohne die ein Fortschritt undenkbar ist.

Doch ach, welche Hindernisse traten ihm da entgegen! Sie leistete ihm Widerstand, versteckte sich vor ihm, verschanzte sich hinter ihr Recht, hinter die Wand ihres jungfräulichen Gemachs — sie will also nichts von seiner geistigen Hilfe wissen. Und dabei ist sie doch unzufrieden mit ihrer Lage, sehnt sich aus ihr heraus, hat also ein Bedürfnis nach einer anderen Luft, nach anderer Nahrung, anderen Menschen. Wo sind diese Menschen? Wer soll ihr die neue Luft, die neue Nahrung gewähren?

Er ist ihr Verwandter, ihr natürlicher Beschützer — er hat somit ein Recht darauf, ihr gegenüber diese autoritative Rolle zu spielen. Auch die Großtante hatte ja geschrieben, daß sie ihm diese Rolle zuweise.

Wjera ist wohl ein verständiges Mädchen, doch er ist erfahrener und kennt das Leben. Er kann sie vor groben Irrtümern bewahren, kann sie Lüge und Wahrheit unterscheiden lehren; er wird, als Denker wie als Künstler, seine erzieherische Arbeit an ihr verrichten, wird ihrem Freiheitshunger Nahrung geben, ihr die Ideen des Guten und Wahren vermitteln, wird als Künstler sich bemühen, die innere Schönheit ihres Wesens ans Tageslicht zu fördern. Er wird ihr Schicksal, ihre Lebensaufgabe erraten und ... und ... mit ihr gemeinsam an deren Erfüllung arbeiten.

„Mit ihr gemeinsam" — das war es, wonach sein Wunsch ging. Diesem Wunsche zu entsagen, war ihm unmöglich,

seine Absicht war somit nicht selbstlos — und das war das zweite der Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten.
Und noch ein drittes Hindernis war vorhanden: er sah es erst noch ganz im Nebel, erriet es erst halb und halb, doch schien es tatsächlich vorhanden zu sein und die Sachlage ganz besonders schwierig zu gestalten: es war der Umstand, daß schon irgend jemand ihm zuvorgekommen war, daß sie bereits einen andern dazu ausersehen hatte, ihr Schicksal zu erraten und „mit ihr gemeinsam" an der Erfüllung ihrer Lebensaufgabe zu arbeiten.
„Das ist das Fatalste an der Sache!" sagte er sich und zog den Schluß, daß es für ihn das Vernünftigste wäre, ohne erst lange Erklärungen, ohne erst die Bestätigung seiner Vermutung über das Vorhandensein dieses Mitbewerbers abzuwarten, auf ihre Freundschaft zu verzichten und sich aus dem Staube zu machen.
Wenn irgendein unschuldiger Junge vom Schlage Wikentjews sich etwas vormachen ließ, so wäre das wohl verzeihlich gewesen — ihm dagegen, dem welterfahrenen, herzenskundigen Lebemann, ziemte es zu wissen, daß alle diese verliebten Schwärmereien, Tränen und Zärtlichkeiten nichts weiter sind als die Blumen, hinter denen sich Satyr und Nymphe verstecken...
Er mußte wissen, daß all dieses Spiel und Getändel spurlos vorübergeht, wenn Satyr und Nymphe sich nicht in Mann und Frau verwandeln oder sonstwie auf Lebenszeit befreunden.
„Aber meine Nymphe will mich doch nun einmal nicht zu ihrem Satyr wählen," sagte er sich mit einem stillen Seufzer — „also ist's auch nichts mit der Hoffnung auf eine Verwandlung in Mann und Frau, auf Glück, auf einen

langen, gemeinsamen Lebensweg. Und was ihre Schönheit betrifft — nun, mit der werde ich mich schon abfinden, die soll mir nichts weiter anhaben ..."

In den Morgenstunden fühlte er sich immer ganz besonders frisch und kampfmutig: der Morgen verleiht Kräfte, bringt einen ganzen Schwall von Hoffnungen, Einfällen und guten Vorsätzen für den ganzen Tag. Man geht am Morgen entschlossener an die Arbeit, nimmt die Bürde des Lebens mutiger auf die Schultern.

Auch Raiski fühlte diese heilsame Wirkung der Morgenstunden: der Gedanke an Wjera quälte ihn um diese Zeit weniger als sonst. Der neue Tag brachte neue Gedanken, brachte Begegnungen mit den Hausgenossen, mit neuen Menschen, brachte den erfrischenden Gang durch die Fluren, die Zeitungen, die neuen Bücher, mahnte ihn an den Roman, an dem er schrieb — alles das verschaffte ihm Zerstreuung.

Gegen Abend laufen dann all die Fäden der Tageserlebnisse in einen Knoten zusammen, und mehr oder weniger bewußt zieht jeder die Summe des Erlebten. Wenn Raiski am Abend diese Tagesbilanz aufstellte, mußte er feststellen, daß von allen Gedanken, Wünschen, Empfindungen, Unterhaltungen und Eindrücken des Tages ihm nichts übrig blieb als einzig und allein — Wjera. Voll Ärger und Unwillen wälzte er sich auf seinem Lager und schlief schließlich mit dem einen Gedanken ein — um mit demselben Gedanken wieder zu erwachen.

„Ich bedarf der Tätigkeit, der Beschäftigung," sagte er sich, und da er keine wirkliche Tätigkeit hatte, warf er sich auf allerhand „Phantome": er fuhr mit der Großtante zur Heuernte, besichtigte die Haferfelder, machte lange Spaziergänge, begleitete Marfinka ins Dorf, studierte die Lage der

Bauern, machte Lustfahrten auf der Wolga oder Besuche in Koltschino bei Wikentjews Mutter, ging mit Mark auf den Fischfang oder die Jagd, stritt sich mit ihm herum und vertrieb sich die Zeit mit allerhand sonstiger Kurzweil.

„Ich muß mich beherrschen lernen, muß das Versprechen, das ich Wjera gegeben, erfüllen," dachte er und sah sie bisweilen drei, vier Tage lang nicht.

Sie ließ sich den Kaffee auf ihr Zimmer bringen, er war häufig zum Mittagessen nicht zu Hause, und so ging alles bestens vonstatten.

Auch sonst suchte er seine Gedanken auf alle mögliche Weise abzulenken. Er hatte eines Tages irgendwo in einem Fenster in der Vorstadt einen hübschen Frauenkopf bemerkt und sich vor der Unbekannten lächelnd verneigt. Sie hatte gleichfalls gelächelt und war dann verschwunden. Er brachte in Erfahrung, daß sie die Tochter irgendeines Aufsehers sei — was für eines Aufsehers, konnte er nicht herausbekommen, es gibt bei uns in Rußland gar zu viel Arten von Aufsehern. Jedenfalls aber konnte er feststellen, daß dieser Aufseher es mit der Beaufsichtigung seiner Tochter nicht genau nahm, denn wie er alsbald bemerkte, beglückte sie noch manchen andern, der an ihrem Fenster vorüberkam, mit ihrem holden Lächeln. Er warf ihr eine Kußhand zu, und sie verneigte sich dankend. Zwei- oder dreimal hielt er, wenn er vorüberschritt, an ihrem Fenster, begann ein Gespräch mit ihr und versicherte ihr, daß er sie sehr hübsch finde und bis über die Ohren in sie verliebt sei.

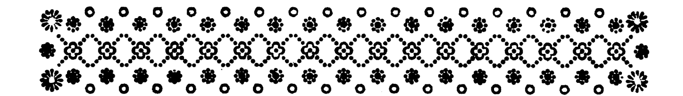
„Ach, Sie schwi-indeln ja!" versetzte sie, die Worte lang dehnend — „ich glaube Ihnen nicht! Ihr Männer seid alle schlecht!"

„Wirklich — alle?"

„Gewiß doch! Die Männer! Wie viele waren schon bei mir — ich kenne sie! Nein, mich werden Sie nicht betrügen! Machen Sie, daß Sie weiterkommen!"

Lange noch belustigte ihn diese durch Erfahrung erworbene Weisheit der braven Bürgerstochter...

Aus allen Kräften arbeitete er so an dem Werke der Selbstüberwindung, ohne sich die Frage vorzulegen, was eigentlich der treibende Grund seines Eifers war: ob die aufrichtige Absicht, Wjera in Ruhe zu lassen und seiner Wege zu gehen, oder das Bestreben, ihr ein „Opfer" zu bringen, ihr gegenüber „Großmut" zu üben. Um nun diesem Werke die Krone aufzusetzen, versprach er der Großtante, mit ihr zusammen in der Stadt Besuche zu machen, ja sogar unter den Gästen zu erscheinen, die sie am nächsten Sonntag „zu einer Pastete" besuchen wollten.



Zweites Kapitel

Am Sonntag traf Raiski in Tatjana Markownas Empfangszimmer eine große Gesellschaft. Alles glänzte und strahlte nur so. Von den karmesinroten Polstermöbeln waren die Überzüge weggenommen, der Fußboden war frisch gewachst, und die Familienporträts waren von Jakow mit einem feuchten Lappen gesäubert worden, daß sie nun noch einmal so ernst und streng dreinschauten als sonst.

Jakow trug einen schwarzen Frack und eine weiße Halsbinde, während Jegorka, Petruschka und der eben erst frisch vom Dorfe unter die Lakaien aufgenommene Stepka, der das Geradestehen noch nicht gelernt hatte, mit alten, entweder zu großen oder zu kleinen Livreeröcken ausstaffiert waren, von denen ein dumpfer Modergeruch ausging. Gegen Mittag waren im Saal und im Empfangszimmer Räucherkerzen angezündet worden, deren Duft an irgendeine süßliche Brühe erinnerte.

Tatjana Markowna saß im seidenen Kleide, die Haube im Nacken und den Schal um die Schultern, auf einem Diwan. Um sie herum hatten im Halbkreise die Gäste ihrem Range nach auf Sesseln Platz genommen.

Auf dem ersten Platze saß Nil Andrejewitsch Tytschkow, im Frack, mit dem Ordensstern, ein würdevoller Greis mit zusammengewachsenen Augenbrauen, einem großen, verschwommenen Gesichte und einem Kinn, das tief in die Halsbinde hinabreichte. Er hatte eine sehr herablassende Art zu sprechen und war von einem tiefen Bewußtsein seiner Würde durchdrungen, das in jeder seiner Bewegungen zum Ausdruck kam.

Dann folgte als nächster im Range der bescheidene und höfliche Tit Nikonytsch, gleichfalls im Frack, allen zulächelnd und die Tante mit anbetungsvollem Blicke betrachtend; neben ihm der Geistliche im seidenen Kirchengewand, mit breitem, gesticktem Gürtel, dann ein paar Gerichtsräte, der Oberst der Garnison — ein dicker, kurzgeratener Herr mit rotem Gesicht und blutunterlaufenen Augen, die jeden Augenblick fürchten ließen, daß ihn ein Schlaganfall traf — weiterhin zwei, drei Damen aus der Stadt, ein paar flüsternd in der Ecke stehende junge Beamte und einige Freundinnen Marfinkas, schüchterne, noch nicht ausgewachsene junge Dinger, die sich vor lauter Verlegenheit immer wieder die Hände drückten und jeden Augenblick erröteten.

Endlich war da noch ein in der Nähe der Stadt begüterter Landedelmann mit seinen drei unerwachsenen Söhnen, der eigens nach der Stadt gekommen war, um Visiten abzustatten. Diese Söhne waren der Stolz und das Glück ihres Vaters; sie erinnerten an schlecht erzogene junge Hunde von großer Rasse, deren Köpfe und Pfoten schon ausgewachsen sind, während der übrige Körper noch in der Ausbildung begriffen ist, die Ohren weit vom Schädel abstehen und der Schwanz kaum seine halbe Länge erreicht hat. Sie springen überall täppisch herum, wissen nicht,

was sie mit ihren unförmlich langen Pfoten anfangen sollen, können Bekannte und Fremde nicht unterscheiden, bellen ihren Vater an und sind imstande, einen Bastwisch aufzufressen oder den eignen Bruder ins Ohr zu beißen, wenn es ihnen zufällig zwischen die Zähne kommt.
Der Vater rekommandierte diese hoffnungsvollen Sprößlinge, von denen der älteste vierzehn Jahre zählte, allen Anwesenden insgesamt und jedem einzelnen im besondern, gab seinen Hoffnungen für ihre Zukunft beredten Ausdruck, berichtete alle möglichen Einzelheiten über ihre Geburt und ihre Erziehung, schilderte ihre Fähigkeiten, ihren Witz und ihre Schelmenstreiche und bat, ihre Kenntnisse, namentlich ihre Fertigkeit im Französischen, zu prüfen.
Da sie noch nicht erwachsen waren, hatte man ihnen ihre Plätze in einer bescheidenen Ecke angewiesen. Dort saßen sie nun mit ihren jugendlichen, dummen Gesichtern und blickten mit halbgeöffnetem Munde auf die übrigen Gäste, jungen Raben vergleichbar, die, die gelben Schnäbel weit öffnend, im Neste sitzen und ewig gefüttert sein wollen.
Ihre langen Beine fanden unter den Stühlen keinen Platz, sondern reichten bis in die Mitte des Zimmers hinein, wo sie durcheinander gerieten und die übrigen Gäste am Gehen hinderten. Der Vater hatte ihnen ans Herz gelegt, hübsch leise zu sprechen, aber so redlich die armen Kerlchen sich auch abmühten: statt des anempfohlenen Flüsterns entrang sich der vierzehnjährigen Brust ein dröhnender Baß, und wenn der Vater ihnen sagte, sie sollten fein artig dasitzen und die Händchen hübsch am Leibe halten, so hinderte das nicht, daß diese Händchen, die sich bereits zu großen, knochigen Fäusten ausgewachsen hatten, die ganze Zeit über nicht wußten, wo sie bleiben sollten. Die armen Burschen hatten eine wahre Folter zu erdulden, und sie keuchten und

schwitzten förmlich, bis endlich Tatjana Markowna — teils aus Mitleid, teils weil sie im Zimmer zu viel Platz wegnahmen und „nach Stockfisch rochen" — ihnen gestattete, in den Garten zu gehen, wo sie sogleich im Vollgenuß der Freiheit und in froher Erwartung des Frühstücks wild umherzutoben begannen, daß die Ruten nur so von den Sträuchern flogen.

Raiski kam als letzter zu der Gesellschaft, nach der Pastete, als eben irgendeine süße Speise gereicht wurde. Er befand sich etwa in der Stimmung eines berühmten Schauspielers, der zum erstenmal auf einer Provinzbühne auftreten soll, nachdem allerhand Nachrichten und Gerüchte über ihn seinem Auftreten vorausgegangen sind. Alle verstummten plötzlich bei seinem Eintritt, hielten im Kauen inne und sahen ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an.

„Mein Großneffe, der Sohn meiner verstorbenen Nichte Sonitschka!" stellte Tatjana Markowna ihn vor, obschon alle Anwesenden ihn sehr gut kannten.

Der eine und andere der Gäste stand auf und verneigte sich; Nil Andreïtsch sah ihn nur herablassend an und erwartete offenbar, daß er zu ihm hinkommen würde, und die Damen nahmen eine gezierte Haltung an und schielten verstohlen nach dem Spiegel.

Die jungen Beamten in der Ecke, die ihr Frühstück stehend, mit dem Teller in der Hand, einnahmen, begannen auf ihren Plätzen hin und her zu trippeln; die Mädchen wurden über und über rot und hielten sich, wie im Augenblick einer großen Gefahr, gegenseitig krampfhaft fest; die vierzehnjährigen Jünglinge aber, die, dem Fortgang der Fütterung entgegensehend, ein wenig ruhiger geworden waren, streckten für einen Moment die langgeratenen Gliedmaßen von sich,

zogen sie gleich wieder an den Leib und ließen dabei ihre Mützen fallen.
Raiski machte eine leichte Verbeugung, die für die ganze Gesellschaft berechnet war, und setzte sich dann ohne weiteres neben die Großtante auf den Diwan. Eine allgemeine Bewegung entstand.
„Da, wie er sich hingepatzt hat!" flüsterte einer der jungen Beamten seinem Nachbar zu. „Und wie ihn Seine Exzellenz anguckt ...!"
„Da ist Nil Andreitsch," sagte die Großtante — „er wünscht dich schon lange kennen zu lernen ... Vergiß nicht, daß er Exzellenz ist!" fügte sie flüsternd hinzu.
„Wer ist denn die junge Dame dort?" fragte Raiski leise die Großtante. „Was für prächtige Zähne sie hat, und was für einen üppigen Busen ..."
„Pfui, schäme dich, Boris Pawlytsch! Du bringst mich in Verlegenheit!" flüsterte Tatjana Markowna. „Mein Neffe wollte längst Ihre Bekanntschaft machen, Nil Andreitsch..." wandte sie sich dann an diesen.
Raiski öffnete den Mund, um irgend etwas einzuwenden, doch Tatjana Markowna trat ihm auf den Fuß.
„Warum haben Sie mir altem Manne noch nicht das Vergnügen Ihres Besuches gemacht?" versetzte Nil Andreitsch gutmütig. „Ich freue mich immer, wenn brave Menschen mich besuchen. 's ist freilich langweilig, mit uns Alten zu verkehren, das junge Volk von heute liebt uns nicht, was? Sie sind wohl auch so einer von den Neuen, sagen Sie's nur offen!"
„Ich teile die Menschen nicht in alte und neue ein," sagte Raiski, während er sich ein Stück Pastete auf den Teller legte.
„So warte doch mit dem Essen, sprich erst mit ihm!" flüsterte die Großtante ihm zu.

„Ich kann doch sprechen und dabei essen," antwortete Raiski laut.

Die Großtante wurde verlegen und wandte sich ärgerlich von ihm ab.

„Stören Sie ihn nicht, Mütterchen," sagte Nil Andrejewitsch — „die Jugend soll ihr Recht haben! Wie beurteilen Sie also die Menschen, lieber Freund?" wandte er sich an Raiski. „Ich bin wirklich neugierig!"

„Ich beurteile sie nach dem Eindruck, den sie auf mich machen."

„Sehr lobenswert! Diese Aufrichtigkeit gefällt mir. Nun, welchen Eindruck mache ich beispielsweise auf Sie?"

„Vor Ihnen fürchte ich mich."

Nil Andrejewitsch lächelte zufrieden.

„Warum denn, wenn ich fragen darf? Sprechen Sie sich ganz offen aus!" sagte er.

„Warum ich mich vor Ihnen fürchte? Ja, sehen Sie..."

„Nenne ihn doch Exzellenz!" raunte die Großtante ihm zu, doch Raiski hörte nicht auf sie.

„Man sagt, daß Sie gern allen Leuten den Text lesen," versetzte er. „So sollen Sie einem jungen Manne gehörig den Kopf gewaschen haben, weil er nicht in der Sonntagsmesse war — die Großtante hat mir's erzählt..."

Tatjana Markowna war ganz außer sich. Sie nahm sogar ihre Haube ab und legte sie neben sich, so heiß war ihr plötzlich geworden.

„Was redest du da, Boris Pawlytsch? Warum ziehst du mich hinein?" fiel sie ihm ins Wort.

„Lassen Sie ihn nur, Mütterchen, mag er ruhig sprechen! Ganz recht, daß Sie es ihm gesagt haben, ich liebe es, wenn man von mir die Wahrheit spricht!" bemerkte Nil Andreitsch.

Doch die Großtante war nicht so leicht zu beruhigen, sie bedauerte es schon, die Gäste eingeladen zu haben.
„Das stimmt schon, daß ich den Leuten gern den Text lese — erinnerst du dich noch?" sagte Nil Andreitsch, nach der Richtung hingewandt, in der die jungen Beamten sich durcheinander drängten.
„Freilich erinnere ich mich, Exzellenz!" gab rasch der eine von ihnen zur Antwort, während er seinen Fuß vorstellte und die Hände auf den Rücken legte. „Ich hab' auch mal mein Teil abbekommen..."
„Hm — und wofür?"
„Weil ich mich zu bunt kleidete..."
„Ganz recht: eines Sonntags nach der Messe machte er bei mir einen Besuch, was ich ja sehr schön fand — aber statt des Fracks hatte er solch ein Röckchen angezogen, einen richtigen Lappen..."
„Wohl so, wie ich es trage?" fragte Raiski.
„Ja, beinahe so, und dazu gewürfelte Pantalons, und eine gestreifte Weste — der reine Hansnarr!"
„Und du — hast du auch mal was von mir zu hören bekommen?" wandte er sich an einen zweiten jungen Mann.
„Auch ich bekam meine Strafpredigt, Exzellenz," antwortete dieser, sich bescheiden verneigend und mit der Hand seinen Scheitel glättend.
„Warum hab' ich dich getadelt?"
„Wegen meines lieben Papas..."
„Sehr richtig — er ließ sich nämlich beikommen, über seinen eignen Vater herzuziehen. Der Alte hat einen kleinen Fehler, er trinkt. Und der Herr Sohn nimmt sich heraus, ihm, seinem Vater, deshalb Vorwürfe zu machen und ihm das Geld wegzunehmen! Da hab' ich mir ihn ganz gehörig gekauft! Na, und fragen Sie

die jungen Leute einmal, ob sie mir nicht dafür dankbar sind!?"

Die Beamten waren von dieser Belobigung ganz entzückt und beleckten sich danach förmlich die Lippen.

„Ich frage euch: hat's euch gut getan oder nicht? Da hört man immer solche Redensarten, wie zum Beispiel: ‚Das Alte taugt nichts, und die alten Kerle sind dumm, und es ist Zeit, ihnen den Mund zu stopfen‘," fuhr Tytschkow fort. „Wenn man diesen Herrchen den Willen ließe, würden sie uns am liebsten bei lebendigem Leibe begraben und sich selbst auf unsern Platz setzen — das ist der Zug der Zeit! Es gibt da ein französisches Sprichwort, wie heißt es doch gleich, Natalia Iwanowna?" wandte er sich an eine der Damen.

„Ôte-toi de là, pour que je m'y mette ..." sagte diese.

„Na ja — also: das ist's, was sie gern möchten, diese schlauen Leute in den kurzen Röckchen! Wie heißen doch diese Röckchen auf französisch, Natalia Iwanowna?" fragte er abermals die Dame, während er Raiskis Jackett musterte.

„Ich weiß es nicht," lautete die verschämte Antwort.

„O, du weißt es schon, Mütterchen," versetzte Nil Andreïtsch und drohte ihr schalkhaft mit dem Finger — „aber du willst es hier nicht so vor allen Leuten sagen, weil's nicht ganz anständig klingt. Nun, dafür lobe ich dich!" Und zu Raiski gewandt, fuhr er fort: „Sehen Sie also: wenn ich an einem jungen Menschen so was bemerke, wenn ich Redensarten höre, wie zum Beispiel: ‚Ich bin selbst schlau genug, ich brauche niemand um Rat zu fragen‘ — dann nehme ich mir den Betreffenden eben ganz gründlich vor und wasche ihm den Kopf, ob's ihm gefällt oder nicht!"

„Es führt auch zu nichts Gutem, dieses neue Wesen," bemerkte der Gutsbesitzer. „Da ist zum Beispiel der unga-

rische und der polnische Aufstand: was soll der? Das kommt alles von diesen neuen Grundsätzen!"

„Meinen Sie?" fragte Raiski.

„Ja, ich bin dieser Meinung — doch möchte ich gern hören, wie Sie darüber denken..." versetzte der Gutsbesitzer, während er näher an Raski heranrückte. „Unsereins sitzt sein Leben lang auf dem Dorfe und weiß nicht, was in der Welt vorgeht, um so mehr freut man sich, einmal einen gebildeten Menschen zu hören..."

Raiski machte ihm eine ironische Verbeugung.

„Da liest man in der Zeitung, wie gestern zum Beispiel, daß der König von Schweden die Stadt Christiania besucht hat — ja, aus welchem Grunde denn? Davon erfährt man nichts!"

„Interessiert Sie denn das so sehr?"

„Warum schreibt man erst in der Zeitung darüber, wenn der König keinen besonderen Grund hatte, Christiania zu besuchen..."

„Ist nicht vielleicht in der Stadt eine große Feuersbrunst gewesen? Steht davon nichts drin?" fragte Raiski.

Iwan Petrowitsch, der Gutsbesitzer, machte große Augen.

„Nein, von einer Feuersbrunst wurde nichts geschrieben, es stand da nur, daß Seine Majestät die Volksversammlung besucht haben."

Tit Nikonytsch und der eine der Gerichtsräte sahen einander lächelnd an, verhielten sich jedoch schweigend.

„Noch eins wollte ich fragen," begann der Gutsbesitzer von neuem. „Jetzt ist doch in Frankreich wieder ein Napoleon Kaiser geworden..."

„Ganz recht — und was weiter?"

„Na, der hat sich doch mit Gewalt des Kaiserthrones bemächtigt..."

„Wieso mit Gewalt? Man hat ihn doch zum Kaiser gewählt ..."

„Was waren das aber für Wahlen! Es heißt doch, man habe Soldaten geschickt, die die Wähler mit Gewalt heranschleppten, man habe die Stimmen gekauft ... Ich bitte Sie, was für Wahlen sind denn das: da lachen ja die Hühner!"

„Und wenn auch ein bißchen Gewalt dabei war — was soll man schließlich mit ihm machen?" fragte Raiski, den dieser Dorfpolitiker interessierte, neugierig.

„Wie können denn das die andern Fürsten dulden? Warum jagen sie ihn nicht mit Waffengewalt fort?"

„Versuch's doch mal!" fiel ihm Nil Andreïtsch ins Wort — „wie sollen sie denn das anfangen?"

„Sie sollen eine Armee aufstellen, aus jedem Staate ein paar Regimenter, und sollen gegen ihn ziehen, wie gegen den verstorbenen Bonaparte ... Damals bestand die Heilige Alliance ..."

„Sie sollten einen Feldzugsplan entwerfen," bemerkte Raiski — „vielleicht würde man ihn annehmen ..."

„Gott bewahre!" versetzte der Gast bescheiden. „Ich rede nur so, aus Wißbegierde ... Dann wollte ich Sie noch eins fragen ..." fuhr er, zu Raiski gewandt, fort.

„Warum gerade mich?"

„Nun, Sie haben doch in der Residenz gelebt, dort waren Sie sozusagen an der Quelle ... nicht so, wie wir hier auf dem Lande ... Ich wollte also fragen: die Türken haben doch von jeher die Christen unterdrückt, haben sie mit Feuer und Schwert ausgerottet, haben ihre Frauen ..."

„He, du, Iwan Petrowitsch, hüte deine Zunge, daß du nicht etwas Unpassendes sagst ...! Sieh nur, wie Nastassja Petrowna errötet ist ..." mischte sich Nil Andreïtsch ins Gespräch.

„Was reden Exzellenz nur wieder ...! Warum sollte ich denn erröten? Ich habe nicht einmal gehört, wovon gesprochen wurde ..." versetzte die eine der Damen in keckem Tone, während sie kokett ihren Schal zurecht zupfte.
„Kleine Schelmin!" sagte Nil Andreïtsch und drohte ihr mit dem Finger, worauf er sich an den Geistlichen wandte: „Hat sie sich nicht in der Beichte beklagt, Väterchen, daß ihr Mann ..."
„Ach, was reden Sie nur alles zusammen, Exzellenz!" unterbrach die Dame ihn hastig.
„Bah, schon gut, schon gut ...! Also, mein lieber Jwan Petrowitsch: was haben die Türken den Christenfrauen angetan? Was hast du darüber gelesen? Nastassja Petrowna möchte es gar zu gern wissen. Sieh dich nur vor, Nastassja Petrowna, daß du nicht schließlich selbst in die Türkei ausrückst!"
Jwan Petrowitsch hatte mit Ungeduld gewartet, daß Nil Andreïtsch endlich mit seinen Späßen aufhören möchte, und wandte sich nun wieder an Raiski, dem er seine Fragen jedesmal wie eine Pistole auf die Brust setzte.
„Ich wollte Sie also fragen, warum man eigentlich die Türken nicht zur Vernunft bringt ...?"
„Weil die Weiber auf seiten der Türken sind," fuhr Nil Andreïtsch fort zu scherzen. „Diese da zum Beispiel ist die erste ..."
Er zeigte nach derselben Dame, die er vorher bereits einer Anrede gewürdigt hatte.
„Ach, Tatjana Markowna ... warum haben Exzellenz es heute gerade auf mich abgesehen ...?"
Sie tat, als sei sie im höchsten Maße verlegen.
„Ich wollte Sie also fragen, warum eigentlich nicht alle Mächte sich aufraffen und gegen die Türken ziehen," wandte

sich Iwan Petrowitsch in seiner hartnäckigen Weise an Raiski — „warum sie zum Beispiel nicht das Grab des Heilands ihrer Gewalt entreißen?"

„Ich habe, offen gestanden, nicht tiefer darüber nachgedacht," sagte Raiski, „doch will ich der Sache jetzt meine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und wenn Sie mich darüber genauer informieren wollten, wäre ich nicht abgeneigt, mich an der Lösung der orientalischen Frage zu beteiligen ..."

„Ja, sagen Sie," fiel der Gast ihm lebhaft ins Wort — „Sie sagten soeben: ‚orientalische Frage', und ich lese das Wort so häufig in der Zeitung: was versteht man eigentlich unter dieser orientalischen Frage?"

„Das, was Sie soeben von den Türken sagten — weiter nichts ..."

„So, so ..." sagte der Gutsbesitzer nachdenklich. „Aber das ist doch eigentlich gar keine Frage!"

„Jetzt gibt es alle möglichen Fragen," bemerkte der vollblütige Oberst mit heiserer Stimme. „So habe ich neulich aus Petersburg von unserem Regimentsadjutanten einen Brief erhalten, in dem er schreibt, daß man sich jetzt sehr lebhaft mit der ‚Frage' der Uniformänderung in der Armee beschäftige ..."

Die Gäste schwiegen.

„Da ist zum Beispiel Irland!" begann Iwan Petrowitsch mit neuem Anlauf, nachdem er in der kurzen Redepause frische Kräfte gesammelt hatte. „Es heißt, es sei ein armes Land, die Einwohner hätten keine andere Nahrung als Kartoffeln, und auch die mißrieten nicht selten ..."

„Nun, also was?"

„Na, Irland ist doch unter der Botmäßigkeit Englands, und England ist doch ein reiches Land: solche Gutsbesitzer,

wie dort, gibt es sonst nirgends in der Welt. Warum nimmt man nun nicht aus England, sagen wir: die Hälfte allen Getreides und allen Viehes, um damit Irland zu unterstützen?"

„Was fällt dir ein, mein Lieber — du predigst ja den Aufstand!" rief Nil Andreïtsch plötzlich dazwischen.

„Was für einen Aufstand, Exzellenz?... Ich frage doch nur aus Wißbegierde!"

„Was würdest du sagen, wenn in Wjatka und Perm Hungersnot ausbräche und du die Hälfte deines Getreides dorthin abgeben solltest — hä?"

„Das ist doch ausgeschlossen! Bei uns liegen doch die Dinge ganz anders..."

„Wenn deine Bauern dich so hörten, was wäre die Folge?" fuhr Nil Andreïtsch in ernsthaftem Tone fort.

„Davor möge mich Gott bewahren!" sagte der Gutsbesitzer.

„Um des Himmels willen!" sprach auch Tatjana Markowna.

„Schon jetzt spitzen sie die Ohren, obgleich sie noch nichts weiter wissen," fuhr Nil Andreïtsch fort.

„Was denn? Was ist denn passiert?" fragte die Bereschkowa ganz erschrocken.

„Na, von der Aufhebung der Leibeigenschaft reden sie. Man hat dem Gouverneur gemeldet, daß auf Mamyschtschews Gute Unruhen ausgebrochen sind..."

„Gott beschütze uns!" riefen abermals sowohl der Gutsbesitzer wie Tatjana Markowna.

„Exzellenz haben vollkommen recht!" bemerkte der Gutsbesitzer. „Man soll's nur versuchen, ihnen die Freiheit zu geben — dann geht's gleich in die Schenke und zur Balalaika: trinken sich voll und trotten an einem vorüber, ohne auch nur die Mütze vom Kopfe zu ziehen."

„Die Sache geht übrigens gar nicht von den Bauern aus," versetzte Nil Andreitsch mit einem Seitenblick auf Raiski. „Das Übel ist vielmehr überall verbreitet, wie eine Epidemie. Zuerst hört solch ein Bürschchen auf, die Nachtmesse zu besuchen: das ist so langweilig, sagt er; dann findet er es überflüssig, dem Vorgesetzten am Feiertag seine Aufwartung zu machen, er sei kein Bedienter, sagt er; dann erscheint er in einem unpassenden Anzug zum Dienste und läßt sich den Bart wachsen" — wiederum folgte ein Seitenblick auf Raiski — „usw. usw., und schließlich erklärt er, wenn man ihn gewähren läßt, es gebe keinen Gott im Himmel, und es habe keinen Zweck zu beten!..."

Eine allgemeine Bewegung ging durch die Gesellschaft.

„Ja, ja, so ist's! Da hatte mein Gutsnachbar einen Hauslehrer, der kam sogar direkt vom Priesterseminar!" erzählte der Gutsbesitzer, zu dem Geistlichen gewandt. „Anfangs ging alles ganz still und friedlich zu: ganz im Flüsterton brachte er den älteren Kindern dies und jenes bei — bis eines Tages das eine Mädchen der Mutter sagte: ‚Es gibt keinen Gott, Nikita Sergjeitsch hat es von jemand gehört.' Man nahm ihn sogleich ins Gebet: was soll das heißen — es gibt keinen Gott? Der Vater der Kinder fuhr zum Bischof, es gab eine große Untersuchung im Seminar..."

„Ja, ich erinnere mich," sagte der Geistliche. „Man fand verbotene Bücher..."

„Nun, sehen Sie!"

„Sagen Sie doch, bitte," wandte sich Jwan Petrowitsch wieder an Raiski — „wie kommt es nur, daß die Völker sich empören?"

„Welche Völker?"

„Na, zum Beispiel die Indier! Das sind doch lauter heidnische Schufte, gar keine Christen: Lumpenpack, das nackt

herumläuft, und unverbesserliche Säufer! Und dabei soll das Land reich sein, die Ananasse wachsen dort so massenhaft wie bei uns die Gurken ... Was wollen sie noch mehr?"

Raiski schwieg. Das Gefühl der Langenweile begann über ihn zu kommen.

„Was für ein abscheuliches Laster ist sie doch in Wahrheit, diese vielgerühmte slawische Tugend der Gastfreiheit!" dachte er. „Was für Mißgeburten hat sich die gute Großtante hier auf den Hals geladen!"

Auch die übrigen schwiegen, das reichliche Frühstück hemmte ihre Sprechlust. Iwan Petrowitsch trug ganz allein die Kosten der Unterhaltung.

„Jetzt hat man den Chinesen den Amur weggenommen," begann er von neuem; „auch ein reiches Land! Wir werden jetzt unsern eigenen Tee haben, brauchen keinen mehr vom Ausland zu kaufen — das ist sehr angenehm und vorteilhaft! ..."

„Du kümmerst dich auch um alles mögliche, Iwan Petrowitsch!" sagte Tytschkow mit leichtem Tadel.

„Ich rede doch nur aus Wißbegierde, weil eben der Herr in der Residenz gelebt hat ... Neulich las ich auch in der Zeitung, daß der Papst ..."

In diesem Augenblick stürzte vom Saal her Paulina Karpowna geräuschvoll ins Zimmer, im Musselinkleide, mit weiten Ärmeln, die ihre vollen weißen Arme fast bis an die Schultern hinauf sehen ließen. Hinter ihr her schritt Michel, der Kadett.

„Eine entsetzliche Hitze! Bonjour, bonjour!" sagte sie, sich nach allen Seiten hin verneigend, und setzte sich neben Raiski auf den Diwan.

„Es wird uns hier etwas eng werden," meinte Raiski und nahm auf einem Stuhle nebenan Platz.

„Non, non, ne vous dérangez pas," sprach sie, während sie ihn festzuhalten suchte. „Wie langweilig!" fuhr sie dann flüsternd fort. „Sie haben das Haus voll Gäste, und ich möchte Sie so gern unter vier Augen sprechen!"
„Warum?" fragte er laut. „Haben Sie irgendein Anliegen?"
„Allerdings!" entgegnete sie, immer noch flüsternd, mit einem geheimnisvollen Lächeln.
„Was ist's denn?"
„Nun, das Porträt..."
„Das Porträt? Was für ein Porträt?"
„Mein Porträt! Sie haben doch versprochen, mich zu malen — wissen Sie das nicht mehr? Undankbarer!"
„Ah, Dalila Karpowna!" rief Nil Andreïtsch gedehnt — „seien Sie willkommen! Wie geht's Ihnen?"
„Ich danke," sagte sie trocken, ohne ihn anzusehen.
„Warum beglücken Sie mich nicht mit einem holden Blicke? Wenden Sie sich doch zu mir herum, lassen Sie mich Ihren Schwanenhals bewundern..."
In der Gruppe an der Tür ließ sich ein Lachen vernehmen, und auch die Damen lächelten.
„Der Grobian: er wird gleich irgendeine Gemeinheit vorbringen!" flüsterte Paulina Karpowna Raiski zu.
„Denk nicht gering von dem Alten, er könnte darauf verfallen, dir einen Heiratsantrag zu machen! Oder gefällt er dir nicht... ist er dir nicht mehr jung genug? Er kann dich zur Generalin machen!"
„Ich sehne mich nicht nach dieser Ehre..." entgegnete sie, ohne ihn anzusehen. „Bonjour, Natalia Iwanowna — wo haben Sie Ihr reizendes Hütchen gekauft: bei Madame Pichet?"
„Mein Mann hat es aus Moskau kommen lassen," sagte

Natalia Iwanowna mit einem schüchternen Blicke auf Raiski — „es sollte eine Überraschung sein ...“

„Sehr, sehr niedlich!“

„Aber so sehen Sie mich doch endlich an: ich habe wirklich die Absicht, mich um Ihre Hand zu bewerben!“ setzte Nil Andreïtsch ihr von neuem zu. „Ich brauche eine Frau im Hause, ein bescheidenes Frauchen, das nicht kokett ist, nicht verwöhnt, nicht putzsüchtig ... das keinen andern Mann ansieht als nur mich allein ... Nun, und in dieser Hinsicht stehen Sie doch in unserer Stadt als ein Muster da ...“

Paulina Karpowna tat, als höre sie ihn nicht; sie bewegte ihren Fächer hin und her und suchte Raiski in eine Unterhaltung zu ziehen.

„Sie geben doch allen unsern Müttern und Töchtern ein gutes Beispiel,“ fuhr Nil Andreïtsch unbarmherzig fort. — „Sie knien so fromm in der Kirche, verwenden keinen Blick von den Heiligenbildern, sehen sich nicht um, haben keine Augen für die jungen Leute ...“

Das Lachen an der Tür wurde lauter, und die Damen verzogen ihre Gesichter, um ihr Lächeln zu verbergen.

Tatjana Markowna suchte die Attacke des Alten von ihrem Gaste abzulenken.

„Essen Sie doch von der Pastete, Paulina Karpowna — ich werde Ihnen etwas auftun,“ sagte sie.

„Merci, merci, ich muß danken — ich habe soeben erst gefrühstückt!“

Auch das half nicht — Nil Andreïtsch erneuerte immer wieder den Angriff auf sein Opfer.

„Sie kleiden sich wie eine Nonne, Schultern und Arme hüllen Sie hübsch ein ... Überhaupt betragen Sie sich ganz so, wie es Ihrem ehrwürdigen Alter geziemt,“ sagte er.

„Warum setzen Sie mir denn heute so zu?“ sprach Paulina Karpowna — „est-il bête, grossier?“ fügte sie, zu Raiski gewandt, hinzu.

„Ja, ja, parlez-vous français ...“ unterbrach sie Tytschkow. „Ich will Sie heiraten, meine Gnädige, darum setze ich Ihnen so zu: wir beide passen doch prächtig zueinander!“

„Ich verzichte auf die Ehre, zu Ihnen zu passen!“ versetzte die Krizkaja, ohne ihn anzusehen.

„Gewiß passen Sie zu mir, erlauben Sie einmal: ich war noch Kollegienassessor, als Sie den verstorbenen Iwan Jegorytsch heirateten. Das sind jetzt ... wieviel Jahre sind's doch gleich?“

„Wie heiß es ist — on étouffe ici: allons au jardin! Reichen Sie mir die Mantille, Michel! ...“ wandte sie sich an den Kadetten.

In diesem Augenblick trat Wjera ins Zimmer.

Alle erhoben sich und umringten sie, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Raiski war aller dieser Menschen, zumal nach den letzten Szenen, bereits überdrüssig geworden und wollte sich schon entfernen, doch bei Wjeras Eintritt loderte plötzlich das Gefühl der „Freundschaft“ für sie so heftig in ihm auf, daß er wie festgenagelt auf seinem Stuhle sitzen blieb.

Wjera überschaute mit flüchtigem Blicke die Gesellschaft, wechselte mit dem einen und andern der Anwesenden ein paar Worte, drückte den jungen Mädchen, die ihr Kleid und ihre Frisur mit Aufmerksamkeit musterten, die Hand, lächelte den Damen mit gleichgültiger Freundlichkeit zu und nahm dann auf einem Stuhle neben dem Kamine Platz.

Die jungen Beamten zupften an ihren Röcken herum, Nil Andreitsch schmatzte wohlgefällig mit den Lippen, und die jungen Mädchen verwandten kein Auge von Wjera.

Marfinka kam gar nicht zum Sitzen: bald schenkte sie jemandem ein Glas Wein ein, bald bot sie Erfrischungen an oder bemühte sich, ihre Freundinnen zu unterhalten.

„Wjera Wassiljewna!“ begann Nil Andreïtsch — „nehmen Sie sich meiner an, mein schönes Kind!“

„Hat man Sie gekränkt?“

„Gewiß hat man das! Dalila ... oder vielmehr Pelageja Karpowna hat mich gekränkt ...“

„Impertinent!“ flüsterte die Krizkaja empört, erhob sich vom Platze und ging nach der Tür zu.

„Wohin, Paulina Karpowna? Wollen Sie denn gar nicht von der Pastete kosten? Marfinka, halt sie doch zurück! Paulina Karpowna!“ rief Tatjana Markowna.

„Nein, nein, Tatjana Markowna: ich bin immer gern zu Ihnen gekommen, und ich bin Ihnen so dankbar,“ sagte die Krizkaja bereits vom Saal aus — „doch mit diesem Grobian will ich nicht zusammen sein, weder bei Ihnen noch sonstwo ... Wenn mein Mann noch lebte, würde er es nicht gewagt haben ...“

„Seien Sie dem Alten nicht böse, er meint es nicht schlimm, er ist sonst ein so ehrenwerter Mensch ...“

„Nein, nein, lassen Sie mich, bitte — ich komme ein andermal, wenn er nicht da ist ...“

Tief gekränkt, mit Tränen in den Augen, fuhr sie davon. Die andern blieben in heiterer Stimmung zurück, und Nil Andreïtsch konnte aus ihrem Lachen mit Genugtuung den Schluß ziehen, daß man sein Verhalten billigte. Nur Raiski und Wjera lachten nicht. Einen so komischen Eindruck auch Paulina Karpowna auf Raiski machte, die groben Sitten dieser Leute und zumal der Ausfall des Alten empörten ihn. Er saß in düsterem Schweigen da und bewegte nervös die Fußspitze.

„Na, ist sie fort? Sie hat sich wohl beleidigt gefühlt?" begann Nil Andreitsch, als Tatjana Markowna, offenbar erregt über das Vorgefallene, zurückkam und sich wieder schweigend auf ihren Platz begab.

„Tut nichts, mag sie's herunterschlucken!" fuhr der Alte fort. „Was braucht sie hier halb nackt vor aller Welt herumzulaufen: hier ist doch keine Badeanstalt!"

Die Damen senkten die Augen, und die jungen Mädchen erröteten heftig und drückten sich gegenseitig die Hände.

„Was braucht sie in der Kirche sich nach allen Seiten umzusehen und die jungen Leute an sich zu ziehen?... Auch du, Iwan Iwanytsch, kamst ja kaum noch von ihr fort. Wie steht's denn: gehst du immer noch hin?" fragte er einen der jungen Leute in strengem Tone.

„Ich hab's längst aufgegeben, Exzellenz: es paßte mir nicht, ihr ewig Komplimente zu machen."

„So, so — du hast es aufgegeben! Was für ein schlechtes Beispiel ist das für unsere jungen Frauen und Mädchen! Sie ist längst über vierzig, und geht noch immer in Rosa gekleidet, mit lauter Bändchen und Schleifen... Wie soll man ihr da nicht den Text lesen? Sie sehen," wandte er sich an Raiski — „ich bin nur dem Laster furchtbar — und dabei sagten Sie, Sie fürchteten sich vor mir! Man muß Ihnen ja wahre Mordgeschichten von mir erzählt haben — wer war's denn, der mich Ihnen so schilderte?"

„Wer es war? Mark war es," sagte Raiski.

Eine allgemeine Bewegung entstand — einige der Anwesenden befiel sogar ein Zittern.

„Was für ein Mark?" fragte Tytschkow, die Brauen runzelnd.

„Mark Wolochow... der hier unter Polizeiaufsicht lebt."

„Dieser Räuber? Sind Sie denn mit ihm bekannt?"

„Wir sind Freunde."

„Freunde?" rief der Alte ganz verblüfft und ließ einen Pfiff hören. „Tatjana Markowna, was muß ich da vernehmen?"

„Glauben Sie ihm nicht, Nil Andreitsch: er weiß selbst nicht, was er spricht!..." versetzte die Großtante. „Wie kannst du den Menschen nur deinen Freund nennen?"

„Wie denn, Tantchen? Hat er nicht bei mir zu Abend gegessen und übernachtet? Haben Sie nicht selbst angeordnet, man solle ihm ein recht weiches Lager zurecht machen?..."

„Boris Pawlytsch, erbarme dich, schweig!" flüsterte die Großtante zornig.

Doch es war schon zu spät: Tytschkow sah Tatjana Markowna mit höchst entrüsteten Augen an. Die Damen betrachteten sie mit Mitleid, die Herren standen mit offenem Munde da, und die jungen Mädchen drängten sich ganz dicht zusammen.

Um Wjeras Kinn aber zuckte und zitterte ein Lächeln. Sie musterte mit sichtlichem Vergnügen die ganze Gesellschaft und warf Raiski einen freundschaftlich dankbaren Blick zu, als Entgelt für diesen Genuß, den er ihr ganz unverhofft bereitete. Marfinka versteckte sich, so gut es ging, hinter der Großtante.

„Was muß ich hören!" rief Nil Andreitsch mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. „Sie haben wirklich diesem Barrabas den Zutritt zu ihrem Hause gewährt?"

„Nicht ich habe es getan, Nil Andreitsch, sondern Borjuschka hat ihn zur Nachtzeit hierher mitgebracht. Ich wußte gar nicht, wen er in seinem Zimmer beherbergte."

„Sie treiben sich also zur Nachtzeit mit ihm herum?" wandte Tytschkow sich nun an Raiski. „Wissen Sie denn

auch, daß er ein höchst gefährlicher Mensch ist, ein Feind der Regierung, ein Abtrünniger, der von Kirche und Gesellschaft nichts wissen will?"
„Entsetzlich!" riefen einige der Damen.
„Und der hat Ihnen also meine Person geschildert?" fragte Nil Andreitsch.
„Allerdings ..."
„Er hat Ihnen wohl erzählt, ich sei ein wildes Tier, ein Ungeheuer, das die Menschen frißt? ..."
„Das nicht gerade — aber das sich aus irgendeinem Grunde herausnimmt, sie zu beleidigen."
„Und Sie haben ihm geglaubt?"
„Bis zum heutigen Tage nicht ..."
„Und heute?"
„Heute glaube ich's."
Staunen und Schreck bemächtigten sich der Anwesenden. Einige der Beamten schlichen sich leise nach dem Saal und horchten von dort her, was weiter geschehen würde.
„Ei, sieh doch!" sprach Tytschkow, verblüfft und hochfahrend zugleich, und zog die Brauen zusammen. „Und warum glauben Sie es?"
„Weil ich soeben selbst Zeuge war, wie Sie eine Frau beleidigt haben."
„Hören Sie, was er sagt, Tatjana Markowna?"
„Borjuschka! Boris Pawlytsch!" suchte die Großtante Raiski zu beschwichtigen.
„Diese alte Kokette, diese Verführerin, diese windige Person! ..." fuhr Nil Andreitsch heraus.
„Was geht sie Sie an? Wer gibt Ihnen ein Recht, sich zum Richter über fremde Schwächen aufzuwerfen?"
„Und woher nehmen Sie, junger Mann, das Recht, mir Vorhaltungen zu machen? Wissen Sie auch, daß ich fünf-

zig Jahre lang gedient habe und nicht ein einziger Minister mir auch nur die geringste Rüge erteilt hat?..."
„Woher ich das Recht dazu nehme? Daher, daß Sie in meinem Hause eine Frau beleidigt haben — ich wäre ja ein ganz erbärmlicher Wicht, wenn ich das zuließe! Sie scheinen das nicht zu begreifen — nun, um so schlimmer für Sie!"
„Wenn Sie in Ihrem Hause eine Frau empfangen, von der die ganze Stadt weiß, daß sie ein leichtfertiges, windiges Flittchen ist, daß sie sich für ihre Jahre viel zu jugendlich kleidet, daß sie ihre häuslichen Pflichten vernachlässigt..."
„Nun, was weiter?"
„Dann verdienen Sie, ebenso wie Tatjana Markowna, daß ich Ihnen beiden ganz gehörig den Text lese! Ja, ja, ich trug mich längst mit dieser Absicht, Mütterchen... Sie dulden es, daß diese Person hierher kommt..."
„Nun, ihre Leichtfertigkeit, ihr windiges Wesen, ihre Koketterie sind doch weiter keine großen Verbrechen," sagte Raiski — „von Ihnen dagegen weiß die ganze Stadt, daß Sie Bestechungsgelder genommen und sich damit ein Vermögen gemacht haben, daß Sie Ihre eigne Nichte ausgeplündert und ins Irrenhaus gebracht haben — und doch hat meine Großtante, habe auch ich Ihnen dieses Haus geöffnet, obwohl das was Sie auf dem Gewissen haben, weit schlimmer ist als ein bißchen Koketterie! Dafür sollten Sie uns einmal den Text lesen!"
Eine unbeschreibliche Szene des Schreckens spielte sich nun ab. Die Damen sprangen auf und drängten sich in dichtem Haufen nach dem Saale, ohne von der Gastgeberin Abschied zu nehmen, und hinter ihnen her flüchteten gleich jungen Lämmern die Mädchen. Alles brach auf. Die Groß-

tante gab Marfinka und Wjera einen Wink, sie möchten sich entfernen. Marfinka gehorchte, Wjera aber blieb.

Nil Andreitsch war ganz bleich geworden.

„Wer ... wer hat dir diese Gerüchte mitgeteilt? Sprich! Auch dieser Räuber, der Mark? Ich fahre sofort zum Gouverneur! Tatjana Markowna, entweder ist's aus mit unserer Bekanntschaft, oder dieser Bursche da“ — er wies auf Raiski — „darf nie mehr Ihr Haus betreten! Sonst sorge ich dafür, daß er sowohl wie das ganze Haus, und auch Sie selbst, innerhalb vierundzwanzig Stunden abgeführt werden, dahin, wo der Pfeffer wächst ...“

Tytschkow rang nach Atem und wußte in seinem Zorne selbst nicht, was er sprach.

„Wer ... wer hat ihm das gesagt? Ich will es wissen! Wer? ... Gesteh es!“ kam es röchelnd aus seiner Kehle.

Tatjana Markowna hatte sich plötzlich von ihrem Platze erhoben.

„Schwatz' keinen Unsinn, Nil Andreitsch! Sieh, wie dir das Blut ins Gesicht geschossen ist: ehe du dich versiehst, kriegst du vor lauter Bosheit einen Schlaganfall. Trink einen Schluck Wasser! Als ob's Gott weiß was für ein Geheimnis wäre, was er da gesagt hat! Nun denn, wenn du es durchaus wissen willst: ich hab's ihm erzählt! Und es ist die Wahrheit, was ich ihm erzählt habe!“ fügte sie hinzu. „Die ganze Stadt weiß es!“

„Wie dürfen Sie, Tatjana Markowna! ...“ brüllte Nil Andreitsch.

„Seit fünfundsechzig Jahren heiße ich so, ganz recht. Nun, und was darf ich oder darf ich nicht? Dir geschieht nur, was du verdient hast! Immer mußt du auf alle Welt losbelfern! Du hast in einem fremden Hause eine Frau beleidigt, hast dich nicht so benommen, wie es sich für

einen Edelmann schickt — wenn dir der Hausherr deshalb die Wahrheit sagt, so ist das nur in der Ordnung ..."

„Wie dürfen Sie es wagen, mir so zu begegnen!" brüllte Tytschkow von neuem.

Raiski war vorgestürzt, um sich auf Tytschkow zu werfen, doch die Großtante hielt ihn mit einer so gebieterischen Geste zurück, daß er wie versteinert stehen blieb und wartete, was nun weiter folgen würde.

Sie richtete sich plötzlich hoch empor, setzte ihre Haube auf, wickelte sich fester in den Schal und trat dicht an Nil Andreitsch heran. Voll Erstaunen blickte Raiski auf die Großtante. Sie war es, nicht Nil Andreitsch, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Sie war plötzlich zu so überlegener Größe emporgewachsen, daß er selbst sich ihr gegenüber klein vorkam.

„Wer bist du denn?" sagte sie — „ein ganz erbärmlicher Kanzlist, ein Parvenu! Und du wagst es, eine Frau von altem Adel anzuschreien? Du vergißt dich, mein Lieber — du mußt eine Lehre haben! Ich will sie dir ein für allemal erteilen, daß du daran denken sollst! Du hast vergessen, daß du einstmals, als junger Mann, wenn du meinem Vater die Akten vom Gericht brachtest, dich in meiner Gegenwart nicht einmal zu setzen wagtest und so manches Mal von mir ein Trinkgeld in die Hand gedrückt bekamst. Wenn du ein ehrlicher Mensch wärest, würde dir niemand solche Dinge vorhalten — aber du hast Geld zusammengestohlen, mein Neffe hat nur die reine Wahrheit gesagt! Und wenn man dich hier gelitten hat, so geschah es nur aus Schwäche, und darum solltest du schweigen und jetzt, kurz vor deinem Ende, Buße tun für dein schwarzes Sündenleben. Doch du kennst kein Maß, du platzt ja vor lauter Hochmut, und Hochmut ist ein Laster, das den Menschen

betrunken macht, daß er sich selbst vergißt. Wohlan, ernüchtere dich wieder, steh auf und verneige dich, vor dir steht Tatjana Markowna Bereschkowa!! Und hier steht mein Großneffe, Boris Pawlytsch Raiski, siehst du: hätte ich ihn nicht zurückgehalten, er hätte dich die Treppe hinuntergeworfen, aber ich will nicht, daß er sich die Hände an dir beschmutzt — um dich aus dem Hause zu befördern, dazu genügt ein Lakai! Ich habe jemanden, der für mich eintritt — geh, such' du dir erst einen Fürsprecher! Heda, Leute!" rief sie laut, klatschte in die Hände, reckte sich in ihrer ganzen Größe empor und sah mit blitzenden Augen um sich. Wie sie so dastand, glich sie Zug um Zug einer der vornehmen Frauen ihres Geschlechtes, deren Bildnis da mitten unter den übrigen Porträts an der Wand hing.
Tytschkow stand da und ließ die blöden Augen in die Runde gehen.
„Ich werde nach Petersburg schreiben ... die Stadt ist in Gefahr ..." sprach er hastig, mit dumpfer Stimme. Dann ging er, von ihren blitzenden Augen gefolgt, mit gebücktem Nacken zur Tür hinaus und wagte nicht einmal zurückzuschauen.
Er hatte das Haus verlassen. Tatjana Markowna stand noch eine ganze Weile hoch aufgerichtet, mit zornig blitzenden Augen da und zog in der Aufregung ihren Schal hin und her. Raiski war aus seinem Staunen erwacht und trat schüchtern auf sie zu — es war, als erkenne er sie nicht wieder, als sehe er in ihr nicht sein gutes, liebes Tantchen, sondern eine andere Frau, die er bisher nicht gekannt hatte.
„Wie konnten Sie von diesem Tölpel erwarten, daß er Ihre Größe erkennen und sich vor ihr beugen würde!" sagte er. „Nehmen Sie dafür meine Huldigung ent-

gegen — nicht als Tante vom Neffen, sondern als Frau vom Manne! Ich spreche Tatjana Markowna, der besten der Frauen, meine Bewunderung aus, und ich verneige mich vor ihrer Frauenwürde!"

Er küßte ihr die Hand.

„Ich nehme deine Anerkennung gern entgegen, Boris Pawlytsch, und ich betrachte sie als eine große Ehre. Nicht umsonst wird mir deine Anerkennung zuteil: ich habe sie verdient! Für dein tapferes Eintreten aber danke ich dir mit diesem Kusse, den ich dir nicht als deine Tante gebe, sondern als Frau..."

Sie küßte ihn auf die Wange. Und in demselben Augenblick fühlte er auch auf der andern Wange einen Kuß.

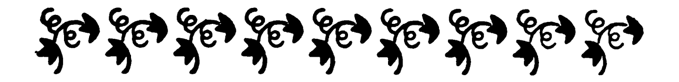
„Und das ist der Dank von einer andern Frau!" sprach leise Wjera, die ihn gleichfalls geküßt hatte und nun rasch aus dem Zimmer schlüpfte.

„Ach!" rief Raiski leidenschaftlich, während er die Hand nach ihr ausstreckte.

„Wir haben uns nicht verabredet," sagte Tatjana Markowna — „aber wir haben dich beide verstanden. Wir reden beide nur wenig miteinander, doch sind wir einander sehr ähnlich!" sagte Tatjana Markowna.

„Tantchen! Sie sind eine ganz ungewöhnliche Frau!" sagte Raiski und betrachtete sie voll Entzücken, als sähe er sie zum ersten Male.

„Und du bist ein ganz abscheulicher Mensch, doch dabei ein prächtiger Junge!" versetzte sie und klopfte ihn auf die Schulter. „Nun mußt du gleich zum Gouverneur fahren und ihm alles ganz haarklein so erzählen, wie es sich zutrug, bevor dieser Halunke ihn noch angelogen hat. Ich fahre inzwischen zu Paulina Karpowna, um ihr eine Entschuldigungsvisite zu machen."



Drittes Kapitel

Nil Andreitsch mußte beinahe aus dem Wagen gehoben werden, als er zu Hause ankam. Seine Haushälterin rieb ihm die Schläfen mit Essig, legte ihm ein Senfpflaster auf den Leib und schimpfte ganz gehörig über Tatjana Markowna.

Doch die Hausmittel erwiesen sich als zu schwach, um dem Alten seine Ruhe vollständig wiederzugeben. Er erwartete, daß am nächsten Tage der Gouverneur bei ihm erscheinen würde, um sich nach dem Hergang der Sache zu erkundigen und ihm sein Beileid auszudrücken. Er wollte ihm dann empfehlen, Raiski als einen unruhigen Menschen aus der Stadt zu verweisen und der Bereschkowa die schriftliche Versicherung abzunehmen, daß sie nie wieder Wolochow ihr Haus betreten lassen würde.

Doch es vergingen drei Tage, ohne daß der Gouverneur, oder der Vizegouverneur, oder auch nur einer der Räte sich bei ihm sehen ließ. Selbst mit einer Beschwerde vorzugehen, all die alten Geschichten aufzuwühlen — das hielt er aus irgendwelchen Gründen nicht für geraten.

Der frühere Gouverneur, der alte Pafnutjew, der so gefürchtet war, daß sich nicht einmal die Damen vor ihm bei

Tische niederzusetzen wagten, hätte die Schuldigen schon wegen der Respektsverletzung gegenüber einem Manne von Rang und Würden zur Rechenschaft gezogen. Der gegenwärtige Gouverneur jedoch verhielt sich in dieser Beziehung vollkommen gleichgültig. Er achtete nicht einmal darauf, wie seine Beamten sich kleideten, ging selbst in einem abgeschabten alten Rocke umher und war nur darauf bedacht, daß aus seinem Amtsbereich keine bösen Nachrichten nach Petersburg gelangten.

Nil Andreitsch Tytschkow hatte auch erwartet, daß irgendeiner seiner früheren Untergebenen, der jungen Beamten, sich bei ihm einfinden würde: er hätte dann vielleicht etwas aus dem feindlichen Lager erfahren können. Doch die jungen Herrchen ließen sich nicht sehen.

Er ließ sich schließlich dazu herab, wie von ungefähr, beim Spazierengehen, in zwei oder drei ihm bekannten Häusern vorzusprechen, doch wurde er nicht empfangen, und die Bedienten musterten ihn mit seltsam neugieriger Miene.

„Die Dinge stehen schlecht für mich," dachte er und blieb nun ganz zu Hause.

Am nächsten Sonntag schickte er nach dem Arzte, der auch beim Gouverneur und in Malinowka behandelte.

Der Doktor war sichtlich bemüht, ihm nicht ins Gesicht zu sehen, und wenn er es tat, so geschah es mit demselben Ausdruck der Neugier, der Nil Andreitsch auch bei den Lakaien aufgefallen war. Er hatte es eilig, und als Tytschkow ihn zum Frühstück einlud, sagte er, er sei bereits bei der Bereschkowa eingeladen, wo auch der Gouverneur und alle andern sein würden. Er habe gesehen, daß der Bischof sogleich nach dem Gottesdienste zu ihr hinfuhr, und er müsse zusehen, daß er sich nicht verspäte. Er empfahl sich, nachdem er Nil Andreitsch Ruhe und strenge Diät verordnet hatte.

„Alles geht verkehrt!“ sagte Tytschkow, stieß einen tief aus dem Innern kommenden Seufzer aus und ließ den Kopf hängen.

Er begriff, daß seine Autorität nun für immer untergraben, daß er der „letzte Mohikaner“, der letzte „General Tytschkow“ sei.

Auch die jungen Beamten, die noch ganz kürzlich sich die Lippen beleckt hatten, wenn Nil Andreïtsch ihnen ein Wort des Lobes spendete, waren plötzlich sehend geworden, hatten die in Raiskis tapferem Verhalten liegende „Wahrheit“ erkannt und schämten sich, daß sie so lange vor einem falschen Götzen auf den Knien gelegen hatten. Sie alle hatten Raiski ihre Visite gemacht.

Dieser hatte in einer kurzen Skizze die Erscheinung Tytschkows für den Plan seines Romans festgehalten — weshalb, wußte er eigentlich selbst nicht, da er sich nicht recht klar war, welche Rolle ein Nil Andreïtsch in seinem Werke spielen könnte.

„Er ist mir eben so unter die Feder gekommen, wie Openkin,“ sagte er sich, als er die letzte Zeile seiner Skizze niedergeschrieben hatte.

Drei Tage lang hatte Raiski ganz unter dem Banne des Ereignisses vom Sonntag gestanden. Er war ganz hin gewesen von Tatjana Markowna, der gutherzigen Tante, der gastfreien Hausfrau, die sich plötzlich in eine mutige Löwin verwandelt hatte.

Diese blitzenden Augen, diese stolze Haltung, der ehrliche, gerade, gesunde Sinn, der plötzlich, allen Vorurteilen und trägen Gewohnheiten zum Trotz, in ihr zum Durchbruch gekommen war, gingen ihm nicht aus dem Kopfe.

Er hatte seine Leinwand aufgespannt und ihre Gestalt in einer wohlgelungenen Skizze festgehalten, in der Absicht,

dann später sorgfältig das Ganze auszuarbeiten, ihre stolze Haltung, ihren Zorn, ihre überlegene Größe zum Ausdruck zu bringen und seinem Gemälde einen Platz unter den Familienporträts anzuweisen.

Die Liebe und Zuneigung, die er für sie empfand, war, wenn dies überhaupt möglich war, noch gewachsen. Auch sie sah ihn jetzt mit freundlicheren Augen an als früher, obschon sie es nicht verhehlen konnte, daß ihr „Ausfall", wie sie sich ausdrückte, sie doch innerlich noch beunruhigte und sie nicht wenig Mühe hatte, den „Widerspruch mit sich selbst", in dem sie sich nach Raiskis Worten befand, schweigend in sich auszugleichen. Da hatte sie nun einen Menschen vierzig Jahre lang respektiert, hatte ihn stets vor allen Leuten als einen ernsten, ehrenhaften Mann gerühmt, hatte sich vor seinem Urteil gefürchtet und andere damit geschreckt — und nun hatte sie plötzlich diesen selben Mann zum Hause hinausgeworfen! Sie bereute nicht, was sie getan, sie fand ihr Verhalten vollkommen gerechtfertigt, aber sie machte sich doch so ihre Gedanken darüber, daß sie vierzig Jahre lang freiwillig diese Lüge ertragen hatte, und daß ihr Großneffe im Handumdrehen das Richtige getroffen hatte...

Nie würde sie ihm sagen, daß er recht hatte — nein, niemals: dazu war er doch noch zu jung, wie leicht könnte er sich überheben! Doch konnte sie ihm ja ihre Anerkennung auf eine solche Weise zu erkennen geben, daß sie selbst dabei in kein Dilemma kam und er seinen Triumph nicht zu hoch anschlug.

Das war der Grund, weshalb sie jetzt für ihn so freundliche Blicke hatte und ihn im stillen höher einschätzte als früher.

Immer noch blieb ihr indes dieses unbehagliche Gefühl,

das nicht sowohl in dem Kampfe mit dem inneren Widerspruche seinen Grund hatte, als ganz einfach in der Tatsache, daß der Skandal in ihrem Hause passiert war, daß sie einem alten Manne, einem ehrenhaften ... oder nein: einem ernsthaften ... oder nein: einem ordengeschmückten alten Manne die Tür gewiesen hatte ...

Sie seufzte nun zwar über das, was geschehen, hatte jedoch nicht den Wunsch, es ungeschehen zu machen — wohl aber, es als etwas längst Vergangenes zu betrachten, es durch irgendein Wunder um zehn Jahre zurückliegend und gänzlich vergessen zu wissen.

Was nun Raiski betraf, so hatte Wjeras Kuß seine Seele in Aufruhr versetzt. Er war vor lauter Rührung den Tränen nahe gewesen und hatte von diesem Kuß neue, kühne Hoffnungen abgeleitet. Dieses schlichte Ereignis, diese unvorbereitete Szene, bei der er sich so ehrenhaft und wacker benommen, würden, so glaubte er, schließlich zu dem Ziele einer Annäherung an sie führen, die er bisher unter solchen Mühen und mit so geringem Erfolge angestrebt hatte.

Er befand sich jedoch im Irrtum — dieser Kuß führte durchaus keine Annäherung herbei. Er war nichts weiter als ein plötzliches Auflodern der Sympathie, die Wjera für sein Verhalten empfand, war ebenso unvorbereitet und spontan wie sein eigenes Eingreifen, ein Blitz, der aufzuckte und verschwand.

Wohl hatte sein tapferes Verhalten diesen Blitz der Sympathie hervorgerufen, aber sie hatte ja auch niemals an seinem Charakter gezweifelt, sie wollte nur nichts von jener engeren Freundschaft wissen, die er erstrebte, wollte ihm nur in ganz beschränktem Maße die Rechte des Freundes einräumen.

Er hatte sein Wort ihr gegenüber gehalten: er besuchte sie nicht mehr, sah sie nur bei Tisch und verfolgte sie nicht.
„Noch zwei, drei Gespräche mit ihr — und sie ist für mich abgetan, wie es die Bjelowodowa, wie es Marsinka schließlich war," sagte er sich. „Der Zauber wird, wie immer bei mir, seine Wirkung verlieren — und ich kann getrost abreisen."
„Jegor!" rief er — „hol' doch einmal meinen Reisekoffer vom Boden herunter! Sieh nach, ob Schloß und Riemen in Ordnung sind: ich bleibe nicht mehr lange hier."
Im Hause war es still, seit der Wette mit Mark waren bereits vierzehn Tage vergangen, und Boris Pawlytsch war noch immer nicht verliebt, beging noch immer keine Torheiten und Tollheiten. Tagsüber dachte er gar nicht mehr an Wjera, nur am Abend und Morgen erschien ihr Bild, als wenn er es riefe, vor seiner Seele.
Er suchte sich ihr gegenüber so zu geben, als ob er gar nicht mehr an sie denke, und das gelang ihm in der Tat. Gar zu gern hätte er in ihr auch die Erinnerung an sein früheres törichtes Benehmen getilgt.
„So weit wäre ich ja glücklich gekommen: ich schäme mich, daß ich mich habe hinreißen lassen — also ist der Sieg nicht mehr fern!" frohlockte er insgeheim, obschon er sich doch, nicht ohne strengen Selbstvorwurf, sagen mußte, daß ihm keine noch so geringe Einzelheit entging, die Wjera betraf, daß er, ohne hinzusehen, ihren Eintritt gleichsam fühlte, wenn sie ins Zimmer trat, daß er genau wußte, welche Miene sie machte, was sie jedesmal sagen würde, warum sie schwieg.
„Das alles ist doch nur Schein, nur Schein," sagte er sich, seine Empfindungen analysierend — „ein wirkliches Gefühl ist gar nicht vorhanden."

Er malte an dem Porträt Tatjana Markownas und schrieb an dem Entwurf zu seinem Romane, der sich immer mehr auswuchs. Er schilderte seine erste Begegnung mit Wjera und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte; als Beiwerk fügte er die Charakteristiken der sie umgebenden Personen, eine Schilderung der Wolgalandschaft, eine Beschreibung seines Landgutes hinzu und wurde nach und nach bei der Arbeit lebendig. Der Schein, das „Phantom" nahm allmählich greifbare Gestalt an. Das Geheimnis geistigen Schaffens ging seinem Verständnis auf.

Er war heiter und vergnügt, ging ein paarmal sogar mit Wjera wie mit der ersten besten, liebenswürdig plaudernden Dame spazieren und ließ ganz absichtslos, ohne irgendeinen besonderen Eindruck auf sie machen zu wollen, sein ganzes Raketenfeuer von Geist, Witz und Anekdoten vor ihr spielen. Er schwelgte in seinen Phantasien, erging sich in harmlosen Scherzen, entwickelte in tiefsinnigen Auseinandersetzungen seine Weltanschauung — mit einem Worte: er führte ein ruhiges, angenehmes Leben, ohne irgendeine Zumutung an sie zu stellen.

Mit Vergnügen stellte er fest, daß sie keine Furcht mehr vor ihm hatte, daß sie ihm vertraute, ihr Zimmer nicht mehr vor ihm verschloß, nicht mehr im Garten einer Begegnung mit ihm auszuweichen suchte, da sie ja nun wußte, daß er nach einer kurzen Begrüßung von selbst gehen würde; sie bat sich ohne große Umstände Bücher von ihm aus, ja sie holte sich sogar selbst welche bei ihm, und er gab sie ihr, ohne sie zurückzuhalten, ohne sich ihr als geistiger Mentor aufzudrängen. Er fragte sie auch nicht über das Gelesene aus, dagegen schilderte sie selbst ihm zuweilen die Eindrücke, die sie bei der Lektüre gewonnen. Sie saßen öfters nach dem Mittagessen zu zweien im Zimmer der

Großtante, und Wjera empfand durchaus keine Langeweile, wenn sie ihm zuhörte, ja sie lächelte sogar öfters über seine Scherze. Mitunter geschah es dann, daß sie plötzlich mitten im Gespräch, oder bevor noch eine Seite zu Ende gelesen war, sich erhob und unter irgendeinem unauffälligem Vorwand sich entfernte. Niemand wußte, wohin sie ging. Nach einer, nach zwei Stunden kehrte sie zurück, blieb auch wohl ganz weg — aber was sie auch tun mochte: Raiski fragte und forschte nicht nach.

Außer seiner Arbeit nahmen ihn auch einige Bekanntschaften in Anspruch, die er in der Stadt gemacht hatte. Er war öfters beim Gouverneur zu Tisch und hatte auch mit Marfinka und Wjera zusammen ein Sommerfest bei dem Branntweinpächter mitgemacht, doch hatte dessen Tochter, zum großen Leidwesen Tatjana Markownas, keinen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und als die Großtante ihn hierüber ausfragte, meinte er trocken, sie sei „ein Mädchen wie viele andere".

Wjera war ihm gegenüber von einem unerschütterlichen Gleichmut: das war eine Tatsache, über die er sich nicht mehr täuschen konnte, der er sich notwendig beugen mußte. Obschon er in ihrem Vertrauen und ihrer Freundschaft Fortschritte machte, blieb diese Freundschaft doch noch immer sozusagen negativ, und ihr Vertrauen bestand lediglich darin, daß sie von seiner Seite kein unanständiges Spionieren mehr befürchtete. Ein Lächeln zitterte um ihr Kinn, als er sich mit einem Tollhäusler verglich, den man als geheilt entlassen, den man wieder allein zu lassen wagt, in dessen Zimmer man wieder die Fenster öffnet, dem man bei Tisch Messer und Gabel gibt und sogar gestattet, sich selbst zu rasieren — dessen Tobsuchtsanfälle jedoch noch in aller Gedächtnis sind, so daß niemand die Garantie dafür

übernehmen mag, daß er nicht eines schönen Tages doch noch aus dem Fenster springt oder sich die Kehle durchschneidet.

Ihre Freundschaft war noch nicht so weit gediehen, daß sie ihn, als den Älteren, Erfahreneren, in irgendwelchen Dingen um Rat gefragt oder ihm anvertraut hätte, wofür oder für wen sie sich interessierte. Noch weniger natürlich gab sie ihm ihre Geheimnisse preis.

Der einzige Wunsch, den sie ihm gegenüber kategorisch zum Ausdruck gebracht hatte, war, daß sie in ihrer Freiheit auf keine Weise beschränkt zu sein wünsche, daß sie sich selbst überlassen bleiben wolle, daß man sie überhaupt nicht bemerken und von ihrer Existenz keine Notiz nehmen solle.

„Nun, diese Bedingungen wären ja erfüllt — was soll aber jetzt werden?" sprach er bei sich selbst. „Ist damit alles abgetan? Ich muß doch zusehen, ob ich nicht weiter gelange — mit aller Vorsicht natürlich ..."

Er setzte es durch, daß sie ihn nicht mehr Cousin, sondern „Bruder" nannte, zu dem traulichen „Du" jedoch wollte sie sich nicht verstehen: sie meinte, daß dieses Wort schon an sich zu mancher Vertraulichkeit Anlaß gebe, die der einen oder andern Seite doch unerwünscht sein könnte und den Schein einer Freundschaft erzeuge, die vielleicht nicht auf beiden Seiten vorhanden sei.

„Nun, bist du mit mir zufrieden?" sagte er einmal nach dem Tee zu ihr, als sie allein geblieben waren.

„In welcher Hinsicht?" fragte sie, ihn neugierig ansehend.

„Wie kannst du nur so fragen — in welcher Hinsicht!" wiederholte er erstaunt. „Mit der Wandlung, die ich in mir vollzogen habe?"

„Mit welcher Wandlung?"

„Aber ich bitte dich: ich habe an mir gearbeitet, habe alle meine Ansichten und Wünsche ganz dir angepaßt, habe geschwiegen, dich nicht bemerkt — welche Mühe hat mich das gekostet! Und sie hat von alledem nichts gemerkt! Ich lege mir alle diese Prüfungen auf, und sie ... das also ist mein Lohn!"

„Ich denke, Sie haben das alles schon vergessen?" sagte sie gleichgültig.

„Hast du es denn schon vergessen?"

„Ja — und das ist eben Ihr Lohn ..."

Er sah sie verwundert an.

„Ein schöner Lohn: sie hat alles vergessen!"

„Allerdings — ich habe vergessen, wie lästig Sie mir fielen, und ich finde, daß Sie sich jetzt so benehmen, wie Sie sich von Anfang an hätten benehmen sollen."

„Weiter nichts?"

„Was verlangen Sie denn noch mehr?"

„Und unsere Freundschaft?"

„Das ist doch Freundschaft! Ich bin mit Ihnen sehr intim befreundet ..."

„Das habe ich verkehrt angefangen," sagte er sich im stillen und tadelte sich sebst darum, daß er sich von Wjera gleichsam ein Trinkgeld für sein Wohlverhalten erbitte.

„Eine schöne Freundschaft: ich höre nicht das Geringste von dir, nichts erzählst du mir, nichts vertraust du mir an — ganz wie eine Fremde bist du ..." versetzte er.

„Ich vertraue keinem Menschen etwas an: weder Tantchen noch Marfinka ..."

„Das ist allerdings richtig. Doch Tantchen und Marfinka sind wohl zwei recht liebe, gute Seelen, zwischen ihnen und dir aber gähnt ein ganzer Abgrund ... während zwischen dir und mir recht viel Gemeinsames besteht ..."

„Ach ja, ich habe ganz vergessen, daß ich nach Ihrer Meinung ‚weise‘ bin,“ sagte sie mit leichtem Spott.
„Du bist geistig rege, bist klug, und wenn dein Herz noch nicht seine Sprache gefunden hat, so bebt es doch schon voll Erwartung ... Ich sehe das ...“
„Was sehen Sie?“
„Daß du dich versteckst und irgendetwas verbirgst ... Gott mag wissen, was!“
„So mag doch Gott allein um mein Geheimnis wissen!“
„Du bist ein Charakter, Wjera!“
„Ist das ein Fehler?“
„Im Gegenteil: es ist ein großer Vorzug — vorausgesetzt, daß der Charakter echt und nicht bloß vorgespiegelt ist.“
Sie zuckte die Achseln, als halte sie eine Antwort für überflüssig.
„Fühlst du wirklich nicht das Bedürfnis, dich irgend jemandem anzuvertrauen, deine Gedanken mit ihm zu teilen? Möchtest du nicht zuweilen das, was dir im Leben dunkel und rätselhaft ist, mit Hilfe fremden Verstandes, fremder Erfahrung aufgeklärt sehen? Es gibt doch so vielerlei, was für dich neu ist ...“
„Nein, Bruder, bisher verspüre ich nichts von diesem Bedürfnis. Falls es sich einstellen sollte, werde ich mich vielleicht an Sie wenden ...“
„Vergiß nicht, Wjera, daß du einen Bruder, einen Freund besitzst, der bereit ist, alles für dich zu tun und selbst Opfer zu bringen ...“
„Warum wollen Sie denn Opfer bringen?“
„Darum, weil du so ...“ — ‚schön bist‘, hatte er fortfahren wollen, doch ein strenger Blick aus ihrem Auge schnitt ihm das Wort im Munde ab. „Darum, weil du so ... verständig, so originell bist ... und weil ich eben Opfer bringen will!“ schloß er den Satz.

„Und wenn ich Ihre Opfer nicht annehmen mag?"

„Nun, dann ist eben von Freundschaft zwischen uns keine Rede."

„Ist denn die Freundschaft ein so selbstsüchtiges Gefühl, und ist ein Freund nur danach zu beurteilen, ob er dies oder jenes für einen getan hat? Können zwei Menschen einander nicht auch ohne das gern haben, um des Charakters, des Geistes willen? Wenn ich jemanden liebte, würde ich es sogar um jeden Preis vermeiden, ihn mir oder mich ihm zu verpflichten..."

„Warum?"

„Ich habe den Grund schon einmal genannt: weil ich mir die Freundschaft nicht verderben will. Es würde dann keine Gleichberechtigung mehr vorhanden sein, die beiden Freunde würden nicht durch das reine Gefühl, sondern durch Dienstleistungen miteinander verknüpft sein, und das würde ihr Verhältnis trüben; der eine würde höher, der andere niedriger stehen — wo bliebe da die Freiheit?"

„Du bist wirklich drollig, Wjera, mit deiner Freiheitsschwärmerei! Wer hat dir das nur eingeflüstert?... Das war sicherlich nur ein Dilettant der Freiheit! Nach dieser Theorie dürfte man ja niemanden mehr um eine Zigarre bitten, dürfte das Taschentuch nicht aufheben, das du fallen gelassen hast, ohne daß gleich ein Leibeigenschaftsverhältnis begründet würde! Merk' dir's: von der Freiheit zur Sklaverei ist nur ein Schritt, wie vom Erhabenen zum Lächerlichen. Wer hat dir nur diese Ideen beigebracht?"

„Niemand," sagte sie und erhob sich mit leichtem Gähnen von ihrem Platze.

„Es ist dir doch nicht unangenehm, was ich da sage, Wjera?" fragte er hastig. „Glaube nicht etwa, daß ich dich ausforschen, dich verhören will, leg' nicht gleich jedes Wort auf

die Goldwage! Ich wollte nur ein wenig mit dir plaudern ..."

„Ich bin ‚weise' genug, Bruder, um schwarz und weiß unterscheiden zu können, und ich plaudere gern mit Ihnen. Kommen Sie doch heute Abend wieder zu mir, oder hierher in den Garten — wir wollen dann weiterplaudern, wenn es Sie nicht langweilt."

Er wäre am liebsten aufgesprungen vor Freude.

„Meine liebe Wjera!" sagte er.

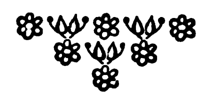
„Ich fürchte nur, daß es für Sie nicht sehr interessant ist, mit mir so zusammen zu sein: ich bin immer so schweigsam, Sie müssen die Kosten der Unterhaltung fast allein tragen ..."

„Nein, nein — bleib ganz so, wie du bist, sei, wie du sein willst ..."

„Wirklich? Darf ich wirklich so sein?"

„Lach' mich nicht aus, Wjera — ich scherze nicht, bei Gott! ..."

„Nun kommen Sie schon mit Beteuerungen, wie Wikentjew ... da muß ich Ihnen wohl glauben. Heute abend also, nicht wahr?"





Viertes Kapitel

Auch am Abend kam Raiski mit Wjera nicht weiter. Er redete, schwärmte, geriet in Glut, wenn er in ihre dunkelbraunen Samtaugen sah, doch die Glut erlosch im nächsten Augenblick wieder, weil diese Augen gar so gleichgültig dreinschauten.

Er sah vor sich ein herrliches Geschöpf, das alles in sich zu vereinigen schien, was ein köstliches Glück voll Lust, voll Qual gewährleisten konnte — aber dieses Glück war ihm verschlossen. Er hatte sich selbst des Rechtes begeben, seine Sehnsucht nach diesem Glück zu äußern und sie, die dort vor ihm saß, anders als mit den Augen eines Bruders anzuschauen. Sie mußte für ihn eine Fremde, eine Unbekannte bleiben.

Ja, das mußte nun schon so sein: er hatte sich selbst damit einverstanden erklärt. Er durfte keinen Versuch machen, sich Wjera zu nähern. Wäre hier nur, wie bei Marfinka, die naive Mädchenunschuld, die unbewußte, kindliche Unbefangenheit in Frage gekommen, dann wäre es ihm weit leichter gefallen zu entsagen.

Doch bei Wjera war von Unbewußtheit keine Rede: aus ihrem Wesen, ihrem Benehmen sprach vielmehr, wenn

nicht die Erfahrung — diese hielt er für ausgeschlossen — wenn nicht das Wissen, so doch ein deutliches Vorgefühl der Erfahrung und des Wissens. Nicht ihre Unschuld, sondern ihr Stolz war es, der seinen zudringlichen Blick und sein Bestreben, ihr zu gefallen, in die Schranken wies. Sie wußte jedenfalls schon, was der leidenschaftliche Blick, was diese der Schönheit dargebrachten Huldigungen zu bedeuten hatten, wußte, wohin alles das führt, wann das Liebeswerben eines Mannes für ein Mädchen beleidigend ist, und weshalb es das ist.

Sie ahnte oder erriet die Tragweite der Gefühle und Leidenschaften und der Kämpfe, die sie mit sich bringen. Sie sah die Entwicklung dieser Leidenschaften voraus, die Katastrophen, die sich aus ihnen ergeben konnten, und sie ermaß, wie tief solche Katastrophen in das Leben des Weibes eingreifen.

Diese spürende, vorzeitig erratende Wachsamkeit war sicherlich keine Frucht der Erfahrung. Eine gewisse Voraussicht, ein Vorgefühl, ein Ahnungsvermögen findet sich vielfach bei Menschen mit scharf beobachtendem Verstande, namentlich bei Frauen, oft ohne jede Erfahrung, der bei fein empfindenden Naturen der Instinkt gleichsam die Wege ebnet. Er gibt ihnen Winke, die den naiven Naturen unverständlich bleiben, die aber dem scharfen Auge der Begabteren, das beim Leuchten des aus den Wolken niederfahrenden Blitzes momentan das Bild der Landschaft erfaßt, alles oder vieles sagen, was für das Verständnis der zukünftigen Erfahrung von Wert ist.

Und Wjera hatte dieses rasch erfassende Auge: sie brauchte in der Kirche oder auf der Straße nur einen Blick auf die Menge zu werfen, und sie fand sogleich den heraus, den sie gerade suchte. Ein rascher Blick auf die Wolga

zeigte ihr alles, was das Bild belebte: das Schiff in der Ferne, das Boot am andern Ufer, die weidenden Pferde auf der Insel, die Flößer auf der Barke, die Möwe in der Luft und den Rauch, der drüben im fernen Dörfchen aus dem Schornstein aufstieg. Und so rasch und sicher wie ihr Auge schien auch ihr Verstand alles zu erfassen.

Gewiß wußte Wjera nicht alles, was sich auf das Spiel und den Kampf der Leidenschaften bezog, doch begriff sie, wie sich aus allem ergab, sehr wohl, daß im Herzensleben des Menschen sich eine ganze Welt von Freuden und Schmerzen birgt, daß Klugheit, Eitelkeit, Zärtlichkeit in diesem Wirbel eine wichtige Rolle spielen und die Seele des Menschen von Grund auf zerwühlen. Ihr lebhafter Instinkt eilte hier der Erfahrung offenbar weit voraus.

Das waren die „Themen", über die Raiski gern mit Wjera gesprochen hätte — gar zu gern hätte er gewußt, woher ihr diese scheinbare Bekanntschaft mit der Welt der seelischen Erregungen kam, warum sie ihn als Verehrer so bewußt, so stolz und trotzig ablehnte.

Aber sie tat, als bemerke sie seine Bemühungen, ihr Geheimnis zu erraten, überhaupt nicht. Wenn er eine Anspielung machte, so schwieg sie, und wenn sie bei ihrer gemeinsamen Lektüre an eine Stelle kamen, die von diesen Fragen handelte, hörte sie ganz gleichgültig zu, so nachdrücklich auch Raiski durch Betonung und Stimmfall auf die Stelle hinwies.

Diese immer wieder erneuerte Bemühung, hinter Wjeras Geheimnis zu kommen und sie zum „Leben" zu bekehren — eine Bemühung, die nach seiner Meinung durchaus nichts mit Liebe zu tun hatte — versetzte seine Nerven in einen Zustand starker Gereiztheit und machte ihn boshaft und bitter. Seine heitere Stimmung verschwand wieder,

die Arbeit fiel ihm lästig, und alle Zerstreuungen waren nicht imstande, seine Laune zu verbessern.

„Das ist schon kein Forschen und Studieren mehr, sondern eine Tortur!" dachte er an solchen düsteren Tagen und legte sich zaghaft die Frage vor, wohin eigentlich seine Taktik führen solle, und wie er überhaupt dazu komme, sie zu befolgen.

Wenn er zuweilen mit nüchternem Blicke Umschau hielt, empfand er ein Gefühl der Beschämung, daß er einem jungen Mädchen gegenüber, das sich über ihn lustig machte, ihn wie einen Schüler hofmeisterte und seine ehrliche Freundschaft mit kühlster Gleichgültigkeit vergalt, eine so klägliche Rolle spielte.

Er erwischte sich bald wieder dabei, wie er Wjera mit argwöhnischem Blicke musterte; zwei- oder dreimal hatte er Marina wieder gefragt, ob das gnädige Fräulein zu Hause sei, und als er einmal Wjera nicht in ihrem Zimmer antraf, hatte er wohl einen halben Tag am Rande der Schlucht gesessen und auf sie gewartet. Als sie noch immer nicht kam, ging er nochmals nach ihrem Zimmer: sie war längst zu Hause, und auf seine in möglichst gleichgültigem Tone hingeworfene Frage, wo sie gewesen, hatte sie noch gleichgültiger erwidert: „Ich war unten am Ufer, an der Wolga ...".

Schon wollte er ihr sagen, das sei nicht wahr, er habe wieder einmal auf Wache gestanden, doch hielt er an sich und maß sie nur mit einem erstaunten Blicke, der ihr nicht entging. Sie blieb vollkommen gleichgültig und hielt es nicht einmal für notwendig zu erklären, auf welchem Wege sie vom Ufer heimgekommen, und wie der scheinbare Widerspruch zu erklären sei.

Sie schien wirklich dort gewesen zu sein, oder doch sonst

einen größeren Weg gemacht zu haben, denn sie war ermüdet, hatte ihre Stiefeletten mit den Hausschuhen vertauscht, trug einen Morgenrock statt des Kleides und hatte ein wenig heiße Hände.

Er suchte sich zu ermannen und wieder Gewalt über sich zu gewinnen, um endlich zur Ruhe zu kommen. Er ritt wieder häufiger nach der Stadt, knüpfte Gespräche mit der Aufseherstochter an und konnte sich über ihre Antworten totlachen. Auch mit Marfinka gab er sich wieder mehr ab, suchte in ihr poetische Stimmungen hervorzurufen, probierte es bei ihr mit der Melancholie oder mit leidenschaftlicher Erregung — nicht, um dabei etwas für sich zu profitieren, sondern um einen „frischen, lebendigen Zug" in ihr Seelenleben zu bringen. Doch an ihrem klaren, reinen, stillen Naturell scheiterten alle seine Versuche. Zuweilen scheint es ihm, als habe er ihr Gemüt ein wenig in Wallung gebracht, sie pflichtet ihm bei und hört nachdenklich zu, wenn er ihr irgend etwas recht Kluges, recht Tiefsinniges vorträgt, doch fünf Minuten später hört er sie schon wieder oben in ihrem Stübchen singen:

„Du mein herziger Schatz,
„Ach, wie liebe ich dich . . ."

Oder sie sitzt vor ihrem Brett und zeichnet einen Blumenstrauß, eine Taubenfamilie, ein Porträt ihrer Katze, wenn sie nicht in irgendeiner Ecke eins ihrer Bücher „mit glücklichem Ausgange" liest oder mit dem zu Besuch anwesenden Wikentjew schwatzt und disputiert.

Noch eine Woche verging, und bald war der Monat herum, den Mark bei seinem törichten Wettvorschlage als Frist gesetzt hatte. Raiski fühlte sich noch immer frei von „Liebe". Nein, er hielt sich nicht für verliebt, seine Erregtheit war lediglich ein Ausfluß seiner Phantasie, seiner Neugier.

Es kam vor, daß er einige Tage hintereinander überhaupt nichts von Erregtheit verspürte, daß er Wjera mit denselben gleichgültigen Blicken ansah wie Marfinka. Die beiden Schwestern erschienen ihm dann wie zwei in den Ferien weilende reizende Institutsfräulein, die ihre besonderen Institutsgeheimnisse und Institutsideale, ihre naiven, zusammengelesenen und zusammengeträumten Theorien und Anschauungen hatten, die der Sturm der Wirklichkeit, die Erfahrung bald auf den Kopf stellen wird.
Wjera kam und ging, und er konnte ihr Tun und Treiben nun wieder beobachten, ohne jeden Augenblick zusammenzufahren, ohne sich zu erregen, ohne auf einen Blick, ein Wort von ihr zu lauern. Und eines Morgens, als er aufstand, fühlte er sich so sicher und fest, so gleichgültig und innerlich frei, daß er nicht nur auf die Erreichung irgendeiner Gunstbezeigung von seiten Wjeras, sondern auch auf ihre Freundschaft zu verzichten bereit war.
„Jetzt bin ich ganz kühl, ganz ruhig," sagte er sich — „jetzt kann ich ihr, laut unserer Abmachung, endlich sagen, daß die Probe bestanden ist, daß ich nun imstande bin, ihr Freund zu sein, wie jeder andere auch. Und jetzt kann ich auch ruhig abreisen. Nur mit diesem Barrabas möchte ich noch einmal zusammenkommen, um ihm die letzten Hosen vom Leibe zu ziehen: warum läßt er sich auch auf Wetten ein!"
Im Vorbeigehen sagte er zu Jegorka, er möchte den Koffer vom Boden holen und ihn zur Abreise bereit halten.
Er begab sich zu Leontij, um in Erfahrung zu bringen, wo sich Mark augenblicklich herumtreibe, und traf sie beide gerade beim Frühstück an.
„Wissen Sie," sagte Mark, während er ihn aufmerksam musterte — „Sie haben eigentlich alle Anlage zu einem

anständigen Kerl, nur etwas mehr Mut könnten Sie brauchen!"

„Mehr Mut — vielleicht, um jemanden in die Beine zu schießen, oder zur Nachtzeit in Wirtshäuser einzubrechen?" versetzte Raiski.

„Unsinn, was brauchen Sie in Wirtshäuser zu gehen — Sie haben ja bei Ihrem Tantchen daheim das schönste Wirtshaus! Nein — aber danken will ich Ihnen doch, daß Sie diesen alten Schuft, den Tytschkow, aus dem Hause geworfen haben. Sie sollen das gemeinsam besorgt haben, mit der Tante zusammen: das war brav von Ihnen!"

„Woher wissen Sie denn darum?"

„Die ganze Stadt spricht davon. Ausgezeichnet! Ich wollte schon zu Ihnen kommen, um Ihnen persönlich meine Anerkennung auszusprechen, doch da hörte ich, daß Sie sich mit dem Gouverneur zusammengetan haben, daß er Sie besucht, und daß Sie mitsamt der Tante vor ihm ‚schön' machen. Das ist nun gar nicht schön von Ihnen! Ich hatte schon gedacht, Sie hätten auch ihn nur kommen lassen, um ihn die Treppe hinunter zu werfen."

„Das wäre nach Ihrer Meinung wohl ein Beweis bürgerlichen Mutes gewesen?" sagte Raiski.

„Ich weiß nicht, was es gewesen wäre — doch will ich Ihnen durch ein Beispiel klarzumachen suchen, was ich etwa unter Mut verstehe. Seit einiger Zeit treibt sich der Polizeimeister etwas gar zu häufig hier vor unsern Gärten herum: es scheint, daß Seine Exzellenz sich ein wenig darüber beunruhigen, wie es mir geht, und womit ich mir die Zeit vertreibe. Na, mir soll's recht sein... Ich habe mir aber ein paar Bulldoggen angeschafft, die ich mir abrichte: noch keine acht Tage habe ich sie, und nicht eine

Katze läßt sich mehr in den Gärten sehen! ... Jetzt habe ich sie in einen finsteren Schuppen gesperrt, und sowie der Polizeimeister oder jemand von seinem Gefolge sich wieder hier zeigt, stürzen meine Lieblinge aus dem Hinterhalt los ..."

„Nun — ich bin gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden," unterbrach ihn Raiski. „Ich verreise ..."

„Sie verreisen?" fragte Mark ganz verblüfft.

„Ja. Warum?"

„Ich muß mit Ihnen noch über etwas reden ..." versetzte Mark leise, in ernstem Tone.

Raiski sah ihn seinerseits ganz erstaunt an.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" sagte er. „Brauchen Sie wieder Geld?"

„Auch das könnte ich gebrauchen — aber diesmal handelt es sich um etwas anderes. Ich kann jetzt nicht davon sprechen, ich komme zu Ihnen ..."

Er winkte mit dem Kopfe nach Koslows Frau hinüber, die in demselben Zimmer saß; offenbar wollte er in deren Gegenwart sein Anliegen nicht vorbringen.

Leontij war von seinem Sitz aufgefahren, als er hörte, daß Raiski abreisen wolle, während seine Frau ein böses Gesicht machte.

„Was fällt Ihnen ein?" flüsterte sie. „Glauben Sie wirklich, daß man Sie fortlassen wird? Sie sind mir nett: so denken Sie an Ihre Ulinka? Nicht ein einzigesmal waren Sie in Abwesenheit meines Mannes hier ..."

Sie ergriff seine Hand und hielt sie lange fest, während ihr Blick, halb traurig und halb lächelnd, auf ihm ruhte.

„Haben Sie das Geld mitgebracht?" fragte ihn plötzlich Mark — „die dreihundert Rubel, die ich in der Wette gewonnen habe?"

Raiski sah ihn ironisch an.
„Wo sind denn Ihre Hosen — wie?" sagte er.
„Nur her mit den dreihundert Rubeln, ich scherze nicht!"
„Wofür denn? Ich bin nicht verliebt, wie Sie sehen."
„Ich sehe im Gegenteil, daß Sie bis über die Ohren verliebt sind!"
„Woran sehen Sie das?"
„An Ihrem Gesichte..."
„Sie sind sehr im Irrtum: der Monat ist vorüber, was Sie prophezeiten, ist nicht eingetreten, und Ihre Hosen sind mein. Doch ich brauche sie nicht — ich schenke sie Ihnen als Zugabe zum Paletot."
„Du willst also wirklich... abreisen?" sagte Koslow schmerzlich bewegt. „Und die Bücher?"
„Was für Bücher?"
„Nun, deine Bücher — die hier in den Regalen stehen, wohlgeordnet, nach dem Katalog..."
„Ich habe sie dir doch geschenkt!"
„So laß endlich die Scherze — sag', was soll mit ihnen werden?"
„Lebt nun wohl, ich habe keine Zeit. Laß mich in Ruhe mit den Büchern, sonst verbrenne ich sie," sagte Raiski.
„Nun, Sie weiser Mann, der Sie am Gesichte erkennen, ob jemand verliebt ist oder nicht — leben Sie wohl! Ich weiß nicht, ob wir uns je wieder begegnen..."
„Rücken Sie erst mit dem Geld heraus — es ist nicht nobel, sich so um eine Schuld herumzudrücken," sagte Mark.
„Ich sehe Ihnen doch die Liebe an: sie ist wie die Masern, noch sieht man sie nicht, doch müssen sie jeden Augenblick herauskommen... Da, das Gesicht ist schon ganz rot! Wie dumm, daß ich einen Termin gesetzt habe! Durch meine eigne Schuld verliere ich nun dreihundert Rubel!"

„Leben Sie wohl!"

„Sie werden nicht abreisen", sagte Mark.

„Ich besuche dich noch einmal, Koslow... In der nächsten Woche reise ich ab", wandte sich Raiski an Leontij.

„Und ich sage: Sie werden nicht abreisen!" wiederholte Mark.

„Wie steht es denn mit deinem Roman?" fragte Leontij — „du wolltest ihn doch hier beenden!"

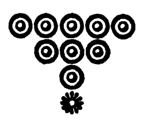
„Ich bin schon an den letzten Kapiteln — nur muß ich noch alles richtig ordnen. Das soll dann in Petersburg geschehen."

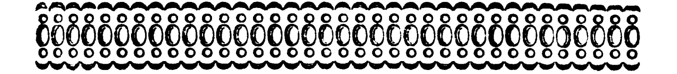
„Sie werden Ihren Roman nie zu Ende führen — weder den, den Sie selbst gern erleben möchten, noch den, den sie schreiben!" bemerkte Mark.

Raiski drehte sich lebhaft nach ihm um — er wollte irgend etwas sagen, doch wandte er sich unwillig ab und ging.

„Warum, glaubst du, wird er seinen Roman nicht beenden?" fragte Leontij seinen Gast.

„Wie sollte er!" antwortete Mark mit höhnischem Lachen — „er ist eben ein Pechvogel!"





Fünftes Kapitel

Raiski ging nach Hause, um so bald wie möglich eine Aussprache mit Wjera herbeizuführen, wenn auch nicht in dem Sinne, wie es zwischen ihnen abgemacht worden war. Der Sieg, den er über sich selbst errungen, war so sicher, daß er sich seiner früheren Schwäche schämte und sogar an Wjera ein klein wenig Revanche nehmen wollte — dafür, daß sie ihn in eine solche Situation gebracht hatte.

Er legte sich unterwegs wohl zehn verschiedene Fassungen dieser letzten Unterredung mit ihr zurecht. Seine Phantasie malte es ihm ganz deutlich aus, wie er vor ihr in einer ganz neuen, unerwarteten Gestalt erscheinen würde, kühn, voll überlegener Ironie, frei von allem törichten Hoffen, unempfindlich gegen ihre Schönheit — oh, wie wird sie staunen ... und vielleicht betrübt sein!

Er entschied sich endlich für eine Fassung dieser letzten Unterredung, die zwar in der Tonart durchaus freundschaftlich und rücksichtsvoll sein, dabei jedoch eines gönnerhaften Anstrichs nicht entbehren und vor allem einen zurückhaltenden, gleichgültigen Charakter tragen sollte. Er wollte ihr sogar, natürlich in angemessener, ihrem Ver-

ständnis angepaßter Form, eine Art Generalbeichte über alle seine Herzenserlebnisse ablegen, wollte dabei die Bjelowodowa besonders hoch erheben und im Lichte strahlender Schönheit und Frauenanmut erscheinen lassen, damit die arme Wjera sich neben ihr wie ein Aschenbrödel vorkäme — und dann wollte er ihr erklären, daß auch diese Schönheit sein Herz nur für kurze acht Tage in ihren Bann geschlagen habe.

Auch Marfinka sollte ihr Teil von seinem glühenden Lobeshymnus abbekommen, und zu guter Letzt wollte er dann flüchtig auch Wjera erwähnen und in herablassendem Tone ihre Reize anerkennen, die er nur zu rasch habe auf sich wirken lassen. Während so alle übrigen in den hellen Vordergrund traten, sollte Wjera möglichst im Schatten bleiben.

Er zitterte vor freudiger Erwartung, als er in seiner Phantasie sich das alles ausmalte — wie sie vor ihm stehen, wie die Erregung, das Bedauern in ihren Zügen zum Ausdruck kommen würde, Empfindungen, die er in ihrem Herzen hervorgerufen, deren sie sich vielleicht jetzt noch nicht völlig bewußt war, die aber dann, wenn er nicht mehr in ihrer Nähe weilte, ganz zum Durchbruch kommen mußten.

Er wollte diese Szene ganz so, wie er sie hier entworfen, als Schlußkapitel seinem Romane anfügen und dabei über seine Beziehungen zu Wjera einen geheimnisvollen Schleier breiten, der die Dinge halb im Dunkel ließe: er reist ab, von ihr unverstanden und ungewürdigt, voll Abscheu gegen alles, was Liebe heißt, und was unter diesem Namen die einfachen, natürlichen Beziehungen zweier Menschenkinder trübt und fälscht — während sie mit einem Gefühl der Reue zurückbleibt, noch nicht zwar die Liebe selbst im

Herzen, wohl aber eine Vorahnung zukünftiger Liebe, und die Trauer über einen Verlust, und eine dunkle Empfindung des Grams, der ihr Tränen hervorlockt und ihre Seele bedrückt — bis sie eines Tages irgendeinen Bezirksrichter heiratet... Vielleicht wird die Sache in Wirklichkeit nicht so verlaufen, aber der Roman ist eben nicht ganz identisch mit der Wirklichkeit, gewisse kleine Abweichungen gestattet eben die poetische Lizenz.

Sein Atem stockte förmlich vor Entzücken, wenn er sich vorstellte, wie effektvoll das alles, in der Wirklichkeit sowohl wie im Roman, sich ausnehmen werde.

Als er nach Hause kam, begegnete ihm zu allererst die Großtante, die bereits von Jegorka gehört hatte, daß der gnädige Herr den Koffer habe nachsehen lassen und für die nächste Woche seine Kleider und seine Wäsche in Ordnung gebracht haben wolle.

Die Neuigkeit hatte sich im Fluge durch das ganze Haus verbreitet. Alle hatten gesehen, wie Jegorka den Koffer nach dem Schuppen trug, um ihn dort von Staub und Spinnengeweben zu reinigen, und wie er unterwegs ihn der an ihm vorübergehenden Anjutka auf den Kopf stülpte, die vor lauter Schreck eine Kanne mit Sahne zu Boden fallen ließ, worauf Jegorka sich leise kichernd aus dem Staube machte.

Raiski machte ein ziemlich saures Gesicht, als die Großtante, die über die unerwartete Nachricht ganz verblüfft war, ihn mit Fragen zu bestürmen begann.

„Du willst abreisen, Borjuschka — was fällt dir ein?" sagte sie vorwurfsvoll. Aber Raiski machte sich so schnell wie möglich von ihr los und ging zu Wjera.

Ganz leise ging er die Treppe zum alten Hause hinauf — er brannte vor Ungeduld, in der neuen Gestalt vor ihr

zu erscheinen. Unbemerkt gelangte er in ihr Zimmer, schritt über den weichen Teppich und trat dicht hinter sie. Die Ellenbogen auf den Tisch stützend, saß sie da und war in die Lektüre eines Briefes vertieft. Es war ein Brief auf billigem blaßblauem Papier, und die Schriftzeilen liefen, wie er flüchtig bemerkte, ziemlich unregelmäßig durcheinander. Mit dunkelbraunem Siegellack war das Schreiben verschlossen gewesen.

„Wjera!" rief er leise.

Sie fuhr vor Schreck so jäh und heftig zusammen, daß auch er zu zittern begann. Im Augenblick hatte sie die Hand mit dem Briefe in die Tasche ihres Kleides versenkt.

Starr blickten sie beide eine ganze Weile aufeinander.

„Verzeih — du bist beschäftigt?" begann er, langsam zurückweichend, ohne sich indes zu entfernen.

Sie schwieg und erholte sich allmählich von ihrem Schreck, doch sah sie ihn immer noch an und stand so, wie sie sich vom Platze erhoben hatte, da, die Hand tief in der Tasche versenkt haltend.

„Ein Brief?" fragte er mit einem Blicke nach der Tasche.

Ihre Hand verschwand noch tiefer in dem Kleide. Ein jäher Verdacht stieg in ihm auf, und es fiel ihm ein, wie sie ihn auch neulich getäuscht habe, als sie sagte, sie sei an der Wolga gewesen, während sie offenbar nicht dort gewesen war.

„Was bedeutet das alles?" dachte er, und die helle Angst befiel ihn.

„Wohl ein sehr interessanter Brief, und ein wichtiges Geheimnis?" sagte er gezwungen lächelnd. „Du hast ihn so rasch weggesteckt..."

Sie setzte sich auf den Diwan, ohne ihren Blick von ihm

abzuwenden, doch schaute sie nun schon wieder mit der gewohnten Gleichgültigkeit drein.

„Nein," dachte er im stillen — „deine Gleichgültigkeit soll mich nun nicht mehr täuschen!"

„Zeig' mir doch den Brief..." sagte er in scherzendem Tone, doch mit einer Stimme, deren Klang seine Erregung deutlich verriet.

Sie sah ihn erstaunt an und hielt die Hand noch fester in der Tasche.

„Du willst ihn nicht zeigen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum wollen Sie ihn sehen?" fragte sie dann.

„Ich habe natürlich kein besonderes Interesse daran: was kümmern mich fremde Briefe? Aber du kannst mir jetzt beweisen, daß du Vertrauen zu mir hast, und daß du dich wirklich mit mir befreunden willst. Du siehst, ich bin vollkommen gleichgültig gegen dich. Ich war eben zu dir unterwegs, um mit dir zusammen über meine törichte Schwärmerei und deine übertriebene Ängstlichkeit zu lachen. So sieh mich doch an: komme ich dir nicht ganz anders vor als früher?..." Im stillen freilich mußte er sich sagen: „Hol's der Teufel, dieser Brief will mir nicht aus dem Kopfe!"

Sie sah ihn prüfend an, ob er auch wirklich so völlig gleichgültig sei, und sein Gesicht schien in der Tat seine Worte zu bestätigen, doch seine Stimme bettelte gleichsam um ein Almosen...

„Du willst mir den Brief nicht zeigen? Nun, wie du willst!" sagte er resigniert. „Ich gehe jetzt."

Er wandte sich der Tür zu.

„Warten Sie noch," sagte sie.

Dann suchte sie ein Weilchen in der Tasche, zog einen Brief heraus und reichte ihn Raiski hin.

Er besah das Schreiben von beiden Seiten und blickte nach der Unterschrift: „Pauline Kritzki“, las er.
„Das ist nicht der Brief von vorhin,“ sagte er, ihr das Schreiben zurückreichend.
„Haben Sie denn einen anderen Brief gesehen?“ fragte sie trocken.
Er scheute sich, zuzugeben, daß er ihn gesehen habe — sie sollte ihn nicht wieder des Spionierens beschuldigen.
„Nein,“ sagte er.
„Nun, dann lesen Sie doch!“
„Ma belle charmante„ divine Wjera Wassiljewna!“ — so begann der Brief — „ich bin entzückt, ich knie vor Ihrem herzigen, edlen, herrlichen Bruder! Er hat mich gerächt, ich triumphiere und vergieße Freudentränen. Er war groß, erhaben! Sagen Sie ihm, daß ich ihn als meinen Ritter betrachte für alle Zeiten, und daß ich ewig seine demütige Sklavin sein werde. Ach, wie ich ihn hochschätze!... Ich möchte meinen Gefühlen so gern Worte leihen... sie schweben mir auf der Zunge — aber ich wage nicht, sie auszusprechen... Doch warum soll ich es nicht wagen? Ja, ich liebe ihn — oder nein vielmehr, ich vergöttere ihn! Alle Männer sollten vor ihm in die Knie sinken!...“
Raiski gab ihr den Brief zurück.
„Bitte, lesen Sie nur weiter,“ sagte Wjera — „da steht auch noch eine Bitte an Sie.“
Raiski ließ einige Zeilen aus und las dann weiter.
„Ich bitte Sie, tragen Sie Ihrem Bruder mein Anliegen vor — er betet Sie an, nein, nein, bestreiten Sie es nicht: ich habe seine leidenschaftlichen Blicke bemerkt... O Gott, warum bin ich nicht an Ihrer Stelle? — Bitten Sie ihn also, herzallerliebste Wjera Wassiljewna, mein Porträt zu malen, er hat es mir versprochen. Es ist mir nicht so sehr

um das Bild zu tun — nein: mit ihm, mit dem Meister, will ich zusammen sein, will ihn sehen, mich an seinem Anblick erquicken, will mit ihm sprechen, mit ihm die gleiche Luft atmen! Ich fühle, ach, ich fühle ... Ma pauvre tête, je deviens folle! Je compte sur vous, ma belle et bonne amie, et j'attends la réponse ...“

„Was soll ich ihr antworten?“ fragte Wjera, als Raiski den Brief auf den Tisch gelegt hatte.

Er schwieg. Er hatte ihre Frage gar nicht gehört und dachte nur immer daran, von wem wohl der andere Brief sei, und warum sie ihn so ängstlich verstecke.

„Soll ich ihr schreiben, daß Sie einverstanden sind?“

„Gott bewahre — um nichts in der Welt!“ rief Raiski, aus seinem Brüten erwachend, unwillig aus.

„Ja — was machen wir dann? Sie will doch mit Ihnen dieselbe Luft atmen ...“

Um ihr Kinn zuckte ein heimlicher Spott.

„Der Teufel soll sie holen! Ich würde ersticken in dieser Luft ...“

„Und wenn ich Sie darum bäte?“ sagte sie mit ihrer tiefen, weichen Flüsterstimme, während sie ihn kokett ansah.

Sein Herz erbebte in jähem Hoffen.

„Du? Du bittest mich darum? Aus welchem Grunde?“

„Ich möchte ihr eine Freude machen ...“ sagte sie, verschwieg jedoch wohlweislich, daß es ihr vor allem darauf ankam, Raiskis Aufmerksamkeit wenigstens in etwas von ihrer eigenen Person abzulenken. Sie wußte, daß Paulina Karpowna ihn mit allen Mitteln festhalten und nicht so leicht wieder loslassen würde.

„Du würdest es als einen Beweis meiner Freundschaft ansehen, wenn ich deinen Wunsch erfüllte?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Aber es wäre doch ein Opfer, das ich dir da bringe?“
„Sie haben sich ja zu Opfern bereit erklärt: also ...“
„Du verlangst es?“ sagte er, näher auf sie zutretend.
„Nein, nein, ich verlange gar nichts!“ versetzte sie hastig, fast in Angst, und wich zurück.
„Siehst du: gleich beim ersten Opfer, das ich dir bringen will, erschrickst du! Wohlan — bring auch du mir zwei kleine Opfer, damit du nicht in meiner Schuld bleibst! Du bist ja der Meinung, wahre Freundschaft dürfe nicht verpflichten: ich akzeptiere deine Theorie! Tu, was ich verlange, und wir werden quitt sein.“
Sie sah ihn fragend an.
„Erstens: sei auch du bei den Sitzungen zugegen, sonst laufe ich gleich das erstemal fort. Bist du einverstanden?“
Halb wider Willen nickte sie mit dem Kopfe. Sie sah, daß ihre List mißlungen war, daß sie ihn auf diese Weise nicht los wurde und überdies bei ihm noch in eine moralische Schuld geriet. Doch konnte sie andererseits seinen Wunsch nicht ablehnen, um seinem Mißtrauen keine Nahrung zu geben.
„Und zweitens ...“ fuhr er stehenbleibend fort, während sie voll Spannung wartete — „zeig' mir den andern Brief ...“
„Welchen Brief?“
„Den du so rasch in die Tasche gesteckt hast ...“
„Ich habe keinen andern Brief.“
„Doch — ich sehe, wie die Tasche absteht ...“
Sie fuhr mit der Hand wieder in die Tasche.
„Sie sagten doch, Sie hätten keinen andern Brief gesehen: ich zeigte Ihnen doch schon einen Brief! Was wollen Sie noch mehr?“
„Diesen Brief hättest du nicht so ängstlich versteckt. Willst du mir den andern nicht zeigen?“

„Sie wollen durchaus auf Ihrem Schein bestehen," sagte sie vorwurfsvoll und begann in ihrer Tasche zu suchen, aus der sich in der Tat das Geräusch knisternden Papieres vernehmen ließ.
„Nun, laß nur — ich habe gescherzt! Denk nur um Gottes willen nicht wieder, daß ich den Despoten oder den Spion spielen wollte — es war alles nur Neugier, nichts weiter. Behalt ruhig deine Geheimnisse für dich!" sagte er und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.
„Ich habe gar keine Geheimnisse," antwortete sie trocken.
„Weißt du schon, daß ich bald abreise?" sagte er plötzlich.
„Ja, ich hörte es. Ist's wahr?"
„Warum zweifelst du daran?"
Sie schwieg und schlug die Augen nieder.
„Dir ist's recht, daß ich abreise?"
„Ja ..." antwortete sie leise.
„Warum?" fragte er düster und trat näher zu ihr hin.
Sie schwieg.
„Warum? ..." fragte er noch einmal.
Sie dachte ein Weilchen nach, dann begann sie wieder in ihrer Tasche zu suchen und zog einen zweiten Brief hervor. Sie überflog ihn rasch, nahm die Feder, strich sorgfältig einige Stellen aus, daß sie unleserlich wurden, und reichte ihm den Brief.
„Ich sagte es Ihnen schon, warum — aber weil Sie mich wieder danach fragen ... so lesen Sie dies da!" sagte sie und fuhr mit der Hand in ihre Tasche.
Er versenkte sich in die Lektüre des Briefes, während sie zum Fenster hinaussah.
Der Brief zeigte eine zierliche, feine Handschrift, die offenbar von einer Frau stammte.
Raiski las: „Ich bin Dir gegenüber in schwerer Schuld, meine liebe Nataschа ..."

„Wer ist diese Natascha?“ fragte er.

„Die Frau des Priesters, meine Pensionsfreundin ...“

„Ach, die Popenfrau? — Der Brief hier ist also von dir? Oh, wie interessant!“ sagte Raiski und rieb sich vor Vergnügen die Knie in Erwartung des Genusses, der ihm bevorstand. Voll Spannung begann er nochmals von Anfang an zu lesen:

„Ich bin Dir gegenüber in schwerer Schuld, meine liebe Natascha, weil ich Dir seit meiner Heimkehr noch nicht geschrieben habe. Wie gewöhnlich, ist auch diesmal meine Faulheit schuld gewesen, doch lagen auch noch andere Gründe vor, die Du sogleich erfahren sollst. Den hauptsächlichsten Grund weißt Du — es war ...“ — an dieser Stelle waren drei Worte ausgestrichen — „und das beunruhigte mich allen Ernstes. Doch darüber wollen wir ausführlicher sprechen, sobald wir uns wiedersehen.

„Ein anderer Grund ist die Ankunft unseres Verwandten Boris Pawlowitsch Raiski. Er wohnt jetzt hier bei uns, und zu meinem Unglück geht er fast gar nicht aus dem Hause, so daß ich in diesen letzten zwei Wochen nur immer darauf sinnen mußte, wie ich ihm entwischen könnte. Wieviel Verstand und Wissen, wieviel Geist und Talent, und nebenher auch Spektakel, oder Leben, wie er es nennt, ist mit ihm ins Haus gekommen! Alles hat er in Unruhe und Aufregung versetzt, von uns — der Großtante, Marfinka und mir — angefangen bis zu Marfinkas Geflügel. Vielleicht hätte auch ich mich früher von diesem Wirbel mit fortreißen lassen, doch jetzt ist mir das alles, wie Du Dir denken kannst, peinlich, ja unerträglich ...

„Er scheint, nachdem er jetzt seinem Gute einen Besuch abgestattet hat, nicht nur dieses Gut, sondern auch alles, was darauf lebt und webt, für sein Eigentum zu halten.

Auf Grund irgendeiner verwandtschaftlichen Beziehung, die kaum noch als solche zu bezeichnen ist, und auf Grund der Tatsache, daß er mich und Marfinka einmal als kleine Kinder gekannt hat, behandelt er uns jetzt wie Schulmädchen oder Pensionatsfräulein. Ich versteck' mich, versteck' mich, und kann es nur mit Mühe erreichen, daß er mich nicht auch noch im Schlafe belauert, nicht meine Träume, meine Gedanken und Hoffnungen kontrolliert.

„Ich bin fast krank geworden infolge dieser Nachstellungen, habe niemanden gesehen, an niemanden geschrieben, nicht einmal an Dich, und es war mir, als sitze ich in einem Gefängnis. Es ist, als spiele er mit mir — vielleicht, ohne es selbst zu wollen. Heute ist er kalt und gleichgültig, und morgen glänzen und glühen seine Augen, und ich fürchte mich vor ihm, wie man sich vor einem Wahnsinnigen fürchtet. Das Schlimmste aber ist, daß er selbst sich nicht kennt, und daß darum auf seine Entschließungen und Versprechen kein Verlaß ist: heute nimmt er sich das eine vor, und morgen tut er etwas ganz anderes.

„Er ist nervös, leicht erregbar und leidenschaftlich, wie er selbst, anscheinend mit Recht, es nennt. Er ist kein Schauspieler und verstellt sich nicht — dazu ist er zu klug und zu gebildet, und vor allem zu anständig. Er hat einmal solch ein ‚Naturell', wie er sich ausdrückt.

„Er ist eine Art Künstler: er zeichnet, schriftstellert, phantasiert ganz allerliebst auf dem Klavier, geht ganz in der Kunst auf, scheint aber im übrigen nicht viel mehr zu tun als wir übrigen Sterblichen und verbringt sein ganzes Leben, wie er sagt, im Dienste der Schönheit — auf unsere Weise ausgedrückt: er ist ein verliebter Racker, wie unsere Daschenka Sjemetschkina im Pensionat, weißt Du noch — die einmal sogar in einen spanischen Prinzen verliebt war,

dessen Bild sie im Kalender gesehen hatte, und vor deren Liebe kein Mensch, nicht einmal der Klavierstimmer Kisch, sicher war. Bei alledem aber ist er ein herzensguter, vornehm denkender Mensch, von großem Gerechtigkeitssinn, dabei heiter und freimütig, nur kommt das alles bei ihm immer in plötzlichen Ausbrüchen zum Vorschein, daß man nie weiß, woran man mit ihm ist.

„Jetzt wirbt er um meine Freundschaft, doch auch vor seiner Freundschaft ist mir angst — alles, alles, was von ihm ausgeht, erfüllt mich mit Bangen ...“ — an dieser Stelle waren drei ganze Zeilen ausgestrichen. „Ach, wenn er doch wieder abreisen wollte! Schrecklich, zu denken, daß er jemals ...“ wieder folgten ein paar durchgestrichene, unleserliche Worte.

„Ich brauche nur eins: Ruhe und wieder Ruhe! Auch der Arzt meint, meine Nerven seien angegriffen, ich müsse geschont, dürfe nicht gereizt werden, und zum Glück hat er das alles auch der Großtante klar zu machen verstanden, so daß man mich jetzt in Ruhe läßt. Ich möchte nicht aus dem Lebenskreise heraustreten, den ich um mich herum gezogen habe — ich habe mich so zu stellen gewußt, daß niemand jetzt diese Linie überschreitet, und darauf beruht nun meine Ruhe und all mein Glück.

„Sollte Raiski in irgendeiner Richtung über diese Grenze hinausgehen, dann bleibt mir nur eins übrig: ich muß von hier fort! Das ist freilich leicht gesagt: wohin sollte ich fliehen? Andererseits empfinde ich auch wieder Gewissensbisse: er ist so gut, so lieb zu mir, als seiner Schwester, er überschüttet uns förmlich mit seiner Liebenswürdigkeit, seinen Freundschaftsbeweisen, ja er will uns sogar diesen lieben Winkel hier schenken ... dieses Paradies, in dem ich mir bewußt geworden bin, daß ich lebe, daß ich geborgen

bin auf dieser Welt ... Es liegt mir schwer auf der Seele, daß er uns so viel unverdiente Güte zuteil werden läßt, daß er mir so viel Aufmerksamkeit widmet und in mir ein zärtliches Gefühl zu erwecken sucht, während ich ihm doch jede Hoffnung in dieser Hinsicht benommen habe. Ach, wenn er wüßte, wie vergeblich alle seine Anstrengungen sind!

„Nun sollst Du noch einiges hören über dieses ..."

An dieser Stelle brach der Brief ab. Raiski hatte ihn zu Ende gelesen — und starrte immer noch auf die Zeilen, als erwarte er noch etwas, als wolle er irgend etwas erraten, was zwischen den Zeilen stand. Von Wjera selbst sagte ihm der Brief so gut wie gar nichts — sie blieb im Schatten, nur auf ihn fiel alles Licht: ach, und welch ein grelles Licht!

Er sann und brütete noch eine ganze Weile über dem Briefe, den er von allen Seiten betrachtete. Dann erwachte er plötzlich wie aus einer Betäubung.

„Auch das ist nicht der richtige Brief: jener war auf blaßblauem Papier geschrieben!" sagte er schroff, sich zu Wjera umwendend — „und dieses Papier ist weiß ..."

Doch Wjera war nicht mehr im Zimmer.





Sechstes Kapitel

Als Raiski nach der Lektüre dieses Briefes seine Fassung wiedererlangt hatte, war sein erstes, daß er Wjeras Brief Wort für Wort abschrieb und ihn als Material zu ihrer Charakteristik seinem Romanentwurf einverleibte. Dann versank er von neuem in tiefes Brüten, nicht über das, was sie von ihm geschrieben hatte, denn er fühlte sich durchaus nicht verletzt durch ihr strenges Urteil, noch auch durch den Vergleich mit irgendeiner verliebten Daschenka — „was kann sie vom Wesen einer künstlerisch veranlagten Natur begreifen?“ sagte er sich.
Ihn interessierte nur die eine Tatsache, daß dieser Brief ihm Antwort gab auf die Frage, ob sie sich über seine Abreise freue. In dieser Hinsicht blieb ihm nun kaum ein Zweifel. Es focht ihn jetzt wenig an, ob seine Abreise ihr angenehm war oder nicht: um ihres Befindens willen dieses Opfer zu bringen, fiel ihm nun nicht mehr ein. Sobald erst der Wurm des Zweifels sich wieder in seiner Seele geregt hatte, gewann der grobe Egoismus von neuem Oberhand in ihm, sein Ich trat vor ihn hin und verlangte „Opfer“.
Von wem mochte nur jener dritte Brief sein? — diese Frage quälte ihn unaufhörlich. In Nachdenken versunken,

ging er den ganzen Tag umher, aß halb unbewußt zu Mittag, sprach weder mit der Großtante noch mit Marfinka, ließ die Gäste, die sich am Abend einfanden, sitzen, ohne ein Wort mit ihnen zu wechseln, und gab Jegorka Befehl, den Koffer wieder auf den Boden zu tragen und die Reisevorbereitungen abzubrechen.

Der Gedanke an den Brief stellte die Erscheinung Wjeras wieder ganz in den Vordergrund seines Interesses, sie nahm in seiner Vorstellung die Gestalt einer geheimnisvollen, in Schönheit prangenden bösen Zauberin an, und der Reiz ihrer Schönheit übte auf ihn eine um so quälendere Wirkung. Er bekam Eifersuchtsanfälle, ging der Reihe nach alle Gäste des Hauses durch, forschte sorgfältig bei Marfinka und der Großtante, mit wem sie im Briefwechsel ständen.

„Mit wem sollen wir im Briefwechsel stehen?" sagte die Großtante. „An mich schreibt kein Mensch, und Marfinka hat nur neulich vom Kaufmann einen Brief bekommen..."

„Das war doch kein Brief, Tantchen, sondern eine Rechnung über die Wolle und die Stickmuster, die ich neulich bei ihm gekauft habe!"

„Hat der Kaufmann nicht auch an Wjera geschrieben?" fragte Raiski.

„Gewiß — sie hat für die Frau des Geistlichen Ware bei ihm entnommen..."

„Gebraucht er vielleicht blaßblaue Briefbogen?"

„Ja, er schreibt immer auf blaßblauem Papier. Woher wissen Sie denn das?"

Er gab keine Antwort, doch war ihm, als fiele ihm eine schwere Last von der Brust.

„Warum hat sie dann aber den Brief versteckt?" ging's ihm sogleich wieder durch den Kopf, und abermals begannen ihn Zweifel und Sorge zu plagen.

„Ach, was geht es mich schließlich an, der Teufel mag sie holen! Ich bin doch nicht verliebt in diese kalte Statue!" dachte er, blieb mitten auf dem Gartenwege stehen und schaute wie betäubt mit den rollenden Augen um sich.
„Dort nistet sie, die Schlange!" dachte er und blickte voll Ingrimm nach ihrem Fenster, an dem der Wind den Vorhang hin und her bewegte.
„Ich will nur gehen, sonst glaubt sie am Ende, ich interessiere mich für sie... die Närrin!" brummte er halblaut vor sich hin, während seine Beine ihn schon nach der Freitreppe des alten Hauses trugen. Er hatte jedoch nicht den Mut, die Tür ihres Zimmers zu öffnen, und ging rasch nach seinem Zimmer, wo er, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, bis zum Abend verblieb.
„Was mache ich nun aus meinem Roman?" dachte er. „Ich hatte schon mein Schlußkapitel fertig, und nun ist alles wieder anders gekommen, und ich sehe kein Ende!" Er schleuderte die Hefte in die Zimmerecke.
Alles andere war wieder herausgeflogen aus seinem Kopfe: die Gäste der Großtante, Mark, Leontij, die ländliche Idylle, die ihn umgab — alles das existierte für ihn nicht. Nur Wjera stand ganz allein auf dem Piedestal, von hellem Sonnenschein beleuchtet, in marmorner Gleichgültigkeit erstrahlend, mit gebieterischer Handbewegung jede Annäherung abwehrend; und er schloß vor ihr die Augen, neigte den Kopf und sprach in Gedanken:
„Wjera, Wjera, verschone mich — sieh, wie mich deine böse, stechende Schönheit zugrunde richtet! Nie hat ein Weib mir so tiefe Wunden geschlagen..."
Zuweilen erschien sie ihm in seltsamem Halbdunkel, wie die leibhaftige Nacht, von Sternenglanz umleuchtet, mit bösem Lächeln, geheimnisvoll-zärtlich mit irgend jemandem

flüsternd, ihm selbst jedoch spöttisch drohend, wie ein Irrlicht verschwindend und kommend, bald zitternd und zaghaft, bald wieder kühn und verwegen.

In der Nacht fand er keinen Schlaf, und am Tage sprach er mit niemandem, aß nur wenig und magerte sogar etwas ab — und alles dies um solcher Kleinigkeiten willen, alles wegen der einen lächerlichen Frage: wer ihr jenen Brief geschrieben?

Wenn sie ihm wenigstens sagte: der und der war es, oder die und die, dann wäre alles gut, dann würde er sich beruhigen. Es war doch wirklich nichts weiter als eine unbändige, aufgestachelte Neugier, was ihn quälte. Befriedigte sie diese Neugier — dann war alle Qual, alle Unruhe vorüber. Das war das ganze Geheimnis.

„Ich muß es um jeden Preis erfahren, von wem dieser Brief ist," sagte er sich, „sonst verzehre ich mich im Fieber. Nur dieses eine will ich in Erfahrung bringen — dann habe ich meine Ruhe wieder und reise ab!"

Sogleich nach dem Tee begab er sich zu Wjera hinauf. Sie war nicht zu Hause — Marina sagte, das gnädige Fräulein habe den Hut aufgesetzt, die Mantille umgehängt, den Sonnenschirm genommen und sei fortgegangen.

„Wohin denn?"

„Gott mag's wissen," antwortete sie — „spazieren ist sie gegangen; weiß denn unsereins, wo die Herrschaften hingehen?"

„Sagt das Fräulein es denn nicht?"

„Niemals — und fragen darf man nicht, da gibt's gleich Schelte!"

Auch zum Mittagessen erschien Wjera nicht. Ein neuer Schreck befiel ihn.

„Wo ist Wjera?" fragte er die Großtante.

Sie runzelte die Stirn und gab keine Antwort. Da wandte er sich mit seiner Frage an Marfinka.

„Ich weiß nicht, wo sie ist, Bruder," versetzte diese. „Ich sah vorhin aus dem Fenster, daß sie nach dem Dorfe zuging."

„Wo ißt sie denn zu Mittag?"

„Sie bittet sich etwas Milch von den Bauern aus, oder sie ißt, wenn sie kommt, Marina bringt ihr dann irgend etwas."

„Lauter solche Einfälle — gar nicht wie andere Leute!" murmelte die Großtante vor sich hin. „Ganz so sonderbar, wie die Mutter war: an den Nerven liegt's bei ihr, wie bei der Mutter. Auch der Doktor redet immer nur von den Nerven: lassen Sie sie in Ruhe, schonen Sie sie, widersprechen Sie ihr nicht! Sie tanzt einem auf der Nase herum mit ihren Nerven!"

„Warum fragen Sie nicht, wohin sie immer ihre einsamen Spaziergänge macht?" fragte Raiski.

„Wie darf ich mir denn erlauben, sie danach zu fragen? Sie würde ja böse werden!" versetzte Tatjana Markowna ironisch. „Mitunter schließt sie sich für eine halbe Woche in ihrem Zimmer ein, und die Großtante darf nicht ein Wort sagen."

„Wohin geht sie denn — so allein?" sagte Raiski leise.

„Sie sagt es nicht. Sie geht immer allein aus, schon von jeher," antwortete ihm Marfinka.

„Und du?"

„Ich würde um keinen Preis allein weggehen, ich würde mich fürchten!"

„Wovor?"

„Es gibt doch so vielerlei, wovor man sich fürchten muß: vor Schlangen, Fröschen, Hunden, großen Schweinen,

Räubern, Gespenstern ... Auch vor Arina fürchte ich mich."

„Wer ist Arina?"

„Eine Verrückte hier im Dorfe."

„Und Wjera?"

„Die fürchtet sich vor nichts: sie ließe sich über Nacht in der Kirche einschließen, ohne auch nur einen Augenblick ängstlich zu werden."

„Frag' sie doch morgen, Marfinka, wo sie heute gewesen ist!"

„Das würde sie sehr übel nehmen!"

„Alle Welt fürchtet sich vor ihr — wirklich sonderbar!"

Tags darauf verließ sie wieder am frühen Morgen das Haus und kehrte erst am Abend wieder heim. Raiski wußte nicht, was er beginnen sollte vor innerer Qual und Ungewißheit. Er spähte überall in Garten und Feld nach ihr aus, er ging nach dem Dorfe, fragte dort sogar die Bauern aus, ob sie ihr nicht begegnet seien, forschte in den Bauernhütten nach und verstieß auf jede Weise gegen sein Versprechen, ihr nicht nachzuspüren.

Es war bereits dunkel geworden, als er, im dichten Gehölz der Schlucht umherirrend, sie plötzlich von weitem erblickte: zwischen den Bäumen und Sträuchern, mit denen der Abhang bestanden war, tauchte sie ganz unerwartet auf. Ein Schreck durchfuhr ihn förmlich, als er sie so unvermutet sah, und er stürzte so hastig auf sie zu, daß auch sie erschrak und stehen blieb.

„Wer ist da?" fragte sie.

„Bist du es ... Wjera?"

„Ja, ich bin es ... warum?"

„Man hat dich überall gesucht ... Niemand wußte, wo du steckst?"

„Wer hat mich gesucht?“ fragte sie, die Stirn runzelnd.
„Tantchen und Marfinka waren so besorgt ...“
„Was ist ihnen plötzlich eingefallen? Niemals haben sie sich um mich Sorgen gemacht, und nun mit einem Male!... Sie hätten ihnen sagen sollen, ihre Angst sei überflüssig, kein Mensch brauche sich meinetwegen zu beunruhigen.“
„Auch ich hatte Befürchtungen ...“
„Auch Sie? Weshalb denn, wenn ich fragen darf?“
„Es kann dir so leicht etwas zustoßen ...“
„Was zum Beispiel?“
„Nun, irgendein Unfall — was passiert nicht alles! Betrunkene treiben sich herum, dann gibt es Schlangen, und Räuber, und Hunde, große Schweine, Gespenster ...“ fuhr er fort, all die Dinge, vor denen Marfinka sich fürchtete, im Scherz aufzählend. „Sie könnten dir einen Schreck einjagen ...“
„Das können nur Sie — vor Räubern und Gespenstern fürchte ich mich nicht, dort wenigstens“ — sie zeigte nach der Schlucht — „gibt es nichts derartiges.“
„Ein Unglück ist rasch geschehen,“ bemerkte er — „wie leicht kommt man mitunter zu Schaden!...“
„Wenn ich einmal zu Schaden kommen sollte, würde ich natürlich vorher nicht verfehlt haben, mir dazu von Ihnen oder von Tantchen die Erlaubnis auszubitten,“ sagte sie spöttisch und wandte sich zum Gehen.
„Welch ein hochmütiges Geschöpf!“ flüsterte er vor sich hin. Dann sagte er laut: „Auf einen Augenblick noch, Wjera: entschuldige, daß ich dir den Brief an deine Freundin noch nicht zurückgegeben habe. Hier ist er. Ich wollte dir ihn selbst bringen, aber du warst nicht da.“
Sie steckte den Brief in die Tasche.

„Und was ist mit dem anderen Briefe, der noch da drin steckt?...“ fragte er, sich nach ihr hinneigend, in freundlichem Tone, doch mit zitternder Stimme.

„Welcher andere Brief... und wo soll er stecken?“

„Der auf blaßblauem Papier... den du noch in der Tasche hast...“

Mit banger Erwartung sah er ihrer Antwort entgegen. Sie kehrte ihre Tasche um.

„Ach, du hast ihn nicht mehr bei dir!“ sagte Raiski. „Von wem war er denn eigentlich?“

„Der Brief auf dem blaßblauen Papier?... Der war von der Frau des Geistlichen, meiner Freundin,“ sagte sie nach einem Weilchen. „Sie hatte mir geschrieben, und mein Brief war die Antwort auf ihr Schreiben.“

„Von der Frau des Geistlichen!?“ rief er laut, daß es weithin durch den Garten klang.

„Ja, natürlich!“ bestätigte sie nochmals in gleichgültigem Tone und ging weiter.

„Von der Frau des Geistlichen!“ wiederholte er im Stillen, und es war ihm, als würde ein Berg von seinen Schultern genommen. „Ich habe mich abgequält und mir den Kopf zerbrochen — und die Lösung des Rätsels ist so einfach! Von der Frau des Geistlichen! Die Sache ist ganz klar: Brief und Antwort steckten in derselben Tasche! Nichts einfacher als das! Und daß sie mir diesen Brief nicht zeigen wollte, ist wohl begreiflich: wer zeigt denn auch fremde Briefe herum, in denen von anderer Leute Geheimnissen die Rede ist?... Das ist doch so einleuchtend! Aber warum hat sie mir das nicht gleich gesagt, warum mußte sie mich erst noch lange quälen? Wie seltsam übrigens: dieser plötzliche Übergang von toller Unrast und Aufregung zu vollem inneren Frieden! Jetzt herrscht wieder

Ruhe und Harmonie im ganzen Organismus. Mein Gott, welch ein herrlicher Abend! Dieser leuchtende Himmel, diese lauen Lüfte — wie köstlich ist das! Wie frisch, behaglich und wohl ist mir zumute! Jetzt weiß ich alles, was ich wissen wollte, jetzt kann mich nichts mehr länger halten: in zwei Tagen reise ich ab!"

„Jegor!" rief er, als er auf den Hof kam.

„Was befehlen der Herr?" fragte eine Stimme aus dem Fenster der Gesindestube.

„Hol' doch morgen ganz früh den Reisekoffer vom Boden herunter!"

„Sehr wohl, gnädiger Herr...!"

Im Handumdrehen war er gesund und munter geworden, eilte rasch ins Haus, bat sich irgend etwas zu essen aus, verwickelte die Großtante in ein unterhaltsames Gespräch, brachte Marfinka durch seine lustigen Bemerkungen zum Lachen und aß so viel, daß es für drei Tage gereicht hätte, und daß die Großtante ganz außer sich war vor Freude. „Nun, Gott sei Dank!" sagte sie. „Drei Tage lang ist er herumgeirrt, als wenn eine Schraube in ihm los wäre — nun scheint endlich wieder alles in Ordnung!... Wo steckt denn Wjera: hast du sie gesehen?" fragte sie.

„Der Brief ist von der Frau des Geistlichen," platzte er statt der Antwort heraus.

„Welcher Brief?" fragten Marfinka und die Großtante zu gleicher Zeit.

„Nun, der auf dem blaßblauen Briefbogen, von dem ich neulich sprach..."

Er schlief in der nächsten Nacht so trefflich, daß alle die schlaflos verbrachten Stunden der letzten Nächte wett gemacht schienen. Wie einfach doch die Lösung des Rätsels

war — und er hatte sich drei Tage lang wahre Folterqualen auferlegt!

„Eine alte Erfahrung übrigens," sagte er sich — „gerade die einfachsten Lösungen findet man oft am schwersten. Das Ei des Kolumbus in einer neuen Gestalt..."

Dieser Vergleich gab ihm viel zu denken.

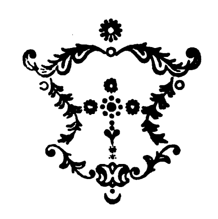
Am nächsten Morgen erhob er sich frisch und munter, das Herz von neuer Kraft und frohen Hoffnungen geschwellt. Und alles das hatte der Umstand bewirkt, daß der blaßblaue Brief — von der Popenfrau war...

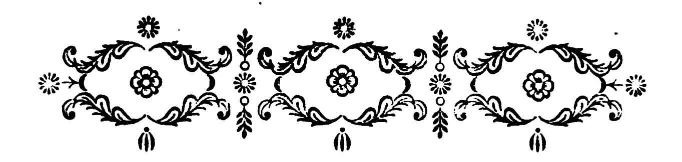
Er setzte sich rasch an den Schreibtisch, nahm seine Hefte vor und brachte alle seine Zweifel und Seelenqualen zu Papier, samt der Lösung, die sie schließlich gefunden. Die geistvollen Bemerkungen, die scharfsinnigen Einfälle, die Szenen und Reden flossen ihm nur so zu. Er wollte noch einmal lesen, was Wjera in ihrem Briefe an die Freundin über ihn selbst geschrieben, und holte die Abschrift hervor, die er von ihrem Briefe genommen.

Begierig durchflog er ihre Zeilen, las mit stillem Lächeln die wenig schmeichelhafte Darstellung, die sie in großen Zügen von seinem Charakter gegeben, seufzte bei jener Stelle, die ihm ein für allemal bestätigte, daß er auf eine zärtliche Neigung von ihrer Seite niemals hoffen könne, las voll Betrübnis ihre Klagen über seine ihr so unerwünschten Annäherungsversuche, blieb aber doch bei alledem ganz ruhig und gelassen, während gestern — er dachte mit Entsetzen daran — ein wilder Sturm seine Seele durchtobt hatte.

„Wohlan denn: ich will abreisen!" sagte er sich — „ich will ihr die Ruhe, den Frieden wiedergeben. Welch ein stolzes, unbeugsames Herz! Ich habe hier nichts mehr zu suchen — wir beide haben einander nichts zu sagen..."

Noch einmal überflog er flüchtig die Zeilen — und plötzlich weiteten sich seine Augen, er erbleichte und las:
„Ich habe niemanden gesehen, an niemanden geschrieben, nicht einmal an Dich ...“
„Niemanden gesehen ... an niemanden geschrieben ... diese Worte sind unterstrichen!“ flüsterte er vor sich hin, und seine Lippen bebten, während seine Augen wild zu rollen begannen. „Dahinter steckt irgend jemand, den sie sonst gesehen, an den sie geschrieben hat. Mein Gott — der Brief auf dem blaßblauen Papier war also doch nicht von der Popenfrau!“ sprach er ganz entsetzt.
Ein Schauer begann ihn zu schütteln, er streckte sich lang aus auf dem Diwan und faßte sich verzweifelnd an den Kopf.





Siebentes Kapitel

Am nächsten Tage, gegen zehn Uhr morgens, klopfte jemand an seinem Zimmer. Bleich, mit finsterer Miene öffnete er die Tür und ward starr vor Erstaunen. Vor ihm standen Wjera und Paulina Karpowna, die letztere in einem grellgelben Tüllkleide, das sie wie ein Nebel umgab, mit tiefem Brustausschnitt und kurzen Ärmeln, ganz mit Blumen, Bändern und Löckchen bedeckt. Sie glich jenen weißen, kleinen Pudeln, die, hübsch glatt geschoren und mit Schleifen, Halsbändern und sonstigem Schmuck verziert, im Zirkus vorgeführt werden.

Raiski musterte sie ganz entsetzt, sah dann finster auf Wjera und hierauf wieder auf Paulina Karpowna. Sie hatte die Lippen zu einem süßlich-sanften Lächeln verzogen und sah ihn schweigend an, mit einem Blicke, der sich tief in ihn hineinzubohren suchte; in ihrem ekstatischen Zustande, der durch die Hitze noch gesteigert schien, erinnerte sie an einen weichen, halb zerschmolzenen Bonbon.

Alle drei schwiegen.

„Ich liege zu Ihren Füßen!“ begann die Krizkaja endlich mit verhaltenem Flüstern.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er wütend.

„Zu Ihren Füßen . . .“ wiederholte sie — „Ihr ritterliches Eintreten für mich . . . ich finde keine Worte . . . bin ganz hin . . .“

Sie führte ihr Taschentuch an die Augen.

„Was hat das zu bedeuten, Wjera?“ fragte er ungeduldig.

Wjera sagte kein Wort, nur ihr Kinn begann zu zittern.

„Nichts, nichts — verzeihen Sie . . .“ begann Paulina Karpowna hastig — „vos moments sont précieux: ich bin bereit!“

„Ich schrieb an Paulina Karpowna, daß Sie eingewilligt haben, ihr Bild zu malen,“ sagte Wjera endlich.

„Ach!?“ tönte es scharf aus Raiskis Munde.

Er rieb sich heftig die Stirn.

„Das war's, was mir noch fehlte!“ murmelte er zähneknirschend.

„Kommen Sie, wir wollen gleich anfangen!“ sprach er dann in entschiedenem Tone. „Erwarten Sie mich dort, im Saale!“

„Gut, gut, befehlen Sie, und wir werden . . . Allons, chère Wjera Wassiljewna!“ sagte die Krizkaja hastig und zog Wjera mit sich fort.

Er hätte sich Paulina Karpowna ohne Umstände vom Halse geschafft, wenn Wjera nicht bei den Sitzungen zugegen gewesen wäre. Das wurde ihm sogleich klar, als die beiden sich entfernt hatten.

Das an Feindseligkeit streifende Mißtrauen, das Wjera gegen ihn hegte, und vor allem dieser rätselhafte Brief hatten ihn so heftig gereizt, daß er sie beinahe haßte — und doch schien ihm jede Minute, die er mit ihr zusammen verbringen konnte, ein köstlicher Gewinn. Noch immer brannte er vor Verlangen, zu erfahren, von wem der Brief war.

Er holte aus einer Ecke des Zimmers eine auf den Rahmen gespannte Leinwand hervor, die eigentlich für ein Porträt Wjeras bestimmt war, und nahm Palette und Farben. Er ließ von Wassilissa eine Art Vorhänge zum Abdämpfen des eindringenden Lichtes in den Saal bringen und verhängte alle Fenster bis auf eins. Die Krizkaja musterte er nur zwei- oder dreimal mit flüchtigem, finsterem Blick, stellte ihr einen Stuhl hin und nahm selbst vor der Leinwand Platz.

„Sagen Sie, bitte, wie ich sitzen soll! Setzen Sie mich richtig hin!" sagte sie in einem Tone, aus dem zugleich Demut und Zärtlichkeit hervorklang.

„Setzen Sie sich, wie Sie wollen, nur sitzen Sie still und sprechen Sie nicht, das stört mich," antwortete er kurz.

„Nicht einmal atmen werde ich!..." flüsterte sie, neigte den Kopf anmutig zur Seite, schloß die Augen ein wenig und setzte ein süßes Lächeln auf.

„Was für eine abscheuliche Fratze!" ging es Raiski durch den Kopf. „Wart', meine Liebe, ich will dich schon abkonterfeien!..."

Ohne Umstände schickte er die Großtante und Marfinka, die gekommen waren, um zuzusehen, aus dem Saal fort. Jegorka, der gesehen hatte, daß der gnädige Herr ein „Paträt" zu malen begann, kam herein, um zu fragen, ob er nicht den Reisekoffer auf den Boden tragen solle. Raiski wandte sich schweigend um und wies ihm die Faust.

Boris begann zunächst die Umrisse des Kopfes mit Kreide hinzuzeichnen, wobei er immer wütender auf die „abscheuliche Fratze" schaute, und so fest setzte er dabei die Kreide auf, daß die abspringenden Stückchen nach allen Seiten flogen.

Wjera saß an der Tür, stichelte mit der Nadel an einer Stickarbeit herum und gähnte häufig; nur wenn sie einen

Blick auf Paulina Karpownas Gesicht warf, begann ihr Kinn zu zittern und ihr Mund zu zucken, als müsse sie mit Gewalt ein Lächeln unterdrücken.

„Suis-je bien comme ça?“ wandte sich die Krizkaja flüsternd an Wjera

„Oh, oui, tout-à-fait bien!“ antwortete Wjera.

Raiski machte eine unwillige Bewegung.

„Ich wage nicht zu atmen!“ stammelte Paulina Karpowna erschrocken und erstarrte in ihrer Pose.

Raiski war mit der Kreideskizze fertig; er nahm nun die Palette und begann, während er der Krizkaja feindselige Blicke zuwarf, Augen und Nase zu untermalen.

„Arme Alte, ach, wohin
Schwand die Schönheit dein?
Niemand, niemand denkt daran
Als nur du allein!“

zitierte er unwillkürlich.

So oft sie seinem Blick begegnete, bemühte sie sich, noch süßer und zärtlicher zu lächeln.

Nach zwanzig Minuten war sie, da sie das Stillsitzen und Nichtatmen fast buchstäblich nahm, so erschöpft, daß ihre Stirn sich mit großen, an weiße Johannisbeeren erinnernde Schweißtropfen bedeckte und ihre Schläfenlöckchen ganz feucht wurden.

„Es ist so heiß!“ flüsterte sie.

Doch Raiski sah sie mit strenger Miene an und malte unbarmherzig weiter. Noch eine Viertelstunde verging.

„Un verre d'eau!“ flüsterte die Krizkaja kaum hörbar.

„Unmöglich, warten Sie noch!“ sagte Raiski streng. „Ich bin eben bei den Lippen.“

Paulina Karpowna suchte sich zu beherrschen, als sie vernahm, daß er „ihr Lächeln“ male. Nur stoßweise, mit

größter Anstrengung, wagte sie Atem zu schöpfen, und in ihrem Bemühen, sich nur um keinen Preis zu rühren, begann sie auch an Hals und Brust zu schwitzen. Raiski aber malte und malte, als ob er nichts bemerkte.

„Paulina Karpowna ist erschöpft!“ sagte Wjera.

Raiski schwieg. Die Unterlippe der Krizkaja sank schlaff herunter, so sehr sie sich auch bemühte, sie an ihrem Platze festzuhalten. Aus ihrer Brust kam ein leichtes Pfeifen.

Raiski tat nichts als nur malen, malen. Paulina Karpowna bewegte tonlos die Lippen, als wolle sie etwas sagen, und die Schweißtropfen rollten ihr schon von der Stirn auf die Arme hinab.

„Warten Sie noch ein Weilchen,“ sagte Raiski.

„Ich kriege keinen Atem!“ kam es pfeifend aus Paulina Karpownas Munde.

Raiski war selbst schon ermattet, doch seine Wut beherrschte ihn ganz, und er fühlte weder Müdigkeit noch Mitleid mit seinem Opfer. Noch fünf Minuten gingen hin.

„Ach ... ach ... je n'en puis plus ... ach, ach!“ rief die Krizkaja und fiel vom Stuhle.

Raiski und Wjera sprangen auf sie zu und brachten sie nach dem Diwan. Sie holten Wasser, Eau de Cologne, einen Fächer, und allmählich kam sie, mit Wjeras Hilfe, wieder zu sich. Sie ging in den Garten, und Raiski blieb mit Wjera allein zurück. Er warf ihr einen raschen, feindlichen Blick zu.

„Der Brief ist nicht von der Frau des Popen!“ zischte er.

Wjera antwortete ihm gleichfalls mit einem Blicke, so jäh und rasch wie der Blitz; dann ließ sie ihre Augen auf ihm ruhen, die nun wieder so durchsichtig und gläsern erschienen wie Nixenaugen.

„Wjera, Wjera,“ sprach er leise, mit trockenen Lippen,

während er ihre Hand ergriff — „du hast kein Vertrauen zu mir!"

„Ach, lassen Sie mich!" sagte sie ungeduldig und entzog ihm ihre Hand. „Was soll Ihnen mein Vertrauen? Wozu bedürfen Sie seiner?"

Sie begab sich zu Paulina Karpowna in den Garten.

„Ja, sie hat recht: was soll mir ihr Vertrauen? Und doch — ich muß es besitzen, mein Gott, um endlich dieser Aufregung Herr zu werden, um hinter ihr Geheimnis zu kommen — denn ein solches liegt vor — und dann abzureisen. Nein, ich kann nicht abreisen, ohne dahinter gekommen zu sein, wer und was sie ist!"

„Jegor!" sagte er, ins Vorzimmer hinaustretend — „bring den Koffer wieder nach dem Boden!"

Er arbeitete noch eine halbe Stunde lang an dem Porträt der Krizkaja, setzte die nächste Sitzung auf den folgenden Tag fest und wandte nun wieder seine ganze Aufmerksamkeit der Lösung der Frage zu, von wem der blaßblaue Brief sein könnte. Nur dies wollte er noch in Erfahrung bringen — weiter nichts, dann wollte er ganz bestimmt abreisen. Das Schlimme an der Sache war eben diese Heimlichkeit: sie war es, die ihm so viel Pein bereitete.

Mit mißtrauischem Blicke sah er auf die Großtante, auf Marfinka, auf Tit Nikonytsch, auf Marina — ja, namentlich auf diese, die ja Wjeras Kammerzofe war und ihre Vertraute zu sein schien.

Marina aber huschte nach wie vor, sich in den schlanken Hüften wiegend, wie eine Eidechse über den Hof, bald mit dem Bügeleisen und frisch geplätteten Unterröcken, bald auf der Flucht vor den Schlägen Sawelijs, laut heulend und gleich darauf übers ganze Gesicht lachend, und wie sie sonst den Knütteln oder Ziegelstücken auswich, die ihr Mann

ihr nachwarf, so ging sie jetzt den Fragen Raiskis aus dem Wege. Sie wandte, sobald sie ihn sah, ihr Gesicht ab, senkte die gelben, frechen Augen zu Boden und suchte ihn in möglichst großem Bogen zu umgehen.

„Diese Kanaille scheint in alles eingeweiht zu sein!“ dachte er, doch scheute er davor zurück, sie eingehender zu befragen, weil er dann wieder den Vorwurf des Spionierens auf sich geladen hätte, und weil sein eigenes Gefühl sich doch gegen eine solche Schnüffelei sträubte.

Da hatte er ihr nun in so feierlicher Weise sein Wort verpfändet, sich beherrschen zu wollen, ihr ein Freund im einfachen, wahren Sinne dieses Wortes zu werden. Zwei Wochen hatte er sich dafür als Frist gesetzt — o Gott, und was hatte er nun erreicht! Welche törichte Qual hatte er da seiner Seele aufgeladen, ohne Liebe, ohne Leidenschaft — ganz freiwillig hatte er sich einer Folter unterzogen, die ihm nur Leiden bot, nur peinliche Empfindungen bereitete. Nun schien es doch fast, daß er, der so wählerisch, so unabhängig und stolz war — er wenigstens hielt sich für stolz — daß er sie wirklich liebte, und daß man, wie der scharfsinnige Zyniker Mark sich ausdrückte, „ihm dies am Gesichte ansah“.

Mitten in diesem Kampfe aber, diesen inneren Qualen regte sich in seinem Herzen das Vorgefühl einer großen Leidenschaft: er schwelgte im Vorgenuß der köstlichen Empfindungen, die ihm bevorstanden, lauschte voll Entzücken auf das Rollen des fernen Gewitters und malte sich aus, wie herrlich es sein müßte, seine Seele so ganz in Luft und Wonne zu baden, sein Leben im Feuer höchsten Gefühles zu läutern und einen befruchtenden Regen auf das verdorrte Feld seines Daseins niedergehen zu lassen.

Was war die Kunst, was war selbst der Ruhm gegenüber

diesen süßen Stürmen des Herzens! Was bedeuteten, im Vergleich damit, all die stickigen, schwülen Gase der politischen und sozialen Stürme, in denen nur Ideen kämpfen, schattenhafte Schemen ohne Glut, ohne Nerven, nicht wert der Begeisterung, mit der die Jugend ihnen anhängt! Diese „Leidenschaften des Kopfes" sind doch nichts weiter als ein Spiel der kalten Selbstsucht, Ideen ohne Schönheit, oft nur nachgebetet und zusammengelesen, bar alles inneren Feuers, aller Lust und Qual.

„Nein, ich will nichts weiter als die ganz gewöhnliche, lebendige, animalische Leidenschaft, mit all ihrem Blitz und Donner. Ach, die Leidenschaft, die Leidenschaft!..." hätte er am liebsten aufgeschrieen, wie er so durch den Garten schritt und in vollen Zügen die frische Luft einatmete.

Doch Wjera gab sie ihm nicht, diese Leidenschaft, und es schien ihrer Eigenliebe so gar nicht zu schmeicheln, sie in ihm zu erregen.

Auch in ihm hatte ja nicht die Eigenliebe allein die Hoffnung genährt, daß er doch endlich Wjera näher treten würde. Er hatte sich nicht mit der vermessenen Absicht getragen, mit Gewalt von ihrem Herzen Besitz zu ergreifen, wie es dem Wesen eines ersten besten Don Juans mit glatten Wangen und kleinem Hirn entsprochen hätte, dem es nur darauf ankam, um jeden Preis einen Erfolg zu erringen. Seine Hoffnung war von schüchterner, stiller Art gewesen — vielleicht, hatte sie ihm zugeflüstert, würde er doch noch einmal auf Wjera Eindruck machen; doch auch diese Hoffnung war nun geschwunden.

Als er Wjeras Brief an die Freundin las, hatte diese leise Hoffnung, ohne daß er selbst es merkte, wieder einige Nahrung erhalten. Sie hatte in dem Briefe bekannt, daß

er, Raiski, viel Verstand und Wissen, viel Geist und Talent besitze, daß sie sich vielleicht früher von diesem Wirbel hätte fortreißen lassen, doch jetzt ..."

Dieses „vielleicht", das den Menschen auch in der verzweifeltsten Lage noch nach dem rettenden Strohhalm ausschauen läßt, zog jetzt auch Raiski, zwar nicht in die eigentliche Wolke der Leidenschaft, aber doch in ihre heiße Atmosphäre hinein, aus der sich nur starke, wahrhaft stolze Charaktere zu retten vermögen.

Ja, immer noch glühte in ihm dieses Fünkchen von Hoffnung auf eine gegenseitige Annäherung oder sonst ein Etwas, über das er sich selbst noch nicht völlig klar war; und mit jedem Tage wurde es ihm, wie er deutlich fühlte, immer schwerer und schwerer, sich jener heißen, betäubenden Atmosphäre zu entziehen.

Nicht vor einer Woche — nein, vor einem Monat, oder vor Wjeras Ankunft, oder gleich nach der ersten Begegnung mit ihr hätte er daran denken sollen, abzureisen, sich vor ihr zu retten: jetzt würde Jegorka wohl kaum wieder in die Lage kommen, den Reisekoffer vom Boden zu holen.

„Gib mir diese Leidenschaft!" stöhnte er, während er sich in der schwülen Sommernacht zwischen den weichen Betten der Großtante wälzte. „Gib sie mir, die volle, ganze Leidenschaft, die mich verzehrt und zugrunde richtet — ja, mag sie es nur tun! — die mich aber auch in vollen Zügen, bis zur Sattheit, trinken läßt aus ihrem Becher! Oder sag' mir kurz und bündig, von wem der Brief ist, und wen du liebst, seit wann du ihn liebst, und ob diese Liebe ewig dauern wird! Dann werde ich zur Ruhe kommen und gesunden — denn die Hoffnungslosigkeit macht gesund! Jetzt aber raunt eine blinde, törichte Hoffnung mir immer wieder ins Ohr: verzweifle nicht, fürchte ihre Strenge nicht,

sie ist jung — wenn dir jemand zuvorgekommen ist, so kann das erst kürzlich geschehen sein. Noch kann in diesem Hause, wo Dutzende von Augenpaaren sie beobachteten, wo Vorurteile, Befürchtungen und die altfränkische Moral der Großtante sie auf Schritt und Tritt hemmen, ihre Liebe zu jenem andern nicht weit gediehen sein. Wart's nur ab — du wirst den Eindruck verwischen, und dann ... usw. Und solange diese Hoffnung noch flüstert: so lange kann die Gesundung nicht erfolgen!"

„Ich will zu ihr gehen! Ich halte es nicht mehr aus!" entschied er eines Tages, als eben der Abend hereingedämmert war. „Ich will ihr alles, alles sagen ... und die Antwort, die sie mir gibt, soll mein Schicksal entscheiden. Entweder Heilung — oder Untergang!"





Achtes Kapitel

Diesmal klopfte er an ihre Tür.
„Wer ist da?" fragte sie.
„Ich bin es," sagte er und steckte schüchtern den Kopf durch die Öffnung. „Darf ich eintreten?"
Sie saß mit einem Buche am Fenster, doch schien das Buch sie nur wenig zu fesseln: sie war zerstreut, oder in Nachdenken versunken. Statt zu antworten, rückte sie Raiski einen Stuhl hin.
„Es ist heut nicht so heiß, das Wetter ist angenehm," sagte er.
„Ja, ich war an der Wolga — dort ist's sogar etwas kühl," bemerkte sie. „Das Wetter scheint sich zu ändern."
Sie schwiegen beide ein Weilchen.
„Was läuten sie denn heute so lange in der Heilandskirche?" fragte er — „ist morgen Feiertag?"
„Ich weiß es nicht; warum?"
„So ... ich wollte ein Schläfchen machen, aber das Geläut und die Fliegen haben mich gestört. Wie viel Fliegen es hier im Hause gibt! Wo kommen die nur alle her?"
„Es ist jetzt die Zeit des Obsteinmachens — da sind sie besonders geschäftig ..."

„Ah, ganz recht! Obsteinmachen... Darum läuft auch Paschutka in einem fort hin und her und beleckt sich die Lippen... Und die Mädchen in der Gesindestube, und auch Marfinka — sie alle haben einen schwarzen Mund... Du machst dir nicht viel aus eingemachten Früchten?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Jegor hat gestern Ihren Koffer wieder auf den Boden getragen — ich sah es zufällig..." sagte sie nach einem Weilchen.

„Ja; warum?"

„Ich sage es nur so..."

„Du möchtest wissen, ob ich abreise, und wann?..."

„Das nicht..."

„Leugne doch nicht, Wjera! Ich würde es ganz natürlich finden, daß du danach fragst. Und ich antworte dir darauf, daß das ganz von dir abhängt."

„Wieder einmal von mir!"

„Ja, nur von dir — das weißt du."

Sie sah gleichgültig zum Fenster hinaus.

„Sie legen meinem Tun eine viel zu große Bedeutung bei," sagte sie.

„Vielleicht — was wirst du also tun?"

„Soweit es sich um mich handelt — gar nichts; und soweit Sie in Betracht kommen, werde ich immer das tun, was Ihrem Glücke, Ihrer Behaglichkeit, Ihrer Ruhe und frohen Stimmung am meisten dienen kann..."

„Halt, du bringst die Begriffe durcheinander, hier heißt es, nach Art und Verwandtschaft unterscheiden: Behaglichkeit und Ruhe stehen auf der einen, Glück und frohe Stimmung auf der andern Seite. Und nun entscheide!"

„Was Ihnen am meisten frommt, können Sie doch nur selbst entscheiden!"

„Ich habe die Beobachtung gemacht, daß du den Dingen gern ausweichst: nie sprichst du einen Gedanken, einen Wunsch offen und gerade aus, sondern gehst erst im Kreise herum. Nein, Wjera, ich kann hier nicht frei wählen: entscheide du für mich, und was du mir zuteilst, will ich hinnehmen. Nimm keine Rücksicht auf mich, denk nur an dich und an das, was dir genehm ist."

„Sie werden sich nach dem, was ich sage, doch nicht richten, darum schweige ich lieber."

„Wie kommst du dazu, das zu behaupten?"

„Wie oft hat nun schon Jegorka den Koffer vom Boden geholt und wieder zurückgetragen?" fragte sie, statt ihm zu antworten.

„Du willst also im Ernst, daß ich abreise?"

Sie schwieg.

„Sag' — ja, und ich reise morgen ab!"

Sie sah ihn an und wandte ihren Blick dann nach dem Fenster.

„Ich glaube Ihnen nicht," sagte sie.

„Versuch's einmal, sprich das entscheidende Wort — vielleicht wirst du mir dann doch glauben."

„Wohlan denn: so reisen Sie!" sagte sie plötzlich.

„Erlaube einmal ..." entgegnete er, einen Seufzer unterdrückend — „es ist mir recht schwer, ja fast unmöglich, abzureisen; aber wenn es dir so unangenehm ist, daß ich hier bin ..." — „Vielleicht sagt sie doch: ‚nein, es ist mir nicht unangenehm'," dachte er und zögerte einen Augenblick — „dann ..."

„Dann reisen Sie ab!" wiederholte sie, während sie sich von ihrem Platze erhob und nach dem Fenster hinschritt.

„Gewiß, ich werde abreisen, du brauchst mich nicht fort-

zusagen," sagte er mit gezwungenem Lächeln — „aber du kannst mir die Sache erleichtern, ja sogar meine Abreise beschleunigen ..."

„Wie das?"

„Ich wiederhole dir: von dir allein hängt es ab ..."

„Verlangen Sie irgendwelche Opfer? Ich bin sogar bereit, selbst Ihren Koffer vom Boden zu holen ..."

Er antwortete nicht auf ihren Scherz.

„Nun, also was?"

„Sag' mir erstens, ob du jemanden liebst!?"

Sie wandte sich lebhaft zu ihm um und sah ihn erstaunt an.

„Und sag' mir dann zweitens, von wem der Brief auf dem blaßblauen Papier war — denn von der Popenfrau war er nicht!" fügte er eilig hinzu.

„Müssen Sie das wirklich wissen, um über Ihre Abreise entscheiden zu können?" fragte sie, ihn mit großen Augen ansehend.

„Ich will dir diese Frage beantworten, Wjera — aber um das, was ich dir zu sagen habe, zu begreifen, darfst du nicht so erstaunt dreinschauen, sondern mußt mich geduldig anhören und dann mit vollem Verständnis entscheiden ..."

„Ist die Sache so schwer zu begreifen?"

„Deiner Herzensgüte und Teilnahme bedarf es, und deiner Freundschaft, deren du mich einst würdigen wolltest, und die du mir aus irgendeinem Grunde wieder entzogen hast ..."

„Ich zahle mit Freundschaft, wo man mir Freundschaft entgegenbringt, Bruder," sagte sie ein wenig sanfter.

„Bringe ich dir vielleicht keine Freundschaft entgegen?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Was ist es denn sonst, was ich für dich empfinde: du siehst

doch, daß ich dir nicht fremd bin, ganz abgesehen von unserer Verwandtschaft . . ."

„Das ist nicht Freundschaft . . ."

„Nun, dann ist es vielleicht Liebe?"

„Ich bedarf Ihrer Liebe nicht — ich teile sie nicht . . ."

„Ich weiß das — und darum eben will ich dir erklären, weshalb nur du allein bewirken kannst, daß auch in mir dieses Gefühl aufhöre!"

„Ich glaube nichts getan zu haben, was ihm Nahrung geben könnte . . ."

„Im Gegenteil: du hättest dich nicht anders benehmen können, wenn du es darauf abgesehen hättest, mich zur Liebe zu entflammen. Du hast mich stolz von dir gewiesen und dadurch meine Eigenliebe gekränkt, dann hast du dich mit Geheimnissen umgeben und meine Neugier gereizt. Deine Schönheit, dein Geist, dein Charakter haben das übrige getan — und nun steht ein Mensch vor dir, der in dich wahnsinnig verliebt ist! Mit Freuden würde ich mich in den Abgrund der Leidenschaft stürzen und mich dem Strome überlassen: ich habe mich nach ihr gesehnt, habe geträumt von der Leidenschaft und würde ihr den Rest meines Lebens opfern, du aber hast es . . . nicht gewollt . . . und du willst es auch jetzt nicht . . . wie?"

Er blickte ihr von der Seite ins Gesicht.

„Nein — ich will nicht," sagte sie ruhig und bestimmt.

„Nun, ich habe alles dagegen getan, was in meinen Kräften lag; ich habe ehrlich gekämpft, wie du selbst gesehen hast. Kein Mittel habe ich unversucht gelassen, um diese Liebe in Freundschaft umzuwandeln, doch wurde es mir immer klarer und klarer, daß eine Freundschaft mit einem jungen, schönen Weibe ein Unding ist, und nun sehe ich nur zwei Möglichkeiten, aus meiner Lage herauszukommen . . ."

Er hielt einen Augenblick inne.
„Die eine dieser Möglichkeiten hast du mir abgeschnitten: es war die Hoffnung, doch noch auf deiner Seite Gegenliebe zu finden. Die Leidenschaft findet ihre Auslösung in gegenseitigem Nachgeben, in der Erfüllung des Glücks und verwandelt sich, je nach den Umständen, in was man will: in Freundschaft, in tiefe, heilige, unerschütterliche Liebe — an die ich freilich nicht glaube; doch in was sie sich auch immer umwandeln mag, jedenfalls hat sie Ruhe, Befriedigung im Gefolge ... Du nimmst mir jede Hoffnung ... auf solch ein Glück ... nicht wahr?“
Er näherte sich wiederum ihrem Gesichte und sah ihr forschend in die Augen. Sie nickt bestätigend mit dem Kopfe.
„Ja, jede,“ wiederholte sie.
„Nun ...“ sagte er — „um den Schmerz dieser Hoffnungslosigkeit zu beseitigen, oder die Hoffnung für immer zu töten, ist unbedingt erforderlich, daß du ...“
„Was?“
„Daß du tust, was ich schon immer sagte — daß du bekennst: ‚ja, ich liebe‘, und daß du mir sagst, von wem der blaßblaue Brief war. Dies wäre die zweite Möglichkeit, mich aus meiner unglücklichen Lage zu erlösen ...“
„Und wenn ich weder das eine noch das andere tue?“ fragte sie stolz, sich vom Fenster abwendend und ihn voll anblickend.
„Sprich nicht in diesem stolzen, geringschätzigen Tone!“ versetzte er lebhaft — „das kann meine Leidenschaft nur reizen, während ich doch in der Hoffnung zu dir gekommen bin, bei dir freundschaftliche Teilnahme oder gar Hilfe zu finden, wenn du schon meine wahnsinnigen Träume nicht erfüllen kannst. Doch ich sehe, Wjera, daß du böse bist von Gemüt ...“

„Und Sie sind ein Egoist, Boris Pawlowitsch! In Ihrem Kopfe ist irgendeine Phantasie aufgedämmert — und die soll ich nun teilen, soll Ihren Schmerz heilen und lindern — ja, was gehen Sie mich, was gehe ich Sie denn im Grunde genommen an? Ich verlange von Ihnen nur eins — Ruhe! Ich habe ein Recht auf sie, ich bin frei wie der Wind in der Steppe, gehöre niemand, fürchte mich vor niemand ...“

„Auch ich war noch vor zwei Wochen frei und stolz — und jetzt ist mein Stolz, meine Freiheit hin, und ich habe Furcht... vor dir!“

Sie sah ihn geringschätzig an und zuckte leicht die Achseln.

„Verschone mich mit diesen Blicken — ich möchte nicht wünschen, daß dir etwas Ähnliches begegnet!“ sprach er leise, fast für sich.

„Ich fürchte mich nicht, es wird mir nichts begegnen!“

„Auch die Kinder fürchten sich nicht, wenn die Kinderfrau ihnen mit dem Wolfe droht, und stammeln tapfer: ‚Ich werde ihn totschlagen!‘ Deine Tapferkeit ist ganz die eines Kindes, und wie ein Kind wirst du hilflos sein, wenn deine Stunde kommt ...“

„Ich fürchte mich vor nichts,“ wiederholte sie — „auch vor Ihrem Wolfe, der Leidenschaft, nicht! Sie können mich nicht erschrecken: das ist alles nur anempfunden bei Ihnen, und ich habe nicht einmal Mitleid mit Ihnen!“

„Du bist böse! Und wenn ich krank würde, in ein Fieber verfiele? Tantchen und Marfinka würden mich dann besuchen, würden mich pflegen, mir Linderung verschaffen. Würdest du auch da gleichgültig bleiben, dich nicht um mich kümmern, nicht nach mir erkundigen ...“

„Wenn Sie krank würden? Das wäre etwas anderes ...“

„Bin ich denn jetzt gesund? Bin ich nicht krank, bist du nicht die Ursache meiner Krankheit? ...“

„Trifft mich vielleicht eine Schuld?“
„Du würdest auch nicht schuld sein, wenn ich mich bei einer Bootfahrt auf der Wolga erkältete und mich krank ins Bett legen müßte!“
„Dafür gibt es Mittel, Arzneien …“
„Auch für mein Leiden gibt es ein Mittel, das sicher wirken würde, und ich habe es dir genannt. Ich scherze nicht: nur die volle Hoffnungslosigkeit vermag die Leidenschaft im Keime zu ersticken.“
„Habe ich Ihnen denn nicht schon jede Hoffnung benommen? Ich würde Sie niemals lieben, ich sagte es Ihnen bereits!“
„Mag sein — aber leider kann ich deinem Worte nicht glauben, oder wenn ich ihm schon glaube, so ist's doch nur für einen Tag, und dann beginnen schon wieder neue Hoffnungen zu keimen. Die Leidenschaft stirbt erst, wenn auch der Grund gestorben ist, der sie hervorruft, wenn sie nicht mehr gereizt wird …“
„Sterben soll ich? Nein, Bruder, dieses Opfer kann ich Ihnen doch nicht bringen …“
„Das sollst du auch nicht! Sag' nur, ob du einen andern liebst, und von wem jener Brief war: das ist für mich so viel, als wärest du gestorben.“
Er sprach in einem Tone, aus dem Ernst und Wärme deutlich hervorklangen. Sie versank in Nachdenken und wandte sich, offenbar in innerem Kampfe begriffen, dem Fenster zu, um gleich darauf ihr Gesicht ihm zuzukehren.
„Wohlan …“ sagte sie, ihre Stimme dämpfend und ein wenig zögernd — „ich … liebe … einen andern …“
„Wen?“ stieß er jäh hervor und sprang vom Stuhle auf.
„Warum sind Sie so erschrocken? Sie wollten es doch um jeden Preis wissen — beruhigen Sie sich also und reisen Sie ab, denn Sie wissen es jetzt.“

„Wen?“ wiederholte er, ohne auf sie zu hören.

„Was tut der Name zur Sache?“

„Der Name, der Name! Wer hat den Brief geschrieben?“ rief er mit zitternder Stimme.

„Niemand. Ich habe mir das nur ausgedacht, ich liebe niemanden, der Brief war von meiner Freundin,“ sagte sie gleichmütig und sah auf ihn, der seine glühenden Augen voll Erregung auf sie geheftet hielt. Der dunkle Samtschleier schwand nach und nach von ihren Augen, sie wurden heller und erschienen schließlich ganz durchsichtig. Alles Denken war gleichsam aus ihnen geschwunden, nichts von dem, was in ihrer Seele vorging, war in ihnen zu lesen.

„Sprich um Gottes Willen, laß mich nicht in diesen Abgrund versinken: die Wahrheit, die reine Wahrheit — und ich kann mich retten; die geringste Lüge — und ich gehe auf den Grund!“

„Sagen Sie, Bruder: spielen Sie nicht vielleicht mit mir irgendein abgefeimtes Spiel?...“

„Bei Gott, ich weiß es nicht: aber wenn das ein Spiel ist, so ist es jenem gleich, das der Mensch spielt, wenn er den letzten Groschen auf eine Karte setzt, während er mit der andern Hand nach der Pistole in seiner Tasche greift. Oh, ende diese Folter, sag' mir die Wahrheit — und die Leidenschaft verlöscht, ich werde ruhig, werde selbst mit dir zusammen über mich lachen, werde morgen abreisen. Ich kam zu dir, um dir das zu sagen...“

„Sie sind nicht nur ein Egoist, sondern auch ein Despot, Bruder: kaum habe ich den Mund geöffnet und gesagt, daß ich einen andern liebe — nur, um Sie auf die Probe zu stellen — so sind Sie gleich ganz aus dem Häuschen: ziehen finster die Brauen zusammen, unterwerfen mich einem peinlichen Verhör... und dabei sind Sie doch ein

Mensch von Bildung, ein homme blasé, ein großes Herz, ein Ritter der Freiheit — ach, schämen Sie sich! Ich sehe nun, daß Sie auch zur Freundschaft nicht taugen. Nun, und wenn ich wirklich lieben sollte," fügte sie mit leiser, doch fester Stimme hinzu und schloß das Fenster — „was dann?"

„Nichts!" sagte er in ruhigem Tone.

Sie sah ihn erstaunt an: es schien ihm wirklich Ernst zu sein mit diesem „Nichts".

„Du siehst, wie das Vertrauen wirkt," fuhr er fort — „ich bin vollkommen ruhig, alles schweigt in mir, die Hoffnungen sterben ab, wie die Fliegen ..."

„Nun also, angenommen, ich ... liebe," begann sie noch leiser.

„Nimm dein ‚angenommen' zurück: es läßt einen Zweifel zu, und der Zweifel weckt wieder die Hoffnung."

„Nun, gut also, ich liebe ..."

„Wen?" fragte er laut flüsternd.

„Sie fragen wieder nach dem Namen!"

„Ja, ich muß den Namen wissen — nur dann werde ich mich beruhigen und abreisen. Sonst glaube ich es nicht, und werde es so lange nicht glauben, als du den Namen geheimhältst ..."

„Marfinka erzählte mir doch aber, Sie hätten ihr die Freiheit der Liebe gepredigt, hätten ihr geraten, nicht auf Tantchen zu hören — und nun sind Sie selbst schlimmer als Tantchen! Sie verlangen, fremde Geheimnisse zu wissen ..."

„Ich verlange nichts, Wjera — ich bitte nur, daß du mich in Ruhe abreisen lassen möchtest: das ist alles! Fluch über den, der dich in deiner Freiheit beschränken will ..."

„Sie verfluchen nur sich selbst: warum wollen Sie den

Namen wissen? Wenn Tantchen sich in dieser Beziehung unruhig zeigte, würde ich's begreifen: sie könnte eben fürchten, daß ich mein Herz an jemanden verschenke, der ihr unwürdig scheint. Aber Sie, der Sie die Freiheit predigen!..."

„Würde ich dir denn verbieten wollen, zu lieben, wen du willst? Und wenn deine Wahl selbst auf Nil Andreitsch fiele — mir wäre alles gleich! Ich muß den Namen wissen, um davon überzeugt zu sein, daß es wahr ist, um ganz erkalten zu können. Ich weiß, daß mich dann sofort die Langeweile erfaßt, und daß ich bestimmt abreise..."

Sie verfiel in tiefes Nachsinnen.

„Ist die Leidenschaft eine Rechtfertigung für jede Wahl, auf wen sie auch fallen mag?"

„Ja, Wjera, für jede. Ich wiederhole dir, was ich auch schon zu Marfinka sagte: liebe, wen du willst, ohne jemanden zu fragen, ob der, den du liebst, auch würdig ist — geh kühn deinen Weg..."

„Und neulich im Garten warnten Sie mich doch selbst vor der Gefahr..."

„Ich warnte dich vor Räubern und Hunden, aber nicht vor der Leidenschaft!"

„Und ich kann lieben, wen ich will?" fragte sie in leicht scherzendem Tone — „ohne jemand zu fragen?..."

„Weder Tantchen, noch die öffentliche Meinung..."

„Noch Sie?..."

„Mich noch weniger als jeden andern: ich bin im Gegenteil bereit, dir zu helfen, deine Leidenschaft anzufachen... Du zweifelst an meiner Großmut — da hast du sie! Wähle mich zu deinem Vertrauten! Ich werde dich selbst tiefer in diese Glut hineinstoßen..."

Sie blickte ihn verstohlen an.

„Nun sag' mir den Namen des Glücklichen, Wjera ...“
„Ja, ja ... später einmal, wenn ...“
„Wenn ich abreise? Ach, wenn mir doch solch ein Glück zuteil würde!“ sagte er, während er Wjera mit glühenden Blicken ansah und ihre Hand ergriff. Ein Rausch umnebelte wieder, wie bei einem Betrunkenen, sein Hirn. „Die Leidenschaft! Höre, Wjera — es gibt noch einen Ausweg aus meiner Lage,“ fuhr er in heißer Erregung fort. „Ich wollte dir ihn nicht nennen, du bist so streng: gib mir trotz allem die Leidenschaft! Du vermagst es! Vergiß deine Liebe ... Wenn sie noch nicht alt, wenn sie noch im Werden ist, und ... und ... Nein, nein, schüttle nicht den Kopf — das ist ja Unsinn, ich weiß es ... Nun also, ganz einfach: jag' mich nicht fort, laß mich zuweilen mit dir zusammen sein, dich hören, in Entzücken schwelgen und Folterqualen dulden! Nur um jeden Preis leben und nicht schlafen, nicht so einem Holzklotz gleichen, wie ich jetzt! Überall Schlaf, und stumpfe Langeweile, und trübe Schwermut, nirgends ein Ziel, auch in der Kunst nicht, in der ich's zu nichts bringe, für die ich nichts tue. Alles, was man sonst als ernsthaftes Lebenswerk betrachtet, erscheint mir so kleinlich, so erbärmlich. Ich möchte den Rest meines Lebens irgendeinem ernsthaften Werke, einem großen, würdigen Ziele widmen, doch ich bin nicht fähig dazu, nicht darauf vorbereitet: es gibt bei uns kein solches Werk, keine solche Arbeit! Oder ich möchte, daß dieser mein Lebensrest in einem gewaltigen Feuerwerk, in einer großen Leidenschaft aufflammt! Du hast das Zeug dazu, solch einen Sturm in mir zu entfachen, ja du hast ihn schon entfacht: noch ein Funke, noch ein wenig Koketterie und Täuschung ... und ich beginne zu leben ...“
„Und was soll ich dabei gewinnen?“ sagte sie. „Soll ich

mich an dieser Fieberglut weiden, ohne sie zu teilen? Sie phantasieren, Boris Pawlowitsch!"

„Was geht dich das an, Wjera? Ich verlange keine Erwiderung — aber stoß mich auch nicht von dir, laß mich gewähren! Ich fühle es, daß nicht nur bei deinem Anblick, sondern wenn auch nur zufällig jemand deinen Namen nennt, es mich heiß und kalt überläuft..."

„Wie soll das aber enden?" fragte sie nicht ohne Neugier.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht verliere ich den Verstand, stürze mich in die Wolga, oder sterbe... Doch nein, ich bin zäh — nichts wird geschehen, ein halbes Jahr, vielleicht ein Jahr wird vergehen, und ich werde leben wie früher... Gib mir die Leidenschaft, Wjera, gib mir dieses Glück!..."

Lippen und Zunge waren ihm förmlich trocken geworden.

„Eine sonderbare Bitte, Bruder: jemand zum Fieber zu verhelfen!... Ich glaube nicht an die Leidenschaft — was ist denn die Leidenschaft? Das Glück, sagt man, beruht auf einer tiefen, starken Liebe..."

„Lüge, Lüge!" unterbrach er sie.

„Die Liebe — eine Lüge?"

„Ja, diese heilige, tiefe, hehre Liebe — sie ist eine Lüge! Sie ist ein erdichtetes, ausgeklügeltes Gespenst, das über dem Grabe der Leidenschaft spukt. Die Menschen haben es ersonnen, wie sie die Justizpaläste, das Branntweinmonopol, die Moden, das Kartenspiel, die Bälle ersonnen haben. Die hehre, heilige Liebe ist die Uniform, in die sie die Leidenschaft hineinstecken wollen, doch sie will immer wieder heraus und zerreißt die Uniform. Die Natur hat in die lebendigen Organismen nur die Leidenschaft hineingelegt, nichts weiter. Die Liebe ist nur in der einen, durch die Leidenschaft bestimmten Form vorhanden, es gibt keine andere Art von Liebe. Nimm das erbärmlichste, schläfrigste Wesen, irgend-

eine Krämersfrau aus der Vorstadt, irgendeinen noch so ehrbaren und loyal gesinnten Kanzleibeamten, kurz, wen du willst: sie alle haben unbedingt einmal im Leben, oder je nach dem Temperament noch öfter, bald auf feine, bald auf ganz grobe, tierische Art, ihrer Erziehung entsprechend, diese Aufregungen der Leidenschaft kennen gelernt, diesen Krampf, diese Pein und Qual, dieses Selbstvergessen, dieses zweite Leben mitten im Leben, dieses trunkene Spiel der Kräfte ... diese Seligkeit! ..."

Er hielt in seiner Rede inne.

„Nun?" sagte sie ungeduldig.

„Nun —" fuhr er ungestüm, die Worte rasch überhastend, fort — „auf die erkaltete Spur dieser Feuersäule, dieses Blitzes, der das Leben durchzuckt, legt sich dann der Friede, das Lächeln des Ausruhens nach dem süßen Sturme, die verklärte Erinnerung an die Vergangenheit, die Stille. Und diese Stille, diese Feuerspur bezeichnen die Menschen als die hehre, erhabene Liebe — nachdem die Leidenschaft verglüht und erloschen ist ... Siehst du, Wjera, so herrlich und schön ist die Leidenschaft, daß schon ihre Spur allein dem ganzen Leben ein helles Siegel aufdrückt; die Menschen sind nur zu feig, sich zur Wahrheit zu bekennen, zu gestehen, daß das, was in Wahrheit die Liebe ist, längst verging, daß sie, vom Rausche umfangen, nicht sahen und hörten, was um sie herum vorging, daß aber dieser Rausch genügte, um ihrem ganzen Leben etwas von jenem farbigen Glanze zu geben, in dem die Leidenschaft loderte ... Und dieser farbige Abglanz ist die ewige Liebe, die Freundschaft, das feste Band, das zuweilen die Menschen für das ganze Leben aneinander fesselt ... Nein, nichts auf der Welt vermag solche Seligkeiten zu geben, kein Ruhm, keine Befriedigung der Eitelkeit, kein Märchenreichtum der Schehere-

zade, nicht einmal die Kraft des schaffenden Genies, nichts... als nur einzig die Leidenschaft! Möchtest du wohl eine solche Leidenschaft kennen lernen, Wjera?"

Sie hörte nachdenklich zu.

„Ja, wenn sie so ist, wie Sie sie schildern, wenn sie so viel Glück zu bieten vermag ..."

Sie fuhr zusammen und öffnete das Fenster.

„Die Leidenschaft ist wie ein beständiger Rausch, ohne das grobe Gefühl dumpfer Trunkenheit," fuhr er fort — „sie ist wie ein ewiges Wandeln auf Blumenpfaden. Vor dir schwebt stets dein Idol, das du beständig anbeten, für das du sterben möchtest. Steine fliegen dir an den Kopf, und du glaubst in deiner Leidenschaft, es seien Rosen, Zähneknirschen erscheint dir wie Musik, Schläge von der geliebten Hand kommen dir köstlicher vor als die Liebkosungen einer Mutter. Die Sorgen, das Gezänk des Lebens, alles verschwindet — ein einziger endloser Jubel erfüllt dich — ein Glück nur gibt es: nur immer zu schauen ... auf dich ..." — er trat ganz dicht an sie heran — „deine Hand zu ergreifen" — er faßte ihre Hand — „das Feuer, die Kraft deiner Seele, das Beben in deinem Organismus zu fühlen ..."

Wiederum erbebte sie und er desgleichen.

„Ich bin nicht mehr fern von diesem Zustande, Wjera: noch ein einziger holder Blick, ein Druck deiner Hand — und ich lebe, ich bin selig ... Sag', was soll ich tun?"

Sie schwieg.

„Wjera!"

Sie erwachte allmählich aus dem stillen Brüten, in dem sie ihm gelauscht hatte, wandte sich zu ihm herum, nahm freundlich, fast zärtlich seine Hand und sprach in bittendem Ton mit ihrer tiefen, weichen Stimme:

„Reisen Sie fort von hier!"
Er erhob sich wie einer, der tief verwundet worden.
„Du bist herzlos, Wjera. Wohlan denn — so sag' mir den Namen!"
„Den Namen? Was für einen Namen?" fragte sie erstaunt, wie vollends zum Bewußtsein erwachend.
„Und von wem der Brief auf dem blaßblauen Papier war ..." fügte er hinzu.
Sie musterte ihn spöttisch vom Kopf bis zu den Füßen.
„Ich liebe niemand," sagte sie laut — „ich habe mir das nur ausgedacht, aus Langerweile ..."
„Und der Brief?"
„... ist von der Frau des Popen!" ergänzte sie den Satz ironisch.
„Hast du mir sonst nichts zu sagen?"
„Ich werde stets nur dasselbe sagen."
„Was?"
„Reisen Sie ab!"
„Dann bleibe ich!" sagte er kalt.
Sie sah ihn eine ganze Weile an.
„Wie Sie wollen: Sie sind in Ihrem Hause!" antwortete sie und neigte mit spöttischer Höflichkeit den Kopf. „Entschuldigen Sie mich nun ... verzeihen Sie ... ich muß morgen ganz früh aufstehen," fügte sie freundlich, fast lächelnd, hinzu.
„Sie wirft mich hinaus!" dachte er mit einem Gefühl der Bitterkeit und wußte nicht, was er sagen sollte, als plötzlich draußen auf dem Korridor jemand auf die Türklinke drückte.



Neuntes Kapitel

„Wer ist da?“ fragten beide auf einmal.

Die Tür ging auf, und Wassilissas verträumtes Gesicht erschien in der Öffnung.

„Ich bin es,“ sagte sie leise. „Sie sind hier, Boris Pawlowitsch? Man fragt nach Ihnen — bitte, kommen Sie rasch, es ist kein Mensch im Vorzimmer. Jakow ist in der Nachtmesse, und Jegorka holt Fische unten an der Wolga... Ich bin ganz allein da mit Paschutka.“

„Wer fragt nach mir?“

„Ein Gendarm ist vom Gouverneur gekommen: der Gouverneur läßt Sie bitten, doch, wenn möglich, gleich zu ihm zu kommen, wenn's aber heute nicht geht, dann morgen in aller Frühe: es sei sehr eilig, läßt er sagen.“

„Was mag da los sein?“ sagte Raiski verwundert. „Nun, gut — sag' also, ich käme gleich . . .“

„Nur kommen Sie, bitte, recht rasch,“ bat ihn Wassilissa — „es ist außerdem noch ein Gast da . . .“

„Wer denn noch?“

„Na, jener mit der großen Stirn . . .“

„Mit der großen Stirn? Wer ist das?“

„Na, der nächstens die Knute bekommen soll, wie die

Leute sagen ... Hat sich da groß und breit im Saal hingepflanzt und erwartet Sie. Und die gnädige Frau ist mit Marfa Wassiljewna in der Stadt ..."

„Ja, hast du denn nicht nach dem Namen gefragt, Wassilissa?"

„Das hab ich wohl, und er sagte ihn auch, aber ich hab' ihn vergessen."

Raiski und Wjera sahen einander verwundert an.

„Daraus soll jemand klug werden! Irgendein Bekannter aus der Stadt — wie überflüssig!"

„Nicht doch, es ist ja derselbe, der sich damals hier betrunken hat und in Ihrem Zimmer über Nacht blieb ..."

„Mark Wolochow etwa?"

Wjera machte eine Bewegung.

„Gehen Sie rasch — hören Sie, was ihn hierher führt!" sagte sie.

„Was bist du denn so erschrocken? Er ist doch kein Hund, kein Gespenst, kein Räuber, sondern nur ... ein harmloser Landstreicher ..."

„Gehen Sie, gehen Sie," sprach Wjera hastig, ohne auf ihn zu hören. „Die Sache ist interessant ..."

„Nur rasch, bitte, Boris Pawlowitsch!" trieb auch Wassilissa ihn an. „Wir haben ihn im Saal eingeschlossen und uns im Zimmer eingeriegelt ..."

„Warum denn?"

„Wir fürchten uns vor ihm."

„Weshalb?"

„So, wir fürchten uns eben. Ich bin zum Fenster hinausgekrochen, auf den kleinen Hof, um hierher zu kommen. Daß er dort nicht irgend etwas wegschleppt."

Raiski lachte und folgte ihr. Er entließ den Gendarm, dem er sagte, daß er in einer Stunde beim Gouverneur

sein würde; dann ging er zu Mark hinein und führte ihn in sein Zimmer.

„Na, wollen Sie wieder einmal hier übernachten?" fragte er Wolochow.

Er konnte nicht mehr anders mit ihm reden als in ironischem Tone. Diesmal jedoch lag ein sorgenvoller Ausdruck auf Marks Gesichte. Als dann aber Licht ins Zimmer gebracht wurde und er Raiskis erregtes Gesicht sah, glitt ein boshaft kaltes Lächeln über seine Züge.

„Sie sind also noch da?" sagte er spöttisch — „und ich fürchtete schon, Sie seien längst über alle Berge!"

„Ich habe noch Zeit," versetzte Raiski mit leichter Geringschätzung.

„Nein, jetzt ist's zu spät: was für Augen machen Sie denn?"

„Was ist mit meinen Augen? Gar nichts!" sprach Raiski und sah in den Spiegel.

„Auch abgemagert sind Sie: die Masern kommen schon zum Vorschein."

„Reden Sie keinen Unsinn," versetzte Raiski, seinem Blicke ausweichend. „Sagen Sie lieber, was Sie mitten in der Nacht hierher führt!"

„Ich bin doch ein Nachtvogel: am Tage kümmern sich die Leutchen schon gar nicht mehr um mich. Es dürfte auch für Ihre Großtante so weniger peinlich sein. Eine prächtige alte Dame — daß sie den Tytschkow hinausgeworfen hat, war wirklich brav!"

Er nahm plötzlich eine ernsthafte Miene an.

„Ich habe ein Anliegen an Sie," sagte er.

„Ein Anliegen?" versetzte Raiski — „das ist interessant."

„Ja, das ist's. Hören Sie also! Ich war soeben auf der Polizei, d. h. ich bin natürlich nicht selbst hingegangen, um

dort meine Aufwartung zu machen, sondern bin vom Polizeimeister eingeladen und sogar mit einem Schimmelpaar abgeholt worden."

„Warum? Ist etwas vorgefallen?"

„Eine Lappalie: ich hatte hier ein paar Bücher verborgt . . ."

„Was für Bücher? Aus meiner Bibliothek, die bei Leontij ist?"

„Ja, auch solche, und außerdem noch andere — hier ist das Verzeichnis."

Er reichte Raiski einen Zettel.

„Wem haben Sie die Bücher gegeben?"

„Allen möglichen Leuten, Seminaristen bekamen sie und Gymnasiasten — auch ein Lehrer . . ."

„Haben Sie denn sonst nichts zu lesen?"

„Was sollen die Leute hier lesen? Koslow zum Beispiel — der liest seit fünf Jahren mit den Jungen nichts weiter als den Sallust, den Xenophon, Homer, Horaz: das eine Jahr von vorn nach hinten und das nächste Jahr von hinten nach vorn. Das junge Volk versauert dabei, der Schimmel hat sich schon im Gymnasium angesetzt . . ."

„Hat man denn dort gar keine neueren Bücher?"

„Sie haben da wohl noch solch einen Esel, der sich Literaturlehrer nennt und ihnen den Karamsin und Puschkin auslegen soll, aber diese Burschen haben eine so fade Manier . . ."

„Und da wollten Sie nun ein wenig Salz hinzutun, nicht? Wollen einmal sehen!"

„Oh, wie feierlich das eben klang: wollen einmal sehen! Der richtige Nil Andreitsch!"

Raiski überflog den Zettel, den ihm Mark gereicht hatte, und sah seinen Gast ganz erstaunt an.

„Na, was gucken Sie mich denn so verblüfft an?"

„Sie haben den jungen Leuten diese Bücher gegeben?"
„Ja; warum?"
Raiski blickte noch immer mit allen Zeichen der Verwunderung auf Mark.
„Das soll eine passende Lektüre für die Jugend sein?" flüsterte er.
„Sie scheinen noch zu den gottgläubigen Seelen zu gehören?" fragte Mark.
Raiski ließ noch immer seinen Blick auf ihm ruhen.
„Sie waren wohl heute zur Nachtmesse, wie?" fragte Mark in demselben kühlen Tone weiter.
„Und wenn ich dort gewesen wäre?"
„Nun, dann wundere ich mich auch nicht, daß Sie sich verlieben und Tränen vergießen können... Warum haben Sie dann aber Herrn Tytschkow aus dem Hause geworfen? Er ist doch auch einer von den frommen Brüdern!"
„Ich frage Sie nicht nach Ihrem Glauben: wenn Sie schon, als Sie beim Regiment waren, nicht an den Oberst und auf der Universität nicht an den Rektor glaubten, und wenn Sie jetzt so handgreifliche Dinge wie den Gouverneur und die Polizei negieren — wie sollten Sie da noch an den lieben Gott glauben!" sagte Raiski. „Reden wir doch lieber von der Angelegenheit, die Sie herführt — um was handelt es sich?"
„Ja, sehen Sie — ein junger Mensch, der Sohn des Advokaten, verstand einen Satz in einem der französischen Bücher nicht und zeigte das Buch seiner Mutter. Die ging damit zum Vater, und der lief zum Staatsanwalt. Als dieser den Namen des Verfassers hörte, meldete er die Sache dem Gouverneur. Der Junge wurde ins Gebet genommen und gehörig verprügelt, und

unter der Fuchtel gestand er, daß er das Buch von mir bekommen habe. Na, und heute wurde ich nun vernommen ..."

„Und was haben Sie gesagt?"

„Was ich gesagt habe?" versetzte Mark und sah Raiski lächelnd an. „Als man mich fragte, woher ich die Bücher hätte, und wem sie gehörten, da ..."

„Nun?"

„Da sagte ich, ich hätte sie ... von Ihnen. Einen Teil davon hätten Sie mitgebracht, und die übrigen, wie den Voltaire, hätte ich in Ihrer Bibliothek gefunden ..."

„Ich danke ergebenst: wie kommen Sie dazu, mir diese Ehre zu erweisen?"

„Weil ich seit dem Tage, an dem Sie Trytschkow den Laufpaß gaben, Sie für einen leidlich vernünftigen Menschen halte."

„Sie hätten mich vorher um meine Einwilligung fragen sollen. Ich weiß nicht, ob das alles sich mit den Gesetzen der Ehre verträgt ..."

„Nun, ich habe ohne Ihre Einwilligung gehandelt, und was die Gesetze der Ehre betrifft — so wollen wir darüber später einmal reden. Was verstehen Sie überhaupt unter Ehre?" fragte er finster.

„Ich denke, davon soll später die Rede sein? Meine Einwilligung gebe ich jedenfalls nicht."

„Ich meine, die Ehre kommt hier überhaupt nicht in Frage — es handelt sich darum, was mir von Nutzen ist ..."

„Wenn es mir auch hundertmal Schaden bringt ... eine herrliche Logik!"

„Ja, auf die Logik kam es mir eben an," sagte Mark. „Nur fürchte ich, daß wir beide zwei verschiedene Arten von Logik haben ..."

„Und vielleicht auch zwei verschiedene Arten von Ehre," fügte Raiski hinzu.

„Ihnen wird man nichts tun, Sie stehen bei Sr. Exzellenz in hoher Gunst," fuhr Mark fort, „und Sie leben hier auch nicht als Verbannter. Ich dagegen werde sogleich irgendwohin an einen dritten Ort geschickt, nachdem ich schon an zweien gewesen. Zu einer andern Zeit wäre mir das ziemlich gleichgültig, doch gerade jetzt..." fügte er nachdenklich hinzu — „möchte ich lieber hier bleiben... für unbestimmte Zeit..."

„Nun — und was weiter?" sagte Raiski kalt.

„Nichts weiter. Ich wollte Ihnen nur berichten, was ich getan habe, und Sie fragen, ob Sie die Sache auf Ihre Kappe nehmen wollen oder nicht?"

„Und wenn ich es nicht will? Und ich will es nicht!"

„Nun, dann ist nichts zu machen — dann schiebe ich eben alles auf Koslow. Der Mensch braucht eine Abwechselung, er verschimmelt sonst ganz — mag er ein Weilchen auf der Hauptwache sitzen! Dann kann er wieder seine alten Griechen vornehmen..."

„Die wird er dann kaum noch vornehmen können, denn die Sache wird ihn seine Stellung kosten."

„Ja, das ist möglich... das war also nicht logisch gedacht. Dann ist's schon besser, Sie nehmen die Sache auf sich."

„Was berechtigt Sie, von mir einen solchen Dienst zu verlangen?"

„Das, was mich auch dazu berechtigt hat, von Ihnen Geld zu leihen: ich brauchte eben Geld, und Sie hatten welches. Ganz ähnlich liegt die Sache hier — wenn Sie die Schuld auf sich nehmen, geschieht Ihnen gar nichts, während man mich auf den Schub bringt. Das ist doch wohl logisch, sollte ich meinen?"

„Und wenn mir daraus Unannehmlichkeiten erwachsen?"
„Was für Unannehmlichkeiten? Nil Andreitsch wird Sie einen Räuber nennen, der Gouverneur wird über den Fall nach Petersburg berichten, man wird ein schärferes Auge auf Sie haben... Ermannen wir uns doch endlich: solange wir diese Ängstlichkeit zeigen, bringen wir die Gouverneure nicht zur Raison..."
„Sie haben doch aber selbst Angst, die Sache auf sich zu nehmen!"
„Ich habe durchaus keine Angst, es paßt mir nur nicht, jetzt von hier fortzugehen."
„Warum nicht?"
„Darum... es paßt mir eben nicht. Später werde ich selbst hingehen und sagen, daß die Bücher mir gehören. Und wenn Sie einmal etwas auszubaden haben sollten, dann schieben Sie es nur auf mich: ich bin gern bereit, für Sie einzutreten..."
„Es ist ein sonderbarer Dienst, den Sie da von mir verlangen — ich soll da etwas auf mich nehmen..."
„Versuchen Sie es nur! Und wenn die Angelegenheit eine gar zu ernste Wendung nehmen sollte, was, wie Sie zugeben müssen, kaum zu erwarten ist, dann bleibt eben nichts weiter übrig, als mich anzugeben. Zu dumm, diese ganze Geschichte!" brummte Mark vor sich hin. „Dieser Junge hat alles verdorben! Das begann hier schon alles so hübsch sich zu regen!"
„Ich will jetzt gleich zum Gouverneur fahren," sagte Raiski — „er hat nach mir geschickt. Leben Sie wohl!"
„Ah — er hat nach Ihnen geschickt!"
„Was soll ich tun? Was soll ich ihm sagen?"
„Der Gouverneur wird die Geschichte vertuschen, wenn Sie sagen, daß die Bücher Ihnen gehören. Er berichtet nicht

gern etwas nach Petersburg. Ich muß aus der Sache wegbleiben — ich stehe hier unter Polizeiaufsicht, und er hat jeden Monat über mich Bericht zu erstatten, ob ich gesund bin, und wie es mir geht. Er möchte mich am liebsten loswerden und wünscht nichts sehnlicher, als daß man mir gestatten möchte, die Stadt zu verlassen; ich bin ihm, möcht' ich sagen, ein Dorn im Auge. Neulich schon konnte er berichten, daß ich Reue zeige: wenn jetzt die Geschichte mit den Büchern für mich gut abläuft, kann er melden, ich sei ein loyaler und ehrbarer Staatsbürger geworden, wie weder Rom noch Sparta einen aufzuweisen gehabt hätten. Man wird mich dann aus der Polizeiaufsicht entlassen. Wenn Sie also die Geschichte jetzt auf Ihre Kappe nehmen, erweisen Sie auch ihm einen Gefallen... Im übrigen tun Sie, was Sie wollen!" sagte Mark zum Schluß in gleichgültigem Tone. „Kommen Sie, auch ich muß fort!"

„Wohin wollen Sie denn? Da hinaus geht es..."

„Nein, ich möchte lieber durch Ihren Park gehen, den Abhang hinunter... ich habe es da näher... Beim Fischer auf der Insel will ich abwarten, welchen Ausgang die Sache nimmt."

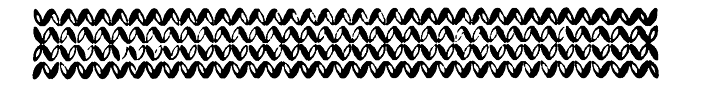
Sie gingen bis an den Rand der Schlucht, wo Mark in den Büschen verschwand, während Raiski umkehrte und sich zum Gouverneur begab. Gegen zwei Uhr nachts kehrte er zurück. Obschon er erst spät zu Bett gegangen war, stand er doch früh auf, um Wjera zu berichten, was sich zugetragen hatte. Ihre Fenster waren dicht verhängt.

„Sie schläft," dachte er und ging nach dem Garten.

Wohl eine Stunde lang spazierte er in den Parkwegen auf und ab und wartete, ob nicht endlich der lila Vorhang zurückgezogen würde. Aber nichts bewegte sich an dem verhüllten Fenster. Er gab acht, ob nicht Marina über

den Hof gehen würde, doch auch Marina bekam er nicht zu sehen.
Im Zimmer der Großtante gingen die Vorhänge in die Höhe, im Hausflur zischte und brodelte der Samowar, und die Tauben und Spatzen begannen sich an dem Platze zu sammeln, an dem sie von Marfinka ihr Futter entgegenzunehmen gewohnt waren. Türen wurden geöffnet und zugeschlagen, die Kutscher und Lakaien erschienen auf dem Hofe — und der Vorhang bewegte sich noch immer nicht.
Jetzt tauchte auch Ulita in der Nähe des Kellers auf, die Frauen und Mädchen erschienen auf dem Hofe, und nur Marina blieb unsichtbar. Bleich und düster trat Sawelij auf die Schwelle seiner Wohnung und blickte stumpf auf den Hof hinaus.
„Sawelij!“ rief Raiski ihn an.
Mit seiner breiten Gangart kam Sawelij auf ihn zu.
„Sag' doch Marina, sie möchte es mich sogleich wissen lassen, wenn Wjera Wassiljewna aufgestanden ist und sich angezogen hat!“
„Marina ist gar nicht da!“ sagte Sawelij ein wenig lebhafter als sonst.
„Wieso denn? Wo ist sie?“
„Sie ist beim Morgengrauen mit dem gnädigen Fräulein über die Wolga gefahren, zur Popenfrau.“
„Mit welchem Fräulein: mit Wjera Wassiljewna?“
„Ganz recht.“
Raiski war starr vor Erstaunen und sah Sawelij fast erschrocken an.
„Wer hat sie denn hingebracht?“ fragte er nach einem Weilchen.
„Prochor bringt sie immer mit dem Falben auf dem kleinen Wagen hin.“

Raiski schwieg.
„Gegen Abend kommen sie zurück," fügte Sawelij hinzu.
„Du meinst, sie kommen heute noch zurück?" fragte Raiski lebhaft.
„Das werden sie wohl — Prochor wenigstens mit dem Pferd, und auch Marina. Sie begleiten das Fräulein und kommen dann noch am selben Tage zurück."
Raiski starrte mit weit geöffneten Augen auf Sawelij, ohne ihn zu sehen. Lange noch standen sie so einander gegenüber.
„Befehlen Sie sonst noch etwas?" fragte Sawelij dann langsam.
„Wie? Was?" fuhr Raiski aus seinem Brüten auf.
„Du ... wartest wohl auch ... auf Marina?"
„Verrecken soll sie, die Ruchlose!" sagte Sawelij finster.
„Warum schlägst du sie immer? Ich wollte dir schon lange den Rat geben, das zu unterlassen, Sawelij."
„Ich schlage sie jetzt nicht mehr."
„Seit wann?"
„Seit einer Woche ... seit sie sich besser aufführt ..."
Die Falten auf seiner Stirn begannen eifrig zu arbeiten, um seinen Worten Nachdruck zu geben.
„Geh, ich brauche jetzt nichts weiter ... Nur schlag, bitte, die Marina nicht mehr, laß ihr volle Freiheit: es wird für dich wie für sie besser sein ..." sagte Raiski.
Den Kopf tief gesenkt, ging er nach seinem Zimmer, nur einen kurzen, schmerzlichen Blick nach Wjeras Fenster werfend. Sawelij stand noch eine ganze Weile da, die Mütze in der Hand, und sann verwundert über Raiskis letzte Worte nach.
„Auch ein Opfer der Leidenschaft!" dachte Raiski. „Armer Sawelij — wir können uns gegenseitig trösten!"



Zehntes Kapitel

Alle Schrecken der Einsamkeit suchten Raiski heim, seit Wjera abgereist war. Er kam sich ganz verwaist vor, die ganze Welt erschien ihm so trostlos und öde; er hatte das Gefühl, als befinde er sich in einer dürren Wüste, und er übersah ganz, daß diese Wüste in üppigem Blätter- und Blütenschmuck prangte, und fühlte nicht, daß die köstlich warme Sommerzeit, die draußen die Natur in vollem Schmucke erprangen ließ, auch ihn umschmeichelte und umkoste.

Er hatte für nichts mehr Sinn, nicht für Tatjana Markownas häusliches Walten, noch für das muntere Wesen Marfinkas, die ihre traulichen Liedchen sang und mit dem frischen Springinsfeld Wikentjew fröhlich plauderte, noch für die Gäste, die sich zuweilen einfanden — die stets komisch wirkende Paulina Karpowna, den lärmenden Openkin, die sorgfältig frisierten, elegant gekleideten Damen und die jungen Stutzer: nichts, nichts interessierte ihn. Sie belustigten ihn nicht und langweilten ihn nicht, sie machten ihm nicht kalt noch warm — er sah nur immer wieder das eine: daß der lila Vorhang sich nicht bewegte, daß die Fenster Wjeras drüben im alten Hause dicht verhängt waren und

die Bank im Parke leer blieb, daß, mit einem Worte, Wjera nicht da war, was für ihn so viel hieß, wie, daß niemand und nichts da war, daß das ganze Haus und die ganze Umgegend ausgestorben waren.

Nicht lieben wollte er Wjera — und wenn er es selbst gewollt hätte, so hätte er's doch nicht gedurft: alle Rechte, alle Hoffnungen waren ihm ja genommen. Die einzige zärtliche Bitte, die sie jemals an ihn gerichtet hatte, lautete immer wieder: „Reisen Sie so bald wie möglich ab!" — Und er war doch so ganz von dem Gedanken an sie, an sie allein erfüllt, er kannte und sah nichts anderes!

Selbst ihre Schönheit schien die Macht über ihn verloren zu haben — es war eine andere Kraft, die ihn jetzt zu ihr hinzog. Er hatte das Gefühl, daß er nicht durch belebende, vielversprechende Hoffnungen, nicht durch ein erwartungsvolles Beben der Nerven mit ihr verknüpft war, sondern durch ein feindseliges, hirnaufstachelndes Gefühl des Schmerzes, durch Empfindungen und Beziehungen, die eher mit dem Gegenteil der Liebe als mit der Liebe verwandt waren.

Ihn peinigte vor allem jetzt das geheimnisvolle Rätsel: wie es möglich war, daß sie so plötzlich vor aller Augen aus dem Hause, dem Park verschwinden konnte, um dann plötzlich wieder zu erscheinen, als steige sie vom Grunde der Wolga empor, einer Nixe gleich, mit leuchtenden, durchsichtigen Augen, mit diesem Stempel der Unergründlichkeit und der Täuschung im Gesicht, mit der Lüge auf den Lippen — — nur der Kranz aus Wasserrosen fehlte noch auf dem Kopfe, damit sie einer wirklichen Nixe gliche!

Wie schön, wie drohend und berückend schön leuchtete ihm dieses geheimnisvoll strahlende Nachtwesen entgegen!

Aber wenn es nur das gewesen wäre: doch sie hatte ihm da ein halbes Geständnis abgelegt, daß sie liebe, daß es irgend jemanden hier in der Nähe gebe, der ihrem Leben Inhalt verleiht, der ihr diesen Winkel teuer macht, der diesen Bäumen, diesem Himmel, diesen Fluten in ihren Augen alle Reize gibt.

Kaum hatte sie die geheimnisvolle Tür für einen Augenblick geöffnet, als sie sie auch schon wieder eigenwillig zuschlug und plötzlich verschwand, unter Mitnahme der Schlüssel zu allen diesen Geheimnissen: zu ihrem Charakter, zu ihrer Liebe, zu der ganzen Sphäre ihrer Gedanken und Gefühle, diesem ganzen sonderbaren Leben, das sie führte. Alles, alles hatte sie mitgenommen — und vor ihm stand wieder die einzig verschlossene Tür.

„Alle Schlüssel hat sie mitgenommen!" sprach er ärgerlich für sich, als er sich mit der Großtante über Wjera unterhielt.

Tatjana Markowna hatte die Worte gehört und war vor Schreck zusammengefahren.

„Welche Schlüssel hat sie mitgenommen?" fragte sie voll Angst.

Er schwieg.

„So sprich doch!" drängte sie ihn und begann in allen Taschen und Körbchen zu suchen. „Welche Schlüssel denn? Es scheint doch, daß alle da sind! Marfinka, komm doch einmal her: welche Schlüssel hat Wjera Wassiljewna mitgenommen?"

„Ich weiß es nicht, Tantchen; sie nimmt nie irgendwelche Schlüssel mit, höchstens den Schlüssel von ihrem Schreibtisch."

„Aber Borjuschka sagt doch, sie habe sie mitgenommen! Sieh einmal nach, und frag' auch Wassilissa, ob alle Schlüssel

da sind, ob nicht vielleicht diese windige Person, die Marina, die Schlüssel von der Vorratskammer mitgenommen hat. Geh, mach' rasch! Warum tust du denn so geheimnisvoll, Boris Pawlowitsch? So sag' doch, welche Schlüssel sie mitgenommen hat: hast du sie gesehen?"

„Ja, ich habe sie gesehen," sagte Raiski boshaft. „Sie zeigte sie mir und versteckte sie dann wieder ..."

„Wie sehen sie denn aus: hatten sie einen Bart, oder glichen sie diesem hier? ..."

Sie zeigte ihm einen Schlüssel.

„Es waren die Schlüssel zu ihrem Geiste, ihrem Herzen, ihrem Charakter, ihrem Denken und ihren Geheimnissen ..."

Der Großtante fiel eine Last von der Seele.

„Die Schlüssel meinst du!" sagte sie, wurde nachdenklich und seufzte dann. „Ja, deine Allegorie enthält die Wahrheit. Diese Schlüssel überläßt sie niemandem. Und doch wäre es besser, wenn sie an Tantchens Gürtel hingen!"

„Warum?"

„Nun, so ..."

„Sagen Sie mir, Tantchen — wes Geistes Kind ist eigentlich Wjera?" fragte Raiski plötzlich, während er neben Tatjana Markowna Platz nahm.

„Du siehst es doch selbst: was soll ich dir's erst sagen? Wie du sie siehst, so ist sie."

„Ich sehe aber nichts ..."

„Uns allen geht es nicht besser: sie hat ihren Kopf für sich, siehst du, und ihr freier Wille geht ihr über alles. Wehe, wenn Tantchen einmal nach etwas fragt: ‚Nein, nein, es ist nichts, ich weiß von nichts, von gar nichts!' ‚Von ihrer Geburt an hatte ich sie bei mir, all die Zeit war sie bei mir im Hause, und doch weiß ich nicht, was in ihrem Kopfe vorgeht, was sie liebt oder haßt. Selbst wenn sie krank ist,

sagt sie es nicht: klagt nicht, will keine Arznei haben, sondern schweigt nur um so hartnäckiger. Man kann sie nicht gerade faul nennen, und doch tut sie nichts: näht nicht, stickt nicht, treibt keine Musik, macht keine Besuche — sie ist einmal so von Geburt an. Nie habe ich gesehen, daß sie einmal so recht von Herzen lachte, oder daß sie Tränen vergoß. Wenn sie schon das Lachen ankommt, so unterdrückt sie es, als wäre es etwas Sündhaftes. Und sowie ihr etwas Unangenehmes widerfährt, oder irgend jemand sie ärgert, zieht sie sich gleich in ihren Turm zurück und macht ihren Kummer, ihre Freude ganz mit sich allein ab. So ist sie, siehst du!"

„Aber das ist doch nur zu loben: sie hat Charakter, hat ihren eigenen Willen, hat Selbstbewußtsein! Das sind doch bei einem jungen Mädchen sehr schätzbare Eigenschaften!"

„Ich danke! Wozu braucht ein junges Mädchen seinen eigenen Willen? Bestärke sie nicht noch darin, Boris Pawlowitsch, ich bitte dich sehr darum. Du bist doch ein verständiger, guter, ehrenhafter Mensch, und du wünscht den beiden Mädchen sicherlich alles Gute, mitunter aber platzst du mit etwas heraus..."

„Womit bin ich denn schon herausgeplatzt, Tantchen?"

„Womit? Hast du nicht Marfinka den Rat gegeben, sie solle, wenn sie jemanden liebgewinnt, nicht erst lange die Tante fragen? Überleg' einmal, ob das recht gehandelt war! Ich hätte das von dir nicht erwartet! Wenn du dich auch selbst meiner Botmäßigkeit entzogen hast, so brauchst du darum noch nicht dem armen Mädchen den Kopf zu verwirren."

„Ach, Tantchen, was für eine herrschsüchtige Frau Sie doch sind: immer wollen Sie recht haben! Wie oft haben

wir schon miteinander darüber gestritten, daß es keine Liebe auf Kommando gibt ..."

„Sieh, Borjuschka, darauf hätte dir nun Nil Andreitsch die richtige Antwort gegeben — ich vermag's nicht. Leider haben wir den aus dem Hause geworfen. Ich weiß nur so viel, daß du Unsinn redest, nimm mir's nicht übel! Sind das am Ende die neuen Prinzipien?"

„Ja, Tantchen, das sind sie; die alte Zeit ist vorüber, sie kann nicht wieder von vorn beginnen. Auch das Neue muß doch einmal an die Reihe kommen!"

„Sie scheint ja sehr merkwürdig auszusehen, deine neue Zeit!"

„Urteilen Sie doch selbst, Tantchen: die Zeit der Liebe ist gleichsam der Frühling im Leben eines Mädchens. Und nun wird solch einem jungen Wesen die Möglichkeit freien Aufblühens genommen, man schließt es ab, entzieht ihm die frische Luft, pflückt seine Blüten von den Zweigen ... Mit welchem Rechte wollen Sie beispielsweise Marfinka zwingen, nach Ihrem Rezept glücklich zu werden, und nicht nach ihrer eigenen Neigung und Wahl?"

„So frag' doch einmal Marfinka, ob sie sich glücklich fühlen wird, und ob ihr überhaupt ein Glück erstrebenswert scheint, zu dem die Tante nicht ihren Segen gibt."

„Ich habe sie schon gefragt."

„Nun, und? ..."

„Ohne Sie, sagt sie, tut sie keinen Schritt."

„Da siehst du es!"

„Ja — ist denn das in der Ordnung: wo bleibt denn da die Freiheit, das Recht? Sie ist doch ein denkendes Wesen, ein Mensch — wie kann man ihr denn einen fremden Willen, ein Glück, das sie gar nicht haben will, aufzwingen wollen?"

„Wer zwingt ihr denn etwas auf? So frage sie doch einmal! Als ob ich sie hier beide unter Verschluß hielte, als ob sie nicht lebten wie die Vögel in der Luft und tun könnten, was ihnen gefällt ...“

„Ja, Tantchen, das ist richtig,“ sagte Raiski in aufrichtigem Tone — „in dieser Hinsicht haben Sie recht. Nicht Furcht und Autorität ist in Ihrem Verhältnis zu ihnen maßgebend, sondern die warme Zärtlichkeit eines Taubennestes ... Und sie vergöttern Sie auch, gewiß ... Aber dennoch fehlt da etwas in Ihrem Erziehungssystem: warum wollen Sie ihnen durchaus diese veraltete Anschauungen einimpfen und sie großziehen wie die Vögel im Käfig? Lassen Sie sie doch selbst ein klein wenig Erfahrung sammeln im Leben ... Solch ein Vogel, der immer nur im Käfig eingeschlossen war, entwöhnt sich des freien Fluges, und wenn man ihm dann das Pförtchen öffnet, wagt er sich nicht hinaus. Dasselbe habe ich auch zu unserer Cousine Bjelowodowa gesagt: dort ist die eine Art von Unfreiheit, hier die andere.“

„Ich habe weder Marfinka noch Wjerotschka irgend etwas eingeimpft; von Liebe war noch nie auch nur mit einer Silbe die Rede, ich fürchte mich, daran auch nur zu tippen: das aber weiß ich, daß Marfinka ohne meinen Rat und meinen Segen niemals ihr Herz verschenken würde.“

„Das will ich wohl glauben,“ sagte Raiski nachdenklich.

„Und wenn du, oder sonst jemand, sie zu dieser Freiheit der Liebe bekehren und sie sich danach richten sollte, dann ...“

„Dann würde sie das unglücklichste Geschöpf werden — gewiß, Tantchen, das will ich glauben; und wenn Marfinka Ihnen das Gespräch mitgeteilt hat, das ich über diesen Punkt mit ihr hatte, dann hätte Sie Ihnen auch sagen sollen, daß ich ihren Standpunkt billigte und ihr den Rat gab, stets auf Sie und auf Vater Wassilij zu hören ...“

„Auch das weiß ich: alles habe ich mir von ihr wiedererzählen lassen, und ich sehe, daß du nur ihr Gutes willst. Laß sie also in Ruhe, rede ihr nichts ein, sonst kommt es schließlich darauf hinaus, daß nicht ich, sondern du ihr ein Glück aufzwingen willst, das sie gar nicht mag, und daß der Vorwurf des Despotismus, den du mir machst, auf dich zurückfällt. Glaubst du vielleicht," fuhr sie nach kurzer Pause fort — „wenn irgendein reicher Mann von gutem Herkommen, von Rang und Stand sich um Marfinkas Hand bewerben, ihr aber mißfallen sollte — daß ich dann auch nur einen Augenblick daran denken würde, sie umzustimmen?"

„Nun gut, Tantchen, ich will Ihnen Marfinka gern abtreten — aber dafür lassen Sie mir Wjera in Ruhe! Marfinka und Wjera sind so grundverschieden! Wenn Sie bei Wjera dasselbe System versuchen sollten, würden Sie sie unglücklich machen."

„Wer — ich?" fragte die Großtante. „Sie täte gut daran, nicht so stolz zu sein und mehr Vertrauen zur Tante zu haben: vielleicht würden wir auch noch Verstand genug haben, um ein anderes System anzuwenden."

„Tun Sie ihr nur keinen Zwang an, lassen Sie ihr ihren Willen. Es gibt Vögel, die für den Käfig geboren scheinen, und andere, die nur in der Freiheit leben können ... Sie wird ihr Schicksal schon selbst zu lenken wissen ..."

„Tu' ich ihr denn Zwang an? Lege ich ihr denn etwas in den Weg? Sie vertraut mir nicht, sie versteckt sich, schweigt, lebt ganz nach ihrem Kopfe. Ich wage es nicht einmal, bei ihr nach den Schlüsseln zu fragen — und du scheinst dir deshalb Kopfschmerzen zu machen?"

Sie sah ihm forschend ins Gesicht.

Raiski errötete, als die Großtante ihm plötzlich so schlicht

und klar bewies, daß ihr ganzer „Despotismus“ auf der Grundlage mütterlicher Zärtlichkeit und unermüdlicher Sorge um das Glück ihrer geliebten Waisen beruhte.

„Ich sehe nur immer wie ein Polizeimeister darauf, daß draußen auf der Straße alles in Ordnung ist, in die Häuser gehe ich nicht hinein, solange man mich nicht hineinruft,“ fügte Tatjana Markowna hinzu.

„Ei nun, das ist ja das Ideal, die Krone der Freiheit! Tantchen! Tatjana Markowna! Sie stehen auf dem Gipfel der geistigen, sittlichen und sozialen Entwicklung! Sie sind in jeder Beziehung ein fertiger, vollendeter Mensch! Und Sie haben dieses Ziel ganz mühelos erreicht, während unsereins sich quält und quält, um zu ihm emporzuklimmen. Schon einmal habe ich mich vor Ihrer Frauenwürde gebeugt — ich tue es nun zum zweiten Male und erkläre mit Stolz: Sie sind groß!“

Sie schwiegen beide.

„Sagen Sie, Tantchen, was für eine Popenfrau ist denn das, mit der Wjera verkehrt, und was für Beziehungen bestehen zwischen ihnen?“ fragte Raiski.

„Du meinst Natalia Iwanowna, die Frau des Priesters? Sie waren zusammen in der Pension und haben sich dort befreundet. Wir haben sie oft hier zu Gaste. Sie ist eine gute, brave Frau, und so bescheiden ...“

„Wie kommt es, daß Wjera ihr so zugetan ist? Sie scheint eine geistig hervorragende, charaktervolle Person zu sein?“

„Oh, nicht im geringsten — was heißt da Charakter? Sie ist nicht dumm, hat gut gelernt, liest viele Bücher und kleidet sich gern nett. Ihr Mann, der Geistliche, hat eine gute Stelle. Michailo Iwanytsch, sein Patron, hat ihn gern — er lebt für einen Popen so recht aus dem Vollen. An nichts fehlt es ihm, nicht an Getreide, noch sonst an was; Wagen

und Pferde hat er ihm geschenkt, ja er schickt ihm sogar Zimmergewächse aus seiner Orangerie. Der Pope ist ein kleiner Mensch, einer von den ‚Jungen' — nur daß er sich schon gar zu weltlich benimmt, er hat das so von seinem Verkehr mit den Gutsbesitzern her an sich. Französische Bücher liest er sogar, und raucht auch, was eigentlich zu seinem Meßgewande sehr wenig paßt ..."

„Nun, und die Frau des Geistlichen? Sagen Sie: warum ist Wjera ihr so zugetan, wenn sie, wie Sie sagen, nicht einmal Charakter besitzt?"

„Darum eben hängt sie ihr so an, weil sie keinen Charakter besitzt."

„Wie denn? Kann man einen Menschen deshalb lieben?"

„Allerdings. Hast du das noch nicht beobachtet? Und dabei wolltest du mir doch Belehrungen geben! Ja, so ist's wirklich ..."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Nun — der Starke liebt eben niemals den Starken; wenn zwei Starke zusammenkommen, gehen sie aufeinander los wie die Ziegenböcke und bearbeiten sich gegenseitig mit den Hörnern. Ein Starker aber und ein Schwacher — die vertragen sich miteinander recht gut. Dieser liebt jenen um seiner Stärke willen, und jener ..."

„... liebt diesen um seiner Schwäche willen, wie?"

„Ja, um seiner Nachgiebigkeit, seiner Anhänglichkeit willen — darum, daß er sich ihm stets unterordnet."

„Ganz recht, Tantchen, Sie sind wirklich eine Weise! Ich entdecke jetzt, daß ich hier förmlich in ein Heiligtum der Weisheit geraten bin. Ich will mir's nicht mehr beikommen lassen, Tantchen, Sie ummodeln zu wollen, ich will fortan Ihr gehorsamer Schüler sein; nur um eins bitte ich Sie: geben Sie es auf, mich zu verheiraten. In allen übrigen

Dingen will ich stets auf Sie hören. Nun, also — wes Geistes Kind ist diese Popenfrau?"

„Sie ist ein gutmütiges, verträgliches Hühnchen, schwatzt in einem fort, singt, flüstert gern, namentlich mit Wjera: ein ewiges Flüstern ist das, und immer ins Ohr. Und Wjera — die hört nur zu und schweigt, nickt höchstens einmal mit dem Kopfe oder läßt ein Wort fallen. Ein Blick von Wjeruschka, eine Laune von ihr ist ihr heilig. Nur was Wjera sagt, ist verständig, ist gut. Und das gerade ist's, was Wjera braucht: nicht eine Freundin will sie haben, sondern eine gehorsame Sklavin. Dazu gibt sich jene her — und darum eben hat Wjera sie so gern. Sowie Wjera mit etwas unzufrieden ist, bekommt Natalia Jwanowna eine Heidenangst, bittet gleich: verzeih nur, mein Seelchen, mein Herzchen, küßt sie auf die Augen, auf den Hals — und jene nimmt es hin, als müsse es so sein."

„So liegen die Dinge!" dachte Raiski bei sich. „Dieser stolze und unabhängige Charakter will Sklaven um sich sehen! Und dabei redet sie von Freiheit und Gleichheit und will nichts davon wissen, daß ich ihr den Hof mache. Wart', meine Liebe!"

„Aber Wjera liebt doch auch Sie, Tantchen?" fragte Raiski, der darauf hinaus wollte, zu erfahren, ob Wjera noch für jemand anders als Natalia Jwanowna zärtliche Empfindungen hege.

„Gewiß liebt sie mich!" sprach die Großtante in zuversichtlichem Tone — „nur eben auf ihre Weise. Sie zeigt es nie und wird es nie zeigen. Und dennoch liebt sie mich und ist imstande, für mich durchs Feuer zu gehen."

„Wer weiß — vielleicht liebt sie auch mich und will es nur nicht zeigen!" suchte Raiski sich zu trösten, doch gab er diese Möglichkeit sogleich wieder als völlig ausgeschlossen auf.

„Woher wissen Sie es denn, daß sie Sie liebt, wenn sie es Ihnen nicht sagt?"

„Ich weiß nicht, was ich dir antworten soll; jedenfalls aber hat sie mich lieb."

„Und Sie lieben sie wieder?"

„Ob ich sie liebe!" sagte die Großtante halblaut. „Ach, und wie ich sie liebe!" fügte sie mit einem Seufzer hinzu, und die Tränen traten ihr fast in die Augen. „Sie weiß es nicht einmal, wie sehr: doch vielleicht erfährt sie es noch."

„Haben Sie es nicht bemerkt, daß Wjera seit einiger Zeit so merkwürdig nachdenklich ist?" fragte Raiski zögernd, in der stillen Hoffnung, daß ihm vielleicht die Großtante eine Antwort auf die ihn quälende Frage, von wem der blaßblaue Brief sei, geben könnte.

„Ist dir etwas aufgefallen?"

„Das nicht gerade ... ich weiß ja nicht, wie sie sonst war, nur kam es mir so vor ..."

„Ich müßte sie nicht lieben, wenn ich es nicht bemerkt haben sollte. So manche Nacht schon habe ich schlaflos gelegen und mich mit dem Gedanken herumgequält, warum sie eigentlich seit dem Frühjahr so sonderbar geworden ist. Bald ist sie heiter und vergnügt, bald ganz in sich versunken; so launisch ist sie oft, und manchmal sogar aufbrausend. Es ist eben Zeit, daß sie heiratet!" sagte die Tante, mehr vor sich hin. „Ich fragte den Arzt darüber, der schob alles auf die Nerven; die Nerven müssen jetzt immer als Vorwand dienen. Was heißt überhaupt Nerven? Früher wußten die Ärzte gar nichts von Nerven. Da hieß es einfach: das Kreuz tut einem weh, oder man hat Schmerzen in der Herzgrube, und danach wurde die Kur eingerichtet. Jetzt aber müssen die Nerven für alles herhalten. Wenn dazumal einer verrückt wurde, sagte man

einfach: er hat den Verstand verloren, vor lauter Kummer, oder weil er zu viel trank, oder aus sonst einem Grunde, und jetzt heißt es: sein Gehirn ist erweicht ..."

„Ist sie nicht am Ende verliebt?" versetzte Raiski halblaut, bereute aber schon im nächsten Augenblick, das Wort ausgesprochen zu haben. Es war, als hätte er der Großtante einen Stoß gegen die Stirn versetzt.

„Um Gottes willen!" rief sie und bekreuzte sich, als wäre ein Blitz vor ihr niedergefahren — „der Kummer hätte gerade noch gefehlt!"

„Was reden Sie da von Kummer: was ihr Glück ausmacht, bereitet Ihnen Kummer!"

„Treib damit keinen Scherz, Borjuschka! Du hast selbst vorhin gesagt, Wjera sei nicht das, was Marfinka ist. Solange Wjera nur so ihre Launen hat, und schweigt, und vor sich hinbrütet, ohne tieferen Grund — so lange ist die Sache nicht gefährlich. Aber sobald erst die Schlange der Liebe sich in ihr Herz geschlichen hat, wird mit ihr nicht auszukommen sein! Diesen ‚Schröpfkopf' wünsche ich nicht einmal dir, um wieviel weniger meinen Mädchen. Wie kommst du eigentlich darauf: hast du mit ihr über diese Frage gesprochen, oder hast du irgend etwas bemerkt? Sag' mir nur alles, alles, mein Lieber!" fügte sie in flehendem Tone hinzu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Nicht doch, Tantchen, beruhigen Sie sich nur, um Gottes willen! Ich bin nur so mit der Tür ins Haus gefallen, wie Sie zu sagen pflegen, und Sie sind gleich ängstlich geworden, wie neulich, als ich von den Schlüsseln sprach ..."

„Ja, diese Schlüssel," fiel die Großtante, das Wort voll Eifer ergreifend, ihm in die Rede — „diese Allegorie: was hat sie zu bedeuten? Du sprachst von dem Schlüssel

zu ihrem Herzen — was meintest du damit, Boris Pawlowitsch? Beunruhige mich nicht unnütz, sag' mir alles ganz offen, wenn du irgend etwas weißt ..."

Raiski ärgerte sich über seine eigene Voreiligkeit und war bemüht, die Großtante auf jegliche Weise zu beruhigen, was ihm zum Teil auch gelang.

„Ich habe nichts weiter bemerkt, als was auch Sie beobachtet haben," sagte er. „Und wie können Sie glauben, daß sie mir etwas anvertrauen wird, was sie vor Ihnen allen verbirgt? Ich wußte ja nicht einmal, wohin sie immer fährt, und was für eine Popenfrau das ist — ich fragte sie, fragte sie, und bekam nicht ein Wort aus ihr heraus. Erst von Ihnen erfuhr ich, um was es sich handelt."

„Nein, nein, sie sagt nichts, das stimmt — nichts ist aus ihr herauszubekommen!" fügte Tatjana Markowna beruhigt hinzu. „Kein Wort verrät sie! Und diese Schwätzerin, die Popenfrau, erfährt alles von ihr, aber sie stirbt lieber, ehe sie Wjeras Geheimnisse preisgibt. Über sich selbst plaudert sie alles aus, doch von dem, was Wjera ihr anvertraut, kommt nicht eine Silbe über ihre Lippen!"

Sie schwiegen beide.

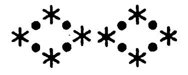
„In wen hätte sie sich auch hier verlieben sollen?" fuhr die Großtante dann nachdenklich fort. „Es ist ja niemand da, der sie interessieren könnte."

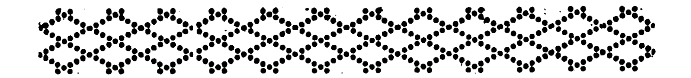
„Wirklich niemand?" fragte Raiski lebhaft. „Kein Mensch in der ganzen Stadt und Umgegend? ..."

Tatjana Markowna schüttelte den Kopf.

„Höchstens der Forstmeister ..." sprach sie nachdenklich — „ein trefflicher Mensch! Ich glaube, er interessiert sich für sie ... Es wäre für Wjera eine sehr gute Partie ... ja ..."

„Nun — und?"
„Sie ist so wunderlich. Es scheint, daß er es nicht wagt, sich ihr zu nähern, um sie zu werben. Doch ist's ein prächtiger Mensch, so solide, und reich dabei, allein an Wald hat er einige Tausend Deßjatinen..."
„Der Forstmeister!" wiederholte Raiski. „Was für ein Forstmeister denn? Was für ein Mensch ist er sonst — jung, gebildet, repräsentabel?..."
Wassilissa trat in diesem Augenblick ins Zimmer und meldete, daß Paulina Karpowna vorgefahren sei und fragen lasse, ob Boris Pawlowitsch Lust habe, an ihrem Porträt weiterzuarbeiten.
„Nicht einmal ein Weilchen plaudern kann man... muß die der Teufel reiten!" brummte die Großtante vor sich hin. „Wir lassen bitten... Sorg' dafür, daß das Frühstück bald fertig ist!"
„Lassen Sie ihr doch sagen, Tantchen, wir könnten heute nicht empfangen! Richte ihr doch aus, Wassilissa, ich würde an dem Porträt nicht weiter malen, bis Wjera Wassiljewna wieder zu Hause wäre."
Wassilissa ging hinaus, kehrte jedoch sogleich wieder zurück.
„Sie läßt Sie herausbitten," sagte sie zu Raiski — „sie will nicht aus dem Wagen steigen."





Elftes Kapitel

Es ist nie ans Tageslicht gekommen, was Paulina Karpowna eigentlich mit Raiski gesprochen hat, als er zu ihr hinauskam. Fünf Minuten später jedoch hatte er Hut und Spazierstock geholt und fuhr mit der Krizkaja, die nach allen Seiten triumphierende Blicke warf, durch die Hauptstraßen der Stadt. Man konnte ihr den Stolz auf ihren Sieg vom Gesichte ablesen, und als sie die Rundfahrt mit ihm beendet hatte, führte sie ihn wie einen Kriegsgefangenen nach ihrem Heim.

Neugierig schritt Raiski hinter Paulina Karpowna durch die Zimmer dahin und antwortete in liebenswürdiger Weise auf ihr zärtliches Flüstern und ihre leidenschaftlichen Blicke. Sie bat ihn flehentlich, doch endlich zu gestehen, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, was er denn auch schon im nächsten Augenblick tat, voll gespanntester Erwartung, was nun weiter folgen würde.

„Oh, ich wußte es ja, ich wußte es, sehen Sie! Habe ich's nicht vorausgesagt?“ rief sie frohlockend.

Das erste, was sie tat, war, daß sie die Vorhänge an den Fenstern herabließ, wodurch sie ein lauschiges Halbdunkel im Zimmer erzeugte. Dann ließ sie sich in halbliegender

Pose, mit dem Rücken nach dem Lichte zu, auf einem Ruhebett nieder.

„Ja, ich habe es gewußt: oh, vom ersten Augenblick an wußte ich es, que nous nous convenons — ja, cher Monsieur Boris — nicht wahr?“

Sie geriet in Verzückung und wußte nicht, wo sie ihm einen Platz anweisen sollte. Sie bestellte ein üppiges Frühstück, dazu gekühlten Champagner, stieß mit ihm an und schlürfte den perlenden Wein tropfenweise aus dem Glase, zwischendurch seufzend, schwer atmend und sich Luft zufächelnd. Dann rief sie ihre Zofe und sagte prahlend, daß sie für niemand zu sprechen sei; dasselbe sagte sie auch zu dem Diener, der ins Zimmer trat, und dem sie befahl, auch im anstoßenden Saale die Fenster zu verhängen.

Sie saß in ihrer reizenden Haltung, gerade einem großen Spiegel gegenüber, und lächelte schweigend, ganz aufgelöst in lauter Behagen, ihrem Gaste zu. Sie rückte nicht näher zu Raiski hin, nahm nicht seine Hand, bat ihn nicht, seinen Stuhl mehr in ihre Nähe zu rücken: sie begnügte sich ganz und gar damit, sich vor ihm in dem ganzen strahlenden Glanze ihrer interessanten Persönlichkeit zu zeigen, und streckte nur ab und zu ganz plötzlich ihr Füßchen vor, wobei sie lächelnd die Wirkung dieses Manövers auf ihn beobachtete. Als er schließlich doch näher zu ihr hinrückte, machte sie ihm in einwandfreier Weise Platz und ließ ihn an ihrer Seite sich niedersetzen.

Er sah sie neugierig an und wollte ein für allemal dahinterkommen, was eigentlich an ihr wäre. Als sie gleich nach seinem Eintritt all die bedenklichen Vorbereitungen traf, war er wohl erschrocken, doch schwanden seine Befürchtungen mit jeder ihrer Bewegungen. Offenbar war er zu der Überzeugung gelangt, daß seiner Tugend keine Gefahr drohe.

„Was will sie eigentlich von mir?“ fragte er sich, sie immer wieder mit Neugier betrachtend.

„Erzählen Sie mir doch irgend etwas von Petersburg, von Ihren dortigen Eroberungen: die waren wohl gar nicht zu zählen, wie? Sagen Sie, bitte — sind die dortigen Frauen hübscher als die hiesigen?“ Sie warf einen Blick nach ihrem Bilde in dem Spiegel. „Kleiden sie sich mit mehr Geschmack?“ Sie zupfte an ihrem Kleide herum und ließ die Spitzenmantille von ihren Schultern gleiten. Diese Schultern waren so weiß und rund, daß Raiski sie immerhin der Verewigung durch den Pinsel wert fand.

„Warum schweigen Sie? Sagen Sie doch, bitte, irgend etwas!“ fuhr sie fort, zuckte kokett mit dem Füßchen und ließ es sogleich wieder unter dem Kleide verschwinden. Dann sah sie ihn schelmisch an und beobachtete, ob es bei ihm wirke.

„Was ist eigentlich mit ihr? Halt — das muß sich sogleich zeigen!...“ dachte er.

„Ich habe alles gesagt!“ sprach er mit komischer Ekstase. „Jetzt bleibt mir nur noch eins übrig: Sie zu küssen!“ Er erhob sich von seinem Platze und trat entschlossen auf sie zu.

„Mr. Boris! De grâce — oh, oh!“ rief sie verwirrt zugleich und erwartungsvoll — „que voulez-vous — nein, um Gottes willen, nein! Oh, schonen Sie mich, schonen Sie mich!“

Er neigte sich zu ihr hinab und schien allen Ernstes an die Ausführung seines Unternehmens gehen zu wollen. Sie hielt ihm in ungeheuchelter Angst die Arme entgegen, erhob sich von dem Ruhebett, zog die Vorhänge zurück, brachte ihr Kleid in Ordnung und setzte sich in höchst korrekter Haltung, doch mit triumphierendem Gesichte, auf einen

Sessel. Sie erschien wie in hellen Strahlenglanz getaucht, und den Kopf wie ermüdet auf die Schulter sinken lassend, flüsterte sie süßlich:
„Pitié, pitié!"
„Grâ-ce, grâce!" bat Raiski in singendem Tone, nur mit Mühe das Lachen verhaltend.
„Ich habe nur gescherzt, Paulina Karpowna — haben Sie keine Angst, ich schwöre Ihnen, Sie haben nichts zu befürchten ..."
„Oh, schwören Sie nicht!" sagte sie, sich plötzlich erhebend, mit pathetischer Stimme und blinzelnden Augen. „Es gibt schreckliche Augenblicke im Leben der Frau ... Doch Sie sind großmütig! ..." fügte sie hinzu und ließ wieder wie erschöpft den Kopf auf die Schulter sinken — „Sie werden mich nicht zugrunde richten ..."
„Nein, nein," sagte er, aufs höchste ergötzt durch diese Szene — „wie kann man denn eine Familienmutter zugrunde richten? ... Sie haben doch Kinder — wo sind denn Ihre Kinder?" fragte er, sich umsehend. „Warum haben Sie mir Ihre Kinder nicht vorgestellt?"
Sie war im Augenblick ernüchtert.
„Sie sind ... nicht da ..." sagte sie.
„Machen Sie mich doch mit ihnen bekannt, ich habe Kinderchen so gern!"
„Pardon, Mr. Boris — sie sind nicht in der Stadt ..."
„Wo sind sie denn?"
„Sie sind ... auf dem Lande, bei Bekannten ..."
Tatsache war, daß ihre beiden „Kinderchen", zwei Söhne, bereits im Alter von sechzehn und vierzehn Jahren standen. Die Krizkaja hatte sie weit fort aufs Land geschickt, zu einem Onkel, der sie erzog — sie wollte nicht, daß durch ihre Anwesenheit in der Stadt ihr Alter kund würde.

Raiski begann sich zu langweilen und machte sich auf den Heimweg. Paulina Karpowna hielt ihn nicht nur nicht zurück, sondern war sogar, wie man ihr ansehen konnte, ganz zufrieden, daß er ging. Sie ließ ihren Wagen vorfahren und wollte ihn auf jeden Fall begleiten.

„Sehr liebenswürdig," sagte Raiski — „Sie können mich dann gleich nach einer Stelle bringen." Paulina Karpowna willigte mit Freuden ein, und sie fuhren wieder zusammen durch die Straßen.

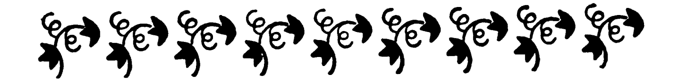
Am Abend wußte die ganze Stadt, daß Raiski den Morgen als einziger Gast bei Paulina Karpowna zugebracht hatte, daß nicht nur die Vorhänge heruntergelassen, sondern auch die Fensterläden in ihrer Wohnung geschlossen waren, daß er ihr eine Liebeserklärung gemacht, sie um einen Kuß gebeten und vor ihr geweint habe, und daß er jetzt unter allen Qualen einer rasenden Leidenschaft seufze.

Lange fuhren Raiski und Paulina Karpowna in der Stadt umher. Sie bemühte sich, die Fahrt so einzurichten, daß sie bei allen Bekannten vorüberkam, bis Raiski endlich in ein Gäßchen einzulenken bat und vor Koslows Hause abstieg. Die Krizkaja sah, wie Leontijs Gattin Raiski schon vom Fenster aus Zeichen machte. Sie war ganz entsetzt darüber.

„Ist's möglich — Sie fahren zu dieser Frau? Ich bin kompromittiert!" sagte sie. „Was werden die Leute sagen, wenn sie hören, daß ich Sie im Wagen hierher gebracht habe? Allons, de grâce, montez vite et partons! Cette femme: quelle horreur!"

Doch Raiski winkte mit der Hand ab und ging ins Haus hinein.

„Sie hat den Splitter im fremden Auge bemerkt," dachte er.



Zwölftes Kapitel

Während des Besuches bei der Krizkaja hatte Raiski sich erinnert, daß er Leontij gegenüber immer noch jene heilige Freundespflicht zu erfüllen habe, auf die er sich jüngst so feierlich vorbereitet hatte, die jedoch infolge seines Zusammentreffens mit Wjera unerledigt geblieben war. Sein Herz begann förmlich rascher zu schlagen, als er jetzt seiner guten Absicht, das häusliche Glück seines Freundes vor sicherer Schmach zu bewahren, wieder gedachte.

Leontij war nicht zu Hause, dafür kam Uliana Andrejewna ihm mit offenen Armen entgegen, doch lehnte er ihre allzu zärtliche Begrüßung trocken ab. Sie nannte ihn ihren alten Freund, ihren kleinen Schäker, zog ihn leicht am Ohr, ließ ihn auf dem Diwan Platz nehmen, setzte sich dicht neben ihn und nahm seine Hand in die ihrige.

Raiski war verblüfft, ja unwillig über diese allzu unmittelbare Attacke und die rasch zugreifende Art Ulianas, die ihn plötzlich in die Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit ihr und seiner studentischen Torheiten zurückversetzte. Wie weit lag diese Zeit schon zurück!

„Was fällt Ihnen ein, Uliana Andrejewna — nehmen

Sie doch Vernunft an!“ sagte er vorwurfsvoll. „Ich bin doch kein Student, und Sie sind kein junges Mädchen mehr!“

„Für mich sind Sie immer noch derselbe liebe, kleine Student, derselbe kleine Schäker, und ich bin für Sie dasselbe folgsame kleine Mädchen ...“

Sie sprang von ihrem Platze auf, zog ihn am Arme empor und tanzte dreimal im Walzertakt mit ihm durchs Zimmer.

„Wer hat mir denn damals das Kleid zerrissen — erinnern Sie sich noch?“

Er sah sie an und suchte sich zu besinnen.

„Wissen Sie noch, wie Sie mich damals um die Taille faßten, als ich fortlaufen wollte? ... Und wer hat denn vor mir gekniet? Wer hat mir die Hände geküßt? Da, küssen Sie sie wieder, Sie Undankbarer! Ja, ja, ich bin immer noch für Sie dieselbe Ulinka!“

„Haben Sie diese weit zurückliegenden Albernheiten noch nicht vergessen?“ sprach er mit einem Seufzer.

„Nein, nein — alles weiß ich noch, alles!“ — Und sie wirbelte mit ihm durch das Zimmer.

Es war ihm in der Tat leichter gefallen, das dumme, lächerliche, ungefährliche Kokettieren der ewig nach ihrem Odysseus ausschauenden alternden Kalypso zu ertragen, als das unverfrorene Liebesspiel dieser Nymphe, die ihren Satyr suchte ...

Mit flammenden Augen und einer selbstsicheren, freudig kühnen Entschlossenheit, hinter der sich ein heimliches Lachen barg, sah sie ihm gerade ins Gesicht, während durch das flammende Rot ihrer Wangen die Sommersprossen grell hervortraten und von dem hochblonden Scheitel und den Augenbrauen ein goldiger Glanz ausstrahlte.

Er wandte sich von ihr ab, suchte das Gespräch auf Leontij

und seine Arbeiten zu bringen, schritt von Ecke zu Ecke durchs Zimmer und ging wohl zehnmal nach der Tür, um sich zu entfernen, hatte jedoch das Gefühl, daß dies keineswegs leicht war.
Es war ihm, als sei er in den Käfig einer Tigerin geraten, die, in einem Winkel sitzend, jede Bewegung ihres Opfers beobachtete: kaum faßte er einmal nach der Türklinke, so stand sie auch schon vor ihm, lehnte sich mit dem Rücken gegen das Schloß und sah in mit jenem seltsam starren Ausdruck der Augen an, hinter dem sich ein Lachen zu verbergen schien, ohne daß sie in Wirklichkeit lachte.
Wohin er sich auch wandte — immer wieder war es ihm, als könne er nicht fort aus dem Banne dieses Blickes, der — wie der Blick eines Porträts — ihn überallhin zu verfolgen schien.
Er setzte sich und begann darüber nachzusinnen, wie er sich seiner Freundespflicht Leontij gegenüber am besten entledigen sollte. Es wurde ihm nicht leicht, einen Anfang zu finden. Er sah, daß hier mit Milde nichts auszurichten war: er mußte schon ein Donnerwetter über diese mit der Schande spielende Frau hereinbrechen lassen, mußte die Dinge beim Namen nennen und ihr die Schmach vorhalten, die sie so reichlich auf das Haupt seines Freundes häufe.
Er maß sie schweigend, mit kaltem Blicke, vom Scheitel bis zu den Sohlen, und ein leichtes Lächeln der Geringschätzung spielte dabei um seinen Mund.
Sie wich diesem wenig freundlichen Blicke aus, ging um seinen Stuhl herum, beugte sich plötzlich zu ihm herab, legte ihre Hand auf seine Schulter und sah ihm aus nächster Nähe in die Augen. Dann zupfte sie ihn zärtlich am Ohr, blieb plötzlich wie versteinert stehen, blickte in tiefem Nach-

sinnen zur Seite, als kämpfe sie mit sich selbst, oder als gedenke sie jener fernen, schönen Tage, da Raiski noch ein Jüngling und noch zugänglicher war. Und plötzlich seufzte sie, erwachte aus ihrer Erstarrung — und begann ihr Spiel mit ihm von neuem . . .

Er beobachtete sie mit scharfem Auge.

„Warum schauen Sie mich so finster an, lieber Freund, gar nicht so wie früher?" sagte sie leise, mit singender Stimme. „Ist in diesem Herzen nichts mehr für mich übrig geblieben? Erinnern Sie sich noch, wie schön es war, als damals die Linden blühten?"

„An nichts erinnere ich mich mehr," sagte er trocken, „alles hab' ich vergessen!"

„Undankbarer!" flüsterte sie und legte ihre Hand an sein Herz. Dann kniff sie ihn wieder ins Ohr und in die Wange, und trat rasch auf die andere Seite.

„Haben Sie wirklich alles an Wjera abgegeben?" flüsterte sie.

„An Wjera?" fragte er plötzlich und stieß sie zurück.

„P—s—t! Ich weiß alles — schweigen Sie! Jetzt müssen Sie Ihr Schätzchen für einen Augenblick vergessen . . ."

„Nein," sagte er sich — „ich muß es auf ein andermal verschieben, wenn Leontij zu Hause ist. Ich will ihr dann irgendwo im Winkel oder im Garten eine Lektion erteilen, will ihr unverblümt sagen, wer sie ist, und was ich von ihrem Benehmen halte, aber jetzt . . ."

Er erhob sich.

„Lassen Sie mich, Uliana Andrejewna: ich komme ein andermal wieder, wenn Leontij zu Hause ist," sagte er trocken und versuchte, sie von der Tür wegzuschieben.

„Und das gerade will ich nicht," antwortete sie. „Was habe ich davon, daß Sie herkommen, wenn er da ist? Ich

will mit Ihnen allein sein: seien Sie wenigstens für eine Stunde mein ... ganz mein ... daß niemand auch nur ein Teilchen von Ihnen abbekommt! Und auch ich will die Ihrige — ganz die Ihrige sein!" flüsterte sie leidenschaftlich und legte ihren Kopf an seine Brust. „Ich habe mich gesehnt nach dieser Stunde, habe von Ihnen geträumt und wußte nicht, wie ich Sie herlocken sollte. Der Zufall ist mir zu Hilfe gekommen — Sie sind mein, mein, mein!" sprach sie und schlang ihre Arme um seinen Hals, ihren Mund dabei zum Kusse spitzend.

„Nun ... das ist nicht mehr Paulina Karpowna, hier heißt es entschlossen auftreten," dachte Raiski, umfaßte energisch ihre Taille, führte sie auf die Seite und öffnete die Tür.

„Leben Sie wohl," sagte er, seinen Hut nach ihr hin schwenkend — „auf Wiedersehen! Vielleicht komme ich morgen .."

Sie hielt plötzlich seinen Hut in der Hand, und während sie den Kopf nach ihm vorneigte, hob sie den Hut hoch empor und fuhr damit in der Luft hin und her.

Er wollte ihr den Hut wegnehmen, doch war sie bereits damit im anderen Zimmer und hielt ihm nun, ihn gleichsam lockend, die Kopfbedeckung hin.

„Nehmen Sie ihn doch!" neckte sie ihn.

Er beobachtete sie schweigend. „Geben Sie mir den Hut!" sagte er nach einer Weile.

„So nehmen Sie ihn doch!"

„Geben Sie ihn her!"

„Hier ist er!"

„Stellen Sie ihn auf den Fußboden!"

Sie tat, was er verlangte, und trat dann ans Fenster. Er ging in das andere Zimmer und nahm rasch den Hut, sie aber lief flink nach der Tür, schloß sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Sie sahen einander an: kühle Neugier lag in seinen Blicken, während sie mit einem kecken Ausdruck des Triumphes in den lachenden Augen ihn anschaute. Schweigend bewunderte er die Schönheit ihres römischen Profils.

„Ja, Leontij hat recht: das ist ein Kameenkopf — dieses Profil, diese strenge, reine Nacken- und Halslinie! Und ihr Haar ist noch ebenso dicht wie früher ...“

Plötzlich fiel ihm ein, weswegen er gekommen, und er setzte eine strenge Miene auf. „Begreifen Sie auch, was für ein keckes Spiel Sie spielen?“ sprach er kalt und würdevoll.

„Lieber Boris,“ sagte sie zärtlich, ihm die Hand hinhaltend und ihn zu sich lockend — „haben Sie den Garten und die Laube in Moskau schon vergessen? Ist Ihnen dieses Spiel wirklich so neu? Kommen Sie doch näher!“ fügte sie rasch, im Flüstertone, hinzu, während sie auf dem Diwan Platz nahm und ihm ein Zeichen machte, sich doch neben sie zu setzen.

„Und Ihr Mann?“ sagte er plötzlich.

„Mein Mann? Der ist immer noch derselbe Tölpel, der er früher war.“

„‚Tölpel‘ sagen Sie?“ versetzte er vorwurfsvoll, mit erhobener Stimme. „Lohnen Sie ihm so für seine Güte, sein Vertrauen?“

„Kann man ihn denn überhaupt lieben?“

„Warum nicht?“

„Nein, diese Art Männer liebt man nicht ... Kommen Sie her!“ flüsterte sie.

„Aber Sie haben ihn doch früher geliebt?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Warum haben Sie ihn denn dann geheiratet?“

„Das ist etwas ganz anderes: er wollte mich haben, und

da sagte ich eben ‚ja'. Wo hätte ich denn sonst bleiben sollen?"

„Und so betrügen Sie ihn denn Ihr Leben lang, Tag für Tag, versichern ihm Ihre Liebe ..."

„Das habe ich noch nie getan, und er fragt auch nicht, ob ich ihn liebe. Sie sehen also, daß ich ihn nicht betrüge!"

„Aber ich bitte Sie, was tun Sie denn sonst?" sagte er und bemühte sich dabei, seiner Stimme einen Ausdruck des Entsetzens zu verleihen.

Sie sah ihn mit einem kecken Blicke, in dem wieder ihr heimliches Lachen lag, an, und ihre Augen funkelten dabei.

„Was ich sonst tue?" versetzte sie, sein Entsetzen in komischer Weise nachäffend. „Ich liebe Sie noch immer, Sie Undankbarer, bin immer noch meinem lieben Studenten Raiski treu ... Kommen Sie her!"

„Wenn er es wüßte!" sagte Raiski und ließ seine Augen ängstlich in die Runde gehen, bis sie auf ihrem Profil haften blieben.

„Er wird nichts erfahren — und wenn er etwas erfährt, macht's auch nicht viel aus. Er ist doch ein Tölpel."

„Nein, er ist kein Tölpel, sondern ein schwacher Mensch, der Sie liebt und Ihnen blind vertraut. Und das ist nun — sein häusliches Glück!"

„Wo steckt denn sein Unglück, möcht' ich wissen?" brauste Uliana Andrejewna auf. „Suchen Sie ihm doch erst eine zweite solche Frau, wie ich bin! Wenn ich auf ihn nicht acht gebe, führt er den Löffel am Munde vorbei. Er hat seine Kleider und Stiefel richtig in Ordnung, ißt gut, trinkt gut, schläft ruhig, treibt sein Latein — was fehlt ihm noch? Das genügt ihm vollkommen. Die Liebe ist nicht für solche Männer geschaffen!"

„Für welche denn?"
„Na ... für solche, wie Sie sind ... Kommen Sie her!"
„Aber er vertraut Ihnen doch, er betet Sie an ..."
„Ich habe auch nichts dagegen: er ist mein Mann — was will er noch mehr?"
„Ihre Zärtlichkeiten, Ihre Fürsorge — alles das sollte ihm allein gehören!"
„Es gehört ihm auch — bin ich nicht zärtlich genug gegen ihn, diesen häßlichen Kerl? Ach, wenn Sie doch ..."
„Aber diese Leichtfertigkeit, dieser Mr. Charles!"
Sie fuhr beleidigt auf.
„Solcher Unsinn — Charles! Wer hat Ihnen das aufgebunden? Sicherlich Ihre abscheuliche Tante — aber ich sage Ihnen: es ist Unsinn, Unsinn!"
„Ich habe doch selbst gehört ..."
„Was haben Sie gehört?"
„Im Garten neulich, wie Sie flüsterten, wie Sie ..."
„Das ist alles dummes Zeug, es schien Ihnen nur so! Mr. Charles spricht wohl öfters vor, trinkt ein Glas Rotwein und ißt einen Zwieback dazu — aber wenn er ausgetrunken hat, geht er gleich wieder."
Sie ging wieder ans Fenster und begann in ihrem Ärger die Blüten und Blätter der Zimmerpflanzen, die dort standen, abzureißen. Ihr Gesicht nahm den starren Ausdruck einer Maske an, und ihre Augen hörten auf zu leuchten und wurden farblos und durchsichtig. „Wie damals bei Wjera ..." dachte er — „ja, ja, ja — das ist er, dieser Blick, er ist bei allen Weibern ganz derselbe, wenn sie lügen, betrügen, ein Geheimnis haben ... Der Nixenblick!"
„Ihr Herz, Uliana Andrejewna, Ihr inneres Gefühl ..." sagte er laut.
„Was denn noch?"

„Ihr Gewissen, mit einem Wort — peinigt es Sie nicht, flüstert es Ihnen nicht zu, wie tief Sie meinen armen Freund kränken?...“

„Was für albernes Zeug Sie zusammenreden — nicht anzuhören!“ sagte sie, während sie sich plötzlich nach ihm umwandte und seine Hand ergriff. „Ich möchte nur wissen, wo die Kränkung steckt? Wie kommen Sie dazu, mir Moral zu predigen? Leontij beklagt sich doch nicht, kein Wort sagt er; ich habe ihm mein Leben geopfert, mich ihm ganz hingegeben; er ist so ruhig, so zufrieden, und wünscht sich gar nichts weiter. Was für ein Leben aber führe ich, so ohne alle Liebe! Wo fände er noch eine zweite Frau, die ihr Leben so an das seinige knüpfen würde?“

„Er liebt Sie so aufrichtig!“

„Reden Sie doch nicht! Was weiß er von Liebe! Nicht ein Wort spricht er, das von Liebe handelt: macht nur große Augen und guckt mich an, das ist seine ganze Liebe! Der richtige Klotz! Nur für seine Bücher lebt er, hat ewig die Nase darin stecken und kümmert sich um nichts anderes. Gut — dann soll er sich bei ihnen auch Gegenliebe suchen! Seine Hausfrau will ich bleiben, doch seine Geliebte“ — sie schüttelte energisch den Kopf — „niemals!“

„Das ist ja eine Philosophie ganz neuer Art,“ versetzte Raiski in heiterem Tone — „Liebe und Ehe sind danach zwei ganz verschiedene Dinge: der Gatte...“

„Der Gatte bekommt seine Kohlsuppe, sein sauberes Hemd, sein weiches Bett, seine Ruhe...“

„Und die Liebe?“

„Die Liebe... die ist für den da!“ sagte sie, schlang plötzlich ihre Arme um Raiskis Hals und schloß ihm den Mund mit einem langen, leidenschaftlichen Kusse.

Er war so bestürzt und überrascht, daß er fast seinen Halt

verlor. Sie aber ließ ihn nicht los aus ihrer Umarmung, sondern blitzte ihn nur so aus den flammenden Augen an und sah mit Wohlgefallen die Wirkung ihres Kusses.
„Hören Sie auf ... hören Sie auf," sagte er, sie verwirrt abwehrend — „Sie vergessen ... ich bin Leontijs Freund, ich habe die Pflicht ..."
Sie verschloß ihm den Mund mit ihrer kleinen Hand, und er ... küßte diese Hand.
„Nein, ich darf nicht ..." dachte er und bemühte sich, das römische Profil und die weit geöffneten, funkensprühenden Augen nicht zu sehen. „Jetzt ist der Augenblick da, jetzt will ich meinen Stein gegen diese kalte, herzlose Statue schleudern ..."
Er machte sich aus ihrer Umarmung los, strich sein zerzaustes Haar zurecht, trat einen Schritt zurück und stellte sich in Positur.
„Und die Scham — wo ist Ihre Scham geblieben, Uliana Andrejewna?" sagte er schroff.
„Die Scham ... die Scham ..." flüsterte sie tief errötend und barg ihren Kopf an seiner Brust — „die Scham will ich in Küssen ersticken!"
Sie preßte wieder und immer wieder ihre Lippen auf seine Wangen.
„Lassen Sie mich! Kommen Sie zur Besinnung!" sagte er streng. „Wenn sich im Hause meines Freundes ein Dämon eingenistet hat, so will ich als Schutzengel über seinem Frieden wachen ..."
„Reden Sie nicht, oh, reden Sie nicht so schreckliche Worte! .." rief sie fast stöhnend. „Wie kommen Sie dazu, mich zur Scham zu rufen? Jeder andere ... ja! Aber Sie? Haben Sie denn vergessen? ... O, mir ist so entsetzlich zumute, dieser Schmerz ... ich werde krank werden, ich werde ster-

ben ... Ich hab's schon über, dieses Leben, diese schreckliche Langeweile hier ..."

„Stehen Sie auf, fassen Sie sich ... vergessen Sie nicht, daß sie eine Frau sind ..." sagte er.

Sie schmiegte sich noch leidenschaftlicher, fast krampfhaft, an ihn an und barg ihren Kopf an seiner Brust.

„Ach," sagte sie — „warum, warum ... müssen Sie mir das sagen? ... Sie, Boris, mein lieber Boris ... warum?"

„Lassen Sie mich los! Ich ersticke in Ihrer Umarmung!" sagte er. „Ich habe das heiligste Gefühl — das Vertrauen eines Freundes verraten ... Möge diese Schande auf Ihr Haupt kommen! ..."

Sie zuckte zusammen, nahm plötzlich den Schlüssel aus der Tasche, den sie von der Tür abgezogen hatte, und warf ihn Raiski vor die Füße. Dann sanken ihre Arme schlaff herab, und während sie mit trübem Blicke, wie geistesabwesend, auf Raiski sah, stieß sie ihn heftig zurück. Ihr Auge irrte durchs Zimmer, ihre beiden Hände fuhren nach dem Kopfe, und plötzlich stieß sie einen so jähen Schrei aus, daß Raiski heftig erschrak und sein Unterfangen, das schlummernde Gefühl der Scham in ihr zu wecken, aufs tiefste bereute.

„Uliana Andrejewna! So fassen Sie sich doch! Kommen Sie zur Besinnung!" sprach er und suchte sie an den Armen festzuhalten. „Ich habe das nur so hingeredet ... nur gescherzt ... verzeihen Sie mir! ..."

Doch sie hörte seine Worte nicht, sondern schüttelte ganz verzweifelt den Kopf, riß sich an den Haaren, rang die Hände, krallte sich die Nägel ins Fleisch und schluchzte ohne Tränen.

„Was bin ich? Wo bin ich?" rief sie, mit entsetzten Blicken um sich schauend. „Die Scham ... die Scham ..." kam es abgerissen aus ihrer Brust — „o mein Gott, die Scham... ja, sie brennt so — da, da!"

Sie riß sich das Chemisett von der Brust.
Er knöpfte, oder riß vielmehr ihr Kleid auf und legte sie auf den Diwan. Sie warf sich hin und her, wie in heftigem Fieber, und schrie, daß man sie auf der Straße hörte.
„Uliana Andrejewna, so kommen Sie doch zu sich!" rief er, vor ihr niederkniend und ihre Hände, ihre Stirn, ihre Augen küssend.
Sie sah ihn wie zufällig an und machte dann große Augen, als sei sie erstaunt, ihn zu sehen. Dann warf sie sich plötzlich krampfhaft zuckend an seine Brust, stieß ihn wieder von sich und rief von neuem: „Die Scham! die Scham! es brennt so... da, da... ich ersticke..."
Er begriff in diesem Augenblick, daß, wenn er ihr längst eingeschläfertes Schamgefühl hatte wecken wollen, dies nur ganz allmählich, nur mit größter Schonung hätte geschehen müssen — vorausgesetzt, daß dieses Gefühl überhaupt bei ihr noch vorhanden und nicht schon abgestorben war. „Es ist wie mit den Trunkenbolden," ging's ihm durch den Kopf — „auch die kann man nur allmählich entwöhnen..."
Er wußte nicht, was er tun sollte, öffnete die Tür, lief in das Eßzimmer, geriet dann, in seiner Verzweiflung hin und her eilend, in einen dunklen Winkel und gelangte schließlich in den Garten. Von da kam er in die Küche, rief vergeblich nach der Köchin, traf jedoch im ganzen Hause keinen Menschen und eilte, die Türen laut hinter sich zuschlagend, wieder zurück, nachdem er unterwegs eine Karaffe mit Wasser erwischt hatte.
Einen Augenblick schwankte er, ob er sich nicht aus dem Staube machen sollte, doch erschien es ihm grausam, sie in dieser Lage zurückzulassen.
Er kam in das Zimmer zurück, wo sie noch immer sich

stöhnend hin und her warf. Das aufgelöste dichte Haar fiel ihr über Brust und Schultern. Er kniete neben ihr hin, verschloß ihr den Mund, um ihr Stöhnen nicht länger hören zu müssen, mit seinen Lippen und küßte ihre Hände, ihre Augen.

Allmählich verstummte ihr Schreien, sie lag ein paar Minuten wie selbstvergessen da und kam endlich zu sich. Sie richtete den müden, matten Blick auf ihn, fiel ihm dann plötzlich in wilder Raserei um den Hals, preßte ihn leidenschaftlich an sich und flüsterte:

„Sie sind mein ... mein! ... Sprechen Sie nicht mehr so Entsetzliches zu mir! ... ‚Laß deine Drohung, schilt Tamara nicht!'" zitierte sie aus Lermontow mit müdem Lächeln.

„O Gott, was soll ich tun?" klang es verzweifelt in seinem Innern.

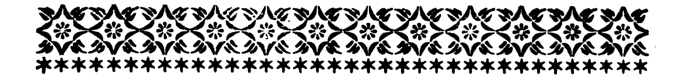
„Bleiben Sie!" bat sie flüsternd, während sie seinen Kopf wie eingezwängt in ihren Armen hielt — „Sie sind mein!"

Raiski konnte seinen Kopf in ihren Armen nicht rühren, während er selbst ihren Nacken und Hals in den Händen hielt: die römische Kamee lag ihm gleichsam auf der flachen Hand, in all dem Reiz ihrer flehenden Augen, ihrer halbgeöffneten, glühenden Lippen ...

Er konnte den Blick nicht von ihrem Profil losreißen, ein jäher Schwindel befiel ihn ... Ihre glühend roten Wangen färbten sich noch tiefer und versengten ihm förmlich die Augen. Sie küßte ihn, und er erwiderte ihren Kuß. Sie umschlang ihn noch leidenschaftlicher, noch heißer und flüsterte kaum hörbar:

„Jetzt sind Sie mein: niemand sonst soll Sie haben! ..."

Er schalt nicht mehr, sprach kein einziges „entsetzliches" Wort mehr ... Der Donner hörte auf zu rollen ...



Dreizehntes Kapitel

Nachdem Raiski so seine Freundespflicht erfüllt hatte, schritt er langsam bergan durch die Gasse und blickte gleichgültig auf die im Straßengraben wuchernden Brennnesseln, auf die oben am Abhang weidende Kuh, das an der Hecke seine Löcher wühlende Schwein und den einförmigen, sich lang hinstreckenden Zaun. Er warf einen Blick zurück, nach Koslows Hause, und sah, daß Uliana Andrejewna immer noch am Fenster stand und ihm mit dem Taschentuche winkte.

„Ich habe alles getan, was ich konnte, alles!" sagte er, sich entsetzt von dem Fenster abwendend und seine Schritte beschleunigend.

Oben auf dem Hügel angelangt, blieb er stehen und rief in ungeheucheltem Schrecken: „Mein Gott, o mein Gott!"

„Hamlet und Ophelia!" fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf, und er schüttelte sich bei diesem Vergleich vor Lachen so heftig, daß er sich am Gitter des Kirchhofs, an dem er gerade vorüberkam, festhalten mußte. Uliana Andrejewna — und Ophelia! Daß er sich selbst mit Hamlet verglich, kam ihm nicht lächerlich vor: jeder Mann, sagte er sich, hat zuweilen seine Hamletstunde. Der sogenannte Wille

spielt uns allen irgendeinmal einen Streich! — „Nein, der Mensch hat keinen freien Willen" — sagte er — „wohl aber gibt es eine Lähmung des Willens, eine Willenlosigkeit, die er nötigenfalls willkürlich ins Spiel setzen kann. Das, was man den freien Willen nennt, diese vermeintliche Seelenkraft, steht dem Herrn der Schöpfung durchaus nicht zur Verfügung, sondern ist gewissen von ihm unabhängigen Gesetzen unterworfen, nach denen sie wirkt, ohne daß er um seine Einwilligung gefragt wird. Gleich dem Gewissen meldet sie sich immer erst dann, wenn der Mensch das getan hat, was ihm nicht richtig scheint; zeigt er wirklich einmal festen Willen, so geschieht das nur zufällig, oder in Dingen, die ihm gleichgültig sind.

„Leontij!" rief er plötzlich aus und faßte sich an den Kopf — „in wessen Hände ist dein Glück gelegt! Mit welcher Miene werde ich ihm das nächste Mal gegenübertreten! Und doch — wie fest war mein guter Wille?"

Wie aufrichtig und ehrlich hatte er sich für diese edle Rolle eines Schutzengels vorbereitet, wie erhaben war ihm die Idee freundschaftlicher Pflichterfüllung erschienen, und welche sittliche Genugtuung hätte es ihm bereitet, wenn ...

„Doch was sollte ich tun?" fragte er sich zum Schluß, und allmählich richtete er den Kopf wieder empor, reckte und streckte sich, die düsteren Runzeln verschwanden von seiner Stirn, und sein Gesicht wurde wieder ruhig.

„Ich habe alles getan, was ich konnte — ja, alles, was ich konnte!" sprach er, sich selbst beschwichtigend. „Nur ist die Sache leider anders verlaufen, als sie sollte ..." flüsterte er mit einem Seufzer.

Mit diesem „leider" und diesem Seufzer kam er, in seinen eigenen Augen leidlich gerechtfertigt, zu Hause an, wo er, zu Tantchens höchster Freude, ganz vergnügt und

mit gutem Appetit in ihrer und Marfinkas Gesellschaft zu Mittag aß.

„Dieses Kapitel muß ich in dem Roman auslassen...“ dachte er, als er am Abend seine Hefte vornahm, um die Charakteristik Uliana Andrejewna zu ergänzen. — „Übrigens, warum soll ich lügen, mich verstellen, auf Stelzen einherschreiten? Ich will es doch so lassen, wie es sich wirklich zugetragen, nur etwas mildern will ich dieses Rendezvous... will vor die Nymphe und den Satyr eine Girlande ziehen...

Voll Eifer vertiefte sich Raiski in seinen Roman. Er sah darin gleichsam sein eigenes Leben, in lauter Flocken zerrissen, an seinem Geiste vorüberziehen.

„Ein naiver Leser wird freilich annehmen, ich selbst sei so, und zwar nur einzig so, wie der Held des Ganzen da geschildert ist,“ sagte er sich, während er seine Niederschriften durchblätterte. „Er wird sich nicht vorstellen können, daß es sich hier nicht um mich, nicht um irgendeinen Karp oder Sidor handelt, sondern um einen allgemeinen Typus; daß im Organismus eines Künstlers viele Epochen, viele verschiedenartige Persönlichkeiten stecken... Was soll ich mit allen diesen Gestalten anfangen, wie soll ich diese zehn, zwanzig mannigfachen Typen im Rahmen des Ganzen unterbringen?...“

„Es wird eben nichts anderes übrig bleiben, als auch diese zehn, zwanzig Typen noch zu formen und zu gestalten,“ flüsterte eine Stimme in ihm. „Das ist eben die Aufgabe des Künstlers, wenn er ein echtes Werk schaffen und nicht beim Phantom stehen bleiben will!“

Er stieß einen Seufzer aus.

„Wie kann ich daran denken, solch ein Werk zu schaffen — ich, der ‚Pechvogel‘!“ dachte er resigniert.

Nach dem Rendezvous mit Uliana Andrejewna waren einige Tage vergangen. Es war gegen Abend, und ein Gewitter zog am Himmel herauf. Über der Wolga stand ganz schwarzes Gewölk, auf dem Hofe herrschte erdrückende Schwüle, und auf dem Felde und der Straße jagte der Wind dichte Staubwirbel empor.

Unheimliche Stille lag über der Landschaft. Tatjana Markowna hatte alles auf die Beine gebracht, um die üblichen Vorbereitungen für das Gewitter zu treffen. Fenster, Türen, Schornsteinen wurden verschlossen. Sie hatte nicht nur selbst Angst vor dem Gewitter, sondern verurteilte diejenigen, die keine Angst davor hatten, unbarmherzig als schlimme Freigeister. Alles bekreuzte sich im Hause, sobald nur ein Blitz zuckte, und wer es nicht tat, den nannte sie einen Tölpel. Jegorka wurde von ihr aus dem Vorzimmer nach dem Gesindehaus gejagt, weil er auch angesichts des Gewitters nicht aufhörte, mit dem Stubenmädchen zu schäkern und zu kichern.

In majestätischer Pracht kam das Gewitter herangezogen; von ferne ließ sich das Rollen des Donners vernehmen, immer dichtere Staubsäulen zogen auf der Straße daher.

Plötzlich zuckte ein jäher Blitz über den Himmel, und im selben Augenblick erdröhnte gerade über dem Dorfe ein furchtbarer Donnerschlag.

Raiski nahm Mütze und Schirm und ging rasch nach dem Garten, um das gewaltige Naturschauspiel unmittelbar beobachten zu können und dann nachträglich seine Schilderung nebst der Analyse dessen, was er selbst dabei empfunden, in seinen Plan einzutragen.

Tatjana Markowna sah ihn aus dem Fenster und klopfte gegen die Scheibe.

„Wohin denn, Boris Pawlowitsch?" fragte sie, ihn ans Fenster rufend.

„An die Wolga, Tantchen, ich will mir das Gewitter ansehen."

„Bist du bei Troste? Komm sogleich zurück!"

„Nein, ich geh' hin ..."

„Bleib hier, sag' ich dir!" rief sie im Befehlston ihm zu.

Wieder zuckte ein Blitz, und der Donner knatterte und rollte. Die Großtante floh entsetzt, Raiski aber stieg in die Schlucht hinab und schritt auf dem kaum erkennbaren, gewundenen Flußpfade vorwärts.

Der Regen goß wie aus Eimern, Blitz auf Blitz fuhr nieder, der Donner dröhnte und grollte. Alles war von der Dämmerung und den finsteren Wolken in tiefes Dunkel gehüllt.

Raiski bereute gar bald seine künstlerische Absicht, das Gewitter zu studieren: der Regenschirm hielt längst nicht mehr dicht gegenüber den Fluten, die auf ihn niederströmten, und er war am ganzen Leibe durchnäßt. Seine Füße versanken in dem aufgeweichten Lehm, er verlor den Weg im Dickicht, stieg auf Hügel und Baumstämme oder geriet in tiefe Löcher und Gruben.

Jeden Augenblick mußte er stehen bleiben, und wenn ein Blitz niederfuhr, tat er ein paar Schritte vorwärts. Er wußte, daß da irgendwo auf dem Grunde der Schlucht ein Pavillon gestanden hatte, als die Sträucher und Bäume, die am Abhange der Schlucht wuchsen, noch einen Teil des Parks bildeten.

Ganz kürzlich erst hatte er, als er zum Ufer hinabstieg, diesen Pavillon flüchtig im Dickicht gesehen; jetzt wollte er dahin, um Schutz zu finden und gleichzeitig von dort aus das Gewitter zu beobachten, doch wußte er nicht, in welcher Richtung er den schützenden Zufluchtsort zu suchen hätte.

Auch den Rückweg wollte er nicht antreten: zwischen den dichten, nassen Sträuchern, über Löcher und Hügel hinweg emporzuklimmen, hatte bei dem herrschenden Dunkel und dem weichen Grund seine Schwierigkeiten. Er entschloß sich daher, sich noch eine Strecke weiterzuschleppen bis zum nahen Berge, über den ein schmaler Weg hinführte, dort über den Heckenzaun zu klettern und auf dem Wege ins Dorf zu gehen.
Seine Stiefel waren ganz durchnäßt, er kam kaum vorwärts in dem weichen Boden und dem hoch emporgewucherten Unkraut. Er mußte sich auch eingestehen, daß dieses unerträglich grelle Leuchten der Blitze und dieses ewig drohende Grollen des Donners über seinem Haupte ihn nicht ganz gleichgültig ließ.
„Ich hätte doch von meinem Zimmer aus den Anblick des Gewitters bequemer genießen können,“ sagte er sich im stillen.
Endlich war er an die Hecke gelangt, tastete sich mit den Händen daran entlang, wollte eben den Fuß ins Gras setzen und — fiel ausgleitend in einen tiefen Graben. Mit Mühe und Not kroch er heraus, kletterte über den Heckenzaun und kam auf den Weg. Dieser war steil und gefährlich und wurde von den Bauern höchstens benutzt, wenn sie mit leerem Einspänner fuhren und ihre abgetriebenen, geduldigen kleinen Pferdchen keinen großen Umweg machen lassen wollten.
Von oben bis unten triefend, den überflüssig gewordenen Schirm unterm Arme, schritt Raiski, jedesmal vor den blendenden Blitzen die Augen verschließend, langsam und schwerfällig bergan, immer wieder in dem weichen Straßenkot ausgleitend und stehen bleibend. Da vernahm er plötzlich das Knarren von Wagenrädern.

Er horchte auf: ja, jetzt hörte er das Geräusch ganz in der Nähe. Er machte Halt, immer deutlicher vernahm er das Knarren, und bald hörte er auch das Keuchen und Stampfen der mühsam bergan schreitenden Pferde, ihr Prusten und Schnauben und den Zuruf eines Mannes, der sie antrieb. Es blitzte jetzt schon seltener, und so konnte Raiski den Wagen noch nicht unterscheiden.

Er trat an die Seite und hielt sich an der Hecke fest, um das Gefährt, sobald es ihn erreicht hätte, auf dem schmalen Wege vorüberzulassen.

Jetzt zuckte wieder ein Blitz auf, und bei seinem Aufleuchten konnte er den Wagen deutlich unterscheiden: es war eine breite, mehrsitzige Droschke mit einem Verdeck, unter dem mehrere Personen saßen; ein Paar wohlgenährte, anscheinend ausgezeichnete Pferde waren vorgespannt.

Wider fuhr ein Blitz herab — und Raiski ward starr vor Erstaunen, als er unter den Insassen des Wagens Wjera erkannte.

„Wjera!" rief er, so laut er konnte.

Der Wagen machte Halt.

„Wer ist da?" erklang ihre Stimme.

„Ich bin's .. "

„Sie, Bruder!? Was tun Sie denn hier?" fragte sie höchst verwundert.

„Und wie kommst du hierher?"

„Ich bin auf dem Heimwege begriffen."

„Und ich desgleichen."

„Woher kommen Sie denn?"

„Ich trieb mich in der Schlucht umher und habe den Weg verloren. Nun gehe ich wieder über den Berg nach Hause. Doch du — wie konntest du dich nur auf diesen steilen Weg wagen? Wer fährt denn da mit

dir? Wem gehört der Wagen? Könnte ich nicht mit einsteigen?"

„Bitte ergebenst, wir haben Platz genug. Reichen Sie mir die Hand, ich will Ihnen beim Einsteigen helfen," sagte eine männliche Stimme.

Raiski hielt seine Hand hin, und irgend jemand zog ihn mit kräftigem Griff unter das Schutzdach des Wagens. Dort fand er außer Wjera auch noch Marina vor. Sie saßen beide dicht aneinander geschmiegt wie ein paar nasse Hühner und suchten sich durch das Schutzleder so gut, wie es ging, gegen den von der Seite einfallenden Regen zu decken.

„Mit wem fährst du denn da? Wem gehört der Wagen, wer lenkt ihn?" fragte Raiski leise, zu Wjera gewandt.

„Iwan Iwanytsch."

„Was für ein Iwan Iwanytsch?"

„Der Forstmeister..." flüsterte sie ihm leise zu.

„Der Forstmeister?..." sagte Raiski, und wollte weiter fragen, aber Wjera stieß ihn zum Zeichen, daß er schweigen solle, in die Seite, da der Forstmeister dicht vor ihnen saß und sie leicht hören konnte.

„Später!" flüsterte sie.

„Der Forstmeister!" dachte Raiski, und sogleich fiel ihm das Gespräch mit der Großtante ein, die den Mann da vorn so gelobt und als eine gute Partie bezeichnet hatte. „Das also ist der Held des Romans: der Forstmeister... der Forstmeister!" sprach er zu sich, und war ganz aufgeregt.

Er versuchte es, sich den Forstmeister etwas näher anzusehen, doch bekam er nichts weiter zu Gesicht als einen großen, niedrigen Hut mit breiter Krempe, der dicht vor seiner Nase über einem mit einem Segeltuchmantel bekleideten kräfti-

gen Schulternpaar auf und nieder wippte. Vom Gesicht sah er nur — im Profil — etwas von der Nase und, wie ihm schien, einen Vollbart.

Der Forstmeister lenkte die Pferde recht geschickt den steilen Berg hinan, trieb bald das eine, bald das andere an, ermunterte sie gelegentlich durch einen Pfiff und zog die Ziegel fester an, wenn sie beim Zucken der Blitze zusammenfuhren.

„Nun, wie befinden Sie sich, Wjera Wassiljewna?" erkundigte er sich teilnehmend, während er sich nach den Insassen des Wagens umwandte. „Sind Sie nicht naß geworden? Frieren Sie nicht?"

„Nein, nein, mir ist ganz wohl, Iwan Iwanowitsch, der Regen dringt nicht bis zu mir durch."

„Sie sollten meinen Mantel nehmen ..." schlug Iwan Iwanytsch ihr vor. „Daß Sie sich nur nicht erkälten: ich würde es mir mein Lebtag nicht verzeihen, daß ich diese Fahrt mit Ihnen gemacht habe ..."

„Ach, reden Sie doch nicht — ich kann's wirklich nicht hören!" antwortete Wjera in freundschaftlichem Tone. „Fahren Sie nur zu, achten Sie auf Ihre Pferde!"

„Wie Sie befehlen," sagte Iwan Iwanowitsch gehorsam und sah wieder nach seinen Pferden.

Immer wieder trieb er sie mit Pfiff und Zuruf an, doch konnte er nicht umhin, von Zeit zu Zeit, gleichsam heimlich, nach Wjera zurückzuschauen, um zu sehen, was sie machte.

Sie fuhren um den Gutshof herum und gelangten vor das Hoftor.

Der Forstmeister sprang von seinem Sitz herab und klopfte mit dem Peitschenstiel gegen das Tor. An der Freitreppe vorfahrend, überließ er den Wagen samt den Pferden den

dienenden Geistern, die herbeieilten, und während die Prochor, Taraska und Jegorka sich um die Pferde mühten, trat er selbst rasch auf Wjera zu, stieg auf den Wagentritt, nahm sie in seine Arme und trug sie wie eine kostbare Last sorgsam und ehrerbietig die Treppe hinauf. An den mit Kerzen herbeieilenden, verdutzt dreinschauenden Lakaien und Mädchen vorüber schritt er mit seiner Bürde nach dem Saal, wo er sie sanft auf den Diwan niedersetzte. Beschmutzt und durchnäßt, wie er war, folgte ihm Raiski auf dem Fuße, und nicht eine Bewegung, nicht ein Blick des andern entging ihm.

Sobald Wjera im Saal untergebracht war, ging der Forstmeister ins Vorzimmer zurück, legte seine Überkleider ab und brachte seinen Anzug in Ordnung. Dann fuhr er sich mit den gespreizten Fingern wie mit einem Kamm durch das dichte Haar und bat die Diener um eine Bürste oder einen Badequast, um sich zu säubern.

Die Großtante hatte inzwischen Wjera begrüßt und ihr ganz gehörig den Kopf gewaschen, daß sie sich auf solche Tollheiten einlasse, bei solchem Unwetter, mitten in der Nacht, bei dem steilen Wege, daß sie so wenig auf ihre eigene Gesundheit achte, auf sie, die Großtante, gar keine Rücksicht nehme, sie ewig in Unruhe versetze und sie noch ins Grab bringen werde. Dann hieß sie sie so rasch wie möglich Kleider und Wäsche wechseln, ermahnte sie, sich nur ja recht warm zu halten, ließ den Samowar bereitstellen und alle Vorbereitungen zum Abendbrot treffen.

„Ach, Tantchen, wie hungrig bin ich, und wie durstig!“ rief Wjera, die Großtante gleich einer Katze umschmeichelnd — „Tee möchte ich haben, und Suppe, und Braten, und Wein! Und auch Iwan Iwanytsch wird Appetit haben. Nur rasch, liebes Tantchen!“

Sie wußte sehr gut, wie die Großtante am schnellsten zu beruhigen war.

„Gleich, gleich — das ist ja ausgezeichnet! Alles, alles sollst du haben! — Und wo ist denn Iwan Iwanytsch? — Iwan Iwanytsch!“ rief sie dem Forstmeister zu, — „so kommen Sie doch, was machen Sie denn dort? — Marfinka! Wo ist Marfinka? Wo steckt sie denn? Wohl noch in ihrem Zimmer?“

„Ich will mich nur etwas in Ordnung bringen, Tatjana Markowna,“ ließ eine Männerstimme aus dem Vorzimmer sich vernehmen.

Jegor, Jakow und Stepan bürsteten, rieben und striegelten förmlich an dem Forstmeister wie an einem teuren Pferde herum. Alsbald trat er ins Zimmer und küßte der Großtante und Marfinka die Hand — die letztere war eben erst aus ihrem Zimmer herbeigeeilt, wo sie so lange aus Angst vor dem Gewitter, in ihre Kissen vergraben, sich verborgen hatte.

„Zu verkriechen brauchst du dich nicht vor dem Gewitter,“ sagte die Großtante — „nur beten mußt du, dann trifft dich der Blitzstrahl nicht!“

„Davor fürchte ich mich auch nicht,“ sagte Marfinka — „der Blitz trifft ja fast immer nur die Bauern — aber so, im allgemeinen, ängstigt man sich doch!“

Raiski stand immer noch, durchnäßt wie er war, am Fenster und musterte den wieder eintretenden Gast mit gespannter Aufmerksamkeit.

Iwan Iwanowitsch Tuschin war eine recht stattliche Erscheinung. Er war hochgewachsen und breitschultrig, doch dabei wohl proportioniert; er mochte gegen achtunddreißig Jahre zählen, hatte dichtes, dunkles Haar, kräftige Gesichtszüge, große graue Augen, die schlicht und bescheiden,

ja fast ein wenig schüchtern dreinschauten, und einen dichten dunklen Vollbart. Seine Hände waren, dem Wuchse entsprechend, groß, mit breiten Nägeln besetzt und stark gebräunt.

Er trug einen grauen Überrock, eine „falsche Weste" und ein Hemd aus Hausmacherleinen, dessen weicher Umlegekragen breit über die Krawatte fiel. Die Hände steckten in gemsledernen Handschuhen und hielten eine lange Peitsche mit silbernem Griff.

„Ein ganzer Kerl, und hübsch dabei — aber wie schlicht — um nicht noch mehr zu sagen — in Blick und Manieren! Sollte das wirklich Wjeras Held sein?" dachte Raiski, immer wieder den Gast anschauend, und von Erwartung gespannt, was die weitere Beobachtung ergeben würde.

„Nun — warum sollte er's nicht sein?" dachte er weiter, und die Eifersucht regte sich lebhaft in ihm. „Die Frauen lieben diese hochgewachsenen Gestalten, diese offener Gesichter, diese großen, kräftigen Hände — diesen muskulösen, zur Arbeit geschaffenen Typus... Aber Wjera — sollte gerade sie...?"

„Und du, mein Lieber, was stehst du denn hier herum?" rief plötzlich die Großtante, die jetzt erst Raiski bemerkte, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Wie siehst du denn aus? Heda, Leute, Jegorka! — Wie seid ihr denn eigentlich zusammengekommen? Wie aus dem Dunkel der Hölle taucht ihr auf! Sieh doch, wie es von dir trieft — eine ganze Pfütze ist auf dem Fußboden! Borjuschka! Du willst dich wohl mit Gewalt umbringen? Die anderen fuhren hierher und wurden überrascht — aber du, wer hat dich aus dem Hause geschickt? Nun geh rasch, zieh dich um — und nimm dann einen tüchtigen Schuß Rum in den Tee! Iwan Iwanytsch — auch Sie sollten gleich

Tee mit Rum trinken ... Doch Sie sind wohl gar nicht miteinander bekannt? Mein Großneffe, Boris Pawlytsch Raiski — Iwan Iwanytsch Tuschin! ..."

„Wir kennen uns schon," sagte Tuschin sich verneigend — „wir haben Ihren Herrn Neffen unterwegs getroffen und im Wagen mit hergebracht ... Ich danke ergebenst, ich brauche nichts weiter — doch Sie sollten sich rasch umziehen, Boris Pawlytsch, Ihre Schuhe sind ganz durchnäßt!"

„Ihr müßt es einer alten Frau nicht verübeln — aber, offen gesagt: ihr kommt mir wirklich alle miteinander ein bißchen verrückt vor! Bei solchem Unwetter wagt sich kein Tier aus seiner Höhle! ... Da, o Gott, wie das noch immer blitzt! Schließ die Fensterläden ganz dicht zu, Jakow — rasch, rasch! Und ihr fahrt an einem solchen Abend über die Wolga!"

„Ich habe doch meine eigene Fähre, die ist fest und zuverlässig," sagte Tuschin. „Ein geschlossenes Verdeck ist darauf — Wjera Wassiljewna war dort so sicher wie in ihrem eigenen Zimmer: nicht ein Regentropfen drang durch."

„Aber diese Gewitter — schrecklich geradezu!"

„Ein Gewitter kann doch höchstens noch alte Weiber schrecken ..."

„Ich danke verbindlichst — bin ich nicht auch ein solches?" versetzte die Großtante rasch.

Tuschin wurde verlegen.

„Verzeihung — es ist mir so entfahren, ich sagte das wirklich nicht mit Absicht! Es gilt doch auch nur von den Weibern aus dem Volke ..."

„Nun, Gott wird Ihnen verzeihen!" sagte die Großtante lachend. „Ich weiß, Sie dachten sich nichts dabei. Und daß Sie sich nicht fürchten — Gott hat Sie eben so geschaffen!

Aber Wjera — daß die keine Angst hat: woher kommt dir eigentlich dieser Heldensinn, meine Liebe?"
„Wenn ich mit Iwan Iwanowitsch zusammen bin, fürchte ich mich vor nichts, Tantchen."
„Iwan Iwanytsch geht doch auch auf die Bärenjagd — würdest du auch da mitgehen?"
„Gewiß, Tantchen, sehr gern würde ich dabei sein. Nehmen Sie mich doch einmal mit, Iwan Iwanytsch ... das muß sehr interessant sein ..."
„Mit dem größten Vergnügen, Wjera Wassiljewna: wenn ich im Winter wieder losziehe, lasse ich es Ihnen sagen ... Die Sache hat wirklich ihren Reiz."
„Sehen Sie, so ist sie!" sagte Tatjana Markowna „Und daß die Großtante sich tot ängstigt, das ist dir natürlich gleich?"
„Ich habe doch nur gescherzt, Tantchen!"
„Nein, nein — dir trau' ich alles zu! Wie konntest du überhaupt Iwan Iwanowitsch so in Anspruch nehmen ... diese weite Strecke ..."
„Daran bin ich schon ganz allein schuld," versetzte Tuschin. „Sowie ich von Natalia Iwanowna hörte, daß Wjera Wassiljewna nach Hause fahren wolle, bat ich gleich um die Ehre, sie hierher zu bringen ..."
Er blickte bescheiden, fast demütig, zu Wjera hinüber.
„Eine schöne Ehre — bei solchem Unwetter ..."
„Macht nichts, wir hatten es wenigstens hell genug ... und Wjera Wassiljewna hatte auch gar keine Angst."
„Wie geht es denn Anna Iwanowna, ist sie gesund?"
„Ja, Gott sei Dank, sie läßt Sie vielmals grüßen. Sie schickt Ihnen auch etwas von ihren Früchten: Pfirsiche aus der Orangerie, und Kirschen, und Pilze — es ist alles noch im Wagen ..."

„Warum macht sie sich solche Umstände? Wir haben selbst so viel Obst... das heißt: für die Pfirsiche lasse ich bestens danken, die haben wir nicht," sagte die Großtante. „Ich will ihr dafür von meinem Tee etwas schicken. Eine ausgezeichnete Sorte, Borjuschka hat ihn mir mitgebracht, und ich hab' auch an Sie gedacht..."

„Meinen herzlichen Dank!"

„Daß Sie sich in dieser Finsternis hier auf den Berg gewagt haben! Wenn nun die Pferde durchgegangen wären.. Gott behüte!"

„Meine Pferde gehorchen mir wie die Hunde. Hätte ich sonst wohl gewagt, Wjera Wassilewna das Anerbieten zu machen, wenn ich eine Gefahr bei der Sache gesehen hätte?"

„Sie sind ein zuverlässiger Freund," sagte Wjera, „ich verlasse mich vollkommen auf Sie, und auch auf Ihre Pferde.."

Im Augenblick, da sie diese Worte sprach, trat Raiski, der sich nach dem anstrengenden Abenteuer bereits erholt hatte, in einem eleganten Negligé ins Zimmer. Er hörte Wjeras Worte und sah den Blick, den sie Tuschin dabei zuwarf.

„‚Ich verlasse mich vollkommen auf Sie und Ihre Pferde'," wiederholte er still für sich. „Sie nennt ihn mit den Pferden in einem Atem!"

„Ich danke Ihnen verbindlichst, Wjera Wassiljewna," antwortete ihr Tuschin. „Vergessen Sie nicht, was Sie soeben gesagt haben: wenn einmal der Augenblick eintreten sollte... dann..."

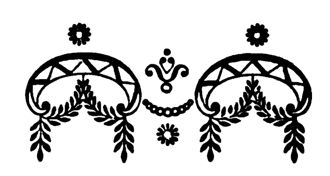
„Wenn wieder einmal solch ein Unwetter heraufziehen sollte..." sagte die Großtante.

„Oder sonst ein Ungemach..." fügte er hinzu.

„Ach ja, es gibt mancherlei Unwetter im Leben!" sagte Tatjana Markowna mit einem tiefen Seufzer.

„Was es auch sein mag," sagte Luschin, „sowie ein Wetter über Ihrem Haupte heraufzieht — retten Sie sich über die Wolga, in den Wald! Dort haust ein Bär, der Ihnen stets zu Diensten sein wird, wie es im Märchen heißt..."

„Gut, ich will es mir merken!" antwortete Wjera lachend. „Sobald ein böser Zauberer, wie es im Märchen heißt, kommt, um mich zu entführen — flüchte ich mich bestimmt zu Ihnen in den Wald!"





Vierzehntes Kapitel

Raiski beobachtete diese innigen, verehrungsvollen und dabei bescheiden zurückhaltenden Blicke, die Tuschin immer wieder auf Wjera richtete, und hörte seine herzlichen Worte, aus denen eine gleichsam unbewußt hervorbrechende Zärtlichkeit sprach.

Selbst einem gleichgültigen Augenzeugen, geschweige denn einem eifersüchtigen Rivalen wie Raiski oder einer besorgten Beobachterin wie Tatjana Markowna mußte es auffallen, daß im ganzen Wesen des Forstmeisters, in seiner Gestalt, seinen Mienen und Bewegungen eine tiefe Sympathie für Wjera zum Ausdruck kam, die durch einen gewissen rührenden Respekt am freien Heraustreten gehindert wurde.

Dieser Hüne an Kraft und Wuchs, der offenbar keine Furcht und Gefahr kannte, stand schüchtern vor dem schönen, schwachen Mädchen, flüchtete sich scheu in eine Ecke vor ihren Blicken, wog sorgfältig die Worte ab, die er zu ihr sprach, um nur ja nichts Ungehöriges zu sagen, nicht vor ihr als ein plumper Tölpel dazustehen, und suchte ihr jeden Wunsch, jedes Begehren vom Gesicht abzusehen.

„Auch der ist anscheinend nur ihr Sklave,“ dachte Raiski und beobachtete ihr Verhalten gegen Tuschin.

Er nahm an, daß auch sie ihre Verwirrung nicht verbergen, ihre Sympathie für diesen Helden vor so vielen Augen nicht würde verheimlichen können; er war fest davon überzeugt, daß der Forstmeister der Held ihres Romans und des Geheimnisses war, das sie so ängstlich vor ihm hütete.

„Wer sollte sonst noch seine Briefe auf dieser blaßblauen Papiersorte schreiben?“ sagte er sich.

Er war gespannt, auf welche Art sich ihr Gefühl offenbaren würde: ob durch ein zittriges Flimmern des Blickes, oder durch starres Schweigen.

Doch weder das eine noch das andere trat ein. Wjera zeigte sich vielmehr in ganz neuem Lichte. In jedem ihrer Blicke, jedem Worte, das sie an Tuschin richtete, fiel Raiski vor allem eine schlichte Natürlichkeit, ein Vertrauen, eine Liebenswürdigkeit und Wärme auf, wie er sie bisher an ihr selbst der Großtante und Marfinka gegenüber nicht beobachtet hatte.

Der Großtante gegenüber befleißigte sie sich einer gewissen Vorsicht, und in ihrer Beziehung zu Marfinka trat eine leichte Geringschätzung zutage; wenn sie dagegen Tuschin ansah, oder mit ihm sprach, ihm die Hand reichte, sah man sogleich, daß sie Freunde waren.

Ja, das war sie, diese selbstlose Freundschaft, von der sie ihm gesprochen hatte, und die er bisher vergeblich angestrebt hatte.

Wie hatte nur dieser Forstmeister es angefangen, sich ihre Freundschaft zu erringen? Was verband sie beide miteinander? Wie waren sie zusammengekommen? Hatten sie bewußt aneinander eine gewisse Summe von sympathischen Eigenschaften entdeckt und sich auf Grund dessen

gegenseitig liebgewonnen? Oder war ihre gegenseitige Zuneigung unbewußt entstanden, ohne die Mitwirkung des analysierenden Verstandes?

Drei Tage lang blieb der Forstmeister in der Stadt, wo er verschiedene Geschäfte zu erledigen hatte, und während dieser ganzen Zeit war er Tatjana Markownas Gast. Drei Tage lang suchte Raiski den Schlüssel zu diesem neuen Charakter, seiner Stellung im Leben und der Rolle, die er in Wjeras Herzensleben spielte.

Iwan Iwanowitsch hatte von seinen Bekannten den Beinamen der „Forstmeister“ bekommen, weil er mitten im Waldesdickicht auf seinem Gute lebte, sich mit der Forstkultur abgab, den Wald anpflanzte, hegte und pflegte und andererseits die ausgewachsenen Bestände für den Handel fällen und auf der Wolga durch Flößer befördern ließ. Sein Waldbesitz erstreckte sich über einige tausend Deßjatinen, und er betrieb die Bewirtschaftung dieses Besitzes auf sehr rationelle Weise. Er war der einzige Besitzer einer Dampfsägemühle in der ganzen Gegend und leitete sein Etablissement ganz persönlich.

In seiner freien Zeit ging er auf die Jagd, trieb Fischfang, besuchte gern einmal seine unverheirateten Gutsnachbarn und veranstaltete gelegentlich lustige Ausflüge: eine Anzahl Dreigespanne fuhren vor, und mit einer Schar von Freunden jagte er vierzig Werst weit zu irgendeinem entfernten Nachbar, wo die ganze fröhliche Gesellschaft drei Tage lang schmauste, um dann auf sein Gut zurückzukehren oder in die Stadt zu fahren, deren schläfrige Ruhe durch ein tolles Gelage aufgestört wurde, daß alles drunter und drüber ging. Für drei Monate verschwand er dann ganz von der Bildfläche, rührte sich nicht von der Scholle weg, und niemand sah, niemand hörte etwas von ihm.

Dann fällte er sein Holz, ließ die Baumstämme nach dem Strome bringen oder in der Sägemühle kreuz und quer schneiden, fuhr die neuen Dreigespanne ein, die er auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, ging im Winter auf die Wolfsjagd oder beschlich den Bären im Dickicht des Waldes. Nicht selten trug er nach solchen Belustigungen wochenlang den Arm in der Binde, oder hatte eine ausgerenkte Schulter, oder ging mit blutiger, von einer Bärentatze zerkratzter Stirn umher.

Er liebte dieses Leben über alles und hätte es um kein anderes vertauschen mögen. Zu Hause las er landwirtschaftliche Schriften und sonstige Bücher ökonomischen Inhalts. Er hatte einen forstkundigen Deutschen im Dienst, dessen Ratschläge er einholte, ohne die Zügel des Betriebes aus der Hand zu geben. Mit Hilfe zweier Buchhalter und einer Gespannschaft von teils leibeigenen, teils gemieteten Arbeitern hielt er sein Unternehmen trefflich im Gange. Gelegentlich las er einen französischen Roman — es war die einzige Verweichlichung, die er sich bei seiner rauhen, übrigens von vielen Gutsbesitzern unserer entlegeneren Gaue geteilten Lebensweise gestattete.

Raiski erfuhr, daß Tuschin mit Wjera bei dem Popen bekannt geworden war und jedesmal bei diesem als Gast erschien, wenn er hörte, daß Wjera bei der Popenfrau zu Besuch war. Wjera selbst erzählte ihm das und fügte hinzu, daß sie mit ihrer Freundin öfters nach Tuschins Waldgut fahre. Er lebte dort mit Anna Iwanowna, einer unverheirateten älteren Schwester, der auch die Großtante herzlich zugetan war: jedesmal, wenn Anna Iwanowna nach der Stadt kam, war Tatjana Markowna ganz glücklich. Mit niemandem saß die Großtante so gern plaudernd und allerhand Geheimnisse austauschend beim Täßchen

Kaffee. Das gemeinsame Interesse an wirtschaftlichen Angelegenheiten bildete ein verknüpfendes Band zwischen beiden, vor allem aber machte die hohe Achtung, die Anna Iwanowna vor der Person der Gastgeberin, vor ihrer Abstammung und ihren Familientraditionen bewies, auf Tatjana Markowna einen tiefen Eindruck.

Tuschins ganzes Wesen bot dem Beobachter kein allzu schwieriges Problem dar. Er war ein einfacher Mensch aus einem Gusse, der ewig sich selbst treu geblieben war; schlicht in seinem Äußeren wie im Charakter, war er weder nach der Gefühlsseite hin noch bezüglich seines Verstandes eine irgendwie komplizierte Natur.

Er war das Urbild der Offenheit, alles an ihm war durchsichtig und klar, nichts Geheimnisvolles, nichts Romantisches, nichts, das die Einbildungskraft gereizt hätte, haftete ihm an. Er war kein kluger Mensch im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, weder Findigkeit noch Scharfsinn konnte man ihm nachsagen. Wohl aber besaß er ein gewisses Maß natürlichen Verstandes, das er, ohne sich irgendeinen geistigen Luxus zu erlauben, unmittelbar auf die Bedürfnisse und Forderungen des praktischen Lebens verwandte. Man findet diese Art von Verstand so gut beim Bauern wie beim Gebildeten, und er ist mehr als der sogenannte „gesunde Sinn", der so manchen, dem er eigen ist, doch nicht abhält, bei aller Gesundheit seines Sinnes auf ungesunden Lebenswegen zu wandeln.

Diese Art von Verstand wurzelt nicht im Kopfe allein, sondern auch im Herzen und im Willen. Wer mit ihm ausgerüstet ist, wird in der großen Menge nicht gerade leicht bemerkt, tritt nicht in den Vordergrund. Die feinen, scharfsinnigen Köpfe, denen das rasche Wort zur Verfügung steht, stellen solche Persönlichkeiten häufig in den Schatten.

Doch sind gerade diese zumeist die unsichtbaren Führer, die regulierenden Faktoren der menschlichen Tätigkeit, wie überhaupt des ganzen Lebenskreises, in den das Schicksal sie gestellt hat.

In Tuschins Verhalten gegen Wjera fiel Raiski eine schon fast monoton wirkende Verehrung auf, die sich in seinen Blicken und Worten kundtat und fast an Schüchternheit streifte, während auf ihrer Seite ein ebenso monoton erscheinendes, sich stets gleichbleibendes, mit Wärme und Offenheit gepaartes Vertrauen zutage trat.

Das war alles, was er feststellen konnte. So sehr er sich auch bemühte, irgendein Zeichen, einen Hinweis, ein auffallendes Wort, einen verräterischen Blick zu konstatieren — es gelang ihm nicht. Immer nur dieselbe offene, gerade Zutraulichkeit auf ihrer Seite, dieselbe Ergebenheit, Hochschätzung und bärenhafte Dienstbereitschaft auf der seinen — das war alles, was sein spähender Sinn feststellen konnte.

Auch Tuschin war also nicht der Gesuchte — von wem stammte der blaßblaue Brief?

„Was für ein Forstmeister ist denn das?" fragte Raiski am nächsten Tage, als er schon frühzeitig Wjeras Zimmer betrat. „Wie steht ihr denn zueinander?"

„Er ist mein Freund," antwortete Wjera.

„Das ist zu allgemein gesagt. In welchem Sinne ist er dein Freund?"

„Im besten und intimsten Sinne."

„So, so! Ist er vielleicht der Glückliche, auf den du neulichst anspieltest, und dessen Namen du mir zu nennen versprachst?"

„Wann?"

„Vor deiner Abreise..."

„Ich erinnere mich nicht. Was für ein Glücklicher? Was für ein Name? Was habe ich versprochen?"

„Wie schlecht doch dein Gedächtnis ist! Hast du den Brief auf dem blauen Papier schon vergessen?"

„Ach ja, ich erinnere mich. Ich habe durchaus kein schlechtes Gedächtnis, Bruder, ich erinnere mich an jede Kleinigkeit, sofern sie mich angeht oder mich interessiert. Doch gestehe ich offen, daß ich diesmal alles vergessen habe, weder des Gespräches mit Ihnen noch des Briefes auf dem blauen Papier konnte ich mich erinnern ..."

„Auch ich war dir wohl schon aus dem Gedächtnis entschwunden?" sagte er.

Sie lächelte und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Du scheinst dich dort sehr gut unterhalten zu haben ..."

„Ja, es war dort sehr nett," sagte sie und blickte zerstreut zur Seite. „Niemand horchte mich aus, niemand verdächtigte mich ..."

„Und der treuergebene Freund war dir stets zur Seite? ..."

Sie nickte wieder bejahend mit dem Kopfe.

„Ich meine ihn, den Forstmeister ..." warf Raiski rasch hin und sah dabei Wjera fragend an.

Sie hörte ihn nicht. Hinter ihrem gewohnten, alltäglichen Gesicht schien sich ein zweites Gesicht zu verbergen. Es machte den Eindruck, als bemühte sie sich — ohne rechten Erfolg — ein inneres Frohlocken zu verheimlichen, als leuchte in ihren Blicken, ihrem Lächeln der Widerschein einer seelischen Befriedigung, die sie offenbar für sich behalten und mit niemandem teilen wollte.

Das zittrige Flimmern in ihrem Blick wurde seltener, der mißtrauische, unzufriedene Ausdruck ihrer Augen schwand, und auf ihrem Gesicht, auf ihrem ganzen Wesen lag der Stempel einer unerschütterlichen Ruhe, während es aus

ihren Augen zuweilen wie ein Strahl der Verzückung her-vorschoß, als hätte sie vom Becher des Glückes gekostet. Raiski bemerkte das alles sehr wohl.

„Was für ein Glück aber war das? Von welcher Art war es, wer hat es ihr gegeben? Dieser Freund vielleicht, dieser Hinterwäldler?" ging es ihm durch das grübelnde Hirn. Aber sie verheimlichte doch nichts, was auf seine Person Bezug hatte, sie posaunte ihre Freundschaft mit ihm ganz offen hinaus: wo konnte hier ein Geheimnis stecken?"

„Du scheinst recht glücklich, Wjera ..." sagte er.

„Wieso?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht, wieso ... Du suchst dein Glück zu verheimlichen, doch es schaut dir aus den Augen heraus."

„Wirklich?" fragte sie lächelnd, während sie ihn ansah. Dann versank sie in nachdenkliches Schweigen, alle Lust am Leben schien ihr vergangen zu sein. Er nahm ihre Hand und drückte sie, und sie erwiderte den Druck. Er küßte sie auf die Wange; sie wandte sich nach ihm um, ihre Lippen begegneten sich, und sie drückte ihm einen Kuß auf, immer noch in demselben nachdrücklichen Schweigen verharrend. Dieser Kuß, den er so lange erwartet und ersehnt hatte, freute ihn nun gar nicht: sie hatte ihn so mechanisch ge-geben.

„Wjera," sagte er, „du stehst ganz im Banne irgendeines Glücksgefühls — du bist in Ekstase! ..." sagte er.

„Und was weiter?" fragte sie plötzlich, aus ihrem Sinnen erwachend.

„Nichts, es scheint, daß du ... irgendein Hindernis, einen Widerstand besiegt hast ... und du scheinst glücklich in diesem Gefühl des Sieges ... Ich weiß nicht, was der Grund sein mag, aber du triumphierst! Die Stunde des Glücks scheint für dich gekommen ..."

„Ach, wie weit ist es noch bis dahin!" flüsterte sie für sich. Und dann fügte sie laut hinzu: „Nein, es ist nichts Besonderes geschehen ..."

Sie schien zerstreut, suchte jedoch heiter und sorglos zu erscheinen und sah Raiski freundschaftlich ins Gesicht.

„Du liebst ihn also sehr, diesen ..."

„Den Forstmeister? Ja, sehr!" sagte sie. „Männer von seiner Art sind selten; er ist einer der trefflichsten Menschen, die ich hier kenne, wenn nicht der Trefflichste."

Wiederum fühlte Raiski das Nagen der Eifersucht.

„Der trefflichste Mensch — nun ja, so im Äußeren: er ist groß und stark, er fürchtet sich vor keinem Gewitter, schlägt Bären tot, ist als Wagenlenker so geschickt wie Phoebus selbst, ist ein schöner Mann — ja, das ist er!"

„Pfui, Boris Pawlowitsch!"

„Du ärgerst dich wohl, wenn man dein Ideal vom Piedestal herunterholen will?"

„Was für ein Ideal?"

„Nun, er ist doch ... der Held deines Geheimnisses und der Schreiber des blaßblauen Briefes! So sag' es doch endlich, du hast es mir versprochen ..."

„Hab' ich das wirklich? Ach, ja, ja — Sie denken an gar nichts anderes mehr ... Nun ja, er ist es .. was denn noch?"

„Nichts!" sagte Raiski heftig errötend — er hatte eine so rasche Lösung des Rätsels nicht erwartet. „Diese Körperkraft, diese Muskeln, dieser Wuchs! ..." sagte er.

„Sie sagten doch, daß die Leidenschaft jede Wahl rechtfertige!"

„Ich sage auch nichts weiter!" versetzte er mit einem Achselzucken. „Du siehst, ich bin vollkommen ruhig! Du wirst ihn also heiraten?"

„Vielleicht."

„Er soll mehrere Tausend Deßjatinen Wald besitzen?..."

„Pfui, Boris Pawlowitsch!"

„Nun, jetzt kann ich also abreisen," sagte er, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief einer vorübergehenden Dienstmagd zu, sie solle Jegorka rufen.

„Hol' den Reisekoffer vom Boden und bring ihn in mein Zimmer — ich reise morgen ab," sagte er, ohne das Lächeln zu bemerken, das um Wjeras Mund spielte.

„Ich bin wirklich froh," sagte er in boshaftem Tone, während er sich bemühte, ihrem Blicke auszuweichen. „Jetzt hast du doch einen Beschützer! Ein richtiger Held, vom Scheitel bis zur Sohle!..."

„Ein ganzer Mensch, vom Scheitel bis zur Sohle," verbesserte ihn Wjera, „wenn auch kein Romanheld!"

„Wie ist es denn aber mit dem menschlichen Denken — kommt er damit vorwärts? Nimrod, der Altmeister aller Sportsmen, und Humboldt sind ja beide Menschen — doch besteht zwischen ihnen ein Unterschied —..."

„Ich weiß nicht, wie sie als Menschen waren. So viel aber weiß ich, daß Iwan Iwanowitsch ein Mensch ist, den alle anderen sich zum Muster nehmen könnten. Er handelt, wie er denkt und spricht; sein Kopf denkt richtig, sein Herz fühlt stark und warm, und er ist ein Charakter. Ich vertraue ihm in allen Dingen, und ich würde nichts, selbst das Leben nicht fürchten, wenn ich ihn an meiner Seite weiß!"

„So so! Vor allem kein Gewitter, wenn er den Wagen lenkt!" ergänzte Raiski spöttisch. „Er ist wohl auch ein sehr kurzweiliger Gesellschafter?" fügte er hinzu.

„Ja, auch das: er hat viel Mutterwitz und Humor — nur daß er nicht damit prahlt und sich lästig macht..."

„Mit einem Wort: ein ganzer Mann! Nun, ich gratuliere dir, Wjera — und sage dir gleichzeitig Lebewohl!"
„Wohin wollen Sie denn?"
„Ich reise morgen früh ab und will nicht mehr von dir Abschied nehmen ..."
„Warum nicht?"
„Du weißt, warum nicht ... Ich würde mich nicht beherrschen können ... ich bin kein Stück Holz ..."
Sie legte ihre Hand auf die seinige und sah ihm schelmisch, wie ein schmeichelndes Kätzchen, in die Augen, während ihr Kinn in verhaltenem Lachen zuckte.
„Und wenn ich wünsche, das Sie nicht abreisen?"
„Du?"
„Ja, ich."
„Wie kämest du dazu?"
Mit höchster Spannung erwartete er ihre Antwort.
„Raten Sie einmal!"
„Willst du vielleicht, daß ich bei deiner Hochzeit zugegen sein soll?"
Sie sah ihn noch immer lächelnd an und hielt ihre Hand nach wie vor auf der seinigen.
„Ja, ich will es," sagte sie.
„Wann wird sie denn stattfinden?" fragte er trocken.
Sie schwieg.
„Wjera ..."
Sie lachte plötzlich laut auf. Er sah sie an: noch niemals hatte er sie so lachen hören.
„Er ist's nicht, er ist's nicht ... Der Forstmeister kann ihr Held nicht sein! Das Geheimnis des blauen Briefes ist ungelöst!" lautete seine Folgerung.
Es ward ihm leichter ums Herz. Er wurde heiter gestimmt, sang und plauderte, scherzte und lachte.

„Sagen Sie nur Jegorka, er solle den Koffer wieder fortbringen!“ sagte sie.
„Warum willst du mich nun hier behalten, Wjera? fragte er. „Sag' mir die Wahrheit! Vergiß nicht, daß ich mich allen deinen Bedingungen füge...“
„Wirklich allen?“
„Ja, ohne jede Ausnahme. Was du auch mit mir anfangen, welche Rolle du mir auch zuweisen magst — ich lasse alles über mich ergehen, nur jage mich nicht fort...“
„Alles?“
„Ja, alles!“ versicherte er in blinder Ergebung.
„Sehen Sie, Bruder — jetzt sind auch Sie in Ekstase! Daß es Ihnen nur später nicht leid wird, wenn ich Ihr Anerbieten annehme...“
„Ich schwöre es dir, Wjera,“ rief er aufspringend, „es gibt keinen Wunsch, keine Laune, die ich dir nicht erfüllen, keinen Kelch der Erniedrigung, den ich nicht bis zum letzten Tropfen leeren würde, wenn ich damit nur einen Augenblick...“
„Genug! Ich nehme Ihr Anerbieten an — Sie sind jetzt...“
„Dein Sklave? Oh, sag' es, sag' es...“
„Wohlan denn: ja,“ sagte sie, während ihr Nixenblick auf ihm ruhte.
„So kann ich also bleiben?...“
„Bleiben Sie...“
„Welche Wandlung!“ sagte er, innerlich jubelnd. „Wie hast du nur plötzlich deine Meinung so ändern können?“
„Ich wollte nicht...“
Sie sah ihn an, und er schwelgte in Entzücken, während er sich in ihre ruhig blickenden Samtaugen versenkte, deren Ausdruck ihm noch immer so rätselhaft schien.

„Ich wollte nicht . . . daß Sie . . . sich morgen über sich selbst ärgern, wenn Sie Ihren Reisekoffer wieder hinauftragen lassen. Sie wären ja doch nicht abgereist!"
„Doch, doch — ich wäre abgereist!"
Sie schüttelte ungläubig den Kopf.
„Ich gebe dir mein Wort darauf . . ."
„Nein . . . Sie wären nicht abgereist . . ."
„Warum nicht?"
„Weil ich es nicht will . . ."
„Du, du, du — Wjera! Höre ich richtig, ist es keine Täuschung?"
„Nein."
„Wiederhole es noch einmal!"
„Ich will nicht, daß Sie abreisen — und Sie werden bleiben . . ."
„Warum denn?" fragte er leidenschaftlich flüsternd.
„Weil ich es will!" sprach sie, gleichfalls flüsternd, doch in befehlendem Tone.
„Wjera . . . schweig, kein Wort mehr! Wenn du mir jetzt sagst, daß du mich liebst, daß ich dein Ideal bin, dein Gott, daß du den Verstand verlierst, daß du stirbst vor lauter Sehnsucht nach mir — dann werde ich dir glauben . . . alles, alles werde ich dir glauben — und dann . . ."
„Was dann?"
„Dann wird es in der Welt keinen größeren Narren geben als mich . . . Ich werde dich vergöttern, anbeten . . . bis zum Überdruß . . ."
„Mir ist nicht bange davor . . ."
„Du . . . du selbst gestattest mir, dich zu lieben — in Seligkeit zu schwelgen, zu schwärmen, zu lieben . . . Wjera, Wjera!"
Er küßte ihre Hand.

„Sie wollten es doch, Sie flehten darum — nun, und ... so will ich denn Mitleid haben!“ sagte sie lächelnd.

„Dir ist etwas widerfahren, irgendein großes Glück — und du fühlst das Bedürfnis, ein wenig davon abzugeben: nun denn, was auch dein Beweggrund sein mag, ich nehme alles an, will alles ertragen — nur gib mir die Möglichkeit, in deiner Nähe zu weilen, jage mich nicht fort, laß mich hier bleiben ...“

„Bleiben Sie, ich befehle es Ihnen!“ sagte sie mit gutmütig-spöttischer Miene.

Er wähnte, das Glück sei endlich zu ihm gekommen.

„Ja, Tantchen hat schon recht,“ frohlockte er im stillen, „wenn man es am wenigsten erwartet, sucht das Glück einen heim. ‚Zum Lohn für die Demut‘, sagt sie — nun denn, ich hatte schon demütig verzichtet, und jetzt ... o gnädiges Geschick!“

Wie berauscht hatte er Wjeras Zimmer verlassen und war im Hausflur Jegorka begegnet, der eben mit dem Reisekoffer vorüberkam.

„Trag ihn wieder zurück,“ sagte er und ging rasch nach seinem Zimmer, wo er sich aufs Bett legte und seine heftige Gemütsaufwallung sich in Tränen auslöste.

„Das ist sie — die Leidenschaft, die Leidenschaft!“ flüsterte er, immer heftiger schluchzend.

Der Forstmeister reiste ab, und alles kam wieder ins alte Geleise. Raiski war sehr glücklich; seine Leidenschaft für Wjera glich fast ganz derjenigen des Forstmeisters: sie wurde zur stummen, andachtvollen Verehrung.

Ganz so wie jener beobachtete er fast schüchtern ihre Blicke, lauschte mit seltsamem Bangen auf den Klang ihrer Stimme, zupfte unwillkürlich, wenn er ihren Schritt vernahm, an seinen Kleidern herum, wechselte, wenn er mit ihr sprach,

mehrmals die Haltung und wog sorgfältig seine Worte ab, um nur ja nichts zu sagen, was ihr mißfiel.
Auch sie war in einer seltsam feierlichen Stimmung: die stille Ruhe des Glücks, oder der inneren Befriedigung, lag auf ihrem ganzen Wesen, sie schwelgte gleichsam schweigend in Entzücken, war gut und freundlich gegen die Großtante und Marfinka und wurde an einzelnen Tagen von einer seltsamen Unruhe befallen. Dann hielt sie sich in ihrem Zimmer auf, oder sie ging in den Park, oder den Abhang hinunter ins Gehölz. Wenn dann Raiski oder Marfinka sie drüben im alten Hause aufsuchten oder sie auf ihren Spaziergängen begleiten wollten, wurde ihre Miene finster und unfreundlich. Bald aber nahm sie wieder ihr gleichmütiges, ruhiges Wesen an, war beim Mittagessen und des Abends mitteilsam, interessierte sich sogar für die Wirtschaft, half Marfinka beim Auswählen der Stickmuster, sah Tantchens Rechnungen durch und machte bei den Damen der Stadt Besuche. Mit Raiski sprach sie viel über Literatur; er entnahm aus der Unterhaltung mit ihr, daß sie viel gelesen haben mußte, und sie lasen auch, wenn auch nicht regelmäßig, verschiedenes gemeinsam.
Sie ließ sich dabei leicht ablenken, bald nach dieser, bald nach jener Richtung, und zuweilen geriet sie in einen exaltierten Zustand, der fast in einen Rausch jäher Freude ausartete. Als sie eines Abends in dieser Stimmung aus dem Zimmer verschwand, sahen sich Raiski und Tatjana Markowna mit einem langen, fragenden Blicke an.
„Was ist mit Wjera?“ fragte die Großtante, „es scheint, daß sie wieder gesund geworden ist ...“
„Ich fürchte im Gegenteil, Tantchen, daß es um sie schlimmer bestellt ist als bisher ...“
„Was redest du da, Borjuschka — du siehst doch, daß sie

ganz anders geworden ist, so vergnügt und lebhaft, so gesprächig, zuvorkommend ..."

„Ist sie nicht doch gegen früher sehr verändert? ... Ich fürchte, ihre Heiterkeit ist krankhafter Art, ein Rausch der Erregung ..."

„Du hast recht ... sie ist noch nie so gewesen ... was könnte es denn sein?"

„Sie ist in Ekstase — sehen Sie das nicht?"

„In Ekstase!" wiederholte Tatjana Markowna ganz erschrocken. „Warum sagst du mir das jetzt, zur Nacht? Ich werde nicht einschlafen können. Ein junges Mädchen, das in Ekstase ist ... die Sache ist ernst! Hast du ihr vielleicht irgend etwas eingeredet? Wovon sollte sie in Ekstase geraten? Was ist nun zu machen?"

„Wir müssen acht geben, welchen Verlauf die Sache nimmt."

Die Großtante sah Raiski mit ängstlichen Augen an, während er lächelte.

„Du ziehst alles ins Lächerliche!" sagte sie, und mit strenger Miene fügte sie hinzu: „Stell' du deine Versuche mit Ssawelij und Marina, mit Paulina Karpowna oder Uliana Andrejewna an, dichte Verse, Komödien, oder was du sonst willst — von Wjera aber laß deine Hand weg! Dir mag's eine Komödie scheinen, mir aber ist es eine bittere Tragödie!"

Nicht nur Raiski, sondern auch die Großtante gab ihre passive Haltung auf, und beide beobachteten nun insgeheim das Verhalten Wjeras. Tatjana Markowna nahm die Sache sehr ernst, sie vernachlässigte darüber sogar die Wirtschaft, ließ die Schlüssel auf den Tischen herumliegen, kümmerte sich nicht mehr um Ssawelijs eheliche Angelegenheiten, revidierte die Rechnungen nicht und fuhr gar nicht

mehr aufs Feld hinaus. Die kleine Paschutka stand nach wie vor auf ihrem Posten an der Ecke und verwandte keinen Blick von der Gnädigen, und wenn Wassilissa fragte, was diese mache, antwortete die Kleine: „Sie flüstert nur immer so vor sich hin."

Die Großtante ließ traurig den Kopf hängen und sann vergeblich auf Mittel, die Wjera zu einer offenen Aussprache bringen könnten. Sie verzweifelte schließlich an dieser Möglichkeit und zerbrach sich den Kopf darüber, ob sie nicht vielleicht auf Umwegen dahinter kommen könnte, was eigentlich vorliege, damit sie rechtzeitig ein drohendes Unglück abzuwehren vermöchte.

„Sie ist verliebt, ist in Ekstase!" Das schien ihr schrecklicher als die Pocken, die Masern, das Wechselfieber oder sonst eine schlimme Krankheit. In wen konnte sie sich denn verliebt haben? Wenn es Iwan Iwanowitsch wäre — ja, dann würde sie Gott danken. Würde Wjera den heiraten, dann könnte sie ruhig die Augen schließen.

Aber die Großtante hatte mit dem feinen Instinkt des Weibes erraten, welche Beziehungen zwischen Wjera und Tuschin bestanden: mit einem Seufzer hatte sie sich gesagt, daß höchstens auf seiner Seite von einer tieferen Neigung die Rede sein konnte, während Wjera für ihn nur Gefühle der Freundschaft oder des Dankes hatte — dafür, daß er sie so verwöhnte, wie Tatjana Markowna es im stillen bezeichnete.

„Er vergöttert sie," sagte sie, „und das gefällt einem jungen Mädchen immer."

Wer konnte es nur sein, wer? Unter den Gutsbesitzern der Umgegend kam außer Tuschin keiner in Betracht — sie sah keinen, sprach mit keinem. Mit den jungen Leuten aus der Stadt kam sie höchstens ein paarmal im Winter zu-

sammen, bei den Bällen, die der Branntweinpächter oder der Vizegouverneur gab; ins Haus, nach Malinowka, kamen sie nur selten. Die Offiziere und die Herren vom Gericht hatten längst die Hoffnung aufgegeben, auf Wjera Eindruck zu machen — sie kam mit ihnen fast gar nicht in Berührung.

„Sie hat sich doch nicht etwa in den Geistlichen verliebt? O Gott, das wäre schrecklich!" sagte sich die Großtante. So war sie beständig von Zweifeln beunruhigt, beobachtete Wjera aufmerksam, wenn sie zum Mittagessen oder zum Tee kam, und suchte ihr auch im Park auf den Fersen zu bleiben. Doch Wjera erspähte sie jedesmal von weitem, beschleunigte ihren Schritt und war verschwunden, ehe Tatjana Markowna sie erreicht hatte.

„Ehe ich mich's versah, war sie fort, wie ein Geist!" erzählte sie Raiski. „Ich wollte sie einholen, aber die alten Beine kamen nicht mehr mit. Wie ein Vogel huschte sie in die Büsche und war spurlos verschwunden."

Raiski ging nach diesem Gespräch in den Park, schritt den Abhang hinunter, durchquerte die Schlucht und kletterte auf der anderen Seite hinan, um ins Dorf zu gelangen. Er begegnete Jakow und fragte ihn, ob er nicht das gnädige Fräulein gesehen habe.

„Gewiß doch, den Augenblick sah ich sie, dort, bei der Kapelle," sagte Jakow.

„Was macht sie denn dort?"

„Wird wohl zum Herrgott beten."

Raiski begab sich nach der Kapelle.

„Sie betet also auch schon!" sprach er nachdenklich vor sich hin.

Zwischen dem Walde und dem steilen Fahrweg stand abseits auf einer Wiese eine einsame Kapelle, von Holz er-

richtet, ganz schwarz und halb zerfallen, mit einem Bilde des Heilands in byzantinischem Stil, in einem Bronzerahmen. Auch das Bild war vom Alter geschwärzt, da und dort waren die Farben abgefallen, und die Gesichtszüge Christi waren kaum noch zu unterscheiden — nur die Augen sahen zwischen den halbgeöffneten Lidern nachdenklich auf den Betenden, und auch die segnenden Hände waren noch zu sehen.

Raiski schritt durch das Gras nach der Kapelle hin. Wjera hörte ihn nicht kommen. Sie stand mit dem Rücken ihm zugewandt und war ganz in den Anblick des Heiligenbildes vertieft. Ihr Schirm und ihr Strohhut lagen neben der Kapelle im Grase. Sie bekreuzte sich nicht, und ihre Lippen murmelten kein Gebet, doch in ihrer ganzen Gestalt, ihrer in sich gekehrten Haltung, dem verhaltenen Atem und dem regungslosen, starr auf das Bild gerichteten Blicke sprach sich eine innige, aufrichtige Andacht aus.

Raiski hielt unwillkürlich den Atem an.

„Was mag sie nur erflehen?" dachte er bang. „Bittet sie um Freude, um Stillung ihrer Sehnsucht? Will sie hier, am Fuße des Kreuzes, sich ein Leid von der Seele wälzen? Oder will sie nur so, in einem plötzlichen Gefühlsausbruch, ihr Inneres vor dem Alltröster sich läutern lassen? Welches Gefühl ist's, das sie bewegt: will die Betende ihre Seele, ihre Kraft vor dem Kampfe ermessen, oder dankt sie weinend für einen Augenblick des Glücks..."

Wjera erwachte gleichsam plötzlich aus ihrem Gebet. Sie wandte sich um und erschrak, als sie Raiski erblickte.

„Was tun Sie hier?" fragte sie streng.

„Nichts. Ich traf Jakow, der sagte mir, daß du hier seiest, und so kam ich her. Tantchen..."

„Da Sie gerade von Tantchen sprechen..." unterbrach sie

ihn, „ich merke, daß sie mich seit einiger Zeit beobachtet; wissen Sie nicht vielleicht, warum sie das tut?“

Sie sah ihn forschend an, und er errötete. Er suchte, während er neben ihr über die Wiese nach dem Walde zu ging, nach einer Antwort.

„Ich meine doch, daß sie immer . . .“ begann er.

„Nein, nicht immer . . . Sie wäre nie darauf verfallen, mir nachzuspüren. Hören Sie einmal, mein Sklave,“ fuhr sie mit leichtem Spotte fort, „sagen Sie mir ohne alle Umschweife: haben Sie ihr vielleicht etwas von Ihren Vermutungen betreffs des blaßblauen Briefes, der Liebe und so weiter gesagt?“

„Von dem Briefe habe ich, soviel ich weiß, nichts gesagt.“

„Also nur von der Liebe. Nun, und was haben Sie ihr darüber gesagt?“

Er schwieg und sah von ihr weg nach dem Walde hin.

„Ich muß das unbedingt wissen,“ sagte sie bestimmt. „Reden Sie also! Sie wollten doch selbst meine Launen erfüllen, und das ist wirklich keine bloße Laune! Sie haben es ihr gesagt, nicht wahr? Sie werden doch sicher nicht ‚nein‘ sagen, wenn es der Fall ist! . . .“

„Wozu die vielen Worte? Wenn du darauf bestehst, sage ich dir natürlich alles. Ja, es wurde von dir gesprochen. Tantchen machte sich darüber Gedanken, daß du früher so in dich gekehrt und nachdenklich warst und nun mit einem Male so froh gestimmt scheinst . . .“

„Nun — und? . . .“

„Nun, und da sagte ich nur: ist sie nicht am Ende verliebt? . . . Das war bereits vor einiger Zeit . . .“

„Und was sagte Tantchen darauf?“

„Sie erschrak.“

„Wovor denn?“

„Zumeist wohl vor dem Ausdruck ‚Ekstase' . . ."
„Haben Sie denn von Ekstase gesprochen?"
„Sie hatte selbst bemerkt, daß du so froh gestimmt warst, und sie war sogar erfreut darüber . . ."
„Und Sie haben sie dann erschreckt? . . ."
„Das nicht — ich bezeichnete deinen Zustand nur mit dem richtigen Namen, und sie erschrak vor dem Worte."
„Hören Sie einmal," sagte sie ernsthaft, „die Ruhe der Tante liegt mir sehr am Herzen, mehr vielleicht, als sie selbst annehmen mag . . ."
„Nein," unterbrach Raiski sie lebhaft, „Tantchen ist fest davon überzeugt, daß du sie über alles liebst. Sie hat mir das selbst gesagt."
„Gott sei Dank! Sie machen mir eine große Freude durch diese Nachricht. Nun hören Sie, was ich Ihnen sage, und führen Sie meine Befehle blindlings aus: gehen Sie zu Tantchen und zerstreuen Sie sofort alle ihre Befürchtungen und Vermutungen betreffs der Ekstase, der Liebe und so weiter. Das kann Ihnen nicht schwer fallen . . . Sie werden es bestimmt tun, wenn Sie mich lieb haben."
„Was würde ich nicht alles tun, um dies zu beweisen! Noch heute Abend will ich . . ."
„Nein, jetzt gleich, in diesem Augenblick! Wenn ich zum Mittagessen komme, sollen ihre Augen mich wieder so anschauen wie früher . . . hören Sie?"
„Gut, ich will gehen . . ." sagte Raiski, rührte sich jedoch nicht von der Stelle.
„So laufen Sie doch, sofort, in diesem Augenblick!"
„Und du . . . gehst jetzt auch heim?"
Mit einer fast gebieterischen Handbewegung bedeutete sie ihm, daß er nach Hause gehen solle.
„Noch eins," sagte sie, ihn für einen Moment zurückhaltend,

„reden Sie mit Tantchen nie wieder von mir, hören Sie?"
„Ich höre, Schwesterchen," sagte er lächelnd.
„Ihr Ehrenwort!"
Er zögerte verlegen.
„Und wenn sie davon anfängt?..." versetzte er.
„Dann schweigen Sie — Ehrenwort?"
„Ehrenwort!"
„Merci ... und nun eilen Sie rasch zu ihr!"
„Gut, gut, ich eile schon ..." sagte er, langsam davonschreitend und sich nach ihr umschauend.
Sie winkte ihm zum Zeichen, daß er rascher gehen solle, und blieb stehen, um zu beobachten, ob er wirklich gehe. Er bog in die Allee ein, machte dann jedoch Kehrt und kam zurück, um ihr noch irgend etwas zu sagen. Doch sie war nicht mehr da.
„Tantchen hat recht: wie ein Geist ist sie verschwunden!" flüsterte er vor sich hin.
In diesem Augenblick fiel unten auf dem Grunde der Schlucht ein Schuß.
„Wer hat sich da wieder einen Spaß erlaubt?" fragte sich Raiski, während er nach Hause schritt.
Wjera erschien rechtzeitig zum Mittagessen, und so scharf auch Raiskis forschernder Blick sie beobachtete — er konnte keine Spur von Ekstase oder Grübelei an ihr entdecken. Sie war ganz so, wie er sie früher gekannt hatte.
Die Großtante sah zwei- oder dreimal heimlich zu ihr hinüber und schien sich zu beruhigen, als sie nichts Besonderes an ihr bemerkte. Raiski hatte Wjeras Auftrag erfüllt und Tantchens lebhafte Befürchtungen zerstreut — ganz freilich konnte er ihr Mißtrauen nicht beseitigen. Sie unterhielten sich alle drei über gleichgültige Dinge und saßen dann in

nachdenklichem Schweigen da. Wjera nahm sogar irgendeine Handarbeit vor, der sie ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandte, doch es entging der Großtante nicht, daß sie den Seidenfaden ziemlich regellos kreuz und quer führte, während Raiski feststellen konnte, daß sie zuweilen wie erschauernd zusammenfuhr oder ängstlich um sich schaute, ob nicht etwa die anderen mit Argwohn auf sie blickten.

Am nächsten und übernächsten Tage jedoch war auch das überwunden, und wenn Wjera zur Großtante kam, war sie vollkommen ruhig, ja sogar leidlich heiter gestimmt. Nur schloß sie sich jetzt häufiger in ihrem Zimmer ein und hatte in der Nacht länger als sonst das Licht in ihrem Zimmer brennen.

„Was treibt sie eigentlich?" ging es der Großtante durch den Kopf. „Bücher liest sie nicht — sie hat keine da, soviel ich weiß. Aber vielleicht schreibt sie: Papier und Tinte sind oben."

Am wenigsten konnte Tatjana Markowna diese Heimlichkeit vertragen, die sie geradezu als persönliche Kränkung empfand. Ein junges Mädchen, das heimlich korrespondiert, das vielleicht gar vom Fenster aus mit irgendeinem Fant verstohlene Signale wechselt — das wollte ihr gar nicht in den Kopf! Und wer, wer war denn dieses Mädchen? Ihre Großnichte, ihr liebes Kind, das die sterbende Mutter ihr anvertraut hatte — o, schrecklich, schrecklich! „Es überläuft einen kalt," flüsterte sie vor sich hin, ohne zu ahnen, daß diese Kälteempfindung eine Wirkung ihrer Nerven war, an deren Vorhandensein sie nicht glaubte.

Sie wartete ab, ob nicht vielleicht der Zufall ihr etwas entdecken, ob nicht Marina aus der Schule plaudern oder Raiski etwas verraten würde. Doch nichts von alledem geschah. Sooft sie auch zur Nachtzeit spähend umherging,

so eindringlich sie, bei aller Vorsicht, Marina ausfragte, soviel sie auch Marfinka auf Kundschaft schickte, um zu erfahren, was Wjera trieb — nichts brachte sie in ihren Nachforschungen weiter, alles blieb erfolglos.

Da kam ihr plötzlich der glückliche Gedanke, sich dadurch eine beruhigende Gewißheit zu verschaffen, daß sie auf Wjeras Gemüt gleichsam hinten herum, durch ein Beispiel — oder, wie Raiski sich ausdrückte, durch eine Allegorie — einzuwirken versuchte.

Sie erinnerte sich, daß sie noch irgendwo in ihren Koffern einen sehr lehrreichen Roman stecken haben mußte, den sie einstmals, in ihren jungen Jahren, selbst mit großem Interesse gelesen, und über dem sie sogar Tränen vergossen hatte.

Der Roman handelte von den schrecklichen Folgen der Liebe, der sich Kinder ohne Einwilligung ihrer Eltern hingeben. Ein Jüngling und ein Mägdlein hatten einander liebgewonnen, wurden jedoch durch ihre Eltern getrennt und sahen einander fortan nur aus der Ferne, vom Balkon aus, verständigten sich aber durch Zeichen und schrieben einander heimlich.

Dieser heimliche Verkehr wurde von den Nachbarn beobachtet, das Mägdlein kam um seinen guten Ruf und mußte in ein Kloster gehen, der Jüngling aber wurde vom Vater irgendwohin nach Amerika verbannt.

Tatjana Markowna glaubte gleich vielen andern Leuten an die Macht des gedruckten Wortes, sofern dieses eine erbauliche Tendenz hat, und in diesem sie ganz persönlich angehenden Falle erwartete sie von der Lektüre des Buches sogar eine gewisse Zauberwirkung, wie etwa von einem Hexenspruche oder von den Linien der Handfläche.

Sie holte das Buch aus einer alten Kiste hervor, wo es

unter allerhand Rumpelkram versteckt gelegen hatte, und legte es auf den Tisch neben ihr Arbeitskörbchen. Beim Mittagessen sprach sie den jungen Damen gegenüber den Wunsch aus, sie möchten ihr doch, namentlich bei schlechtem Wetter, abwechselnd etwas vorlesen; ihre Augen seien schon schwach, und sie käme selbst nicht mehr recht vorwärts mit den Büchern.

Marfinka hatte ihr bereits früher mitunter etwas vorgelesen, im allgemeinen jedoch verhielt sich die Großtante der Literatur gegenüber ziemlich gleichgültig. Nur wenn Tit Nikonytsch ihr irgendeine Zeitungsneuigkeit mitteilte, etwas von blutigen Mordtaten oder großen Feuersbrünsten, vielleicht auch gelegentlich eine wirtschaftliche oder hygienische Belehrung, ward ihr Interesse rege.

Als sie nun diesmal mit ihrem Vorschlage herausrückte, schwieg Wjera sich ganz aus, während Marfinka, auf das Buch zeigend, fragte:

„Geht die Sache auch gut aus, Tantchen?"

„Warte, bis du das Buch ausgelesen hast, dann wirst du es wissen," antwortete die Großtante.

„Was für ein Schmöker ist denn das?" fragte Raiski am Abend. Er nahm das Buch, sah hinein und lachte.

„Kaufen Sie sich doch lieber ein Traumbuch und lassen Sie sich daraus vorlesen!" sagte er. „Diese alte Scharteke auszugraben! Die haben Sie jedenfalls damals gelesen, als Sie in Tit Nikonytsch verliebt waren?..."

Tatjana Markowna errötete und wurde ernstlich böse.

„Laß deine albernen Scherze, Boris Pawlowitsch!" sagte sie. „Ich bitte dich nicht, dabei zu sein, wenn wir lesen, stör' uns also nicht in unserem Vorhaben!"

„Aber das ist ja ein ganz vorsintflutliches Erzeugnis..."

„Gewiß doch, ja — ich weiß, daß du nach der Sintflut

geboren bist, und ich habe nichts dagegen, daß du auf deine Weise Romane und Dramen schreibst, ich bitte dich aber, uns bei unserem Geschmack zu lassen. Fang nur an, Marfinka — und du, Wjera, hör' zu! Sobald Marfinka müde ist, wirst du weiterlesen. Das Buch ist sehr anregend und lehrreich."

Wjera fügte sich schweigend, Marfinka aber wollte rasch nachsehen, ob im letzten Kapitel von einer Hochzeit die Rede ist. Doch die Großtante hinderte sie daran.

„Fang nur von vorn an," sagte sie, „du wirst noch früh genug zu Ende kommen. Wie kann man nur so ungeduldig sein!"

Raiski verließ das Zimmer, und Tantchens Kabinett verwandelte sich in eine Lesehalle. Wjera litt entsetzliche Langeweile, doch widersprach sie nie, wenn die Großtante ihr gegenüber auf ihrem Willen bestand.

In dem Roman wurden zunächst die Eltern des jungen Mannes und das Mägdlein sehr ausführlich geschildert, dann wurde erzählt, wie die beiden Familien gleich den Montecchi und Capulet miteinander in Zwist geraten waren, und hierauf folgte eine eingehende Darstellung des Äußeren und der Eigenschaften der jungen Leute, die miteinander aufgewachsen und erzogen, dann aber getrennt worden waren.

Am dritten oder vierten Vorlesungstage kam man endlich nach langer Geduldprobe zu der gegenseitigen Neigung der beiden jungen Leute, zu ihrer Liebeserklärung und dem ersten heimlichen Stelldichein. Die ganze Geschichte war höchst moralisch und sittenrein, dabei jedoch unerträglich langweilig.

Wjera saß zumeist still in Gedanken versunken da. Sobald das Wort „Liebe" vorkam, blickte Tatjana Markowna ver-

stohlen zu ihr hinüber, um festzustellen, ob sie vielleicht erröte oder erbleiche oder sonstige Zeichen der Aufregung an ihr sichtbar würden. Nichts von alledem geschah: sie gähnte nur. Und als eine zudringliche Fliege sich ihr auf die Nase setzen wollte, jagte sie sie fort und beobachtete, wohin sie flöge. Dann gähnte sie von neuem.

Am nächsten Abend erschien Wjera überhaupt nicht zum Tee, sondern bat, ihn auf ihrem Zimmer trinken zu dürfen. Als die Großtante ihr sagen lassen wollte, sie solle zur Vorlesung kommen, stellte sich heraus, daß Wjera nicht zu Hause war: sie sei spazieren gegangen, hieß es.

Wjera glaubte nun glücklich den Schrecken der Vorlesung entflohen zu sein, aber die Großtante kannte kein Erbarmen: sie ließ in Wjeras Abwesenheit nicht weiterlesen und setzte die Fortsetzung der Lektüre für den nächsten Abend fest. Wjera warf Raiski einen trübseligen Blick zu — er verstand diesen Blick und schlug vor, doch lieber spazieren zu gehen.

„Meinetwegen — aber dann wird weitergelesen," sagte Tatjana Markowna und sah dabei argwöhnisch auf Wjera, deren verzweifelten Blick sie aufgefangen hatte.

Es war nichts zu machen, Wjera mußte kapitulieren. Sie zeigte nun keine Langeweile, keine Müdigkeit mehr, sondern wußte sich tapfer zu beherrschen und hörte mit Aufmerksamkeit auf die langschleppende Erzählung. Raiski hörte ein Weilchen zu und entfernte sich dann.

„Ein schrecklicher Kerl, dieser Autor: als wenn er im Schlafe läge und Lindenbast kaute," meinte er im Weggehen, und Marfinka mußte noch lange über den Ausdruck lachen.

Wjera gähnte nicht mehr und beobachtete auch nicht mehr die Flugkünste der Fliegen, sondern saß, die Lippen fest aufeinander gepreßt, auf ihrem Stuhl. Kam die Reihe

des Vorlesens an sie, dann las sie klar und deutlich, und die Großtante freute sich über ihre Aufmerksamkeit.

„Gott sei Dank," dachte sie, „sie hört zu, sie interessiert sich, nimmt sich's zu Herzen: vielleicht wird alles gut ..."

Sehr ausführlich wurde in dem Roman geschildert, wie das Gefühl der jungen Leute immer heißer und glühender wurde, wie die Eltern sie auf Schritt und Tritt überwachten und alle möglichen sittlichen Folterqualen ersannen, um ihre Herzen zu trennen. Marfinka konnte sich der Tränen nicht enthalten, Wjera dagegen lächelte nicht selten, blickte jedoch zuweilen auch wieder nachdenklich und finster drein.

„Es scheint sie wirklich zu packen," dachte Tatjana Markowna. „Nun, Gott sei Dank!"

Wie alles in der Welt, so fand auch der Roman allmählich ein Ende. Nur wenige Kapitel waren noch übrig, und der letzte Vorlesungsabend brach an. Sobald das Teegeschirr weggeräumt war, setzte man sich um den Tisch, und die Vorlesung, der auch Raiski beiwohnte, begann.

Auch Wikentjew war anwesend. Er konnte nicht still sitzen, sondern sprang jeden Augenblick auf und lief zu Marfinka, mit der er dann leise plauderte. Er bat, man möchte auch ihn vorlesen lassen, und als es ihm gestattet wurde, flocht er ganze Abschnitte seiner eigenen Erfindung in die Handlung ein und las mit veränderter Stimme: sprach die verfolgte Heldin, so las er in sanftem, klarem Diskant, während er dem Helden seine eigene Stimme lieh und die Worte, die dieser zu sprechen hatte, stets an Marfinka richtete, die ihrerseits jeden Augenblick rot wurde und ihm ein böses Gesicht machte. In der Gestalt des finster drohenden Vaters suchte Wikentjew den moralischen Eiferer Nil Andrejitsch zu verkörpern. Das ging den Damen zu weit

— sie nahmen ihm das Buch weg und hießen ihn still sitzen. Er begleitete nun hinter dem Rücken der Großtante die Vorlesung mit allerhand mimischen Künsten, die nur Marfinka sehen konnte.

Marfinka aber übte Verrat und machte die Großtante auf ihn aufmerksam — da nahm Tatjana Markowna ihn bei der Hand und führte ihn in den Garten hinaus, wo er bis zum Abendbrot spazieren gehen sollte. Die Vorlesung wurde fortgesetzt. Marfinka war in schlechter Stimmung: das Buch war schon fast zu Ende, immer noch wurden lauter traurige Sachen erzählt, nichts deutete auf einen glücklichen Ausgang hin.

„Kann's dir denn nicht gleich sein, ob die Sache glücklich oder unglücklich endet?“ fragte Raiski.

„Oh, nur kein trauriges Ende!“ sagte sie, „ich werde weinen, werde nicht einschlafen können!“

Das Drama der Verfolgungen war noch mitten im Gange, und die Strafpredigten der Eltern rollten in unendlich langweiligen Sentenzen über den Häuptern der Liebenden dahin.

„Sieh doch, wie Wjera zuhört!“ flüsterte die Großtante Raiski zu. „Die Geschichte hat sie tief ergriffen — sieh, wie sie die Stirn runzelt und sich auf die Lippen beißt ...!“

Endlich trat die Katastrophe ein: die Liebenden wurden im Garten überrascht. Der Held des Romans hatte aus Bettlaken und Taschentüchern eine Strickleiter hergestellt, auf der die Heldin zu ihm hinunterkletterte. Weinend lagen sie einander in den Armen, als plötzlich die Schar der Verfolger beim Scheine der Fackeln sie umringte und unter Ausrufen des Entsetzens und Unwillens der Fluch des Vaters auf ihre schuldigen Häupter fiel. Die Heldin bekam einen Ohnmachtsanfall, der Held stürzte vor dem

hartherzigen Vater auf die Knie. Das Mägdlein wurde eingesperrt, nicht einmal verabschieden durften sich die Unglücklichen. Vier Wochen später verkündete dumpfes Glockengeläut, daß sie in ein Nonnenkloster aufgenommen war, während am selben Tage vom Hamburger Hafen ein Schiff abfuhr, das ihn nach Amerika bringen sollte. Die beiden Elternpaare blieben allein und verlassen zurück und büßten ihre Hartherzigkeit bis an ihr Lebensende in trostloser Einsamkeit.

Das letzte Wort war verklungen, der Deckel des Buches zugeklappt, und unter den Anwesenden herrschte tiefes Schweigen.

„Was für ein abgeschmacktes Zeug!" sagte Raiski nach einer Weile.

Marfinka trocknete ihre Tränen.

„Und was meinst du, Wjerotschka?" fragte die Großtante.

Wjera schwieg.

„Ein abscheuliches Buch, Tantchen," sagte Marfinka, „was sie alles durchmachen mußten, die armen Kinder!..."

„Ja, das ist einmal so!" versetzte die Großtante mit einem Seitenblick auf Wjera. „Wenn Kunigunde erfahrene Leute, die das Leben und die Macht der Leidenschaft kennen, um Rat gefragt hätte, dann hätte sie das alles nicht zu erdulden brauchen..." Raiski nickte ihr mit ironischem Beifall zu.

„So mußte die Sache ein böses Ende nehmen," fuhr die Großtante fort; „hätten sie ihre Eltern befragt, dann wäre es nicht so weit gekommen. Was sagst du, Wjerotschka?"

Wjera hatte sich bereits aus dem Zimmer entfernt, blieb jedoch auf der Türschwelle stehen.

„Warum haben Sie mich eine ganze Woche lang mit diesem

albernen Buche gequält, Tantchen?" fragte sie, bereits die Tür in der Hand haltend, und ohne erst die Antwort abzuwarten, schlüpfte sie wie eine Katze aus dem Zimmer.
Die Großtante ging ihr nach und holte sie zurück.
„Was heißt das — warum?" sagte sie. „Ich wollte dir ein Vergnügen bereiten..."
„Nein, Sie wollten mich für irgend etwas bestrafen. Wenn Sie wieder einmal glauben, daß ich Strafe verdiene, dann sperren Sie mich lieber acht Tage lang bei Wasser und Brot ein."
Sie kniete auf dem Bänkchen zu Füßen Tatjana Markownas nieder.
„Gute Nacht, Tantchen — schlafen Sie wohl!" sagte sie.
Die Großtante beugte sich zu ihr hinab, um sie zu küssen, und flüsterte ihr ins Ohr:
„Nicht strafen wollte ich dich, sondern warnen, damit du nicht irgend einmal... Strafe verdienst..."
„Und wenn ich sie verdiene..." gab Wjera flüsternd zur Antwort, „würden Sie mich dann auch ins Kloster schicken, wie jene Eltern ihre Kunigunde?"
„Wie denn? Bin ich denn ein grausames Tier?" versetzte Tatjana Markowna gekränkt. „Bin ich vielleicht ebenso böse wie diese entmenschten Eltern? Wie kannst du nur so etwas von mir denken, Wjera... es ist einfach sündhaft!..."
„Ich weiß, Tantchen, daß es sündhaft ist, und ich denke es auch nicht... Wie kamen Sie dann aber darauf, mich durch dieses dumme Buch da warnen zu wollen?"
„Wie soll ich dich denn sonst warnen und schützen, mein liebes Kind?... Sag' es mir, beruhige mich!..."
Wjera wollte etwas antworten, hielt jedoch an sich und sah einen Augenblick zur Seite.

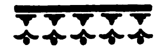
„Geben Sie mir Ihren Segen!“ sagte sie dann, und nachdem die Großtante sie bekreuzt hatte, küßte sie ihr die Hand und ging aus dem Zimmer.

Raiski nahm das Buch vom Tische.

„Ein wunderliches Buch!“ sagte er lächelnd. „Sind Sie mit dem Erfolge Ihrer schönen Kunigunde zufrieden?“

Die Großtante ließ statt jeder Antwort einen schmerzlichen Seufzer hören. Sie war nicht zum Scherzen aufgelegt. Sie nahm ihm das Buch fort und gab es Paschutka, damit sie es nach der Gesindestube trage.

„Na, Tantchen,“ sagte Raiski, „jetzt hätten Sie Wjera glücklich auf den rechten Weg gebracht. Wenn nun noch Jegorka und Marina diese Allegorie mit gutem Erfolge lesen, wird in diesem Hause vor lauter Tugend kein Platz zu finden sein!“



Fünfzehntes Kapitel

Wikentjew hatte Marfinka in den Garten gerufen, Raiski war in sein Zimmer gegangen, und die Großtante blieb, in Nachdenken versunken, auf dem Kanapee sitzen. Eine ganze Weile saß sie da. Das Buch hatte sie bereits vergessen, ihr Glaube an die Wirksamkeit der gedruckten Moral war stark erschüttert, und sie schämte sich insgeheim sogar ein klein wenig, weil sie zu einem so banalen Mittel ihre Zuflucht genommen hatte. Ihr Auge hatte einen klaren, bewußten Ausdruck, sie schien irgend etwas zu überlegen oder alte, ruhende Erinnerungen zu erneuern. Ein hellseherisches Ahnen lag, mit Furcht, Mitleid und Rührung gepaart, auf ihrem Gesichte. Marina, Jakow und Wassilissa kamen nacheinander, um ihr zu melden, daß das Abendbrot serviert sei.

„Ich mag nicht essen," antwortete sie nachdenklich.

Marina ging hinaus, um die jungen Damen zu Tisch zu rufen.

„Ich mag nicht essen," sagte auch Wjera.

„Ich mag nicht essen," versetzte zu Marinas Erstaunen auch Marfinka, die noch niemals ohne Abendbrot zu Bett gegangen war.

„Soll ich's nicht in Ihrem Zimmer anrichten?“ meinte Marina.

„Ich danke, ich mag nicht essen,“ lautete die Antwort.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ dachte Marina, „das ist noch niemals dagewesen! Ich muß es der Gnädigen melden.“

Zu Marinas Verwunderung war Tatjana Markowna jedoch keineswegs erstaunt über Marfinkas Verhalten und sagte nur kurz: „Ihr könnt abräumen!“

Marina ging hinaus, während Wassilissa schweigend das Bett der Gnädigen zurecht machte.

In der Zeit, da Marina fragen ging, was mit dem Abendbrot geschehen solle, hatte Jegorka, der es bereits als sicher annahm, daß die Herrschaften heute nicht mehr zur Nacht speisen würden, den Deckel einer Bratenschüssel abgenommen und, nachdem er den Inhalt berochen, ein Stück davon mit den Fingern herausgefischt, „um's zu probieren“, wie er Jakow gegenüber, der ihn bei seinem Tun ertappte, erklärte. Er forderte Jakow auf, seinem Beispiel zu folgen; dieser schüttelte anfangs den Kopf, bekreuzte sich dann jedoch nach guter frommer Sitte und holte sich gleichfalls ein Stück von dem Braten mit den Fingern aus der Schüssel heraus, „um's zu probieren“.

„Es scheinen Lorbeerblätter an der Sauce zu sein,“ bemerkte er scharfsinnig.

„Kosten Sie auch von dieser Schüssel hier, Jakow Petrowitsch,“ meinte Jegorka, während er seine Hand nach einem Stück Sterlet in Gelee ausstreckte.

„Wenn nur die Gnädige morgen nicht danach fragt!“ meinte Jakow und nahm gleichfalls ein Stück von dem Fisch. Als Marina ins Zimmer kam, waren die beiden bereits beim Backhuhn angekommen.

„Alles aufgeputzt!" rief sie ganz verblüfft und schlug sich dabei auf die Hüfte. Jakow und Jegorka nahmen schleunigst Reißaus wie ein paar aufgescheuchte Wölfe, guckten sich nach ihr um und grinsten dabei.

„Was soll ich nun morgen zum Frühstück servieren?" sagte sie, ihnen verzweifelt nachschauend.

Alles war im Hause verstummt. Das Bett war gemacht. Tatjana Markowna erwachte aus ihrem Hinbrüten und blickte nach dem Heiligenbilde an der Wand, vor dem sie jedoch nicht wie sonst niederkniete. Sie bekreuzte sich nur, ohne zu beten — sie war zu unruhig, um die rechte Andacht zu finden. Sie setzte sich aufs Bett und versank wieder in düsteres Grübeln.

„‚Wie soll ich dich warnen und schützen?' — ‚Geben Sie mir Ihren Segen!'" flüsterte sie bang, ihr Gespräch mit Wjera wiederholend. „Wie kann ich erfahren, was in ihrer Seele vorgeht? Nun denn: der Morgen ist klüger als der Abend ... jetzt will ich zu Bett gehen ..." sprach sie zu sich selbst.

Sie sollte jedoch in dieser Nacht nicht so bald den Schlaf finden. Eben wollte sie sich niederlegen, als sie ein Kratzen und Rascheln an ihrer Tür vernahm.

„Wer ist da?" fragte sie erschrocken.

„Ich, Tantchen — öffnen Sie!"

Es war Marfinkas Stimme. Tatjana Markowna öffnete die Tür.

„Was ist dir, mein Kind? Du willst mir wohl gute Nacht sagen? Warum hast du nichts zum Abend gegessen? Wo ist Nikolaj Andrejitsch?" sagte sie. Als sie jedoch einen Blick auf Marfinka warf, erschrak sie.

„Was ist dir, Marfinka? Was ist geschehen? Wie siehst du denn aus? Du zitterst am ganzen Leibe! Bist du

krank? Hat dich etwas erschreckt?" sprach sie, Marsinka mit Fragen überschüttend.
„Nein, nein, Tantchen — es ist nichts, ist nichts ... Ich kam nur ... ich muß Ihnen etwas sagen ..." sprach sie, sich ängstlich an die Großtante schmiegend.
„Setz' dich, setz' dich ... dahin, da, auf den Stuhl ..."
„Nein, Tantchen — ich setze mich lieber zu Ihnen, und Sie legen sich hin. Ich will Ihnen alles erzählen — das Licht bitte ich auszulöschen ..."
„Aber was ist denn nur geschehen? Du machst mich ängstlich ..."
„Nichts weiter, Tantchen — legen Sie sich nur rasch hin, ich sage Ihnen alles ins Ohr ..."
Die Großtante beeilte sich, ihren Wunsch zu erfüllen, und Marsinka erzählte ihr nun alles, was ihr nach der Vorlesung im Garten begegnet war. Folgendes aber war ihr begegnet.
Als sie nach Beendigung des Romans hinaustrat, bat Wikentjew sie, doch mit ihm in den Hain zu kommen und zuzuhören, wie herrlich die Nachtigall dort schlage.
„Während Sie dort lasen, hörte ich ihr in einem fort zu: ach, wie sie singt, wie sie singt! Kommen Sie!" sagte er.
„Es ist aber so dunkel, Nikolaj Andrejewitsch," meinte Marsinka.
„Haben Sie denn Angst?"
„Allein würde ich Angst haben, mit Ihnen aber nicht."
„Dann kommen Sie! So wunderbar singt sie — hören Sie? hören Sie? Man kann es von hier aus hören. Ein Uhu sitzt dort in einem hohlen Baumstamme, der schrie erst, aber wie er den Gesang hörte, verstummte er. Kommen Sie!"
Sie ging unentschlossen von der Freitreppe in den Garten

hinab, und er reichte ihr den Arm. Langsam, halb wider Willen, schritt sie neben ihm her durch die Allee.
„Wie dunkel es ist... nein, ich geh' nicht weiter! Geben Sie meinen Arm frei!" sprach sie fast unwillig, ging jedoch unwillkürlich weiter; es war, als ziehe sie etwas gewaltsam vorwärts, obschon Wikentjew ihren Arm losgelassen hatte.
„Gehen Sie näher heran, hierher!" flüsterte er.
Sie machte noch zwei Schritte, sich gleichsam durchs Dunkel tastend, und blieb stehen.
„Noch näher, noch näher, fürchten Sie sich nicht!"
Sie ging noch einen Schritt weiter; ihr Herz schlug heftig, sie fürchtete sich in der Dunkelheit.
„Es ist so finster... ich habe Angst..." sagte sie.
„Wovor denn? Es ist doch niemand da, vor dem Sie Angst zu haben brauchten! Treten Sie hierher — geben Sie acht, dort ist ein Graben! Stützen Sie sich auf mich — so!"
„Was denn? Lassen Sie mich doch, ich finde mich schon selbst durch!..." sagte sie voll Angst, kaum aber hatte sie das Wort ausgesprochen, als er auch bereits ihre Taille umfaßt und sie über den Graben getragen hatte.
Sie kamen in den Hain.
„Ich gehe nicht einen Schritt weiter..."
Dennoch schritt sie langsam vorwärts, jedesmal zusammenfahrend, wenn ein trockener Zweig unter ihrem Fuß knackte.
„Hier wollen wir stehen bleiben — leise!..." flüsterte er — „hören Sie?"
Die Nachtigall schlug ihre Triller. Der Zauber der lauen Nacht umfing Marfinkas Sinne. Der Nebel, das leise Rauschen der Blätter, das Lied der Nachtigall ließ sie still erschauern. Starr und schweigend stand sie da und faßte

in ihrer Angst zuweilen nach Wikentjews Hand. Als er dann jedoch nach der ihrigen griff, zog sie sie zurück.

„Wie schön ist das doch, Marfa Wassiljewna, welch eine Nacht!" sprach er.

Sie bedeutete ihm durch eine Handbewegung, daß er sie nicht im Zuhören stören solle. Die köstliche Stimmung der Nacht hatte eben auf sie zu wirken begonnen.

„Marfa Wassiljewna," flüsterte er kaum hörbar, „mir ist so wunderbar zumute, so wohl, wie ich es noch nie empfunden ... Alles in mir ist in Bewegung ..."

Sie schwieg.

„Ich könnte jetzt aufs Pferd steigen und davonrasen, daß mir der Atem vergeht ... Oder ich möchte in die Wolga springen und ans andere Ufer schwimmen ... Und wie ist Ihnen zumute?"

Sie fuhr zusammen.

„Was ist Ihnen? Sind Sie erschrocken?"

„Gehen wir fort von hier! Wir haben lange genug zugehört ... Tantchen wird sonst böse werden ..."

„Ach, noch einen einzigen Augenblick — bitte, bitte!" flehte er.

Sie blieb wie gebannt stehen. Immer herrlicher klang das Lied der Nachtigall.

„Wovon mag sie nur singen?" fragte er.

„Ich weiß es nicht ..."

„Ihr Lied muß doch einen Sinn haben; sie singt doch nicht bloß so ins Blaue hinein! Sie singt doch für irgend jemanden ..."

„Sie singt für uns ..." flüsterte Marfinka und lauschte dann schweigend.

„Mein Gott, ist das schön! ... Marfa Wassiljewna ..." flüsterte Wikentjew und versank in stilles Sinnen.

„Wo sind Sie denn, Nikolaj Andrejitsch?“ fragte sie. „Warum schweigen Sie? Als wenn Sie gar nicht da wären: sind Sie denn noch hier?“

„Ich glaube, die Nachtigall singt dasselbe, wovon auch ich jetzt singen möchte ... nur daß ich's nicht vermag ...“

„So bedienen Sie sich doch der Nachtigallensprache ...“ sagte sie lachend. „Woher wissen Sie denn, wovon sie singt?“

„Ich weiß es eben!“

„Dann sagen Sie es mir doch!“

„Sie singt von der Liebe.“

„Von was für einer Liebe? Wen soll sie denn lieben?“

„Sie singt von meiner Liebe ... zu Ihnen ...“

Er war selbst über seine Worte erschrocken — plötzlich aber zog er ihre Hand an seine Lippen und küßte sie leidenschaftlich.

Blitzschnell entriß sie ihm die Hand, lief Hals über Kopf davon, sprang leicht über den Graben, eilte die Parkallee entlang und die Freitreppe hinauf und blieb dort einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen.

Er war hinter ihr hergestürzt.

„Nicht einen Schritt weiter — daß Sie es nicht wagen!“ sagte sie, schwer atmend und die Türklinke in der Hand haltend. „Gehen Sie nach Hause!“

„Marfa Wassiljewna! Mein Engel, meine Herzensfreundin ...“

„Wie können Sie es wagen, mich so zu nennen: bin ich vielleicht Ihre Schwester, oder Ihre Cousine?“

„Mein Engel! Meine Teuerste ... Sie sind mir alles auf dieser Welt! Bei Gott ...“

„Ich werde schreien, Nikolaj Andrejitsch! Gehen Sie nach Hause!“ sprach sie in gebieterischem Tone und bebte dabei wie Espenlaub.

„Sagen Sie doch, bitte — warum sind Sie so sonderbar gegen mich?... Sie weichen mir seit einiger Zeit aus, wollen nicht mehr mit mir allein bleiben..."

„Wir sind doch keine Kinder mehr, müssen unsere Torheiten lassen!" sagte sie. „Tantchen meinte..."

„Was meinte Tantchen?"

„Gar nichts. Sie haben doch gehört, wie es mit Richard und Kunigunde in dem Buche kam, was dort das Ende vom Liede war!... Wie konnten Sie sich erlauben..."

„Dieses alberne Buch kann niemand sonst geschrieben haben als Nil Andreltsch..."

„Gehen Sie nach Hause! Gott weiß, was die Leute schon von uns reden..."

„Sie lieben mich also nicht mehr, Marfa Wassiljewna?" sagte er düster und fuhr sich dabei nicht einmal mit den Fingern durchs Haar, wie er es sonst zu tun pflegte.

„Habe ich Sie denn je geliebt?" fragte sie mit unbewußter Koketterie. „Wer hat Ihnen das eingeredet? Was für dummes Zeug! Wie kommen Sie nur darauf? Ich will's Tantchen sagen!"

„Was wollen Sie ihr sagen? Ich werde es ihr selbst sagen!"

„Was werden Sie ihr sagen? Gar nichts können Sie ihr von mir sagen!" sagte sie bissig, doch nicht ohne innere Unruhe. „Wie sind Sie denn heut überhaupt? Es scheint etwas über Sie gekommen zu sein..."

„Ja, das ist's in der Tat. Hören Sie mich an, Marfa Wassiljewna, mein Engel... Auf den Knien bitte ich Sie..."

Er kniete vor ihr nieder.

„Ich gehe fort, wenn Sie noch ein einziges Wort sagen! Ich will nur zu Atem kommen... Tantchen wird er-

schrecken, wenn sie mich so sieht... ich zittere an allen Gliedern... Ich gehe zu ihr!..."

Er stand auf, trat entschlossen auf sie zu, nahm sie bei der Hand und führte sie fast gewaltsam nach der Allee.

„Ich will nicht, ich geh' nicht... Sie sind zudringlich! Sie vergessen sich..." sagte sie und bemühte sich, ihm ihre Hand zu entziehen und von ihm loszukommen, ging aber doch gegen ihren Willen mit. „Was tun Sie, wie können Sie es wagen? Lassen Sie mich los, ich schreie sonst!... Ich will Ihre Nachtigall nicht mehr hören!"

„Nicht die Nachtigall sollen Sie hören, sondern mich!" sagte er zärtlich, doch mit Entschiedenheit. „Ich bin jetzt nicht der lustige Junge, sondern spreche als Erwachsener, hören Sie mich also an, Marfa Wassiljewna!"

Sie hörte plötzlich auf, an ihrem Arme zu zerren, und überließ ihn ihm, während sie mit klopfendem Herzen und in gespannter Erwartung stehen blieb.

„Sie haben recht," begann er, „wir sind keine Kinder mehr, und es war unrecht von mir, das nicht sehen zu wollen, obschon mein Herz mir längst sagte, daß Sie kein Kind mehr sind ..."

Sie begann wieder an ihrer Hand zu zerren, doch hielt er sie fest und sicher in der seinen.

„Sie sind erwachsen und können daher furchtlos hören, was ich Ihnen zu sagen habe: es ist nicht für Kinderohren berechnet. Sie waren so frisch, so jung, so lieb, daß ich in Ihrer Gesellschaft meine Jahre vergaß und noch Zeit zu haben glaubte... und vielleicht ist's auch wirklich noch zu früh für mich, Ihnen zu sagen, daß ich..."

„Ich gehe fort... Sie wollen wieder irgend etwas Schreckliches sagen, wie dort im Hain... Lassen Sie mich los!" sagte Marfinka flüsternd, und er fühlte, wie ihre Hand

zitterte. „Ich gehe, ich mag Sie nicht hören, ich sage alles der Tante ..."

„Gewiß, Marfa Wassiljewna, sagen Sie es ihr noch heute, jetzt gleich. Doch zuvor müssen Sie erst hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Wir haben uns so befreundet, sind einander seelisch so nahe getreten, daß, wenn man uns trennen wollte — und das wollen Sie ja, nicht wahr? ..."

Sie schwieg.

„Wollen Sie das wirklich, Marfa Wassiljewna?"

Sie schwieg und machte nur eine heftige Bewegung, deren Sinn im abendlichen Dunkel nicht zu erkennen war.

„Wenn Sie das wollen — gut, dann trennen wir uns, jetzt gleich, auf der Stelle ..." sagte er düster. „Ich weiß, was dann mein Schicksal sein wird: ich melde mich auf einen andern Posten, ich reise nach Petersburg, ans Ende der Welt ... Also sprechen Sie — entscheiden Sie mein Schicksal! Nur, wenn Sie es wollen, gehe ich — um Tatjana Markowna, oder um meine Mutter würde ich mich nicht bekümmern, wenn die noch so sehr unsere Trennung verlangen sollten. Also — wenn Sie wollen, gehe ich, sogleich von dieser Stelle, und komme nie wieder hierher. Und ich weiß auch, daß ich niemals wieder eine Frau lieben werde ... nie im Leben, bei Gott!"

Sie schwieg.

„Sprechen Sie nur ein einziges Wort: darf ich Sie lieb haben? Wenn Sie nein sagen — gehe ich fort ... für immer ..."

Marfinka brach plötzlich in Schluchzen aus, und als er einen Schritt von ihr wegtrat, faßte sie kräftig nach seiner Hand.

„Sehen Sie, sehen Sie! Sind Sie nicht wirklich ein Engel? Hatte ich nicht recht, als ich sagte, daß Sie mich lieben?

Ja, Sie lieben, lieben, lieben mich!" rief er jauchzend — „freilich nicht so, wie ich Sie liebe ... nein!"

„Wie können Sie es wagen ... so mit mir zu reden?" sagte sie, während die Tränen ihr über die Wangen rannen. „Glauben Sie nicht etwa, daß ich weine, weil ... ich weine auch um ein Kätzchen, oder um ein Vögelchen ... Ich weine so leicht.... die Nachtigall hat mich so gerührt, und dann ist's auch dunkel! Bei Licht, oder am Tage würde ich eher sterben, als daß ich weinen würde ... Vielleicht habe ich Sie geliebt ... und wußte es nicht ..."

„Auch ich wußte es kaum, daß ich Sie liebe ... Die Nachtigall hat das alles bewirkt: sie hat unser Geheimnis ans Licht gebracht. Ihr wollen wir auch alle Schuld zuschieben, Marfa Wassiljewna ... Auch ich hätte bei Licht, oder am Tage um keinen Preis der Welt Ihnen das gesagt ... bei Gott!"

„Und jetzt hasse, jetzt verachte ich Sie," sagte sie. „Sie sind ein abscheulicher Mensch, Sie haben mich zum Weinen gebracht und freuen sich über meine Tränen ... ja, Sie sind vergnügt ..."

„Ich — vergnügt? Gewiß bin ich's, und auch Sie sind es — Sie verstellen sich nur ... Gott segne die Nachtigall!"

„Sie sind ein böser, gottloser Mensch ... sind nicht ehrlich!"

„Nein, nein," unterbrach er sie und fuhr sich hastig mit der gespreizten Hand durchs Haar — „sagen Sie das nicht! Nennen Sie mich meinetwegen einen Dummkopf, aber ehrlich bin ich — ja, ganz gewiß! Niemand darf das bezweifeln ... Niemand soll es wagen ..."

„Und ich wage es doch!" sagte Marfinka hitzig. „War es vielleicht ehrlich, ein armes Mädchen so weit zu bringen,

daß es etwas ausplauderte, was es sonst niemandem, selbst Gott, selbst Vater Wassilij nicht gestanden hätte?... Und jetzt — o mein Gott, welche Schande!“ Sie war von ihrer Schuld fest überzeugt, und Tränen aufrichtiger Reue flossen über ihre Wangen.

„Es war nicht ehrlich, nicht ehrlich!“ wiederholte sie in traurigem Tone. „Ich liebe Sie nun nicht mehr. Was wird man von mir denken, was wird man sagen? Ich bin verloren...“

„Meine Herzensfreundin, mein Engel!...“

„Fangen Sie schon wieder an?“

„Bedenken Sie, daß Sie kein Kind sind!“ redete Wikentjew ihr zu.

„Wie sonderbar Sie heute reden!“ sagte sie plötzlich und hörte auf zu weinen. „Noch nie sind Sie so gewesen, noch niemals habe ich Sie so gesehen! Damals zum Beispiel, als Sie im Kornfeld Purzelbäume schossen und den Wachtelschlag nachahmten, oder gestern, als Sie meiner Katze aufs Dach nachkletterten — ach, da waren Sie ganz anders! Und wissen Sie noch, wie Sie in der Mühle sich ganz mit Mehl bestäubten, nur um mich zum Lachen zu bringen?... Warum sind Sie nun mit einemmal so ganz anders geworden?“

„Wie bin ich denn geworden, Marfa Wassiljewna?“

„Nun, so... keck! Sie wagen es, mir so törichte Dinge ins Gesicht zu sagen...“

„Und sind Sie vielleicht noch dieselbe, die Sie noch kürzlich, noch heute abend waren? Haben Sie sich vielleicht früher vor mir geschämt, oder mich gefürchtet? Haben Sie vielleicht früher so mit mir gesprochen wie jetzt eben? Auch Sie sind wie umgewandelt!“

„Ja — wie mag das nur kommen?“

„Die Nachtigall hat's uns doch gesagt: wir sind beide jetzt groß und erwachsen, sind heute reif geworden, dort im Hain... Wir sind keine Kinder mehr..."

„Ja — und darum eben war es nicht ehrlich von Ihnen, mir das alles zu sagen, was Sie mir sagten. Sie haben leichtfertig gehandelt — es ist nicht ehrlich, einem jungen Mädchen sein Geheimnis zu entlocken..."

„Es wäre doch nicht ewig Ihr Geheimnis geblieben: irgend einmal hätten Sie es doch jemandem anvertraut..."

Sie dachte nach.

„Ja, das hätte ich vielleicht — doch nur der Tante ins Ohr... und dann hätte ich den Kopf in die Kissen gesteckt und mich den ganzen Tag geschämt. Doch hier... wo wir beide so ganz allein sind... o mein Gott!" sprach sie tief aufseufzend und blickte voll Entsetzen zum Himmel auf. „Ich fürchte mich, jetzt ins Zimmer hineinzugehen, Tantchen wird mir alles vom Gesicht ablesen!"

„Mein Engel! Mein holder Schatz!" sagte er, sich über ihre Hand neigend — „ich segne dieses Dunkel, segne den Hain und die Nachtigall!"

„Fort von hier, fort!" rief sie und lief wieder die Treppe hinauf. „Sie nehmen sich wieder Keckheiten heraus! Ach, ich glaubte immer, es gebe keinen bescheideneren, keinen ehrbareren Menschen in der Welt! Auch Tantchen glaubte das, und Sie..."

„Was hätte ich denn tun sollen, um ehrbar zu bleiben? Wem hätte ich mein Geheimnis anvertrauen sollen?"

„Nun — der Tante, ins andere Ohr! Und dann hätten Sie sie fragen sollen, ob ich Sie liebe..."

„Ei, so sagen Sie ihr doch jetzt alles selbst!"

„Jetzt ist die ganze Sache verdorben. Es war schon un-

recht von mir, daß ich auf Sie gehört, daß ich Tränen vergossen habe. Sie wird mir zürnen, wird mir nie verzeihen, und daran sind Sie schuld ..."

„Sie wird Ihnen schon verzeihen, Marfa Wassiljewna — wird uns beiden verzeihen. Sie hat mich doch gern ..."

„Sie bilden sich ein, alle Welt habe Sie gern: was müssen Sie für ein Prachtmensch sein!"

„Tantchen sagte sogar, sie liebe mich wie einen Sohn ..."

„Das sagte sie nur, weil Sie so viel essen, sie liebt eben die starken Esser, selbst einen Openkin!"

„Nein, ich weiß, daß sie mich liebt — und wenn sie mich nicht noch für zu jung hält, dann wird sie sicher nichts dagegen haben, daß wir uns heiraten ..."

„Schrecklich! Was für Gedanken Sie haben! ..."

Sie wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie doch, Marfa Wassiljewna!" sagte er. — „Haben Sie keine Angst, ich werde so still dastehen, wie eine Statue ..."

Sie zögerte einen Augenblick, ging dann aber plötzlich von selbst die Stufen hinab auf ihn zu, ergriff seine Hand und sah ihm ernst und feierlich ins Gesicht.

„Weiß auch Ihre Mama von alledem, was Sie mir jetzt hier gesagt haben?" fragte sie. „Ja? Weiß sie darum? Sagen Sie — ja oder nein?"

„Noch nicht ..." sagte er leise.

„Noch nicht!" wiederholte sie bang.

Sie schwieg ein Weilchen.

„Wie konnten Sie es dann wagen, so mit mir zu reden?" fragte sie dann. „Sie sprechen schon vom Heiraten, und Ihre Mama weiß von nichts! Sagen Sie selbst: ist das ehrlich gehandelt?"

„Sie wird es morgen erfahren."

„Wenn sie uns nun ihren Segen verweigert?"
„Dann werde ich ihr nicht gehorchen!"
„Und ich werde ihr gehorchen — nicht einen Schritt werde ich ohne ihre und der Tante Erlaubnis tun. Wird uns diese Erlaubnis nicht erteilt, dann ist Ihnen dieses Haus verschlossen. Merken Sie sich das, Mr. Wikentjew!"
Sie wandte sich rasch von ihm ab und schritt davon.
„Ich bin fest davon überzeugt, daß meine Mutter einwilligt!"
„Sie hätten ihre Einwilligung vorher einholen sollen, dann hätten Sie mir diese Tränen erspart!..."
„Wollen Sie wirklich gehen... ohne mir zu verzeihen, daß ich mich so übereilte?..."
„Wir sind keine Kinder, daß wir uns übereilen und dann um Verzeihung bitten sollten. Die Sünde ist begangen..."
„Wir sind allzumal Sünder... leben Sie wohl! Heut' Nacht bin ich in Koltschino, und morgen komme ich zum Mittagessen hierher und bringe die Einwilligung meiner Mutter mit. Gute Nacht... geben Sie mir die Hand!"
„Dann werde ich... vielleicht..." sagte sie nach kurzer Überlegung, sah ihn an und reichte ihm die Hand.
Kaum hatte er ihre Hand ergriffen, als sie sie ihm sogleich wieder entzog.
„Mein Gott, was wird nur die Tante sagen! Gehen Sie nun — rasch, rasch, und vergessen Sie nicht, daß, wenn Ihre Mama Sie tadelt und Tantchen mir nicht verzeiht, Sie nie wieder sich hier sehen lassen dürfen. Ich schäme mich sonst zu Tode und muß Ihnen stets den Vorwurf machen, daß Sie gegen mich nicht ehrlich gehandelt haben."
Sie ging ins Haus hinein, während Wikentjew schleunigst den Garten verließ.

„O Gott, o Gott — was wird nur die Tante sagen!" dachte Marfinka, die sich in ihrem Zimmer einschloß und wie im Fieber zitterte. „Was haben wir da nur angerichtet!" ging es ihr durch den Kopf. „Wie soll ich ihr das nur beibringen ... und wie wird sie es aufnehmen? ... Ob ich's nicht lieber zuerst Wjerotschka sage? ... Nein, nein — zuerst soll's die Tante erfahren! Ob wohl noch jemand unten bei ihr ist? ..."

Sie war aufs heftigste erregt, sah in einemfort auf das Heiligenbild in der Ecke und bekreuzte sich — bis Jakow heraufkam und sie zum Abendbrot rief.

„Ich mag nichts essen," rief sie ihm durch die verschlossene Tür hindurch zu.

Dann kam Marina.

„Ich mag nicht essen," wiederholte sie trübselig auch dieser gegenüber. „Was macht denn Tantchen?"

„Die Gnädige ist schlafen gegangen, mochte auch nichts essen," sagte Marina.

Marfinka konnte es nicht erwarten, bis endlich alles im Hause sich zur Ruhe gelegt hätte — wie eine Maus huschte sie dann aus dem Zimmer und schlich sich zur Großtante hinunter.

Sie flüsterten lange, und die Großtante bekreuzte und küßte Marfinka viele Male, bis diese endlich, an Tantchens Schulter gelehnt, einschlief. Tatjana Markowna legte Marfinkas Kopf vorsichtig auf das Kissen, erhob sich dann, kniete nieder und flehte unter Tränen den Segen des Himmels auf das junge Glück und das neue Leben ihrer Großnichte herab. Noch heißer aber und inniger betete sie für Wjera. Ganz mit dieser beschäftigt, neigte sie lange das graue Haupt vor dem Bilde des Heilands und flüsterte heiße Gebete.

Dann streckte sie sich leise neben der schlafenden Marfinka hin, schlug noch einmal das Kreuz über ihr und dachte bei sich:

„Im Garten hat sie ihn getroffen — ganz so wie Kunigunde! Ich würde mich nicht wundern, wenn es Wjera gewesen wäre — aber Marfinka! ... Ich sage es ja immer: das Schicksal treibt seine Possen mit uns armen Menschenkindern ...“





Sechzehntes Kapitel

Wikentjew hielt Wort. Am nächsten Tage brachte er seine Mutter zu Tatjana Markowna, schob sie durch die Tür des Empfangszimmers und machte sich selbst aus dem Staube. Er wußte nicht, was werden würde, und saß wie auf Nadeln in der Gutskanzlei.

Seine Mutter, eine noch jugendlich aussehende Vierzigerin, hatte dasselbe lebhafte und muntere Wesen wie der Sohn, doch paarte sich damit ein gut Teil praktischer Klugheit. Zwischen ihr und dem Sohne fanden beständig komische Wortkämpfe statt. Sie zankten sich auf Schritt und Tritt, um jede Kleinigkeit, und zwar eben nur um Kleinigkeiten. Sobald es sich um wichtige Dinge handelte, änderte sie im Moment Ton und Blick und brachte ihre Autorität zur Geltung, und wenn er auch anfangs protestierte, so gab er doch schließlich, wenn er einsah, daß sie recht hatte, klein bei.

Anscheinend in ewiger Fehde lebend, harmonierten sie in Wirklichkeit doch ausgezeichnet miteinander.

„Zieh das an!" sagte beispielsweise Maria Jegorowna.

„Nein — ich nehme lieber jenes," widersprach er.

„Besuch' doch einmal Michail Adreltsch!"

„Ich bitte Sie, Mama, der Mensch ist doch so langweilig!" antwortete er.

„Unsinn, du wirst doch hinfahren."

„Nein, Mama, um keinen Preis, und wenn Sie mich totschlagen."

„Wirst du wohl gehorchen, Nikolka?"

„Jederzeit, Mama, nur diesmal nicht!"

Legt sie aber wirklich Wert darauf, daß er hinfährt, dann tut er es eben doch, wenn auch unter allerhand Protestversuchen, die ihr noch im Ohr klingen, wenn sie ihn längst aus den Augen verloren hat.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend währte dieser ewige Streit und Zank zwischen ihnen, den nur ab und zu eine laute Lachsalve unterbrach. War ihre Freundschaft schon gar zu eng und herzlich, dann verhielten sie sich mäuschenstill, bis eins von ihnen das Schweigen durch irgendeine Bemerkung unterbrach, worauf dann von der andern Seite ganz sicher ein Einwurf erfolgte und der Streit von vorn begann.

Wikentjews Liebe zu seiner Mutter äußerte sich in derselben stürmischen, fast ekstatischen Weise. Wollte er gegen sie zärtlich sein, dann warf er sich plötzlich auf sie, legte seine Arme fest um ihren Hals und preßte heiße Küsse auf ihre Wangen: das gab dann buchstäblich einen förmlichen Ringkampf zwischen ihnen. Sie packte ihn bei den Ohren und zog kräftig daran, kniff ihn in die Backen, stieß ihn zurück und rief schließlich die breithüftige, über ein paar kräftige Fäuste verfügende Haushälterin Mawra herbei, damit sie ihr den frechen „jungen Wolf" vom Halse schaffe.

Nach der Unterredung mit Marfinka setzte Wikentjew noch in derselben Nacht über die Wolga, stürzte in das Zimmer

der Mutter und umarmte sie nach seiner Art unter leidenschaftlichen Küssen. Als sie ihn mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft zurückstieß, kniete er vor ihr nieder und begann in feierlichem Tone:

„Schlag mich, Mutter, doch höre mich an: der entscheidende Augenblick meines Lebens ist erschienen! Ich ..."

„Was — ich? Du bist verrückt geworden, nicht?" ergänzte sie seine Worte. „Woher kommst du denn — und in welchem Zustande bist du: als hättest du dich irgendwo von der Kette losgerissen! Wie darfst du hier so hereinstürmen? Mich so zu erschrecken, das ganze Haus rebellisch zu machen! Was ist denn mit dir?" fragte sie, ihn höchst erstaunt vom Scheitel bis zu den Sohlen betrachtend und ihr zerzaustes Haar ordnend.

„Errätst du es nicht, Mutter?" fragte er, nicht ohne im stillen zu fürchten, daß seinen Wünschen noch irgendwelche unbekannten Hindernisse in den Weg treten könnten.

„Du hast wohl irgendeinen dummen Streich gemacht und sollst eingesperrt werden?" fragte sie und sah ihm forschend in die Augen.

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Vorbeigeraten!" sagte er mit schelmischem Lächeln.

„Nun, dann sag's doch!"

„Gut, ich will es sagen — aber du darfst keine Einwendungen machen!"

Sie sah ihn nicht ohne Furcht und Bestürzung an und suchte noch immer aus seinen Mienen die Wahrheit zu erraten.

„Du hast Schulden gemacht?"

Er schüttelte den Kopf.

„Du willst doch nicht etwa bei den Husaren eintreten?"

„Nein, nein!"

„Woher soll ich's wissen, was für eine Tollheit du wieder begangen hast? Von dir kann man alles erwarten! Sag' also — was ist es?"
„Wirst du auch nichts einzuwenden haben?"
„Sicher werde ich das, denn es ist jedenfalls eine Dummheit, die du wieder gemacht hast. Nun rede also!"
„Ich will heiraten!" sagte er kaum hörbar.
„Was?" fragte sie in einem Tone, als habe sie sich verhört.
„Ich will heiraten!" wiederholte er.
Sie warf ihm einen raschen Blick zu.
„Mawra! Anton! Iwan! Kusma!" schrie sie dann laut — „kommt alle rasch hierher, ganz rasch!"
Mawra war die einzige, die dem Rufe Folge leistete.
„Ruf alle Leute zusammen: Nikolaj Andrejitsch ist verrückt geworden!"
„Gott steh' ihm bei! Ach, wie haben Sie mich erschreckt!" sagte Mawra, mit den Händen in der Luft fuchtelnd.
Wikentjew winkte Mawra, sie möchte sich entfernen.
„Ich scherze durchaus nicht, Mutter!" sagte er, ihre Hand ergreifend, als sie sich erhob.
„Geh fort, rühr' mich nicht an!" fiel sie ihm zornig ins Wort und begann erregt im Zimmer auf und ab zu gehen.
„Ich scherze nicht!" wiederholte er bestimmt. „Morgen muß ich mich entscheiden, muß ich das entscheidende Wort sprechen. Wie denkst du also darüber?"
„Einsperren lass' ich dich ... du weißt, wo!" flüsterte sie sichtlich besorgt.
Er sprang auf, und eins der stürmischsten Wortgefechte brach zwischen ihnen los. Bis tief in die Nacht hinein hörten die Leute sie leidenschaftlich streiten, schreien, ja

fast kreischen; dazwischen lachten sie, oder er sprang umher, und dann küßten sie sich, und sie schrie wieder zornig auf, und er gab ihr lustig Antwort — und schließlich trat tiefes Grabesschweigen ein, ein Zeichen, daß die Harmonie vollkommen wieder hergestellt war.

Wikentjew hatte offenbar den Sieg errungen — einen Sieg, der übrigens schon vorbereitet war. Als Marfinka und Wikentjew sich vielleicht über ihre Gefühle noch im Unklaren waren, hatten die Großtante und Maria Jegorowna längst begriffen, wozu das führen würde, doch hatten sie weder unter sich noch den jungen Leuten gegenüber auch nur ein Sterbenswörtchen geäußert. Nur ganz für sich, in aller Stille, hatte jede von beiden die Sache überlegt und genau erwogen, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, daß die Partie gar nicht so übel wäre.

Aber wie einmal die Beziehungen Maria Jegorownas zu ihrem Sohne beschaffen waren, war vorauszusehen, daß er ihre Einwilligung nicht ohne einen heißen, leidenschaftlichen Kampf erhalten würde.

„Es kommt noch darauf an, was Tatjana Markowna sagen wird!“ meinte Maria Jegorowna, immer noch gereizt, wenn sie auch schon halb wider Willen nachgab, als bereits der Wagen zur Fahrt nach der Stadt angespannt war. „Wenn sie deinen Antrag ablehnen sollte, werde ich dir die Schande nie verzeihen! Hörst du?“

„Mach' dir keine Sorgen, sie liebt mich mehr als meine leibliche Mutter.“

„Ich liebe dich überhaupt nicht, du wilder Bursche, laß mich in Ruhe!“ rief sie aus und sah ihn böse von der Seite an.

Er streckte seine Hand nach ihrem Halse aus, um sie an

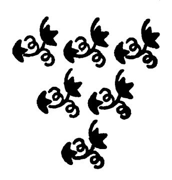
sich zu ziehen und zu umarmen, sie holte jedoch drohend mit dem Sonnenschirm nach ihm aus.

„Du sollst es nur wagen! Wenn du mir den Hut zerdrückst, fahre ich nicht hin," fügte sie hinzu.

Auf ihre Drohung hin ließ er von ihr ab.

„Hierher, in den Wagen!" rief sie knurrend. „Von jetzt an bist du der Heiratskandidat!"

Er hörte nicht auf sie, sondern kroch aus dem Wagen auf den Bock, nahm dem Kutscher die Zügel aus der Hand und ließ die Pferde ausgreifen, was das Zeug hielt.





Siebzehntes Kapitel

Maria Jegorowna hatte große Toilette gemacht: das seidene Kleid, die Spitzenmantille, die gelben Glacé-handschuhe, dazu der Fächer — sie sah so hübsch und kokett aus, als sei sie selber die Braut.
Kaum hatte Tatjana Markowna die Meldung von der Ankunft der Wikentjewa erhalten, als die alte Dame, die sie sonst immer so schlicht und freundschaftlich vergnügt empfangen hatte, plötzlich einen ganz veränderten Ton und andere Manieren annahm: nach Marfinkas Geständnis wußte sie natürlich sofort, welchen Zweck der Besuch hatte.
Sie ließ Maria Jegorowna bitten, im Salon zu warten, und ging sogleich daran, ebenfalls große Toilette zu machen. Wassilissa mußte durchs Schlüsselloch gucken und ihr Bericht erstatten, wie die Besucherin angezogen sei. Tatjana Markowna legte darauf das silbern schimmernde, rauschende Seidenkleid und den türkischen Schal an; sie versuchte auch, die massiven Brillantohrringe anzulegen, warf sie jedoch ärgerlich wieder in das Kästchen zurück.
„Es geht nicht, die Ohrlöcher sind zugewachsen!" sagte sie.

Sie ließ Marfinka und Wjerotschka sagen, sie möchten sich gleichfalls anziehen, und befahl im Vorbeigehen Wassilissa, das gute Tischzeug sowie das alte Silber und Kristall zum Frühstück und zum Mittagessen herauszugeben. Dem Koch wurde aufgegeben, außer einer ganzen Anzahl von Extragerichten noch Schokolade zu bereiten. Auch Konfekt und Champagner ließ sie holen.

Nachdem sie noch eine ganze Anzahl kostbarer alter Ringe an die Finger gesteckt hatte, begab sie sich mit feierlichem Schritt in den Salon. Beim Anblick des ihr bekannten, lieben Gesichtes wäre beinahe ihre ganze feierliche Haltung in die Brüche gegangen, doch besann sie sich noch rechtzeitig und wußte ihre ernste Miene zu bewahren. Auch Maria Jegorowna ward beim Anblick der Großtante freudig bewegt und sprang rasch vom Stuhl auf, um ihr entgegenzugehen.

„Denken Sie sich nur, was mein Junge, dieser Querkopf, sich wieder ausgedacht hat!..." begann sie lebhaft, hielt aber, als sie die Bereschkowa so feierlich ernst sah, plötzlich inne, wurde zaghaft und stand wie im Zweifel da.

Beide verneigten sich zeremoniell; Tatjana Markowna bat ihren Gast, auf dem Diwan Platz zu nehmen, und setzte sich daneben.

„Wie ist denn heute das Wetter?" fragte Tatjana Markowna, die Lippen verziehend. „Es war wohl auf der Wolga sehr windig?"

„O, durchaus nicht, es war sehr ruhig."

„Haben Sie die Fähre benutzt?"

„Nein, wir sind in einem Boote gerudert. Nur den Wagen hat die Fähre herübergebracht."

„Da fällt mir ein ... Jakow, Jegorka, Petruschka, ist denn niemand da? Man kann sich heiser schreien, und kein Mensch

zeigt sich!" sagte die Bereschkowa, als die drei Gerufenen zu gleicher Zeit ins Zimmer stürzten. „Spannt die Pferde vom Wagen Maria Jegorownas aus, gebt ihnen Hafer und bewirtet den Kutscher!"
Alle drei stürzten davon, um den Befehl auszuführen, obschon die Pferde längst ausgespannt waren und der Wagen bereits im Schuppen stand, während der Kutscher in der Leutestube bei einer Flasche Bier seine Späße zum besten gab.
„Nein, nein, nicht doch, nicht doch, Tatjana Markowna," sagte die Wikentjewa — „ich bin nur auf ein halbes Stündchen hergekommen. Halten Sie mich um Gottes willen nicht auf — ich wollte nur eine Angelegenheit besprechen..."
„Wer wird Sie denn fortlassen?" sagte Tatjana Markowna in einem Tone, der keinen Widerspruch litt. „Wenn Sie hier aus der Nachbarschaft wären, dann würde ich nichts sagen — aber nun kommen Sie von jenseits der Wolga! Ist unsere Bekanntschaft vielleicht erst von gestern? ... Oder wollen Sie mich beleidigen?..."
„Ach, Tatjana Markowna, ich bin Ihnen so dankbar, so dankbar! Sie sind besser als eine Verwandte — und meinen Nikolaj haben Sie so verwöhnt, daß dieses Bürschchen mir heute plötzlich unterwegs eine Pille zu schlucken gab: ‚Tatjana Markowna liebt mich mehr als meine leibliche Mutter!' sagte er. Ich wollte ihn bei den Ohren nehmen, aber er rückte mir auf den Bock aus und hat den ganzen Weg die Pferde so gehetzt, daß ich vor Angst nur so zitterte."
Alle Feierlichkeit war wieder von Tatjana Markownas Gesichte verflogen.
„Es stimmt auch beinahe, was er da gesagt hat," versetzte sie — „er geht doch bei mir aus und ein, als wenn er zu

uns gehörte! Einen prächtigen Sohn hat Ihnen Gott geschenkt ..."
„Ich bitte Sie — der Mensch bringt mich rein um, keine Minute leben wir, ohne daß es Zank und Streit gibt..."
„Was sich liebt, das neckt sich eben!"
„Sie haben ihn viel zu sehr verwöhnt, Tatjana Markowna, und nun hat er sich gar in den Kopf gesetzt..."
Maria Jegorowna blieb in ihrer Rede stecken, begann verlegen mit dem Fuße zu scharren und an ihrer Mantille zu zupfen. Tatjana Markowna streckte sich plötzlich kerzengerade in die Höhe und setzte wieder ihre feierliche Miene auf.
„Was?" fragte sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit.
„Heiraten will er — denken Sie sich! Erwürgt hat er mich gestern beinahe darum! Auf dem Teppich hat er sich gewälzt, meine Füße umfaßt... Ich hab' ihm gehörig Bescheid gesagt, aber er stürzt sich auf mich und verschließt mir den Mund mit Küssen, und lacht und weint..."
„Um was handelt es sich denn?" fragte die Bereschkowa zeremoniell, ohne auf diese Details zu achten.
„Er bittet und fleht, ich solle zu Ihnen fahren, solle Sie um die Hand Marfa Wassiljewnas bitten..." beendete Maria Jegorowna verwirrt ihre Rede.
Tatjana Markowna verneigte sich leicht, mit einer Affektiertheit, die ihr gar nicht zu Gesichte stand.
„Was soll ich ihm nun sagen?" versetzte die Wikentjewa.
„Die Sache ist von einer solchen Wichtigkeit, Maria Jegorowna," sagte Tatjana Markowna, nachdem sie ein Weilchen nachgedacht hatte, in würdevollem Tone, während sie zugleich die Augen zu Boden schlug — „daß ich jetzt gleich keine Entscheidung treffen kann. Ich muß erst überlegen und auch mit Marfinka sprechen. Meine Mädchen sind

zwar gewöhnt, mir zu gehorchen, doch möchte ich ihnen auch keinen Zwang antun ..."
„Marfa Wassiljewna hat eingewilligt: sie liebt meinen Nikolenjka ..."
Maria Jegorowna hätte mit diesen Worten die Sache ihres Sohnes fast verdorben.
„Woher weiß er denn das?" fragte Tatjana Markowna plötzlich auffahrend. „Wer hat ihm denn das gesagt?"
„Er hat sich wohl Marfa Wassiljewna gegenüber erklärt ..." murmelte die Wikentjewa verwirrt.
„So — und dafür, daß Marfinka ihm auf seine Erklärung Antwort gegeben hat, sitzt sie jetzt eingeschlossen in ihrem Zimmer, im bloßen Unterrock, ohne Schuhe!" log die Großtante, um der Sache einen besonders wichtigen Anstrich zu geben. „Und damit Ihr Sohn dem armen Mädchen nicht noch mehr den Kopf verdreht, habe ich verboten, daß man ihn ins Haus lasse!" log sie, um der Sache vollends die Krone aufzusetzen, lehnte sich dann im Diwan zurück und sah mit strengem Blick auf die Besucherin.
Diese fuhr erregt von ihrem Sitz empor.
„Wenn ich vorausgesehen hätte," sagte sie im Tone tiefster Kränkung, „daß er mich in eine so unangenehme Sache hineinziehen würde, dann würde ich ihm anders geantwortet haben. Aber er gab mir die heiligste Versicherung — und auch ich selbst war bis zu diesem Augenblicke fest davon überzeugt — daß Sie ihm wie auch mir wohl gewogen seien. Verzeihen Sie, Tatjana Markowna, befreien Sie Marfa Wassiljewna nur rasch aus ihrer Haft ... die Schuld an allem trägt einzig mein Sohn, er allein verdient Strafe ... Und nun leben Sie wohl, entschuldigen Sie vielmals ... Vielleicht haben Sie die Güte, zu befehlen, daß mein Wagen vorfährt ..."

Sie wollte schon selbst nach dem Klingelzug greifen, aber Tatjana Markowna hielt sie bei der Hand fest.

„Ihre Pferde sind ausgespannt, Ihren Kutscher haben meine Leute wahrscheinlich schon tüchtig betrunken gemacht, und Sie, meine liebe Maria Jegorowna, bleiben heute, und morgen, und die ganze Woche bei mir ...“

„Aber ich bitte Sie, nach dem, was Sie soeben gesagt haben, bei dem Zorn, den sie gegen Marfa Wassiljewna und gegen meinen Kolja hegen? Er verdient in der Tat eine Strafe ... ich begreife das ...“

Aller Ernst und alle Feierlichkeit wich plötzlich von Tatjana Markownas Gesichte. Die Runzeln in diesem glätteten sich, und Freude strahlte aus ihren Augen. Sie warf den Schal und die Haube auf den Diwan.

„Ich halt's nicht aus — so heiß ist's! Entschuldigen Sie mich nur, mein liebes Herz, legen Sie die Mantille ab — so! — und auch den Hut! Eine solche Hitze, wie? Nun ... und jetzt wollen wir die beiden abstrafen, nicht wahr, Maria Jegorowna: wir wollen sie zusammengeben, und ich werde noch einen Großneffen mehr haben, und Sie eine Tochter. Umarmen Sie mich, meine Liebe, Gute! Ich wollte ja nur den alten Brauch wahren. Aber sie scheinen eben nicht überall angebracht, diese alten Bräuche! Ich wollte über ihrer Moral wachen, und ich habe sogar ein sehr belehrendes, erbauliches Buch zu Hilfe genommen: eine ganze Woche haben wir gelesen und gelesen, und wie wir's eben ausgelesen hatten, haben sie dieselbe Sache, die in dem Buche geschildert wird, praktisch im Garten ausgeprobt! ... Das war der Erfolg meiner Morallehren! Und was sollen schließlich zwischen uns alle steifen Werbungen und Zeremonien! Wir wußten doch beide, wohinaus die Reise geht, und wenn wir's nicht gewollt hätten — ja, dann

hätten wir's eben nicht leiden dürfen, daß sie hingehen und die Nachtigall singen hören."

„Ach, wie konnten Sie mir nur eine solche Angst einjagen, Tatjana Markowna — nein, sich so zu versündigen!" sagte die Besucherin, während sie die Alte umarmte.

„Ja, Sie haben recht: nicht Ihnen, sondern ihm hätte ich einen Schreck einjagen sollen!" versetzte Tatjana Markowna. „Seien Sie mir nicht böse — Nikolaj Andreitsch aber soll von mir noch seine Strafpredigt hören. Ich will ihm einen Schreck einjagen — aber schweigen Sie, bitte! Nein, dieser durchtriebene Junge!"

„Ja, ja — ich werde Ihnen dafür dankbar sein! Ich wäre ja um nichts in der Welt schon so bald zu Ihnen gekommen, wenn er mich gestern nicht durch die Mitteilung ängstlich gemacht hätte, daß er schon mit Marfa Wassiljewna gesprochen habe. Ich weiß, wie sehr sie Sie liebt und Ihnen gehorcht — und dabei ist sie doch noch das reine Kind. Ich hatte das Gefühl, daß da etwas nicht geheuer war. ‚Was mag er ihr nur vorgeschwatzt haben?' dachte ich die ganze Nacht und konnte vor Angst nicht einschlafen. Ich wußte nicht, wie ich Ihnen unter die Augen treten sollte... Von ihm war nichts herauszubekommen. Er hüpft und springt nur im Zimmer herum, wie Quecksilber. Ich habe, offen gesagt, eigentlich nur eingewilligt, damit er mich endlich in Ruhe läßt und nicht länger quält; später, dachte ich, werde ich ihm schon eins auswischen und mein Wort zurücknehmen. Ich wollte Sie sogar bitten, ihm einen Korb zu geben, damit es so aussieht, als ob nicht ich, sondern Sie dagegen seien... Sie glauben nicht, wie er mir zugesetzt hat — ganz zerzaust und abgehetzt hat er mich! Das war ein Geschrei bei uns, ein Lärm — ach du lieber Gott, ich bin wirklich gestraft durch diesen Menschen!"

„Auch ich habe nicht geschlafen. Meine kleine Duckmäuserin kommt mitten in der Nacht zu mir ins Zimmer geschlichen, am ganzen Leibe zitternd, und stammelt: ‚Verzeihung, Tantchen, Verzeihung — was ich angerichtet habe, ein Unglück ist geschehen!‘ Ich bekam einen Heidenschreck und wußte nicht, was ich denken sollte... Und nun begann sie zu erzählen, kaum daß sie es herausbrachte — fünfmal wohl mußte sie ansetzen, bis sie damit fertig war.“

„Was gab's denn eigentlich zwischen ihnen? Was hat ihr denn mein Junge eigentlich vorgeredet?“

Tatjana Markowna winkte lächelnd mit der Hand ab.

„Ach, eins ist ja wie das andere — sie ist nicht besser als er. Wie die Tauben!“

Tatjana Markowna schilderte die Szene buchstäblich so, wie Marfinka sie ihr beschrieben hatte, und beide lachten durch Tränen.

„Ich habe es mir längst gedacht, daß die zwei ein Paar werden, Maria Jegorowna,“ sagte die Bereschkowa. „Ich fürchtete nur immer, daß sie beide viel zu jung sind. Aber wenn ich mir sie so genauer betrachte und die Sache überlege, dann muß ich mir sagen, daß sie nie anders sein werden.“

„Mit den Jahren kommt ja auch der Verstand, die Sorgen werden nicht ausbleiben, sie werden reif werden,“ bemerkte Maria Jegorowna. „Sie sind doch eben erst vor unsern Augen groß geworden, woher hätten sie den Verstand und die Erfahrung haben sollen? Sie haben ja noch gar nicht gelebt!“

Wikentjew hatte inzwischen noch immer nicht gewagt, ins Zimmer zu kommen, sondern war im Garten geblieben und wartete dort, ob seine Mutter nicht aus dem Fenster blicken würde. Hinter den Büschen verborgen, steckte er

spähend den Kopf hervor, doch blieb im Hause noch alles still.

Seine Mutter und die Großtante waren inzwischen schon hundert Werst in die Zukunft vorausgeeilt. Zunächst hatten sie, nur ganz beiläufig, die Frage der Mitgift erledigt, und dann waren sie auf die Zukunft der beiden jungen Leute eingegangen, wo und wie sie leben sollten, ob der junge Mann im Staatsdienst bleiben sollte, und wie sie sich sonst einzurichten hätten: im Winter sollten sie in der Stadt und im Sommer auf dem Lande wohnen, so wollte es Tatjana Markowna haben, und um keinen Preis mochte sie auf Maria Jegorownas Vorschläge eingehen, die sie nach Moskau, nach Petersburg und sogar ins Ausland reisen lassen wollte.

„Sie wollen mir die Kinder verderben," sagte sie. „Nichts als allerhand neue Liederlichkeiten würden sie dort lernen ... Nein, lassen Sie mich nur erst ins Grab steigen! Ich lasse Marfinka nicht eher fort, als bis sie eine richtige Hausfrau und Mutter geworden ist!"

Unter solchen Gesprächen waren sie schon beinahe bis zum dritten Kinde gekommen, als Maria Jegorowna plötzlich bemerkte, wie hinter dem Gebüsch ein Kopf immer abwechselnd herausguckte und verschwand. Sie erkannte ihren Sohn und machte Tatjana Markowna auf ihn aufmerksam.

Beide riefen ihn herein, und er entschloß sich, dem Rufe zu folgen, machte sich jedoch noch eine ganze Weile im Vorzimmer zu schaffen, als putze und säubere er sich.

„Darf ich bitten, Nikolaj Andreïtsch!" begrüßte Tatjana Markowna ihn spöttisch, während auch die Mutter ihn mit ironischem Blicke maß.

Er sah rasch erst auf die eine und dann auf die andere der beiden Damen und fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

„Mein Kompliment, Tatjana Markowna," sagte er und trat näher, um ihr die Hand zu küssen. „Ich habe Ihnen Konzerte zum Billet mitgebracht..." sagte er in rascher Rede.

„Was schwatzt du? So überleg' doch, was du sagst..." fiel die Mutter ihm ins Wort.

„Nicht doch — Billets zum Konzert, meinte ich, zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung. Ich habe auch für Sie eins genommen, Mamachen — und für Wjera Wassiljewna, für Marfa Wassiljewna, für Boris Pawlytsch... Ein großartiges Konzert — die erste Moskauer Sängerin wird auftreten...."

„Was sollen wir im Konzert?" sagte die Großtante und warf ihm einen prüfenden Blick zu. „Wir haben hier so viel Nachtigallen im Hain, die singen so wunderschön. Die wollen wir uns anhören — und sparen dabei unser Geld."

Maria Jegorowna biß sich auf die Lippen, um ihr Lachen zu verhalten. Wikentjew ward erst verlegen, dann lachte er hell heraus, und dann sprang er auf.

„Ich muß jetzt nach der Kanzlei gehen," sagte er, doch Tatjana Markowna hielt ihn zurück.

„Setzen Sie sich, Nikolaj Andrejitsch, und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe," begann sie mit ernster Miene.

Er sah, daß ein Gewitter sich über seinem Kopfe zusammenzog, und er begann unruhig hin und her zu flitzen und wußte nicht, wie er es abwenden sollte. Er setzte sich, zog die Beine an und legte feierlich seinen Hut auf den Schoß, um dann plötzlich aufzuspringen, nach dem Fenster zu laufen und sich fast bis an die Knie hinauszulehnen.

„So sitz' doch still, wenn Tatjana Markowna mit dir reden will!" sagte die Mutter.

„Sagen Sie einmal: macht Ihr Gewissen Ihnen keine

Vorwürfe?" begann die Bereschkowa ihm zuzusetzen. „Wie haben Sie mein Vertrauen gemißbraucht! Und dabei wagen Sie noch zu behaupten, daß Sie mich lieben, und daß auch ich Sie liebe — wie einen Sohn! Ist dies das Benehmen eines guten Sohnes? Ich habe Sie für bescheiden und gehorsam gehalten, ich glaubte sicher zu sein, daß Sie mein armes Mädchen nicht vom rechten Wege abbringen, ihm keine Dummheiten vorreden würden..."
Sie hielt in ihrer Strafpredigt inne. Er blickte düster zu seiner Mutter hinüber.
„Ganz recht!" sagte diese — „du hast es nicht besser verdient!"
„Tatjana Markowna, ich habe heute noch nicht gefrühstückt — haben Sie nichts zu essen da?" bat er plötzlich. „Ich bin so hungrig..."
„Nun seh' einer diesen schlauen Fuchs!" sagte die Bereschkowa, zu seiner Mutter gewandt. „Er kennt meine schwache Seite ganz genau! Und wir haben ihn für ein Kind gehalten! Nun, aber diesmal ist's ihm nicht gelungen, wenn er sich mir auch als Bräutigam meiner Nichte rekommandiert!"
Wikentjew drehte seinen Hut mit dem Deckel nach oben und begann darauf mit den Fingern zu trommeln.
„Lassen Sie Ihren Hut in Ruhe, er ist an allem unschuldig. Sagen Sie lieber: wie kamen Sie auf den Einfall, daß man Ihnen Marfinka zur Frau geben würde?"
Die Farbe wich plötzlich von seinem Gesichte — mit schmerzlicher Bestürzung sah er zuerst auf Tatjana Markowna und dann auf seine Mutter. „Hören Sie, treiben Sie keinen Scherz mit mir," sagte er unruhig. „Wenn dies ein Scherz sein soll, so ist es ein grausamer Scherz. Scherzen Sie, Tatjana Markowna — oder scherzen Sie nicht?"

„Nun — was glauben Sie?"
„Ich glaube, daß Sie scherzen: Sie haben ein gutes Herz, nicht so wie...
Er sah auf seine Mutter.
„Hören Sie nur, Tatjana Markowna, dieses Bürschchen!"
„Nein, ich sage es nicht im Scherz, mein Lieber, daß Sie nicht recht gehandelt haben, als Sie mit Marfinka sprachen und nicht mit mir. Sie ist ein Kind, und sie würde Ihnen ohne mein Wissen und meine Einwilligung doch nichts sagen. Und wenn ich nun nicht einwilligte?"
„Sie haben also eingewilligt?" sagte er, plötzlich aufspringend.
„Wart', wart' — bleib sitzen, bleib sitzen!" schrien beide auf ihn los.
„Bei einer andern wäre dein Verhalten vielleicht angebracht gewesen, bei ihr aber nicht," fuhr Tatjana Markowna fort. „Du hättest erst einmal ganz leise bei mir anklopfen sollen, mein Verehrter, und ich hätte es dann, weit besser als du, aus ihr herausbekommen, ob sie dich liebt oder nicht. Und du fällst gleich mit der Tür ins Haus!"
„Bei Gott, es kam so plötzlich... Tatjana Markowna..."
„Rufen Sie doch bloß Gott nicht zum Zeugen an, ich kann das nicht hören..."
„An allem ist die verdammte Nachtigall schuld..."
„So — jetzt ist sie auf einmal verdammt, und gestern konnte er sie nicht genug preisen!"
„Fiel mir gar nicht ein, nicht in den Sinn ist es mir gekommen — bei Gott...! Lassen Sie mich nun auch etwas zu meiner Verteidigung sagen," sprach Wikentjew hastig, fuhr sich mit den Händen durchs Haar und sah beiden keck in die Augen. „Sie wünschen, daß ich mich wie ein wohlerzogener, gehorsamer Knabe benehme, daß ich zu-

nächst mal zu dir fahre, liebes Mamachen, und dich um deinen Segen bitte, daß ich dann mich an Sie wende, Tatjana Markowna, und Sie bitte, die Dolmetscherin meiner Gefühle zu sein, daß ich dann durch Ihre Vermittelung das Jawort erhalte, vor Zeugen das Liebesgeständnis meiner Auserwählten vernehme und ihr mit einem dummen Gesichte die Hand küsse — und daß wir dann beide, ohne daß wir wagen, einen Blick miteinander zu wechseln, mit Erlaubnis der geehrten Erwachsenen eine Komödie aufführen — ja, ist denn das noch ‚Glück‘ zu nennen?"

„Nach deiner Meinung ist's also richtiger und schöner, mitten in dunkler Nacht im Garten dem jungen Mädchen etwas ins Ohr zu flüstern?..." unterbrach ihn die Mutter.

„Gewiß ist das schöner, Mama, denk doch an deine jungen Jahre!..."

„Nun hört doch — nein, so etwas!" schrien beide auf ihn los. „Was fällt dir denn ein, Junge? Woher hast du das? Hat dir das auch die Nachtigall zugeflüstert?"

„Ja, auch das hat uns die Nachtigall erzählt — alles hat sie uns erzählt, und solange wir beide, ich und Marfa Wassiljewna, am Leben bleiben, werden wir diese Nachtigall, diesen Abend, dieses Flüstern im Garten und ihre Tränen nicht vergessen. Das ist das wahre Glück, es ist der erste und der schönste Schritt auf seinem Wege, und ich danke Gott dafür und danke euch beiden, dir, Mutter, und Ihnen, mein liebes Tantchen, daß ihr uns euren Segen dazu gegeben habt... Ihr denkt ja auch beide ganz genau so wie ich und wollt es nur so, aus Trotz, nicht zugeben, und das ist nicht ehrlich gehandelt..."

Er war fast den Tränen nahe vor innerer Erregung.

„Und wenn das Ganze sich noch einmal wiederholen sollte, so würde ich wieder damit anfangen, daß ich Marfinka in den Garten rufe ...“ fügte er hinzu.

Tatjana Markowna schloß ihn gerührt in ihre Arme.

„Gott wird dir verzeihen, mein guter, lieber Neffe! Ja, ja, du hast recht — mit dir durfte Marfinka schon der Nachtigall lauschen, nur mit dir, aber mit keinem andern! ...“

Wikentjew kniete vor ihr nieder.

„Tantchen, mein liebes, herziges Tantchen!“ rief er.

„Sieh doch, nun nennt er mich schon Tantchen: ist das nicht zu früh? Schickt sich das Heiraten überhaupt schon für dich? So wart' doch noch zwei, drei Jahre, bis du gereifter bist!“

„Nimm erst noch Vernunft an, laß deine losen Streiche!“ mahnte auch die Mutter.

„Wenn ihr beide nicht einwilligt,“ sagte er — „dann ...“

„Was dann?“

„Dann geh' ich noch heute auf und davon, trete bei den Husaren ein, mache Schulden über Schulden und verbummle ganz und gar!“

„Nun hört doch! Er droht uns noch!“ sagte Tatjana Markowna.

„Nein, junger Herr, ich gestatte Ihnen keine solchen Keckheiten!“

„Geben Sie mir Marfa Wassiljewna, und ich werde stiller sein als das Wasser im See, bescheidener als das Gras auf der Wiese, ich werde so folgsam sein ... nicht einmal ein Häppchen essen werde ich ohne Ihre Erlaubnis ...“

„Wirklich?“

„Ja, ja — bei Gott! ...“

„Dann gewöhnen Sie sich nur noch dieses ewige ‚bei Gott!‘ ab, sonst ...“

Er ergriff die Hand der Großtante und begann sie leidenschaftlich zu küssen.

„Und nun möchten Sie etwas zum Frühstück haben, nicht?" sagte Tatjana Markowna.

„Nein, jetzt ist mir aller Hunger vergangen!"

„Was meinen Sie, Maria Jegorowna — sollen wir ihm Marfinka geben?"

„Verdient hat er's sicher nicht, Tatjana Markowna — jedenfalls ist es noch zu früh. Vielleicht in zwei Jahren ..."

Er stürzte zu seiner Mutter hin und verschloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Da sehen Sie, was für einen Wildfang Sie in Ihr Haus aufnehmen wollen!" sagte die Mutter und stieß ihn fort.

„Bei mir wird er das nicht wagen, ich würde mit ihm schon fertig werden — komm einmal her ..."

Er ging zu Tatjana Markowna hin, und sie segnete ihn und küßte ihn auf die Stirn.

„Uch!" rief er aus und ließ sich auf einen Sessel sinken. „Habt ihr beide mir zugesetzt: mich so zu quälen ... ganz von Kräften bin ich!"

„Du mußt eben in Zukunft verständiger sein."

„Wo ist denn Marfa Wassiljewna?... Ich will sie holen ..."

„Halt, nur Geduld!... Meine Mädchen sind keine solche wilden Hummeln!" sagte die Tante.

„Ach, Geduld — ewig nur Geduld!"

„Ja, jetzt heißt es geduldig sein: jetzt ist's aus mit dem Umherspringen und Umherlaufen, du bist kein Knabe mehr, und sie ist kein Kind. Du sagtest doch selbst, die Nachtigall habe es euch verkündigt, daß ihr beide reif geworden seid — dann zeig' doch auch, daß du ein gesetzter Mann bist!"

Er ward ein wenig verwirrt durch diese zutreffende Bemerkung und blieb bescheiden abwartend im Salon, während Marfinka geholt wurde.

„Um keinen Preis! Gott soll mich behüten!" lautete die Antwort, die Marfinka sowohl Marina wie auch Wassilissa gab.

Endlich ging die Großtante selbst mit Maria Jegorowna nach ihrem Zimmer, um sie zu holen. Sie entdeckten sie hinter den Vorhängen ihres Betts, ganz im Winkel unter den Heiligenbildern, und führten sie heraus — noch nicht angezogen, mit feuerrotem Gesicht, das sie mit den Händen zu bedecken suchte.

Beide begannen sie zu küssen und suchten sie zu beruhigen. Sie weigerte sich jedoch ganz entschieden, am Frühstückstisch oder beim Mittagessen zu erscheinen, wenn nicht alle miteinander vorher nach ihrem Zimmer kämen und sie der Reihe nach beglückwünschten. Auch den Gratulanten aus der Stadt, wo die Nachricht von ihrer Verlobung sich sehr rasch herumgesprochen hatte, wollte sie sich um keinen Preis zeigen.

Wjera hörte es mit ruhiger Freude an, als die Großtante ihr die frohe Nachricht brachte.

„Ich habe es schon lange erwartet," sagte sie.

„Wenn nun Gott mir noch die Gnade schenkt, daß ich auch dich untergebracht weiß..." begann Tatjana Markowna mit einem Seufzer, doch Wjera fiel ihr sogleich ins Wort.

„Tantchen!" sagte sie hastig, mit bebender Stimme — „um Gottes willen, wenn Sie mich so lieben, wie ich Sie liebe — dann wenden Sie alle Ihre Fürsorge Marfinka zu! Machen Sie sich um mich keine Sorge..."

„Liebe ich dich vielleicht weniger als sie? Mein Herz bangt im Gegenteil noch viel mehr um dich..."

„Ich weiß es, und das eben quält mich so sehr ..." sagte Wjera fast verzweifelt. „Es tötet mich, Tantchen, wenn Ihr Herz um mich bangt ..."

„Was redest du da, Wjerotschka? So komm doch zur Besinnung! ..."

„Ich rede nicht im Scherz, Tantchen — es tötet mich!"

„Ja — wie denn, was denn? Was birgst du in deinem Herzen?" sagte die Großtante, gleichfalls in fast verzweifeltem Tone. „Hälst du mich nicht für befähigt genug, oder bin ich dir zu herzlos, daß du vielleicht meinst, ich könnte dein Glück oder Unglück ... nicht begreifen? ..."

„Mein Glück und mein Unglück ist nicht von der Art wie dasjenige Marfinkas, Tantchen. Sie sind auch nicht herzlos, sondern gut und klug ... lassen Sie mir nur meine Freiheit! ..."

„So beruhige mich wenigstens: sag' mir, was ist dir? ..."

„Nichts, Tantchen, gar nichts — nur bemühen Sie sich nicht, mich unter die Haube zu bringen ..."

„Du bist so stolz, Wjera!" sagte die Großtante bitter.

„Ja, Tantchen, das kann sein — aber was soll ich dagegen tun?"

„Nicht Gott ist's, der diesen Stolz in dein Herz gelegt hat!"

Wjera antwortete nicht, litt jedoch sichtlich darunter, daß sie die Großtante nicht in das, was ihr Herz bewegte, einweihen konnte. Eine qualvolle Unruhe kam in ihrem Wesen zum Ausdruck.

„Laß mich in deine Seele blicken — ich werde dich verstehen und dir vielleicht auch Erleichterung schaffen können, wenn ein Gram dich drückt ..."

„Sobald er mich heimsucht — und ich ihn nicht allein bewältigen kann ... dann wende ich mich an Sie, Tantchen, an niemand sonst ... außer noch an Gott! Quälen Sie

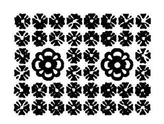
mich jetzt nicht, quälen Sie auch sich selbst nicht ... Gehen Sie mir nicht nach, spähen Sie nicht hinter mir her ..."
„Wird es nicht zu spät sein, wenn der Gram schon da ist? .." flüsterte die Großtante. „Wohlan denn," fügte sie laut hinzu — „beruhige dich, mein Kind! Ich weiß, daß du nicht Marfinka bist, und werde dich nicht belästigen."
Sie küßte sie seufzend und verließ rasch, mit gesenktem Kopfe, das Zimmer. Es war die einzige dunkle Wolke, die ihre Freude beschattete, und sie betete voll Inbrunst, daß sie vorüberziehen und sich nicht in einem Unwetter entladen möchte.
Wjera ging lange Zeit erregt im Garten auf und ab und beruhigte sich erst allmählich. In einer Laube sah sie Marfinka und Wikentjew sitzen und ging rasch zu ihnen. Sie hatte mit Marfinka noch nicht ein Wort gesprochen, seit sie am Morgen die Nachricht von ihrer Verlobung gehört hatte.
Sie ging zu ihr hin, sah ihr tief und zärtlich in die Augen und küßte sie dann lange auf die Augen, die Lippen, die Wangen. Sie ließ ihren Kopf wie den eines Kindes auf ihrem Arme ruhen, schwelgte entzückt in ihrer reinen, jugendfrischen Schönheit und preßte sie leidenschaftlich an sich.
„Du verdienst es, glücklich zu sein!" sagte sie, und plötzlich, nur für wenige Augenblicke, blinkten Tränen in ihren Augen.
„Sie wird auch glücklich sein!" versetzte Wikentjew.
„Du wirst noch glücklicher sein als ich, Wjerotschka!" versetzte Marfinka errötend. „Sieh doch: du bist so schön und so klug — wir sind beide gar nicht wie Schwestern! Hier findest du überhaupt keinen, der dich verdiente. Nicht wahr, Nikolaj Andrejewitsch?"
Wjera drückte ihr schweigend die Hand.

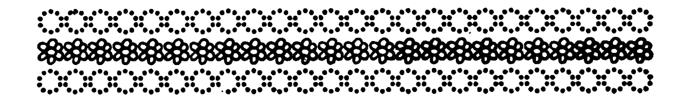
„Wissen Sie auch, Nikolaj Andrejewitsch, wer sie ist?“ fragte Wjera, auf Marfinka zeigend.

„Ein Engel!“ antwortete er unverzüglich, wie ein tüchtiger Soldat in der Instruktionsstunde.

„Ein schöner Engel!“ meinte Marfinka lächelnd.

„Ich dachte an etwas anderes,“ sagte Wjera und zeigte nach einem Schmetterling, der eine Blüte umgaukelte. „Sehen Sie den Falter da — fassen Sie ihn zu derb an, dann streifen Sie den Staub von seinen Flügeln ab, verletzen vielleicht gar einen Flügel. Hüten Sie sie! Hätscheln, liebkosen, streicheln Sie sie — aber Gott verhüte es, daß Sie sie verletzen! Wenn Sie Lust verspüren, jemandem einen Flügel auszureißen, dann kommen Sie zu mir — ich werde Sie schon lehren!...“ schloß sie und drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.





Achtzehntes Kapitel

Acht Tage nach dem frohen Ereignis kehrte die frühere Ordnung im Hause wieder zurück. Wikentjews Mutter war auf ihr Gut zurückgekehrt, und der junge Wikentjew war nun täglicher Gast im Hause und wurde fast ganz als Familienmitglied behandelt. Weder er noch Marfinka hüpften jetzt noch umher. Beide waren zurückhaltend und disputierten zuweilen nur etwas lebhaft, oder sangen, oder lasen zusammen.

Es bestand zwischen ihnen jedoch kein sentimentaler, poetischer Gefühlsaustausch, kein feingeistiger, erlesener Gedankenverkehr mit seiner ewigen Abwechslung, seinem bunten Phantasiespiel — kurz, es fehlten jene köstlichen, unerschöpflichen geistigen Genüsse, wie die Liebe sie nur entwickelten Menschen zuteil werden läßt.

Auch der Geist der Analyse blieb ihren Herzensbeziehungen fern. Ihren Bedarf an geistiger Anregung entnahmen sie den Erzählungen, die sie gemeinsam lasen, den Neuigkeiten, die aus der Residenz zu ihnen drangen, und den flüchtigen Eindrücken, die die sie umgebende Natur und Menschenwelt auf sie ausübten.

Eine frische, unmittelbare, unverhüllte Poesie sprudelte

wie ein lebendiger Quell in der jugendlichen Unverdorbenheit ihrer jungen, reinen Herzen.
Keine Ferne lockte sie, kein Nebel, keine Rätsel waren für sie vorhanden. Klar und einfach lag die beiden gemeinsame Perspektive vor ihnen. Nur eng war der Horizont ihrer Beobachtungen und Gefühle.
Marfinka hielt sich die Ohren zu oder ging aus dem Zimmer, sobald Wikentjew in seinen Gefühlsäußerungen über die Grenzen der gewohnten Ausdrucksweise hinausging und von der Liebe im Stil der Romane und Novellen sprach.
Ihr Verkehr trug den Stempel der Einfachheit und Natürlichkeit, wie die Natur sie vorschrieb, und wie sie auch der lauteren Moral der Großtante entsprach. Nicht einen Kuß gab ihm Marfinka bis zum Tage der Hochzeit, nicht eine Zärtlichkeit mehr durfte er sich gegen früher erlauben, und wenn er ihr einen Kuß stahl, so betrachtete sie das als eine Vermessenheit und drohte ihm, sofort wegzugehen oder es Tantchen zu sagen.
Dabei überließ sie ihm jedoch unbewußt ihren Arm, wenn er ihn einfach ohne weitere verliebte Präludien nahm, ja sie hing sich sogar selbst in den seinen, stützte sich vertraulich auf seine Schulter, ließ sich von ihm über eine Pfütze tragen und fuhr ihm sogar kosend mit der Hand durchs Haar, oder nahm Kamm und Bürste, trat ganz nahe an ihn heran, daß ihre Köpfe sich berührten, kämmte ihn, machte ihm einen Scheitel und salbte sein Haar gelegentlich auch mit Pomade ein.
Sobald er sie jedoch bei einer solchen Gelegenheit um die Taille faßte, oder sie küßte, dann wurde sie rot, warf den Kamm gegen ihn und ging fort.
Die Hochzeit war aus irgendwelchen wirtschaftlichen Erwägungen von Tatjana Markowna auf den Herbst ver-

legt worden, und im Hause begann man nun mit der Herrichtung der Ausstattung. Aus den Vorratskammern wurden die alten Spitzen hervorgeholt, das alte Familiensilber wurde herausgesucht, die Goldsachen, die Perlen und Brillanten, das kostbare Geschirr, das Pelzwerk, die Wäsche und sonstigen Wertdinge in zwei gleiche Teile geteilt.

Mit der Akkuratesse eines Juweliers bestimmte Tatjana Markowna die Karate und Lote, wog die Perlen und zog Juweliere, Goldarbeiter und sonstige Fachleute zur Begutachtung heran.

„Sieh her, Wjerotschka — das gehört dir, und das hier Marfinka. Nicht eine Schnur Perlen, nicht ein Karat Gold soll die eine mehr haben als die andere. Seht beide her!“

Doch Wjera sah nicht hin. Sie schob den für sie bestimmten Haufen von Perlen und Brillanten mit Marfinkas Haufen zusammen und erklärte, daß sie nur ganz wenig von dem Zeug brauche. Die Großtante wurde böse und begann alles von neuem herauszusuchen und zu teilen.

Raiski hatte sich von seinem ehemaligen Vormund die von seiner Mutter geerbten Brillanten und Silbersachen schicken lassen und sie den beiden Schwestern geschenkt. Aber die Großtante vergrub diese Schätze in den Tiefen ihrer Truhen — bis zu gelegener Zeit, wie sie sagte.

„Du wirst sie selbst noch einmal brauchen,“ meinte sie. „Vielleicht kommst du doch noch einmal auf den Einfall, zu heiraten.“

Er ließ auch eine Urkunde darüber ausstellen, daß er das Haus samt dem Grundbesitz und dem Dorfe den beiden Schwestern geschenkt habe, wofür ihm beide, jede auf ihre Weise, ihren Dank abstatteten. Die Großtante brummte,

machte ein finsteres Gesicht und sah ihn unzufrieden an. Dann aber konnte sie sich doch nicht halten und schloß ihn in ihre Arme.

„Du bist doch ein ganz ungewöhnlicher Mensch, Borjuschka," sagte sie — „ganz abscheulich, und doch wieder so lieb! Gott mag wissen, wer du eigentlich bist!"

Im ganzen Hause — im Mädchenzimmer, im Kabinett der Großtante, selbst im Empfangszimmer und noch in zwei weiteren Räumen waren Tische aufgestellt, an denen Wäsche genäht wurde. Das Paradebett war in Arbeit, desgleichen die Kissen mit den echten Spitzen und die Bettdecken. Ein Heer von Näherinnen und Schneiderinnen war schon vom frühen Morgen an tätig.

Wikentjew nahm Urlaub, um nach Moskau zu fahren und dort Equipagen und Garderobe zu bestellen. Bei dieser Gelegenheit kam Marfinkas Gefühl zum vollen Durchbruch: ganze Bäche von Tränen entströmten ihren Augen, daß Nase und Augen ihr anschwollen und ganz rot wurden.

Als Wikentjew sie so sah, weinte er mit — nicht aus Kummer, sondern weil er nach seiner bestimmten Versicherung immer weinen mußte, wenn andere weinten, wie er auch immer lachen mußte, wenn andere lachten. Marfinka blickte ihn durch ihre Tränen hindurch an und hörte plötzlich auf zu weinen.

„Ich will ihn nicht heiraten, Tantchen — sehen Sie doch, er kann nicht mal so weinen wie andere Menschen! Bei anderen rinnen die Tränen über die Backen, und bei ihm über die Nase — da, sehen Sie doch: gerade an der Spitze hängt eine Träne, so groß wie eine Kirsche!..."

Er trocknete rasch seine Tränen.

„Ja, sehen Sie nämlich — bei mir ist da solch eine Rinne, die gerade nach der Nase führt," sagte er und neigte sich

vor, um seiner Braut die Hand zu küssen, doch gab sie sie ihm nicht.

Eine Stunde nach seiner Abfahrt sang sie schon wieder, wie früher, im Garten:

„Du mein herziger Schatz,
Ach, wie liebe ich dich! . . .“

Man brachte Pferde auf den Hof, die Wikentjew irgendwo in einem Gestüt gekauft hatte. Eine muntere, geschäftige Tätigkeit erfüllte, mit einem Wort, das ganze Haus, und nur Raiski und Wjera merkten nichts davon.

Raiski hatte für nichts anderes Augen, als nur für sie. Er suchte seine Gedanken abzulenken, ritt über die Felder, machte sogar Besuche. Beim Gouverneur lernte er einige Räte, irgendeinen Großgrundbesitzer, einen aus Petersburg herübergeschickten Adjutanten und sonstige Leute kennen; die Unterhaltung drehte sich um das, was in der Petersburger Welt vorging, oder um die Landwirtschaft, um die Pachten. Doch alles das interessierte ihn nicht im geringsten.

Er hatte, wenn auch ungern, Marks Bitte erfüllt und dem Gouverneur gesagt, daß er die beschlagnahmten Bücher mitgebracht und an Bekannte weitergegeben habe, von denen sie dann ins Gymnasium gelangt seien. Die Bücher waren konfisziert und verbrannt worden. Der Gouverneur gab Raiski den Rat, in Zukunft vorsichtiger zu sein, doch erstattete er nach Petersburg keinen Bericht über die Sache, damit dort nicht erst eine große Frage daraus gemacht würde.

Mark schlich sich einmal nach seiner Gewohnheit zur Nachtzeit quer durch den Garten nach Raiskis Wohnung, um zu hören, welches Ende die Sache genommen. Er dachte nicht daran, Raiski für den ihm geleisteten Dienst zu danken,

sondern sagte nur, das sich das so gehört habe, und daß er ihm schon eine große Ehre erweise, wenn er ihm etwas so Einfaches und Selbstverständliches zumute — anders zu handeln, sei nur ein Denunziant und Spion imstande.
Seinen Freund Leontij bekam Raiski nur selten zu Gesicht; er vermied es, ihn zu besuchen. Kam er einmal hin, so empfing ihn Uliana Andrejewna, innerlich triumphierend, mit leidenschaftlichen Blicken und dem heimlichen Lachen in den unbeweglichen Zügen, und die Erinnerung an die Art, wie er großmütig seine Freundespflicht erfüllt hatte, nagte an ihm. Unwillkürlich verfinsterten sich seine Züge, und er entfernte sich, so rasch er konnte.
Sie nahm nun, um ihn anzulocken, zu einem andern Manöver ihre Zuflucht: sie sagte ihrem Manne, daß sein Freund sie nicht kennen wolle, sie nicht ansehe, als sei sie nichts weiter als ein Stück Möbel, daß er sie mißachte, daß sie das sehr verletzen müsse, und daß er, Leontij, an alledem schuld sei, da er es nicht verstehe, anständige Leute in sein Haus zu ziehen und dafür zu sorgen, daß sie seiner Frau den nötigen Respekt erwiesen.
„Sprich du doch wenigstens mit mir," klagte sie — „leg' deine Bücher beiseite und beschäftige dich mit mir!"
Koslow nahm sich vor, den Wunsch seiner Frau nach Kräften zu erfüllen, und als Raiski am Abend desselben Tages an seinem Fenster vorüberging, rief er ihn an:
„Komm doch herein, Boris Pawlowitsch, du hast mich ganz vergessen ... Auch meine Frau beklagt sich ..."
„Worüber beklagt sie sich denn?" fragte Raiski, als er zu ihm ins Zimmer trat.
„Sie glaubt, daß du sie mißachtest. Ich sagte ihr: ‚Das ist ja Unsinn, er ist gar nicht stolz' — du bist doch nicht stolz, nicht wahr? ‚Aber er ist ein Poet,' sagte ich, ‚er hat seine

eigenen Ideale — du bist ein Rotkopf, und du gefällst ihm einmal nicht.' Sei doch ein bißchen nett zu ihr, Boris Pawlowitsch, besuch' sie gelegentlich einmal, wenn ich im Gymnasium bin!"

Raiski wandte sich von ihm ab und sah zum Fenster hinaus.

„Oder noch besser — komm am Donnerstag und am Sonnabend Abend: an diesen beiden Tagen gebe ich nämlich hier in drei Familien Privatstunden und komme erst gegen Mitternacht nach Hause. Opfere doch einmal einen Abend, unterhalte sie ein bißchen, kokettiere ein wenig mit ihr! Du plauderst doch so gern mit den Weibern — und sie phantasiert nur von dir..."

Raiski blickte durch das zweite Fenster hinaus.

„Ich selbst versteh' mich nicht darauf," fuhr Leontij fort, „dem Gatten steht das auch nicht so an: ich liebe, du liebst, wir lieben... dieses ewige Konjugieren hab' ich auch schon im Gymnasium über. Ihre ganze Liebe, all ihre Fürsorge, ihr Leben — alles gehört mir..."

Raiski mußte husten. „Wie soll ich ihm nur die Sache beibringen?" dachte er.

„Ist's wirklich so, Leontij?" fragte er.

„Wie denn sonst?"

„Alle Liebe, sagst du?"

„Ja, natürlich, sie ist sogar auf meine Griechen und Römer eifersüchtig. Sie kann sie nicht leiden, nur lebende Menschen liebt sie!" sagte Koslow mit einem gutmütigen Lächeln. „Diese Weiber sind doch überall und zu allen Zeiten dieselben," fuhr er fort. „Die römischen Matronen, selbst die Frauen der Zäsaren, der Konsuln und Patrizier, hatten immer einen ganzen Schweif von Liebhabern... Ich kann mich ihr leider nicht so widmen, ich habe meine Beschäfti-

gung. Sie sorgt für mich, sie ist mir treu, während ich ihr, offen gestanden" — er dämpfte seine Stimme zum Flüstern — „bisweilen untreu werde und gar nicht weiß, ob sie im Hause ist oder nicht..."

„Das ist sehr unrecht," sagte Raiski.

„Ich habe einfach keine Zeit... Im vorigen Monat zum Beispiel fielen mir zwei deutsche Werke in die Hände, Kommentare zu Thucydides und Tacitus. Die deutschen Forscher haben den beiden Autoren förmlich die Eingeweide umgekehrt, ich hatte wirklich Mühe, alle diese Details nachzuprüfen. Ganz eingegraben hatte ich mich in meine Bücher — und sie sagte einfach, sie ekle sich, wenn sie mich so sehe. Komm doch gelegentlich, besuch' sie! Der einzige, der sich noch zeigt, ist mein Kollege Charles, der Franzose — ein so netter Plauderer, mit dem langweilt sie sich wenigstens nicht."

„Leb' wohl, Leontij," sagte Raiski. „Übrigens, diesen Charles solltest du doch nicht so oft ins Haus lassen..."

„Warum nicht? Wenn der nicht noch wäre, hätte ich ja gar keine Ruhe vor ihr. Warum soll ich ihn nicht ins Haus lassen?

„Nun, damit sich nicht solch ein Schweif bildet, wie bei den römischen Matronen..."

„An meine Ulinka reicht, wie an die Gemahlin des Cäsar, kein Verdacht heran!" bemerkte Koslow humorvoll. „Komm nur, ich will's ihr sagen..."

„Nein, sag' ihr nichts — und laß den Charles nicht ins Haus!" sagte Raiski und verließ rasch das Zimmer.

Bei Paulina Karpowna zeigte sich Raiski gar nicht, dafür erschien sie um so öfter bei ihm im Hause und langweilte entweder ihn mit ihren faden Zärtlichkeiten oder die Großtante mit ihren unerbetenen Ratschlägen betreffs der

Hochzeitsvorbereitungen. Ganz besonders mißfiel Tatjana Markowna ihre Behauptung, daß die Ehe das Grab der Liebe sei, und daß, wie sie mit einem süßlichen Blicke auf Raiski hinzufügte, auserlesene Herzen sich trotz aller Hindernisse auch außerhalb der Ehe zu finden wüßten.

Noch zwei- oder dreimal begann er an ihrem Porträt zu malen, beendete es jedoch nie und sagte, er wisse nicht, in was für einem Kleide er sie malen, und was für eine Blume er ihr an die Brust stecken solle.

„Eine gelbe Georgine wird mir sehr gut stehen — ich bin doch brünett!“ meinte sie.

„Gut, später, später!“ sagte er, um sie nur irgendwie loszuwerden.

Tit Nikonytsch kam nach wie vor, höflich und liebenswürdig, wie immer, küßte der Großtante das Händchen und brachte ihr eine Blume oder irgendeine seltene Frucht. Openkin fand sich ein, hielt seine langen, lärmenden Reden und betrank sich zuletzt. Junge Damen und Herren erschienen, ein Tänzchen wurde im Hause der Braut arrangiert — und alles das langweilte Raiski und Wjera, und jedes von ihnen suchte, wonach sein Herz stand: er — sie, sie — die Einsamkeit, und er war nur glücklich, wenn er mit ihr zusammen war, und sie nur dann, wenn niemand sie sah, niemand sie bemerkte, wenn sie im Dorfe, oder im Dickicht der Schlucht, oder jenseits der Wolga, bei ihrer Popenfrau, wie ein Spukgeist verschwinden konnte.



Neunzehntes Kapitel

Da habe ich mich nun nach der Leidenschaft gesehnt," dachte Raiski, „habe mich förmlich danach gedrängt — und nun weiß ich gar nicht, ob das wirklich die Leidenschaft ist! Ich betaste mich, um dahinter zu kommen, ob ich wirklich von der Leidenschaft beherrscht bin — wie man sich sonst betastet, um festzustellen, ob man nicht eine Rippe gebrochen oder sich irgendein Glied ausgerenkt hat. Und mein Herz — das klopft so ganz ruhig; fast scheint es, daß ich gar nicht fähig bin, eine Leidenschaft zu empfinden."

Trotz alledem wollte ihm jedoch Wjera nicht aus dem Sinn.

„Wenn sie mich nicht liebt, wie sie selbst sagt, und wie aus allem ersichtlich ist — warum hat sie mich dann zurückgehalten? Warum hat sie mir erlaubt, sie zu lieben? Ist das Koketterie, oder Laune, oder was sonst? Ich muß entschieden dahinter kommen..." flüsterte er vor sich hin.

Er suchte sie mit den Augen im Garten und bemerkte sie am Fenster ihres Zimmers.

Er trat vor das Fenster.

„Darf man dich besuchen, Wjera?" fragte er.

„Ja, aber nicht auf lange."
„Nicht auf lange!" dachte er, während er nach ihrem Zimmer ging. „Warum sagt sie das erst? Warum schickt sie mich nicht einfach fort, wenn sie meiner überdrüssig ist?"
Er trat bei ihr ein und nahm ihr gegenüber Platz.
„Du sagtest — nicht auf lange: warum das?"
„Weil ich bald wegfahre, nach der Insel. Natalia wird dort sein, und Iwan Iwanowitsch, und Nikolaj Iwanowitsch . . ."
„Das ist der Priester?"
„Ja, er will dort fischen, und Iwan Iwanowitsch will auf Hasen jagen."
„Ich möchte mitkommen."
Sie schwieg.
„Oder soll ich nicht?"
„Kommen Sie lieber nicht, Sie würden unsern kleinen Kreis stören. Der Priester wird gleich anfangen, Gott weiß was für gelehrte Reden zu halten, und Natalia wird sich verlegen fühlen, und Iwan Iwanowitsch wird die ganze Zeit über schweigen."
„Gut, ich komme also nicht," sagte er, stützte sein Kinn auf die Hand und betrachtete sie. Sie saß eine Weile untätig da, dann nahm sie eine Mappe aus der Schublade des Schreibtisches, zog einen kleinen Schlüssel hervor, den sie an einer Schnur um den Hals trug, öffnete die Mappe und schickte sich an, zu schreiben.
„Du willst Briefe schrieben?"
„Ja, zwei kurze Briefe, ich muß Natalia Iwanownas Einladung beantworten. Der Kutscher wartet."
Sie schrieb ein paar Worte und schloß den Brief.
„Hören Sie, Bruder — rufen Sie doch jemanden durchs Fenster herauf!"
Er erfüllte ihren Wunsch. Marina kam herauf und erhielt

den Befehl, den Brief dem Kutscher Wassilij zu übergeben. Dann legte Wjera die Hände in den Schoß.
„Und der zweite Brief?“ fragte Raiski.
„Der hat noch Zeit.“
„Ah! Also ein Geheimnis!“
„Vielleicht ...“
„Wie lange wirst du noch diese Geheimnisse vor mir haben, Wjera?“
„Habe ich welche? Dann werde ich sie wohl ewig haben.“
„Wenn du mich genauer kennen würdest, würdest du sie mir anvertrauen, soviel du ihrer auch hast ...“
„Warum?“
„Es ist für mich Bedürfnis, sie zu kennen — ich liebe dich.“
„Es ist aber für mich nicht Bedürfnis, sie zu erzählen ...“
„Aber das ist doch die einzige Möglichkeit, mich loszuwerden, wenn ich dir schon so unerträglich bin.“
„Sie haben Ihr Benehmen in letzter Zeit ein wenig geändert, und ich will Sie nun nicht mehr loswerden.“
„Du hast mir sogar gestattet, dich zu lieben ...“
„Ich habe versucht, es Ihnen zu verbieten — und was ist dabei herausgekommen?“
„Und da hast du nun beschlossen, mich in Zukunft laufen zu lassen?“
„Ja, ich wollte Sie gewähren lassen — ich dachte, es wird so eher vergehen, als wenn ich irgendwie eingreife. Und das scheint nun auch zuzutreffen ... Sie haben mich ja selbst darüber belehrt, daß Widerstand die Leidenschaft nur aufstachelt ...“
„Ei, wie schlagfertig du bist!“ sagte er und sah sie listig an. „Und warum hast du mich denn zurückgehalten, als ich abreisen wollte?“

„Sie wären doch nicht abgereist; die Geschichte mit dem Reisekoffer hat mir alles gesagt."

„Du meinst also, meine Leidenschaft sei verflogen?"

„Es war nie eine Leidenschaft da: alles nur Eitelkeit und Einbildung. Sie sind ein Künstler, sind gleich in jede Schöne verliebt..."

„Aber du bist die Schönste der Schönen, bist die verkörperte Schönheit! Du bist der Abgrund, in den ich willenlos hineinstürze, der Kopf schwindelt mir, das Herz wird mir beklommen — ich lechze nach dem Glück und, wenn es nicht anders ist: nach dem Untergang. Denn auch im Untergang liegt ein Glücksempfinden..."

„Das haben Sie alles schon einmal gesagt — und das ist nicht gut."

„Warum nicht?"

„So — es ist nicht gut!"

„Ja — warum denn nicht?"

„Weil es übertrieben... mithin unwahr ist."

„Wenn es aber doch wahr, wenn es aufrichtig ist?"

„Dann ist's um so schlimmer."

„Warum?"

„Weil es dann unsittlich ist."

„Ei sieh doch, Wjera — nun redest du ja ganz so wie Tantchen!"

„Ja, diesmal bin ich mit ihr einer Meinung."

„Unsittlich!"

„Ja, unsittlich — Sie wandeln auf den Wegen Don Juans, und der kann doch auf Sittlichkeit keinen Anspruch machen..."

„Nenne mich unsittlich, wenn ich es verdiene, Wjera, aber wirf keinen Stein auf das, was du nicht verstehst. Der echte, wahre Don Juan ist edel und rein; er ist ein humaner,

fein empfindender Künstler, ein Typus, ein chef-d'oeuvre unter den Menschen. Es gibt natürlich nicht viele von diesem Typus. Ich bin überzeugt, daß auch an Byrons Don Juan ein Künstler verloren gegangen ist. Dieser Zug nach jeder sinnlich wahrnehmbaren Schönheit, vor allem nach der Schönheit des Weibes, als des edelsten Produkts der Natur, bekundet die höchsten menschlichen Instinkte und die Hinneigung zu jeder anderen, nicht sinnlich wahrnehmbaren Schönheit, zu den Idealen des Guten als der Schönheit der Seele, der Schönheit im Leben. Und endlich findet sich unter diesen edlen Instinkten bei fein empfindenden Seelen auch das Bedürfnis nach der großen, allumfassenden Liebe. In der Menge, im Schmutz, in der Enge des Lebens verkümmern und vergröbern sich diese feinen natürlichen Instinkte ... In mir steckt ein wenig von diesem reinen Feuer, und wenn es nicht bis zuletzt rein blieb, so liegt das ... an mancherlei Ursachen ... auch an den Frauen selbst ..."

„Vielleicht verstehe ich das Wesen des Don Juan nicht ganz, Bruder; ich will's Ihnen einmal glauben, aber warum gaben Sie sich dieser Leidenschaft für mich so lebhaft hin, während Sie doch wissen, daß ich sie nicht teile?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Ach, Sie hoffen noch immer?" sagte sie verwundert.

„Ich sagte dir, daß die Hoffnung in mir nicht sterben wird, solange ich nicht weiß, daß du nicht frei bist, daß du einen andern liebst ..."

„Wohlan, Bruder — nehmen wir einmal an, ich könnte Ihre Leidenschaft teilen: was dann?"

„Dann wäre beiden Seiten das Glück gesichert."

„Sind Sie so fest überzeugt, daß Sie es mir geben könnten?"

„Ich? O Gott, o Gott!" begann er mit flammenden Augen — „ich würde mein ganzes Leben hingeben, wir würden nach Italien fahren, du würdest meine Frau sein..."

Sie blickte ihn eine Zeitlang an.

„Wie oft haben Sie andern Frauen dieses Glück schon angeboten?" fragte sie.

„Gewiß, ich bin schon Frauen begegnet... aber einen so tiefen Eindruck habe ich noch nie empfangen..."

„Und wie oft haben Sie diese selben Worte schon gebraucht? Sicherlich doch jeder Frau gegenüber, der sie einmal begegnet sind?"

„Was sollen diese Fragen, Wjera? Wohl möglich, daß ich diese Worte schon so mancher gegenüber gebraucht habe, doch niemals habe ich sie so wahr und aufrichtig empfunden..."

Sie sahen einander prüfend und forschend an.

„Wer hat dich in der Schule gehabt, Wjera?" fragte er dann.

„Genug," unterbrach sie ihn. „Sie haben sich in diesen wenigen Worten ganz offenbart. Sie würden mir für ein halbes, vielleicht auch für ein ganzes Jahr oder noch länger das Glück geben — bis zur nächsten Begegnung eben, bis eine Schönheit, die noch neuer und eindrucksvoller wäre, von Ihrer Seele Besitz nähme. Ich könnte dann meiner Wege gehen! Ist es nicht so — wie?"

„Woher weißt du das? Wie kommst du zu dieser Annahme? Warum urteilst du so rasch und leicht über mich? Woher hast du diese Gedanken, woher kennst du den Gang, den die Entwicklung einer Leidenschaft nimmt?"

„Ich weiß nichts von irgendeiner Entwicklung der Leidenschaft, ich weiß und kenne nur so einiges von Ihrem Wesen, das ist alles."

„Was weißt du denn, und von wem weißt du es?"
„Von Ihnen selbst."
„Von mir? Wann hätte ich dir etwas gesagt?"
„Wie kurz doch Ihr Gedächnis ist! Haben Sie mir nicht selbst erzählt, welchen tiefen Eindruck die Schönheit der Bjelowodowa auf Sie gemacht hat, und wie sehr Sie sich, leider vergeblich, bemüht haben, in ihr den Strahl... oder den Keim... von irgend etwas zu wecken? Genau weiß ich Ihre Worte nicht mehr, jedenfalls aber war es sehr poetisch ausgedrückt."
„Die Bjelowodowa! Das war eine Statue — schön, aber kalt, ohne Seele. Nur ein Pygmalion hätte sich in die verlieben können."
„Und Natascha?"
„Natascha? Habe ich dir auch von Natascha etwas gesagt?"
„Das haben Sie also schon vergessen?"
„Natascha war eine edle, doch dabei farblose, schüchterne Natur. Sie lebte, solange die Strahlen der Sonne sie beschienen, solange das Feuer der Liebe sie erwärmte, beim ersten rauhen Hauch jedoch welkte sie hin und verging. Sie wurde geboren, um so bald wie möglich zu sterben."
„Auch von Marfinka sprachen Sie — auch in die hätten Sie sich beinahe verliebt!"
„Das sind alles so leichte Eindrücke, die einen oder zwei Tage andauern... wie sie etwa auch ein schönes Bild auf mich ausübt... Ist es denn ein Verbrechen, den Reiz der Schönheit zu empfinden, so wie man die Wärme der Sonne empfindet? Sich auf eine oder einige Wochen einem Eindruck hinzugeben, ohne daß man ihn tiefer Wurzel schlagen läßt?..."
„Und den stärksten Eindruck taxieren Sie etwa auf ein halbes Jahr, nicht wahr?"

„Nein. Wenn du zum Beispiel meine Leidenschaft erwidern würdest, würde mein Eindruck sich zu einem dauernden gestalten, wir würden uns verheiraten ... es wäre ein Bund fürs Leben. Das Ideal eines vollkommenen Glückes ist für mich nicht unvereinbar mit dem Ideal des Familienlebens ..."

„Hören Sie, lieber Bruder: überlegen Sie einmal, welche Ihrer früheren Leidenschaften die stärkste war, und stellen Sie sich vor, daß die Frau, die diese Leidenschaft in Ihnen hervorrief, jetzt Ihre Gattin wäre ..."

„Sag' mir nur das eine: wer hat dich in der Schule gehabt? Du weichst immer wieder der Beantwortung dieser Frage aus. Wer war dein Lehrmeister?"

„Wer sonst als — Sie selbst? Ich habe alles das aus der Unterhaltung mit Ihnen geschöpft."

„Du bist ein herrliches Geschöpf, Wjera — du bist entzückend! In deinem Verstande ruht ebensoviel Schönheit wie in deinen Augen! Du bist ganz Poesie und Grazie — du bist das edelste Gebilde der Natur! Du bist die verkörperte Idee der Schönheit, bist die Schönheit selbst — und da soll man nicht sterben vor Liebe zu dir? Bin ich vielleicht ein Stück Holz? Selbst Tuschin ist ganz hin ..."

Sie machte eine unwillige Bewegung.

„Nun, lassen wir das! Du liebst mich nicht — noch kurze Zeit, und der Eindruck wird schwinden, ich werde abreisen, und du wirst nie mehr von mir hören. Reich' mir die Hand, sag' mir ganz kameradschaftlich — wer war dein Lehrmeister, Wjera? Wer ist dieser Kulturapostel? Ist es derselbe, der die Briefe auf dem blaßblauen Papier schreibt?"

„Vielleicht ist er's. Verzeihen Sie, Bruder — Sie erinnern mich da zur rechten Zeit, daß ich noch einen Brief zu schreiben habe ..."

„Das ist es nun, das Glück — so nahe ist's und läßt sich doch nicht fassen!“ sagte er.

„Sie können doch auch ohne mich noch glücklich werden, mit einer andern ...“

„Mit wem? Sprich! Wo sind sie, diese Frauen?“

„Sie müssen sich eben an jene halten, die Ihr Herz auf einen Monat, auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr vermieten — aber nicht an mich!“ versetzte sie.

„Du glaubst mir nicht, und du verstehst mich nicht. Wer wird mir glauben, wer mich verstehen?“

Er versank in Nachdenken, während sie einen Briefbogen nahm, mit dem Bleistift ein paar Worte darauf schrieb und das Papier zusammenfaltete.

„Soll ich Marina rufen?“ fragte er.

„Nein, es ist nicht nötig.“

Sie barg den Brief in ihrem Kleide an der Brust, nahm den Schirm, nickte ihm zu und ging.

Ohne jemandem im Hause ein Wort zu sagen, ging Raiski nach dem Mittagessen zur Wolga hinunter. Er wollte möglichst unbemerkt nach der Insel gelangen und suchte nach einer Stelle am Ufer, von der aus er bequem über den diesseitigen Arm des Stromes gelangen könnte. Eine Überfahrt war an dieser Stelle nicht vorhanden, und er spähte ringsum, ob er nicht in der Nähe einen Fischer erblickte.

Er ging wohl eine halbe Werst am Ufer entlang und stieß endlich auf ein paar Knaben, die von einem alten, morschen, bis zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kahn aus ihre Angeln ausgeworfen hatten. Für ein Zehnkopekenstück waren sie mit Freuden bereit, ihn hinüberzubringen, und eilten nach der Hütte ihres Vaters, um die Ruder zu holen.

„Wo sollen wir anlegen?“ fragten sie.

„Ganz gleich — wo ihr wollt.“

„Dort kann man aussteigen," sagte der eine und zeigte nach einer Stelle am Inselrand.

„Ja, da wird's gehen — da hat auch der Herr mit der Dame vorhin angelegt ..."

„Welcher Herr?"

„Wer soll ihn kennen! Irgendeiner von oben, aus der Stadt."

Raiski stieg aus dem Boote und begann auszuschauen.

„Ob es wohl Wjera war?" dachte er.

„Wenn sie es war — dann würde er ihr Geheimnis bald erfahren ... Sein Herz begann heftig zu schlagen. Ganz bedächtig und vorsichtig schritt er durch das Riedgras und scheute sich, selbst zu husten.

Plötzlich vernahm er ein Plätschern im Wasser, schob das Ried zur Seite und erblickte ... Uliana Andrejewna.

Ganz durch das Gebüsch verdeckt, saß sie am Ufer. Die nackten Beine hingen ins Wasser hinab, und sie wusch ihr aufgelöstes Nixenhaar in den Fluten. Raiski ging weiter, bog um einen Vorsprung und sah — Mr. Charles, der, bis an den Hals im Wasser stehend, sich durch ein Bad erfrischte.

Raiski entfernte sich, ohne von Mr. Charles bemerkt worden zu sein. Er schritt zwischen den Heckenrosen weiter, nach den kleinen Seen zu, an denen er die Gesellschaft, von der Wjera gesprochen, vermutete. Alsbald vernahm er Schritte in der Nähe und versteckte sich. Mark war es, der an ihm vorüberging.

Raiski rief ihn an.

„Ah, willkommen! Wie geht's?" sagte Wolochow. „Vor wem verstecken Sie sich denn?"

„Ich verstecke mich nicht — ich hätte Sie doch sonst nicht angerufen!"

„Ich sage nicht, daß Sie sich vor mir verstecken — aber vielleicht vor sonst jemandem. Sagen Sie's doch offen — Sie suchen Ihre schöne Kusine, nicht wahr? Das ist aber nicht anständig: Sie haben Ihre Wette verloren und wollen nicht zahlen ..."

„Woher wissen Sie denn, daß sie hier ist?"

„Ich habe eben am See auf Enten gejagt — und da sah ich die Herrschaften alle beieinander. Der Pope ist da, und Tuschin, und die Frau des Popen, und ... Ihre Wjera," sagte er zum Schluß mit Ironie. „Gehen Sie nur hin, rasch!"

„Ich will nicht, ich gehe nicht dahin."

„Genieren Sie sich vor mir durchaus nicht — ich sehe ja, wie die Dinge liegen. Sie wollten von weitem einen schüchternen Blick auf sie werfen — nicht wahr? Sie langweilen sich, das Haus kommt Ihnen so verlassen vor, wenn sie nicht da ist ..."

„Unsinn! Ich wollte einfach einen kleinen Ausflug machen ..."

„Rücken Sie heraus mit den dreihundert Rubeln!"

Raiski begab sich wieder nach dem Anlegeplatz, an dem die Knaben ihn mit dem Boote erwarteten. Mark schritt hinter ihm her. Sie kamen an der Stelle vorüber, wo Mr. Charles gebadet hatte. Raiski wollte schweigend vorübergehen, doch da kam ihm aus dem Gebüsch schon der Franzose entgegen, während von der andern Seite auf einem schmalen Fußweg Uliana Andrejewna mit aufgelöstem, nassem Haar sich nahte.

Sie wollten sich rasch verstecken, doch Mark rief ihnen zu: „Charmé de vous voir tous les deux! Habe die Ehre, mich zu rekommandieren!"

Mr. Charles kam aus dem Gebüsch heraus.

„Mr. Raiski — Mr. Charles!“ stellte Mark mit spöttischer Miene die beiden vor.

„Uliana Andrejewna — bitte, treten Sie doch näher, verstecken Sie sich nicht! Es sind ja lauter Bekannte, Sie brauchen keine Angst zu haben.“

„Wer hat denn Angst?“ sagte sie, während sie zögernd vortrat und Raiskis Blick zu vermeiden suchte.

„Wie naß Sie beide sind!“ versetzte Wolochow.

„Der widerwärtigste Mensch auf der Welt!“ flüsterte Uliana Andrejewna Raiski zu, während sie Mark einen haßerfüllten Blick zuwarf.

„Na, leben Sie wohl, ich muß gehen,“ sagte Mark. „Was macht denn Freund Koslow? Warum haben Sie ihn nicht mitgenommen? Er hätte Sie beide überhört — und Ihr Bad hätten Sie auch in seiner Gegenwart nehmen können, er sieht ja doch nichts. Er hätte Ihnen hier am Ufer, unter diesem Baume, etwas aus Homer vordeklamiert,“ schloß er seine Rede, warf Uliana Andrejewna und Mr. Charles einen unverschämten Blick zu und ging davon.

„Il faut que je donne une bonne leçon à ce mauvais drôle!“ prahlte Mr. Charles, als Mark aus dem Gesichtskreise entschwunden war.

Dann traten alle drei den Heimweg an.

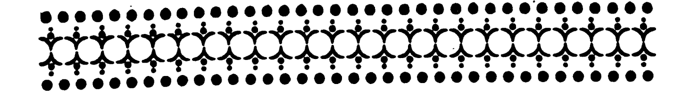
„Ich danke dir recht herzlich,“ sagte Koslow zu Raiski, „daß du meiner Frau bei dem kleinen Ausfluge Gesellschaft geleistet hast...“

„Diesmal gebührt dein Dank Mr. Charles,“ sagte Raiski.

„Merci, merci, Mr. Charles!“

„Bien, très bien, cher collègue!“ antwortete Charles und klopfte Leontij auf die Schulter.

● ● ● ●



Zwanzigstes Kapitel

Raiski kam in verärgerter Stimmung nach Hause. Er aß nicht zum Abend, scherzte nicht mit Marfinka, neckte die Großtante nicht und begab sich sehr bald in sein Zimmer. Auch tags darauf noch war er mürrisch und unzufrieden.

Das Wetter war noch unfreundlicher geworden. Ein durchdringender, feiner Regen ging unaufhörlich nieder. Der Himmel war bedeckt — nicht mit Wolken, sondern mit einer Art Dunst. Über der ganzen Gegend lag ein Nebel.

Auch Wjera war nicht bei Laune. Sie war in ein großes Tuch gehüllt, und auf die Frage der Großtante, was ihr fehle, antwortete sie, sie habe in der Nacht einen Schüttelfrost gehabt.

Es folgte nun eine Flut von Fragen, von Vorwürfen, warum sie niemanden geweckt habe, und von Ratschlägen — sofort sollte sie ein Tasse Lindenblütentee trinken und sich ein Senfpflaster auflegen lassen. Wjera weigerte sich jedoch ganz entschieden, eins dieser Mittel anzuwenden, und sagte, sie fühle sich jetzt vollkommen wohl.

Alle drei saßen schweigend da und gähnten; nur ab und zu warf eins wie von ungefähr eine Frage hin, auf die eine lässige Antwort erfolgte.

„Sie sind auch auf der Insel gewesen?" sagte Wjera, zu Raiski gewandt.
„Ja — woher weißt du es?"
„Ich hörte vorhin, wie Jegor darüber klagte, daß Ihre Kleider ganz voll Lehm und Schlamm seien, er habe sie kaum sauber bekommen. ‚Er muß wohl auf der Insel gewesen sein,' meinte er."
„Du hörst auch alles!" versetzte er. „Ich war nicht allein dort; auch Mark war da, und Koslows Frau."
„Eine schöne Gesellschaft hast du dir da ausgesucht!" sagte die Großtante. „Sonst ist doch Mr. Charles immer ihr Begleiter!"
„Auch er war da."
Sie schwiegen wieder und wollten sich bereits trennen, als plötzlich Marfinka erschien.
„Ach, Tantchen, welche Angst habe ich ausgestanden! Ich hatte einen so schrecklichen Traum," sagte sie, bevor sie die Großtante noch begrüßt hatte. „Daß ich ihn nur nicht vergesse!"
„Erzähl', rasch, rasch!" sagte Raiski. „Wir wollen uns mal unsere Träume erzählen! Auch ich habe etwas ganz Merkwürdiges geträumt. Fang du an, Marfinka! Was soll man bei diesem abscheulichen Wetter sonst beginnen? Laßt uns wenigstens Märchen erzählen!"
„Gleich, gleich, warten wir noch ein Weilchen — in fünf Minuten ist auch Nikolaj Andreïtsch da, dann erzähl' ich."
„Schon in fünf Minuten?" sagte die Großtante. „Woher weißt du denn das? Und wenn er nun noch schläft?"
„Nein, er wird kommen, ich hab's ihm befohlen!" versetzte Marfinka kokett. „Heute wird ein kleines Mädchen im Dorfe getauft, beim Bauer Foma — ich habe versprochen, es über die Taufe zu halten, und er wird mich begleiten..."

„Für die Taufe im Dorfe hast du also dein neues Barège-kleid angezogen, und noch dazu bei solchem Regenwetter! Wer wird dich denn so ausgehen lassen? Zieh es aus, meine Liebe!"

„Ich ziehe es gleich wieder aus, Tantchen, ich habe es nur zur Probe angezogen."

„Du hast es doch neulich schon anprobiert!"

„Lassen Sie doch, Tantchen, sie will sich ihrem Bräutigam in dem neuen Kleide zeigen."

Marfinka errötete.

„Nein, ihr seid wirklich ... ich dachte gar nicht daran!" sagte sie, ärgerlich darüber, daß man ihre Absicht erraten hatte. „Ich geh' sofort und ziehe es aus ..."

Raiski hielt sie bei der Hand fest; sie riß sich los und stürzte anch der Tür, kaum aber hatte sie diese geöffnet, als Wikentjew ihr entgegentrat und, die Arme weit ausbreitend, sie zurückhielt.

„Kommen Sie rasch — warum haben Sie sich verspätet?" sagte sie, ganz rot vor Freude, und wehrte ihn ab, als er durchaus ihr die Hand küssen wollte.

„Was für eine abscheuliche Gewohnheit ist das, immer die Handfläche küssen zu wollen?" sagte sie, ihm die Hand entziehend. „Den ganzen Arm renken Sie einem dabei aus!"

„Ja, sehen Sie — Ihr Händchen ist da drinnen so warm und so duftig ... gestatten Sie ..."

„Gehen Sie! Sie haben Tantchen noch nicht begrüßt!"

Er küßte der Großtante die Hand und machte dann Raiski und Wjera eine komische Verbeugung.

„Erzählen Sie mal, was Sie heute geträumt haben!" sagte Raiski zu ihm. „Rasch, rasch!"

„Nein, zuerst will ich erzählen!" fiel Marfinka ihm ins Wort.

„Ach, nein — ich hatte einen so schönen Traum!" sagte Wikentjew. „Ich träumte, ich sei ..."

„Nein, lassen Sie mich zuerst meinen Traum erzählen," sagte Marfinka.

„Erlauben Sie, Marfa Wassiljewna — ich vergesse sonst den ganzen Traum!" rief er dazwischen. „Bei Gott — ich hatte ihn beinahe schon vergessen! Ich träumte also ..."

Sie hielt ihm den Mund mit der Hand zu.

„Immer der Reihe nach, immer der Reihe nach!" kommandierte Raiski. „Marfinka hat das Wort. Legen Sie los, Marfa Wassiljewna!"

„Ich träumte also, ich sei die Großtante ... Hör' zu, Wjerotschka, was für ein merkwürdiger Traum! So hören Sie endlich, Nikolaj Andrejewitsch, sitzen Sie endlich still! ... Draußen war es dunkel, und der Mond schien so hell, und die Blumen dufteten, die Vögel sangen ..."

„Wie — in der Nacht?" sagte Wikentjew.

„Die Nachtigallen singen doch immer in der Nacht!" bemerkte die Großtante und warf beiden einen Blick zu.

Marfinka errötete.

„Jetzt habt ihr mich aus dem Text gebracht — ich erzähle nicht weiter!"

„Nein, nein, erzähl'! Erzählen Sie!" riefen alle durcheinander; nur Wjera schwieg.

„Nun, also die Vögel ..."

„Die Vögel singen nicht in der Nacht ..."

„Schon wieder stören Sie mich, Nikolaj Andrejitsch! Ich breche sofort ab — hören Sie? Übrigens, Tantchen, denken Sie sich — er schnarcht, wenn er schläft!" rief sie lebhaft und zeigte auf Wikentjew.

„Woher weißt du denn das?"

„Marina hat es mir gesagt — und die weiß es von Semjon ...“

„Das kommt von den Skropheln — er muß Baldriantee trinken,“ bemerkte Tatjana Markowna.

„Ich fürchte mich vor Leuten, die schnarchen. Hätt' ich das früher gewußt, dann ...“

Sie hielt plötzlich inne.

„Warum sprichst du es nicht aus?“ fragte Raiski. „Wir können ja die Verlobung aufheben. Wenn er dich in der Nacht am Schlafen hindert — das ist ein Grund ...“

Marfinka wurde so rot wie eine Kirsche und wollte aus dem Zimmer stürzen.

„Nicht doch, Borjuschka!“ sagte die Großtante. „Du siehst doch, sie schämt sich ohnedies schon, daß sie etwas Törichtes gesagt hat.“

Wikentjew lief hinter Marfinka her und brachte sie ins Zimmer zurück.

„Ich werde mir für die Nacht die Nase immer mit Watte verstopfen, Marfa Wassiljewna,“ sagte er.

Marfinka war beruhigt und begann ihren Traum zu erzählen.

„Ich träumte also, ich sei ganz leise in das Haus des Grafen geschlichen,“ begann sie, „gleich in die Galerie, wo die Statuen stehen. Ich trat ein und versteckte mich, und ich sah, wie der Mond sie alle beleuchtete, während ich ganz im Dunkeln in einer Ecke stand. Mich konnte man nicht sehen, ich aber sah sie alle. Ohne zu atmen, stand ich da und betrachtete sie. Alle sah ich mir an — den Herkules mit der Keule, und die Diana, und die Venus, und auch die mit der Eule, die Minerva ... Und dann den alten Mann, den die Schlangen umwinden ... wie heißt er doch? .... Da, mit einemmal“ — sie machte ein erschrockenes

Gesicht und sah sich nach allen Seiten um — „noch jetzt ist mir ganz ängstlich zumute, so lebhaft träumte ich . . .“

„Nun, also — mit einemmal? . . .“ fragte die Großtante.

„Ach, es war so schrecklich, Tantchen! Mit einemmal war es mir, als ob die Statuen sich bewegten. Zuerst wandte die eine ganz, ganz langsam den Kopf zur Seite und sah nach einer andern, und auch die wurde ganz langsam lebendig und reichte jener langsam die Hand — es war die Diana, und die andere war die Minerva. Dann erhob sich langsam die Venus, und ohne auszuschreiten . . . wie schrecklich! . . . schwebte sie einer Toten gleich auf den im Helm zu, auf den Mars . . . Und dann krochen und ringelten sich die Schlangen wie lebendig um den alten Mann herum, und er beugte den Kopf zurück, und über sein Gesicht ging ein krampfhaftes Zucken, als wenn er lebte, und ich dachte, er würde jeden Augenblick aufschreien. Und auch die andern schwebten alle aufeinander zu, und einige traten ans Fenster und sahen auf den Mond . . . Dabei hatten sie alle ganz steinerne Augen, ohne Pupillen . . . Ach!

Ein Schauer überlief sie.

„Das ist ja ein sehr poetischer Traum — den will ich niederschreiben!“ sagte Raiski.

„Kinder liefen dahin und dorthin,“ fuhr Marfinka fort, „und immer so ganz leise, ohne auszuschreiten . . . Die Statuen schienen miteinander zu beraten, sie neigten ihre Köpfe vor und flüsterten . . . Die Nymphen faßten sich bei den Händen, blickten auf den Mond und begannen einen Reigen zu tanzen . . . Ich zitterte am ganzen Körper, an allen Gliedern vor Angst . . . Die Eule schlug mit den Flügeln und putzte sich mit dem Schnabel die Federn auf der Brust . . . Mars umarmte die Venus, sie legte ihren Kopf an seine Schulter, und so standen sie da, während alle

anderen umhergingen oder in Gruppen dasaßen. Nur Herkules bewegte sich nicht. Plötzlich aber hob auch er den Kopf auf, richtete sich dann langsam auf, und schwebte von seinem Platze fort. So mächtig groß war er, bis an die Decke. Er ließ seine Augen über alle hinschweifen, dann blickte er in meine Ecke ... und plötzlich schüttelte er sich, streckte sich in seiner ganzen Größe und hob die Hand empor ... Alle sahen auf einmal dahin, wo ich stand, sahen auf mich — einen Augenblick blieben sie ganz starr, und dann stürzten sie dicht geschart gerade auf mich los ..."

„Nun, und Sie, Marfa Wassiljewna?" fragte Wikentjew.

„Ich schrie ganz entsetzt auf ..."

„Und dann?"

„Und dann erwachte ich — und lag wohl eine halbe Stunde zitternd da und wollte Fedoßja rufen, doch hatte ich Angst, mich auch nur zu rühren, und lag schlaflos da, bis zum Morgen. Es hatte schon sieben geschlagen, als ich wieder einschlief."

„Ein ganz köstlicher Traum, Marfinka!" sagte Raiski. „So poetisch, so voll Grazie! Hast du nichts hinzugefügt?"

„Ach, Bruder, wie sollte ich mir so etwas ausdenken? Ich sehe alles noch so deutlich vor mir, daß ich es zeichnen könnte, wenn ich das Zeug dazu hätte ..."

„Du mußt Mohrrübensaft trinken," meinte die Großtante, „das reinigt das Blut."

„Nun, jetzt gestatten Sie mir, meinen Traum zu erzählen," begann Wikentjew hastig. „Ich träumte, ich ging über den Berg, nach der Kathedrale, und plötzlich kommt mir Nil Andreïtsch entgegen, auf allen Vieren, splitternackt ..."

„Hör' auf, du — was fällt dir ein? In Gegenwart deiner Braut ..." fiel Tatjana Markowna ihm ins Wort.

„Bei Gott, es ist wahr ..."

„Das schickt sich nicht, ist nicht passend ...“

„Immer erzählen Sie, erzählen Sie!“ ermutigte ihn Raiski.

„Und auf seinem Rücken ritt Paulina Karpowna, gleichfalls ...“

„Wirst du wohl den Mund halten?“ sagte Tatjana Markowna, während sie sich vor Lachen kaum halten konnte.

„Ich bin gleich fertig. Hinterher ging Mark Iwanowitsch mit einem Knüppel in der Faust und trieb ihn an, und voraus schritt Openkin, mit einer Kerze in der Hand, und ein Musikchor ...“

Alles schüttelte sich vor Lachen.

„Das hat er sich alles ausgedacht, Tantchen, jetzt eben, in diesem Augenblick — glauben Sie ihm nicht!“ sagte Marfinka.

„Bei Gott, es ist wahr! Und alle stürzten sich plötzlich, als sie mich erblickten, wütend auf mich, ganz so wie Ihre Statuen, und ich riß aus und schrie und schrie. Semjon kam sogar herein und weckte mich. Bei Gott, es ist wahr, fragen Sie Semjon ...“

„Na, dir, mein Lieber, will ich für die Nacht Rhabarber eingeben, oder Fastenöl mit Schwefel. Du hast jedenfalls die Würmer. Und natürlich darfst du kein Abendbrot essen.“

„Ja, das ist ganz recht — ich werde Sie daran erinnern, Tantchen,“ sagte Marfinka.

„Nun, Wjera — jetzt erzähl' du deinen Traum — du bist an der Reihe!“ wandte sich Raiski an Wjera.

„Was habe ich eigentlich geträumt?“ sagte sie, sich besinnend. „Ja: ich sah, wie es blitzte, und der Donner rollte so laut, und es schien, als schlage es immer an einer Stelle ein ...“

„Wie schrecklich!“ sagte Marfinka, „ich hätte laut aufgeschrien.“

„Ich stand irgendwo am Ufer,“ fuhr Wjera fort, „am Meere, und vor mir lag eine Brücke, die ins Meer hineinging. Ich lief auf der Brücke hin und kam bis in die Mitte — da sehe ich, daß die andere Hälfte weg ist, der Sturm hatte sie zerstört ...“

„Ist das alles?“ fragte Raiski.

„Ja.“

„Auch dieser Traum ist schön, auch er enthält Poesie!“

„Ich träume gewöhnlich nicht, oder ich vergesse, was ich träume,“ sagte sie, „heute aber hatte ich Fieber — da haben Sie die Poesie!“

„Du darfst damit nicht scherzen,“ meinte die Tante, „hoffentlich kommt das Fieber nicht wieder.“

„Und jetzt erzählen Sie, Bruder, was Sie geträumt haben!“ sagte Marfinka zu Raiski.

„Denk dir — ich bin die ganze Nacht geflogen!“

„Wieso denn geflogen?“

„So: ich hatte Flügel bekommen.“

„Das träumt man immer, wenn man wächst,“ sagte die Großtante. „Darüber bist du doch eigentlich schon hinaus ...“

„Zuerst versuchte ich im Zimmer zu fliegen,“ fuhr er fort, „es ging ganz famos! Ihr saßet alle im Saal, auf Stühlen, und ich flog wie eine Fliege, bis an die Decke. Ihr schriet alle auf mich los, und Tantchen schrie am lautesten. Sie befahl Jakow, mich mit dem Besenstiel herunterzuholen, aber ich stieß mit dem Kopfe das Fenster ein, flog hinaus und erhob mich hoch über den Hain ... Wie köstlich war das, was für ein neues, wunderbares Gefühl! Das Herz schlug mir in der Brust, das Blut schien in den Adern zu stocken, die Augen blickten so weit! Ich schwebte

abwechselnd höher hinauf oder tiefer hinab, und als ich einmal ganz hoch oben war, sah ich plötzlich, wie hinter einem Gebüsch hervor Mark mit seiner Büchse auf mich zielte ..."

„Dieser Mensch erscheint doch allen im Traume — das reine Schreckgespenst!" sagte Tatjana Markowna.

„Ich sah ihn gestern mit seiner Büchse auf der Insel, und da träumte ich von ihm. Ich schrie, wie ich ihn da unten auf mich zielen sah, aus vollem Halse auf ihn los, doch er schien mich nicht zu hören und fuhr fort zu zielen ... und schließlich ..."

„Ach, wie interessant, Bruder — und schließlich?"

„Schließlich erwachte ich!"

„Ist das alles? Ach, wie schade!" sagte Marfinka.

„Du wolltest wohl, daß er mich erschießen soll?"

„So rede doch nicht — der ist imstande, es am lichten Tage zu tun," murmelte die Großtante. „Hat er dir denn schon die achtzig Rubel zurückgegeben?"

„Nein, Tantchen, ich habe sie auch nicht von ihm zurückgefordert."

„Ihr betet alle nicht andächtig genug, wenn ihr euch schlafen legt," sagte die Großtante, „darum träumt ihr so törichtes Zeug! Ich sehe schon, ich muß euch allen Glaubersalz eingeben, damit euch solcher Unsinn nicht erst in den Kopf kommt."

„Und was haben Sie geträumt, Tantchen? Erzählen Sie einmal, Sie sind an der Reihe," wandte sich Raiski an sie.

„Ich soll doch hier nicht auch solches Zeug zum besten geben?"

„Doch, doch — erzählen Sie, Tantchen!" drängte Marfinka.

„Darf ich vielleicht erzählen, Tantchen, was Sie geträumt haben?“ schlug Wikentjew vor.
„Wie kannst du denn wissen, was ich geträumt habe?“
„Ich errate es eben.“
„Nun, dann rate einmal darauf los!“
„Sie haben geträumt,“ begann er, „daß die Bauern alles Getreide auf den Markt gebracht und verkauft und das Geld vertrunken haben ... Das war Ihr erster Traum ...“
Alles lachte.
„Du bist ein Meister im Erraten!“ sagte die Großtante.
„Dann haben Sie geträumt, daß Jakow, Jegor, Prochor und Motka betrunken auf den Heuboden krochen, ihre Pfeifen anrauchten und den Hof angezündet haben ...“
„Daß du dich in die Zunge beißt — solch ein Schwätzer! Komm her, ich will dich bei den Ohren nehmen!“
„Drittens haben Sie geträumt, daß die Dienstmägde eines schönen Abends alles Eingemachte und alle Äpfel aufgegessen und sämtliche Zucker- und Kaffeevorräte weggeschleppt haben.“
Wiederum erfolgte eine Lachsalve.
„Weiter: daß Sawelij Marina alle Knochen im Leibe entzweigeschlagen hat ...“
„Halt ein, sag' ich dir! ...“ rief Tatjana Markowna aufgebracht dazwischen.
„Und endlich träumten Sie,“ schloß er so hastig, daß ihm förmlich Schaum vor den Mund trat, „daß die Kreisbehörde den Befehl erließ, die Dorfstraße zu pflastern und mit Trottoirs zu versehen, und daß Ihnen eine Kompanie Soldaten als Einquartierung auf den Hof gelegt wurde ...!“
„Wart', Junge, dich will ich, dich will ich — da, da, da,“ rief die Großtante, von ihrem Platze aufstehend und

Wikentjew beim Ohr nehmend. „Solchen Unsinn zu reden — und das will ein Bräutigam sein!"

„Ganz ausgezeichnet hat er Sie abgemalt!" sagte Raiski aufmunternd. Marfinka lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten, und selbst Wjera lächelte. Die Großtante setzte sich wieder.

„Wie ihr nur auf all das dumme Zeug kommt!" sagte sie.

„Haben Sie überhaupt Träume, Tantchen?" sagte Raiski.

„Gewiß — doch nicht so unsinnige und so törichte wie ihr alle!"

„Nun, was haben Sie zum Beispiel heute geträumt?"

Die Großtante begann nachzusinnen.

„Ich träumte ... wartet einmal ... ja: ich träumte von einem Felde, und darauf lag ... Schnee."

„Und weiter was?" fragte Raiski.

„Und auf dem Schnee lag ein Holzspänchen ..."

„Ist das alles?"

„Was wollt ihr noch mehr? Da braucht man, Gott sei Dank, wenigstens nicht zu schreien und zu fliegen!"





Einundzwanzigstes Kapitel

Den ganzen Tag saßen alle wie die nassen Hühner zusammen, trennten sich am Abend zeitiger als sonst und gingen zu Bett. Um zehn Uhr abends war alles still geworden. Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Raiski zog seinen Paletot an und ging hinaus, um einen kleinen Rundgang um das Haus zu machen. Das Hoftor war verschlossen, auf der Straße lag der Schmutz so hoch, daß nicht durchzukommen war, und so begab er sich in den Garten.

Es war still, die Bäume und Sträucher rauschten nur ganz leise, und es tropfte von ihnen. Raiski durchschritt mehrmals den Garten und stieg dann über den Zaun des Küchengartens, um einen Blick über die Wolga aufs Feld zu werfen.

Es war völlig dunkel. Am Horizont hatten sich die abziehenden Wolken zusammengeballt, und nur ganz hoch über seinem Kopfe flimmerten da und dort schwach die Sterne. Er lauschte in diese Stille hinein und schaute in das Dunkel, ohne etwas zu hören oder zu sehen.

Zur Rechten wogte der Nebel, nach links hinüber lag, wie ein schwarzer Fleck, das Dorf, und weiterhin dehnten sich

als gleichförmige Masse die Felder. Er atmete zweimal ganz tief die feuchte Luft ein und nieste.
Plötzlich hörte er, wie in dem alten Hause ein Fenster sich öffnete. Er blickte hinauf, doch es war keins der nach dem Garten gehenden Fenster, das geöffnet wurde, sondern eins, das auf das Feld hinaus lag. Er eilte nach der Akazienlaube, sprang dort über den Zaun und trat in eine Pfütze, in der er, ohne sich zu rühren, stehen blieb.
„Sind Sie es?" fragte eine flüsternde Stimme aus einem Fenster des unteren Stockwerkes. Es konnte nur Wjera sein, da außer ihr niemand in dem alten Hause wohnte.
Raiski fühlte, wie seine Knie bebten — in kaum vernehmbarem Flüstertone antwortete er: „Ja."
„Ich konnte heute nicht kommen — es regnete den ganzen Tag; kommen Sie morgen früh um zehn Uhr nach derselben Stelle... Gehen Sie rasch fort, es kommt jemand!"
Das Fenster wurde leise geschlossen. Raiski stand immer noch unbeweglich.
„Nach derselben Stelle," wiederholte er im stillen, und es war ihm, als krampfe sein Herz sich zusammen. „Wer ist er? Und wohin soll er kommen?" ging's ihm durch den Kopf, und er schalt im stillen den Herannahenden, dessen Schritte Wjera verscheucht hatten. „Mein Gott — also ist's doch wahr: sie hat ihr Geheimnis!" Und er hatte noch immer nicht daran glauben wollen! „Der Brief auf dem blaßblauen Papier — er ist kein Traum! Sie gibt ihm ein Stelldichein! Da ist sie, die geheimnisvolle Nacht! Und mir predigt sie Moral!"
Er ging den Schritten entgegen.
„Wer ist da?" rief ganz laut eine Stimme, während der

Herannahende gleichzeitig mit aller Kraft gegen ein Brett schlug.
„Scher dich zum Teufel!“ sagte Raiski ärgerlich und stieß Ssawelij — denn dieser war es, der auf ihn zugeschritten kam — heftig zur Seite. „Seit wann bewachst du denn das Haus?“
„Die Gnädige hat's befohlen,“ antwortete Ssawelij. „Es gibt hier am Ort allerhand Spitzbubenvolk... entflohene Sträflinge... auch die Flößer vom Strome treiben ihren Schabernack...“
„Lüge doch nicht!“ versetzte Raiski unwillig, „du lauerst wieder nur deiner Marina auf — das ist...“ — „unrecht von dir,“ — hatte er sagen wollen, doch sprach er den Satz nicht zu Ende, machte Kehrt und ging fort.
„Darf ich wohl ein Wort über Marina sagen?“ sprach Ssawelij hinter ihm her.
„Nun?“
„Könnte sie nicht auf die Polizei gebracht werden?“
„Du bist wohl nicht recht gescheit?“ sagte Raiski und ging weiter. Doch Ssawelij ließ nicht von ihm ab.
„Tun Sie mir doch um Gottes willen die Gnade an — schicken Sie sie wenigstens nach Sibirien!“ sagte er.
Raiski war ganz in das neue Problem vertieft, vor das Wjeras Gespräch aus dem Fenster ihn gestellt hatte, und er ging weiter.
„Oder vielleicht könnte sie ins Arbeitshaus kommen — auf Lebenszeit...“ bat Ssawelij, immer hinter ihm herschreitend.
„Wofür denn?“ fragte plötzlich Raiski und blieb stehen.
„Na, sie hat doch wieder... mit einem Briefträger angebändelt... Lassen Sie sie wenigstens auspeitschen...“

„Dich werde ich auspeitschen lassen," sagte Raiski, „damit du sie nicht wieder schlägst . . ."

„Wie Sie wollen!"

„Und damit du nicht ewig hinter ihr herspionierst. Das ist . . . gemein . . ." murmelte er durch die Zähne und blickte nach Wjeras Fenster.

Er entfernte sich, während Ssawelij wie toll auf das Brett losschlug.

Raiski schlief fast die ganze Nacht nicht und erschien am nächsten Morgen mit geröteten, heißen Augen im Kabinett der Tante. Der Tag war hell und klar. Alle waren zum Tee erschienen. Wjera begrüßte ihn munter. Er drückte ihr fieberhaft die Hand und sah ihr forschend in die Augen. Sie war ganz ruhig und heiter, als ob gar nichts wäre.

„Wie kokett du heute angezogen bist!" sagte er.

„Sie finden diese einfache helle Bluse kokett?"

„Und die hochrote Haarschleife, und die Frisur mit der langen, achtlos über die Schulter geworfenen Haarsträhne, und der Gürtel mit der schönen Schleife, die Stiefeletten mit dem rotseidenen Besatz! Du hast einen ganz erlesenen Geschmack, Wjera, ich bin entzückt."

„Freut mich, daß ich Ihnen gefalle; aber Sie äußern Ihr Entzücken auf so sonderbare Weise. Warum das, sagen Sie?"

„Ich will es dir sagen — wollen wir einen Spaziergang machen?"

„Wann?"

„Um zehn Uhr."

Sie warf ihm einen raschen, forschenden Blick zu. Er bemerkte diesen Blick.

„Es war verkehrt, daß ich das so bestimmt sagte — um zehn Uhr," dachte er, „ich hätte sagen sollen: so gegen zehn Uhr . . . Sie hat alles erraten . . ."

„Gut, gehen wir!“ willigte sie ein, nachdem sie ein Weilchen überlegt hatte. „Es ist jetzt noch zu früh, noch nicht zehn Uhr.“

Sie setzte sich schweigend und seinen Blicken ausweichend in eine Ecke und antwortete nicht auf seine Fragen. Kurz vor zehn Uhr nahm sie ihr Arbeitskörbchen und ihren Sonnenschirm und machte ihm ein Zeichen, er solle ihr folgen.

Sie gingen wortlos in der Allee daher, die vom Hause wegführte, lenkten dann in eine zweite Allee ein, durchschritten den Park und machten endlich am Rande der Schlucht Halt. Dort war eine Bank, auf die sie sich setzten.

„Wjera!“ begann er, seine Erregung kaum bemeisternd — „es scheint, daß mir der Zufall einen Teil deines Geheimnisses enthüllt hat...“

„Ja, es scheint in der Tat so,“ sagte sie kühl. „Sie haben gestern meine Worte gehört...“

„Ganz zufällig, ich gebe dir mein Ehrenwort...“

„Ich glaube es Ihnen,“ unterbrach sie ihn und warf ihm einen flüchtigen Blick zu. „Nun, was weiter?“

„Nichts... Ich weiß jetzt: du liebst einen andern. Meine Zweifel sind geschwunden... Aber wer ist's?“

„Ich sage es nicht, fragen Sie nicht!“ sagte sie trocken. Sie seufzte.

„Ich weiß selbst, daß meine Frage töricht ist — und doch möchte ich es wissen... Ach, Wjera, Wjera — wer könnte dir wohl mehr Glück geben als ich? Warum glaubst du ihm und nicht mir? Du hast so kalt, so streng über mich geurteilt — und wer sagt dir, daß der, den du liebst, dir ein dauerhaftes Glück geben, dich für länger als ein halbes Jahr glücklich machen wird? Warum glaubst du ihm?“

„Weil ich ihn liebe.“

„Du liebst ihn!" sagte er in schmerzlichem Tone. „Mein Gott, dieser Glückliche! Und womit wird er dir dieses große Glück vergelten, das du ihm schenkst? Du liebst, meine Freundin — sei auf der Hut und prüfe, ob du ihm auch wirklich vertrauen kannst..."

„Vorläufig vertraue ich noch mir selbst..."

„Wer ist es, den du liebst?"

„Wer es ist?..." sagte sie und sah ihn mit ihrem farblosen, rätselhaften Nixenblick durchdringend an. „Nun — Sie sind es!"...

Der Atem stockte ihm.

In diesem Augenblick fiel unten in der Schlucht ein Schuß.

Sie stand rasch von der Bank auf.

„Was ist das — ist... er es?" fragte Raiski mit verzerrtem Gesicht.

„Ich muß gehen — es ist zehn Uhr," sagte sie, von sichtlicher Unruhe ergriffen, während sie Raiskis Blick zu vermeiden suchte.

Sie ging weiter nach der Schlucht zu, und er machte Miene, ihr zu folgen. Sie bedeutete ihm durch eine Handbewegung, daß er zurückbleiben solle.

„Was hat dieser Schuß zu bedeuten?" fragte er mit dem Ausdruck des Schreckens.

„Er ruft mich..."

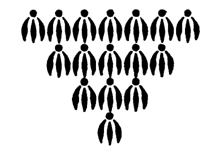
„Wer?"

„Der Schreiber des blauen Briefes... Bleiben Sie — nicht einen Schritt weiter!" sagte sie nachdrucksvoll flüsternd — „wenn Sie nicht wollen, daß ich..."

„Wjera!"

„Nicht einen Schritt — niemals!" wiederholte sie, den Abhang hinunterschreitend — „oder ich verlasse dieses Haus für immer!"

Sie entschwand im Gebüsch.
„Wjera, Wjera! Sei auf der Hut!“ rief er verzweifelt hinter ihr her und lauschte in das Dickicht hinein.
Er hörte nur, wie zwei- oder dreimal das trockene Geäst unter ihrem raschen Schritte knackte, dann wurde es still.
„Mein Gott!“ rief er voll Neid und Verzweiflung — „wer ist er, wer ist dieser Glückliche?... ‚Ich liebe Sie!‘ sagte sie. Mich! Wie, wenn es doch der Fall wäre?... Aber der Schuß?“ flüsterte er entsetzt. „Und der Schreiber des blaßblauen Briefes?! Welch ein Geheimnis! Wer ist er?..“





Zweiundzwanzigstes Kapitel

Es war niemand anders als Mark Wolochow, der Paria, der Zyniker, der das Leben eines Landstreichers, eines Zigeuners führte, der alle Welt anborgte, auf harmlose Menschen schoß, der Gesellschaft als ein „zweiter Karl Moor", wie Raiski sich ausgedrückt hatte, den Krieg erklärte, mit einem Wort ... der Verstoßene und Schächer Barabbas, der als Staatsfeind unter Polizeiaufsicht stand.
Und diesem Menschen gab Wjera, dieses in dem behaglichen trauten Nest unter den Fittichen der Großtante aufgewachsene reizende Geschöpf, diese bewunderte Schönheit, zu der die vornehmsten Freier der Gegend nur schüchtern den Blick zu erheben sich trauten, der die keckſten Männer nicht mit einem unbescheidenen Blick, einer Schmeichelei, einem Kompliment sich zu nahen wagten, dieselbe Wjera, vor der selbst eine Despotin wie die Großtante sich beugte, nun mit einemmal heimliche Rendezvous! Wo hat sie ihn getroffen, wo ihn kennen gelernt, da ihm doch der Zutritt zu allen guten Häusern verwehrt war?
Es war auf höchst einfache, zufällige Weise geschehen. Im Spätsommer des vorigen Jahres, als die Äpfel eben reif waren und gepflückt werden sollten, saß Wjera eines

Tages in der kleinen Akazienlaube, die in der Nähe des alten Hauses dicht am Zaune stand, und schaute gleichgültig auf das Feld, die Wolga und die Berge hinaus. Plötzlich bemerkte sie, daß nur wenige Schritte von ihr entfernt im Obstgarten die Zweige eines Apfelbaumes sich über den Zaun neigten.

Sie beugte sich vor und sah einen Menschen ruhig auf dem Zaune sitzen, der ein paar Äpfel in der Hand hielt und eben vom Zaune hinabspringen wollte. Es war weder ein Schuljunge noch ein Diener oder sonst einer der gewöhnlichen Obstdiebe.

„Was machen Sie hier?" fragte sie ihn plötzlich.

Er sah sie ein Weilchen an.

„Sie sehen, ich delektiere mich," sagte er dann und biß in einen Apfel hinein. „Wollen Sie nicht auch einen kosten?" meinte er, rückte auf dem Zaune näher zu ihr heran und bot ihr gleichfalls einen Apfel an.

Sie trat einen Schritt vom Zaune zurück und betrachtete ihn mit Neugier, ohne eine Spur von Furcht.

„Wer sind Sie?" sagte sie streng — „und warum klettern Sie auf fremde Zäune hinauf?"

„Wer ich bin, geht Sie nichts an. Und warum ich auf die Zäune klettere? Ich sagte es Ihnen doch schon: ich hole mir Äpfel von den Bäumen."

„Und Sie schämen sich nicht? Sie sind doch, wie es scheint, kein Schuljunge mehr!"

„Warum soll ich mich schämen?"

Er lachte.

„Heimlich fremde Apfelbäume zu plündern!" sagte sie vorwurfsvoll.

„Fremde Apfelbäume? Die Äpfel gehören mir — Sie haben sie mir gestohlen!"

Sie schwieg und fuhr fort, ihn mit Neugier zu betrachten.
„Sie haben jedenfalls Proudhon nicht gelesen," sagte er und sah sie durchdringend an. „Das heißt, Sie sind wirklich eine Schönheit!" fügte er gleichsam in Parenthese hinzu. „Sie wissen natürlich nicht, was Proudhon sagt?"
„La propriété c'est le vol", sagte sie.
„Ei, Sie haben ihn gelesen?" sagte er ganz erstaunt und sah sie mit großen Augen an.
Sie schüttelte verneinend den Kopf.
„Nun ja, diese göttliche Weisheit macht ja jetzt die Runde durch die ganze Welt. Soll ich Ihnen den Proudhon bringen? Ich besitze ihn."
„Sie stehlen Äpfel und glauben, das sei kein Diebstahl, weil Herr Proudhon sagte ..."
Er warf ihr einen raschen Blick zu.
„Und Sie glauben, das, was man Ihnen in der Pension oder im Institut gesagt hat ... oder was ... Aber sagen Sie, wer sind Sie? Dieser Garten gehört doch der Bereschkowa — Sie sind wohl ihre Großnichte? Sie soll zwei hübsche Mädchen im Hause haben ..."
„Was geht es Sie an, wer ich bin? Warum wollen Sie das wissen?"
„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie an das glauben, was Ihre Großtante Ihnen als Wahrheit bezeichnet ..."
„Ich glaube an das, was mich überzeugt."
Er zog die Mütze und verneigte sich.
„Genau so wie ich! Sie halten es also für ein Verbrechen, daß ich diese Äpfel hier pflücke? ..."
„Ich halte es für unanständig."
„Ist das Ihre Überzeugung?"
„Ja."

„Nun — ich bin noch nicht zu dieser Überzeugung bekehrt, aber ich will Ihnen eine Konzession machen: nehmen Sie die vier Äpfel, die ich noch habe, zurück!“ sagte er und reichte ihr die Äpfel.

„Ich schenke sie Ihnen.“

Er zog wieder die Mütze, verneigte sich ironisch und biß in einen zweiten Apfel.

„Sie sind in der Tat eine Schönheit,“ wiederholte er dann —„und zwar eine Schönheit in doppeltem Sinne: Sie besitzen auch Geist. Schade, daß Sie dazu bestimmt sind, das Leben irgendeines Idioten zu verschönern. Man wird Sie weggeben, Sie Ärmste...“

„Bitte, kein Mitleid! Man wird mich nicht weggeben — denn ich bin kein Apfel!...“

„Weil Sie gerade von Äpfeln reden: zum Dank für Ihr Geschenk will ich Ihnen Bücher bringen. Lesen Sie gern?“

„Den Proudhon?“

„Ja, und was es sonst dergleichen gibt. Ich bekomme immer die neuesten Sachen. Aber zeigen Sie Ihrer Großtante oder Ihren stumpfsinnigen Gästen nichts davon. Ich kenne Sie zwar nicht, doch glaube ich, daß Sie nicht von dem gleichen Schlage sind...“

„Woraus schließen Sie das? Sie kennen mich doch erst seit fünf Minuten...“

„Man merkt's an der Kralle, zu welcher Art ein Vogel gehört. Es ist ein freier Schwung in Ihrem Denken — Sie gehören zu den Lebenden, nicht zu den Toten, und das ist heute die Hauptsache. Alles andere kommt dann von selbst, nur der Anstoß ist nötig. Wollen Sie, daß ich...“

„Gar nichts will ich! Sie reden vom freien Schwung in meinem Denken — und wollen mir dabei schon Fesseln

anlegen! Wer sind Sie, und wie kommen Sie dazu, mich belehren zu wollen, sich zu meinem Lehrmeister aufzuwerfen?"

Er sah sie höchst verwundert an.

„Bringen Sie mir keine Bücher, und kommen Sie auch selbst nicht mehr hierher," sagte sie und trat weiter vom Zaune zurück. „Es ist ein Wächter hier im Garten — wenn der Sie zu fassen bekommt, geht es Ihnen schlecht!"

„Jetzt riechen Ihre Worte wieder nach der Großtante, nach dem Städtchen, nach Fastenöl! Und ich dachte schon, Sie liebten die weiten Fluren und die Freiheit! Fürchten Sie sich vor mir? Wer bin ich wohl nach Ihrer Meinung?"

„Ich weiß nicht — wahrscheinlich irgendein Seminarist," sagte sie obenhin.

Er lachte laut auf.

„Woraus schließen Sie das?"

„Die sind immer hungrig, unsauber und ärmlich angezogen ... Kommen Sie in die Küche, ich will Ihnen etwas vorsetzen lassen!"

„Ich danke Ihnen bestens ... Weiter haben Sie also an dem Seminaristen nichts bemerkt?"

„Ich habe noch nie einen näher kennengelernt und nur wenige gesehen. Sie sind so ungehobelt, führen eine so lächerliche Sprache ..."

„Das sind unsere wahren Missionäre — ob ihre Sprache Ihnen noch so lächerlich klingen mag. Diese Hungrigen, Ausgemergelten sind es, die vor allem heran müssen! Sie gehen mit Eifer ins Feuer, marschieren blind darauf los ..."

„Auf was denn?"

„Auf das Licht, auf die neue Wissenschaft, das neue Leben ... Wissen Sie denn von nichts, haben Sie von alledem nichts gehört? Wie naiv Sie doch sind ..."
„Was ist also mit diesen Seminaristen?"
„Man hält sie im Dunkeln, füttert ihre Seelen mit totem Aas und prügelt sie obendrein unbarmherzig. Und die ganz besonders heißblütig sind, bekommen nicht einmal Aas zu fressen, sondern einfach nur Prügel. Was Wunder, daß sie aus ihrer Finsternis ans Leben streben, daß sie sich begierig auf alles Neue stürzen ... Es ist gesundes, frisches junges Volk, das nach Luft und Geistesnahrung hungert, und gerade diese Art brauchen wir ..."
„Wen verstehen Sie unter ‚wir'?"
„Soll ich's Ihnen sagen? Ich verstehe darunter die neue, kommende Macht ..."
„Die neue, kommende Macht — die also sind Sie!" sagte sie und sah ihn zugleich neugierig und spöttisch an. „Doch wer sind Sie denn sonst? Oder ist Ihr Name ein Geheimnis?"
„Mein Name? Werden Sie nicht erschrecken?"
„Ich weiß nicht — vielleicht. Aber nennen Sie ihn nur!"
„Ich bin Mark Wolochow. Das ist hier in diesem muffigen Erdenwinkel etwa gleichbedeutend mit Pugatschew oder Stenjka Rasin."
Sie blickte ihn immer wieder voll Neugierde an.
„Der sind Sie also!" sagte sie. „Sie scheinen nicht wenig stolz zu sein auf Ihren großen Namen! Ich habe von Ihnen schon gehört — Sie haben auf Nil Andreltsch geschossen und Ihren Hund auf eine Dame gehetzt ... Und das ist die neue Macht? Gehen Sie — und kommen Sie nicht wieder her ..."

„Sie sagen es wohl sonst der Großtante?"
„Unbedingt. Leben Sie wohl!"
Sie entfernte sich, während er ihr mit heißen, gierigen Augen folgte.
„Wenn man diesen Apfel so stehlen könnte!" murmelte er für sich, während er vom Zaune herabsprang.
Sie hörte seine letzten Worte nicht. Der Großtante sagte sie nicht ein Wort von ihrer Begegnung — nur ihrer Freundin Natalia Iwanowna erzählte sie von dem Abenteuer, verpflichtete sie jedoch, niemandem etwas davon zu sagen.



Die Schlucht

Vierter Teil

Erstes Kapitel

Nachdem Wjera Raiski verlassen hatte, blieb sie noch ein Weilchen stehen und lauschte, ob er ihr nicht folge, dann schlüpfte sie plötzlich seitwärts ins Gebüsch, bahnte sich mit dem Schirm einen Weg durchs Gezweige und huschte wie ein Schatten auf dem ihr bekannten schmalen Fußwege hin.

Sie gelangte nach dem verfallenen, halb vermorschten Pavillon in dem Haine, der einstmals einen Teil des Parks gebildet hatte. Die Treppe war losgelöst, die Stufen klafften auseinander, der Boden im Innern hatte sich gesenkt, einige Bretter waren eingestürzt, andere gaben unter den Füßen nach. Nur der schiefstehende Tisch und die beiden ehedem grünen Bänke waren unter dem moosbedeckten Dache noch übrig geblieben.

In dem Pavillon saß Mark Wolochow, und vor ihm auf dem Tische lag seine Büchse und seine Ledertasche.

Er reichte Wjera die Hand und zog sie fast über die zerbrochenen Treppenstufen in den Pavillon hinein.

„Warum so spät?“

„Der Bruder hat mich aufgehalten,“ sagte sie und blickte auf die Uhr. „Übrigens beträgt die Verspätung nur eine

Viertelstunde. Nun, wie geht es? Ist nichts Neues vorgefallen?"
„Was soll vorgefallen sein?" fragte er. „Haben Sie etwas erwartet?"
„Hat man Sie nicht wieder auf die Hauptwache gebracht, oder auf der Polizei eingesperrt? Ich erwarte es jeden Tag ..."
„Nein, ich bin jetzt vorsichtiger geworden, seit Raiski in einer Anwandlung von renommistischer Großmut die Geschichte mit den Büchern auf seine Kappe genommen hat ..."
„Ich liebe das nicht an Ihnen, Mark ..."
„Was lieben Sie nicht?"
„Dieses trockene, höhnische Verhalten gegen alles, was nicht Ihre eigene Person betrifft. Der Bruder hat durchaus nicht renommiert, er hat mir nicht einmal ein Wort davon gesagt. Sie wollen den guten Dienst, den er Ihnen geleistet hat, nicht anerkennen."
„Doch — aber ich tue es auf meine Weise."
„Ja, wie der Wolf den guten Dienst des Kranichs anerkennt. Warum können Sie ihm nicht so von Herzen, ganz schlicht und einfach, Dank sagen, wie er schlicht und einfach getan hat, was Sie verlangten? Der richtige Wolf sind Sie," sagte sie, indem sie im Scherz mit dem Sonnenschirm nach ihm ausholte. „Alles verneinen, alles verlästern, alles scheel ansehen ... Ist das Stolz, oder ..."
„Oder was?"
„Oder Renommage, eitle Pose — die neue Erziehungsmethode der ‚kommenden Macht'? ..."
„Ach, Sie Spötterin!" sagte er, sich dicht neben sie setzend. „Sie sind noch jung, haben noch nicht gelebt, noch nicht Zeit gefunden, Ihre Seele mit all den Giften der guten

alten Zeit zu infizieren. Wann wird es mir endlich gelingen, Ihnen den Wert echt menschlicher Wahrheit begreiflich zu machen?"

„Und wann wird es mir gelingen, Sie von dem Unwert echt wölfischer Lüge zu überzeugen?"

„Um Worte sind Sie nicht verlegen: ein kluges Mädchen! Langeweile empfindet man in Ihrer Gesellschaft nicht. Wenn ich jetzt obendrein noch..."

Er kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr.

„Ins Polizeigefängnis gesperrt würde..." ergänzte sie den von ihm begonnenen Satz. „Ich glaube, das fehlt Ihnen noch zu Ihrem Glücke!"

„Wenn Sie nicht wären, würde ich längst irgendwo hinter Schloß und Riegel sitzen. Sie hindern mich daran..."

„Sie können nicht friedlich leben, Sie wollen immer Sturm haben! Und dabei haben Sie mir doch versprochen, ein anderes Leben zu beginnen, und was sonst noch alles. Ich war so glücklich, daß man sogar zu Hause meine Verzückung bemerkt hat. Und Sie schlagen schon wieder die alte Tonart an!"

Er nahm ihre Hand in die seine.

„Eine reizende Hand," sagte er, küßte mehrmals ihre Hand, preßte einige Küsse darauf und suchte sie an sich zu ziehen und auf die Wange zu küssen, doch rückte sie von ihm ab.

„Wieder nicht! Wann wird diese Zurückhaltung ein Ende nehmen? Sie halten wohl jetzt, um Mariä Himmelfahrt, die Fasten inne? Oder sparen Sie Ihre Zärtlichkeiten so lange auf..."

„Ich liebe es nicht, wenn Sie darüber scherzen!" sagte sie, ihm ihre Hand entziehend. „Sie wissen das ganz genau."

„Der ‚Ton' gefällt Ihnen nicht?"

„Nein, er ist mir unangenehm. Sie müssen sich ihn abgewöhnen, wie überhaupt diese Wolfsmanieren! Das wird der erste Schritt zur menschlichen Wahrheit sein."

„Ach, seht doch das gnädige Fräulein, das kleine Pensionsdämchen! Sie buchstabieren ja noch kaum — vom Ton zu sprechen, und von Manieren! Es geht verdammt langsam mit Ihrer Entwicklung zum Weibe! Vor Ihnen liegt die Freiheit, das Leben, die Liebe, das Glück — und Sie reden vom Ton und von Manieren! Wo bleibt da der Mensch, wo das Weib in Ihnen?... Von was für einer Wahrheit kann da die Rede sein?"

„Jetzt sprechen Sie ganz wie Raiski..."

„Ja, Raiski — was macht er denn? Hat ihn noch immer die Leidenschaft in ihren Krallen?"

„Schlimmer denn je. Ich weiß wirklich nicht, was ich mit ihm machen soll."

„Was Sie mit ihm machen sollen? Zum Narren müssen Sie ihn haben, nasführen müssen Sie ihn..."

„Das ist so häßlich, so peinlich und beschämend," sagte sie kopfschüttelnd. „Ich verstehe mich nicht darauf, es liegt mir nicht."

„Wessen sollten Sie sich denn schämen? Meinen Sie nicht, daß auch er Sie nasführt?"

Sie schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Nein, er scheint wirklich verliebt..."

„Um so schlimmer; er wirbt um Sie wie um seine Leibeigene. Diese Verse, die Sie mir zeigten, die Bruchstücke Ihrer Unterhaltung mit ihm — alles das zeigt deutlich, daß er nur einen Zeitvertreib sucht. Man muß ihm eine Lektion erteilen..."

„Richtiger ist's jedenfalls, ihm alles zu sagen — dann reist er ab. Er sagt, diese Heimlichkeit errege ihn

— sobald er alles wisse, werde er sich beruhigen und abreisen ..."

„Glauben Sie ihm nicht, er lügt, er sucht Ausflüchte. Sobald Sie ihm die Wahrheit sagen, wird er Sie hassen, oder er wird Ihnen Moral predigen, wenn er es nicht gar der Großtante sagt ..."

„Das verhüte Gott!" unterbrach ihn Wjera erschreckend — „niemand anders darf es ihr sagen, als nur wir selbst ... Ach, könnten wir es doch recht bald tun! Soll ich vielleicht für einige Zeit verreisen? ..."

„Wohin wollen Sie reisen? Für längere Zeit könnten Sie nicht fort, wohin sollten Sie gehen? Und wenn Sie nur für kurze Zeit verschwinden, reizt ihn das nur wieder. Sie waren doch schon fort — und was hat es geholfen? Nein, es gibt nur ein Mittel — ihm nicht die Wahrheit zu sagen, sondern ihn hinzuhalten. Lassen Sie ihn den Kopf verlieren, Verse deklamieren, den Mond an schauen ... er ist doch ein unheilbarer Romantiker ... Er wird schließlich nüchtern werden und abreisen ..."

Ein Seufzer entstieg ihrer Brust.

„Er ist kein Romantiker, sondern ein Poet, ein Künstler," sagte sie. „Ich beginne an ihn zu glauben. Es steckt viel echte Empfindung, viel Wahrheit in ihm ... Ich würde ihm nichts verheimlichen, wenn er selbst nicht von dieser ... Leidenschaft, wie er es nennt, beherrscht wäre. Nur um ihn ein wenig abzukühlen, spiele ich diese törichte Doppelrolle ... Ist dieser Rausch erst bei ihm verflogen, dann zögere ich nicht, ihm alles zu sagen, aus eigenem Antrieb ... und wir werden Freunde sein ..."

„Lassen wir ihn schon!" sagte Mark und ergriff wieder ihre Hand. „Wir sind doch nicht zusammengekommen, um uns über ihn zu unterhalten!"

Er küßte schweigend ihre Hand. Sie überließ sie ihm mit nachdenklicher Miene.

„Nun, was gibt es sonst zu erzählen?“ sagte sie, ihre trüben Gedanken mit Gewalt verscheuchend.

„Was soll es geben?“

„Was haben Sie in diesen Tagen getrieben, wen haben Sie gesprochen? Haben Sie sich nicht wieder irgendwo verschnappt, von der kommenden Macht, dem heimlichen Kaiser, den jungen Hoffnungen gesprochen? Ich erwarte es jeden Tag; zuweilen bin ich ganz hin vor Angst und Unruhe.“

„Nein, nein,“ sagte Mark lachend, „haben Sie keine Angst, ich lasse sie laufen, diese Idioten. Es lohnt sich nicht, sich mit ihnen abzugeben.“

„Ach, wenn's doch der Fall wäre: das wäre sehr vernünftig! Sie sind auf Ihre Art schlimmer als Raiski, Sie verdienen eine Lektion weit eher als er. Er ist ein Künstler, er zeichnet, schreibt Geschichten. Seinetwegen kann ich ruhig sein — um Sie aber muß ich mich ewig ängstigen. Neulich war wieder bei den Losgins solch eine Geschichte — der jüngere Sohn des Hauses, Wolodja, ein vierzehnjähriger Junge, erklärte plötzlich seiner Mutter, er würde nicht mehr zur Messe gehen.“

„Nun — und was weiter?“

„Er bekam eine Tracht Prügel, und man nahm ihn ins Gebet, wie er auf solche Einfälle komme. Da sagte er, er habe das von seinem älteren Bruder. Dieser wiederum hatte im Mädchenzimmer einen ganzen Abend Propaganda getrieben — es sei ein Unsinn, zu fasten, es gebe keinen Gott, und die Ehe sei der größte Blödsinn ...“

„Ach!“ rief Mark erschreckend — „im Mädchenzimmer? Ist das wahr? Und ich habe ihn für einen so verständigen

Menschen gehalten, habe stundenlang mit ihm geredet und ihm Bücher gegeben ...“

„Mit denen ging er zum Buchhändler und sagte: ‚Seht her, solche Bücher müßt ihr feilhalten! ...‘ Wenn er nun Ihren Namen nennt, Mark?“ sagte Wjera im Tone ernsten, zärtlichen Vorwurfs. „Jedesmal, wenn Sie Abschied nahmen und mich um ein neues Stelldichein baten, haben Sie mir versprochen, das zu lassen ...“

„Ich habe es auch nicht mehr getan, seit ich es Ihnen versprach. Ich habe jede Verbindung mit ihnen abgebrochen. Schelten Sie mich nicht, Wjera!“ sagte Mark düster.

Er versank in tiefes Brüten.

„Wenn Sie nicht wären,“ sagte er, von neuem ihre Hand ergreifend, „würde ich morgen von hier entfliehen.“

„Wohin? Überall ist dasselbe — überall gibt es junge Bürschchen, die sich danach sehnen, daß ihnen der Schnurrbart recht bald wachsen möchte, und überall gibt es auch Mädchenstuben ... Erwachsene Leute hören doch auf so etwas nicht! Schämen Sie sich nicht der Rolle, die Sie spielen?“ sagte sie nach einem Weilchen und kraute ihm, während er sich über ihre Hand beugte, das Haar. „Glauben Sie wirklich an sie, halten Sie sich wirklich im Ernst für einen Berufenen?“

Er warf den Kopf in den Nacken.

„Sie reden von einer Rolle ... es handelt sich darum, die Geister mit einem Strahl lebendigen Wassers anzufrischen!“

„Glauben Sie an die Kraft dieses ‚lebendigen Wassers‘?“

„Hören Sie, Wjera — ich bin nicht Raiski,“ fuhr er, sich von der Bank erhebend, fort. „Sie sind ein Weib, oder vielmehr noch nicht einmal ein Weib, sondern eine Knospe, die sich erst noch entwickeln, erst zum Weibe werden soll. Erst wenn Sie zum Weibe geworden, werden Sie viele

Geheimnisse begreifen, die sich ein Mädchenkopf nicht einmal träumen läßt, die sich nicht mit Worten erklären lassen, sondern nur auf dem Wege der Erfahrung erfaßt werden können... Ich zeige Ihnen den Weg der Erfahrung, zeige Ihnen, wo das Leben ist, und worin es besteht — und Sie machen auf der Schwelle Halt und sträuben sich, weiterzugehen! Sie haben so viel versprochen — und schreiten doch so langsam vorwärts! Und dabei wollen Sie mich noch belehren! Vor allem aber: Sie glauben nicht!"

„Seien Sie mir nicht böse," sagte sie aufrichtig, in herzlichem Tone — „ich stimme mit Ihnen in dem überein, was mir recht und wahr scheint. Und wenn ich Ihnen nicht entschieden genug auf dieses Leben, diese Erfahrung, von der Sie reden, loszuschreiten scheine, so geschieht es deshalb, weil ich selbst sehen und wissen will, wohin ich gehe."

„Mit anderen Worten: Sie räsonnieren, erwägen."

„Ja — wollen Sie denn, daß ich nicht erwäge?"

„Hören Sie, Wjera," sagte er, „erstens liebe ich Sie und verlange eine volle, klare Antwort — und dann bitte ich Sie, mir Glauben zu schenken und auf mich zu hören. Ist in mir vielleicht weniger Glut, weniger Leidenschaft als in Ihrem Raiski mit all seiner Poesie? Ich weiß nur von meiner Leidenschaft nicht so poetisch zu reden und halte das auch für überflüssig. Die echte Leidenschaft schwatzt nicht... Aber leider glauben Sie mir nicht, hören nicht auf mich und wollen mich nicht hören..."

„Überlegen Sie doch, Mark, was Sie von mir verlangen: ich soll durchaus dümmer sein, als ich es wirklich bin! Sie haben mir selbst die Freiheit gepredigt, und nun wollen Sie den Herrn spielen und stampfen mit dem Fuße auf, weil ich Ihnen nicht sklavisch gehorchen will..."

„Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben, wenn Sie an

mir zweifeln — dann lassen wir lieber voneinander," sagte er, „dann ist es besser, wir sehen uns nicht mehr..."

„Ja, es ist wirklich besser," sagte auch sie in bestimmtem Tone, „ich will jedenfalls niemandem blindlings glauben! Ich will es nicht. Sie weichen jeder offenen Erklärung aus, während ich verlange, daß kein Nebel, keine Zweideutigkeit, kein Mißverständnis zwischen uns bestehe, daß wir einander kennen lernen und uns gegenseitig vertrauen... Ich kenne Sie nicht... und kann Ihnen nicht vertrauen!"

„Ach, Wjera!" sagte er unwillig, „Sie flüchten sich noch immer unter die Röcke Ihrer Großtante, wie ein Hühnchen unter die Fittiche der Henne: Sie haben ganz dieselben sittlichen Vorstellungen wie sie! Sie putzen die Leidenschaft mit irgendeinem phantastischen Kostüm aus, genau so wie Raiski, statt einfach bei der Erfahrung die Wahrheit zu suchen... und dann zu glauben, zu vertrauen..." sagte er und blickte dabei zur Seite. „Lassen wir alle andern Fragen aus dem Spiel — ich will sie jetzt nicht berühren. Es liegt doch alles so einfach, so klar zwischen uns: wir lieben einander... ja oder nein?"

„Was folgern Sie daraus, Mark?"

„Wohlan, wenn Sie mir nicht glauben wollen, dann schauen Sie einmal ringsum: von klein auf leben Sie in Feld und Wald und sehen diese Erfahrungen nicht... blicken Sie hierhin, dahin..."

Er zeigte nach einer Taubenschar, die sich auf und nieder schwingend durch die Lüfte schwebte, und dann nach einem Schwalbenpaar, das, einander jagend, in raschem Fluge vorüberschoß. „Lernen Sie von Ihnen, sie räsonnieren und klügeln nicht!"

„Ja," sagte sie, „aber lernen auch Sie von ihnen: sehen Sie, wie sie um das Nest kreisen?"

Er wandte sich ab.

„Da fliegt eine irgendwohin — jedenfalls holt sie Futter ...“

„Und zum Winter fliegen sie alle auf und davon!“ warf er achtlos, immer noch zur Seite blickend, hin.

„Doch zum Frühjahr kehren sie nach demselben Neste zurück,“ bemerkte sie.

„Ich höre auf Sie und glaube Ihnen, wenn ich sehe, daß Sie vernünftig reden,“ sagte er. „Meine schroffe Art gefiel Ihnen nicht — und ich habe sie gemildert. Ich habe mich wieder in die alten Manieren hineingefunden und werde bald der reine Tit Nikonytsch sein, werde Kratzfüße machen, und Komplimente schneiden, und süßlich lächeln. Ich schimpfe nicht, ich zanke nicht, man hört mich kaum noch. Wie lange dauert es noch, und ich gehe alle Tage in die Frühmesse. Was wollen Sie noch mehr?“

„Alles das sind nichtssagende Dinge, nicht das ist's, was ich wollte!“ sagte sie mit einem Seufzer.

„Was wollten Sie denn sonst?“

„Alles wollte ich! Oder wenn nicht alles, so doch vieles! Und bisher habe ich noch nicht einmal erreicht, daß Sie sich selbst schonen ... wenn auch nur für mich ... daß Sie aufhören, die ‚Geister anzufrischen‘, und sich so benehmen wie andere Menschen ...“

„Wenn ich aber aus Überzeugung handle?“

„Was wollen Sie denn erreichen? Was erhoffen Sie?“

„Die Dummen will ich belehren ...“

„Was wollen Sie lehren? Sind Sie denn selbst Ihres Wissens so sicher? Wollen Sie sie zu alledem bekehren, worüber wir uns hier schon seit einem Jahre streiten? Es ist doch unmöglich, so auf Ihre Art zu leben. Das ist ja alles sehr kühn, sehr neu, sehr interessant ...“

„Ach, nun sind wir wieder bei dem alten Thema! Es weht

wieder so modrig dort vom Berge herunter!" fiel Mark ihr ins Wort.

„Das ist immer Ihre Antwort, Mark!" sagte sie kurz. „Alles muß umgestürzt werden, alles ist Lüge — was aber Wahrheit ist, wissen Sie selbst nicht ... Darum bin ich auch so mißtrauisch ..."

„Der reflektierende Verstand ist bei Ihnen stärker als Natur und Leidenschaft," sagte er. „Sie sind ein junges Dämchen, das heiraten will. Das ist nicht Liebe! ... Das ist Langeweile! Ich will Liebe, Glück ..." sagte er mit Nachdruck.

„Wenn ich ein Dämchen wäre, dem es nur aufs Heiraten ankommt, dann würde ich sicher eine andere Wahl treffen, Mark!" sagte sie verletzt und erhob sich von ihrem Platze.

„Verzeihung — ich bin grob gewesen," sagte er, sich entschuldigend, und küßte ihr die Hand. „Aber Sie unterdrücken Ihr Gefühl, Sie zögern, Sie suchen und fragen, statt zu genießen ..."

„Ich suche und frage, wer und was Sie sind, weil ich mit meinem Gefühl keinen Scherz treibe. Sie aber sehen alles nur als eine Zerstreuung, einen Zeitvertreib an ..."

„Nein, sondern als eine Notwendigkeit, ein Bedürfnis. Mir ist wahrhaftig nicht scherzhaft zumute, ich verbringe meine Nächte ganz ebenso schlaflos wie Raiski. Das ist eine Folterqual! Ich hätte nie gedacht, daß die Aufregung einen solchen Grad erreichen könnte."

Es war Zorn, ja fast Bosheit, was aus seinen Worten sprach.

„Sie sagen, daß Sie mich lieben ... Sie sehen, daß auch ich Sie liebe ... Ich rufe Sie zum Glücke, und Sie fürchten sich davor!"

„Nein — sondern ich will von einem Glücke nichts wissen, das nur einen Monat, nur ein halbes Jahr währt ..."

„Sie wollen ein Glück für das ganze Leben, womöglich über das Grab hinaus?" meinte er spöttisch.

„Ja, für das ganze Leben! Ich will sein Ende nicht sehen — und Sie sehen schon jetzt sein Ende und sagen es voraus! Ich glaube nicht an solch ein Glück, und ich vermag es nicht! Es ist nicht echt, nicht zuverlässig ..."

„Wann habe ich etwas vorausgesagt?"

„Schon oft — vielleicht nicht ausdrücklich, nicht in bestimmten Worten, aber doch dem Sinne nach, der mir nicht entgangen ist. ‚Wozu in die Ferne schauen?' sagten Sie. Dann sprachen Sie von einem Philistertum, das sich sein Glück nach Ellen und Pfunden zumessen lasse. Ich habe mir alle diese Sprüche wohl gemerkt! ‚Im Fluge muß man vom Becher des Glückes trinken und dann, nach zwei, drei Schlucken, fliehen und ein neues Glück suchen, damit einen der Überdruß nicht ankommt.' — ‚Laß den Apfel nicht erst vom Baume fallen, pflücke ihn rasch, und pflücke dir morgen einen anderen.' — ‚Bleib nicht an einem Orte sitzen, wie eine Schnecke, und kleb' nicht an der Scholle.' — ‚Man bleibt beieinander, solange es eben dauert — und trennt sich dann ...' — Das alles sind Äußerungen, die Sie getan haben, und die doch sicher Ihren Überzeugungen entsprechen ..."

„Nun, und wenn sie ihnen entsprechen — was dann?" Sie sehen, daß ich nicht heuchle, daß Sie mir glauben können — warum tun Sie es also nicht?"

„Weil ich an etwas anderes, Besseres, Zuverlässigeres glaube, und weil ich Sie ..."

„Zu diesem besseren Glauben bekehren will ..."

„Ja!" sagte sie, „das will ich, und das ist die eine und einzige Vorbedingung meines Glücks; ein anderes Glück kenne und wünsche ich nicht."

„Leben Sie wohl, Wjera, Sie lieben mich nicht. Sie spähen hinter mir her wie ein Spion, Sie klauben an meinen Worten herum, ziehen allerhand Schlüsse ... Sooft wir zusammen sind, streiten Sie mit mir, unterwerfen mich einem peinlichen Verhör — im Punkte des Glücks aber halten wir noch immer dort, wo wir vor einem Jahre hielten ... Lieben Sie doch Ihren Raiski: aus dem können Sie, wie aus einer Puppe, machen, was Sie wollen ... können ihn mit allen möglichen bunten Lappen aus der Schneiderstube der Großtante ausputzen, können jeden Tag einen neuen Romanhelden aus ihm formen, bis ins Unendliche. Ich habe dafür keine Zeit, ich habe ernstere Dinge vor ..."

„Ach, sehen Sie — ernstere Dinge! Und die Liebe, das Glück — das ist nur Zeitvertreib?"

„Sie möchten wohl so recht nach alter Manier die Liebe zum ganzen Lebensinhalt machen, möchten sich ein Nest bauen, wie es die Schwalben da haben, möchten darin sitzen und immer nur ausfliegen, wenn Futter nötig ist? Das ist so das Leben, wie Sie es sich vorstellen!"

„Und Sie möchten für einen Augenblick in ein fremdes Nest hineinflattern und dann wieder fortfliegen und es vergessen ... aus den Augen, aus dem Sinn ..."

„Ja — sobald es mir aus dem Sinn entschwindet! Und ist dies nicht der Fall — dann kehre ich eben zurück. Oder wollen Sie, daß ich mir Zwang antue und auf jeden Fall zurückkehren soll, auch wenn ich keine Lust dazu verspüre? Ist das vielleicht Freiheit? Wie denken Sie darüber?"

„Ich verstehe das nicht ... diese Vogelsitten," sagte sie. „Sie meinten es vorhin doch nicht im Ernst, als Sie auf die Natur, auf die Tiere hinwiesen ..."

„Und Sie — sind Sie kein Tier? Sie sind wohl ein Geist,

ein Engel, ein unsterbliches Wesen? ... Leben Sie wohl, Wjera, wir haben uns ineinander getäuscht: ich bedarf keiner Schülerin, sondern eines Kameraden ..."

„Ja, Mark, eines Kameraden!" fiel sie ihm leidenschaftlich ins Wort, „eines Kameraden, der ebenso stark wäre wie Sie, der Ihnen gleichstände! Nicht Ihre Schülerin will ich sein, sondern Ihr Kamerad fürs Leben! Ist's nicht recht so?"

Er antwortete nicht auf ihre Frage, als hätte er sie gar nicht gehört.

„Ich dachte," fuhr er fort, „wir würden bald eins werden und uns dann trennen — das hängt eben von den Organismen, den Temperamenten, den Umständen ab. Freiheit auf beiden Seiten — und was dann weiter kommt, muß eben ertragen werden: Freude, Lust und Glück für beide Teile, oder Freude und Ruhe für den einen, Qual und Kummer für den andern Teil. Das ist dann schon nicht mehr unsere Sache, darüber würde das Leben selbst entscheiden, und wir hätten uns blindlings seiner Entscheidung zu fügen und sein Gesetz zu erfüllen. Sie aber grübeln über alle möglichen Folgen, gehen der Erfahrung aus dem Wege und lassen wie eine alte Jungfer Ihr Urteil kreuz und quer laufen. Sie gehören noch ganz zum Heerbann der Großtante, sind diesen Provinzgecken, Offizieren und stumpfsinnigen Gutsbesitzern ebenbürtig. Wo Wahrheit und Licht ist — davon haben Sie keine Ahnung, Wjera! Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Schlaf, mein Kindchen! Adieu! Es ist schon am besten, wir gehen einander aus dem Wege."

„Ja, Mark, es wird wohl das beste sein!" versetzte sie düster. „Wir können miteinander nicht glücklich werden ... Sollten wir es wirklich nicht werden können?" sagte sie dann plötz-

lich, die Hände zusammenschlagend. „Was steht dem eigentlich entgegen? Hören Sie ...“ sagte sie, ihn bei der Hand nehmend, und hielt ihn zurück — „sprechen wir uns doch ganz offen aus ... sehen wir zu, ob wir nicht doch eines Sinnes werden können! ...“

Sie schwieg und verfiel in tiefes, düsteres Nachdenken.

Er antwortete ihr nicht, sondern warf die Büchse über die Schulter, verließ den Pavillon und schritt durch die Büsche davon. Sie blieb unbeweglich, wie von tiefem Schlafe befangen, zurück. Dann erwachte sie plötzlich aus ihrem Sinnen, sah traurig und erstaunt zugleich hinter ihm her und wollte es nicht glauben, daß er wirklich gehen würde.

„Es heißt: wer nicht glaubt, der liebt nicht,“ dachte sie. „Ich glaube ihm nicht — also müßte ich ... ihn auch nicht lieben? Doch warum ist mir dann so schmerzlich, so traurig zumute, sobald er von mir geht? Ich könnte niedersinken und sterben ... hier an dieser Stelle! ...“

„Mark!“ rief sie leise.

Er sah sich nicht um.

„Mark!“ wiederholte sie lauter.

Er ging weiter.

„Mark!“ rief sie ganz laut und lauschte atemlos.

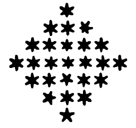
Mark ging rasch den Berg hinan. Ihr Gesicht verzerrte sich. Fünf Minuten wohl stand sie da, dann band sie mechanisch ihr Tuch um den Kopf, nahm den Sonnenschirm und ging langsam, in tiefen Gedanken, den Berghang hinauf.

„Wahrheit und Licht,“ sprach sie zu sich selbst, während sie dahinschritt — „wo seid ihr? Dort, wo er sagt, daß ihr seid, und wohin ... mein Herz mich zieht? Ist es wirklich mein Herz? Bin ich eine Räsonneurin, wie er sagt? ...

Oder ist die Wahrheit — hier?!“ sagte sie, aufs Feld hinaus-
tretend und sich der Kapelle nähernd.

Schweigend, mit tiefem, suchendem Blicke sah sie in das
sinnende Antlitz des Heiligenbildes, das sie anzuschauen
schien.

„Wird er das niemals begreifen, wird er nie zurückkehren …
zu dieser ewigen Wahrheit … noch zu mir, zur Wahrheit
meiner Liebe?“ flüsterten ihre Lippen. „Niemals! Welch
ein schreckliches Wort!“





Zweites Kapitel

Vier Tage lang irrte sie im Hain umher oder wartete dort unten im Dickicht, in dem Pavillon, ob er nicht kommen würde. Doch es war vergeblich — Mark erschien nicht.

„Es ist das beste, wir gehen einander aus dem Wege" — das waren seine letzten Worte. „Sollte es wirklich nicht möglich sein, daß wir uns verstehen lernen? Sehen wir zu, ob wir nicht doch eines Sinnes werden können!" hatte sie ihm geantwortet — und er hatte sich nicht einmal umgewandt auf diese Worte der Hoffnung, diesen Ruf des Herzens.

Vor Raiski versteckte sie sich nun gar nicht mehr. Er beobachtete sie noch immer, doch war alles vergebens, er fand keinen neuen Anhaltspunkt und wurde immer schwermütiger. Sie bekam keine geheimnisvollen Briefe und schrieb auch keine solchen, war im übrigen freundlich gegen ihn, doch zumeist schweigsam, ja fast niedergeschlagen.

Öfter als bisher traf er sie jetzt betend in der Kapelle. Sie verheimlichte es nicht, wenn sie dahin ging, und einmal nahm sie sogar sein Anerbieten an, sie nach der Dorfkirche auf dem Berge zu begleiten. Dahin ging sie jetzt oft allein,

ob Gottesdienst war oder nicht, und lag dort lange regungslos, ganz in sich gekehrt, betend auf den Knien.

Er stand schweigend hinter ihr, wagte sich nicht zu rühren, um sie nicht aus ihrem Gebetstaumel zu wecken, und beobachtete sie still aus seinem Winkel hinter der Säule. Dann reichte er ihr schweigend den Sonnenschirm oder die Mantille.

Ohne ihn anzusehen, nahm sie seinen Arm und ging stumm, sich zuweilen ermüdet an seine Schulter lehnend, neben ihm her nach Hause. Sie drückte ihm die Hand und ging nach ihrem Zimmer. Er aber ging weiter, von Zweifeln gequält und für sie wie für sich selbst zu gleicher Zeit leidend. Sie ahnte seine geheimen Qualen nicht, sie hatte keine Vorstellung davon, welche leidenschaftliche Liebe er für sie — als Mann für die Frau und als Künstler für sein Ideal — empfand.

Sie wußte auch nicht, daß neben dieser Leidenschaft, die er, gleichsam mit ihrer Erlaubnis, für sie hegte, auf dem Grunde seiner Seele immer noch eine leise Hoffnung schlummerte, er würde bei ihr doch noch Gegenliebe oder wenigstens, als Entgelt für seine Leidenschaft, ein Gefühl zarter Frauenfreundschaft finden. Wenn sie ihm gestattet hatte, seiner Leidenschaft für sie nachzuhängen, so war es einerseits deshalb geschehen, weil sie durch eine solche kühle Duldung seine Leidenschaft abzuschwächen hoffte, andererseits weil sie, und zwar auf Marks Anraten, seine Aufmerksamkeit von der Schlucht ablenken, ihm in aller Freundschaft eine kleine Lektion erteilen und sich nebenbei über ihn ein wenig lustig machen wollte. Und obschon er sah, daß sie ihre eigenen quälenden Sorgen hatte, obschon ihm diese geheimnisvollen Spaziergänge tief unten in der Schlucht zu denken geben mußten, hielt er doch immer noch

an seiner stillen Hoffnung fest. Die Möglichkeit, daß die Hoffnung auf ihre Gegenliebe ihm ganz und gar entrissen werden könnte, erfüllte ihn mit geheimem Grauen. Sein ganzes Glück lag darin, an dieser Hoffnung festhalten zu können, und er hegte und nährte sie in sich auf jede mögliche Weise. Die rätselhaften Spaziergänge aber suchte er sich auf seine Weise, zu seinen Gunsten, zu deuten.

„Diese Schüsse," dachte er, „bedeuten vielleicht etwas ganz anderes: hier scheint nicht Liebe, sondern irgendein anderes Geheimnis im Spiel zu sein. Vielleicht hat Wjera die schwere Bürde irgendeines verhängnisvollen Fehltrittes zu tragen; irgend jemand hat sich ihre Jugend und Unerfahrenheit zunutze gemacht und hält sie jetzt unter schwerem, drückendem Joche — nicht unter dem Joche der Liebe, von der sie nichts weiß — gefangen. Sie will sich einfach frei machen von diesen qualvollen Fesseln, die ihr vielleicht schon in den halb unbewußten Jahren ihrer Mädchenzeit angelegt wurden, und dieses Verschwinden in der Schlucht, diese Geheimnisse, diese blauen Briefe sind nichts weiter als verzweifelte Manöver, um sich — nicht vor der Leidenschaft, sondern vor irgendeinem dunklen Verhängnis zu retten, das irgendein Schritt vom Wege über sie heraufbeschworen hat, und dem sie nun vergeblich zu entfliehen sucht.... Und schließlich wird doch noch die Liebe... zu ihm, zu Raiski... in ihr zum Durchbruch gelangen, und sie wird sich an seine Brust werfen und bei ihm Rettung suchen."

Es schien ihm zuweilen, als wende sie sich an ihn mit einem stummen Blicke, der ihn um Hilfe anflehe, oder als schaue sie ihn fragend und forschend an, ob er auch stark und frei genug sei, um sie wieder aufzurichten, ihr ihre Selbstachtung

wiederzugeben, den unsichtbaren Feind zu vernichten und sie wieder auf den rechten Weg zu geleiten.
So träumte und brütete er in wilder Unrast, sank jetzt hinab in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit und ward dann wieder emporgetragen zu den lichten Höhen der Hoffnung — und alles nur darum, weil sie auf seine Frage, wen sie liebe, ihm flüchtig das eine Wort: „Sie!" hingeworfen hatte. Und obschon sie das Wort mit ihrem rätselhaften Nixenblicke begleitet hatte und gleich darauf im Dickicht der Schlucht verschwunden war, hatte es ihn doch in namenlosem Glück erbeben lassen.
„Wenn es nicht wahr ist — warum hat sie es dann gesagt? Und wenn es ein Scherz sein sollte — o, das wäre ein grausamer Scherz! So scherzt eine Frau nicht mit der Liebe, die man ihr entgegenbringt, selbst wenn sie diese Liebe nicht erwidert. Sie hat noch kein Vertrauen zu mir... glaubt nicht an meine Gefühle, meinen Kummer!"
Er litt Höllenqualen in den knisternden Flammen dieser Zweifel, dieser Pein, die er sich selbst geschaffen, und schluchzte zuweilen laut, schlief ganze Nächte nicht und schaute heimlich nach dem schwachen Lichtschimmer in ihrem Fenster.
„Sie ahnt nicht, wie grausam sie mir zusetzt — ein Henker im Weiberrock!" zischte er durch die Zähne.
Und plötzlich wurde er nüchtern — er fühlte die Lüge, die in ihrem „Ich liebe Sie!" lag, und die Lüge seiner törichten Hoffnung auf ihre Gegenliebe, die Lüge seiner ganzen verzweifelten Lage.
Eines Tages, im Zwielicht der Abenddämmerung, traf er sie wieder betend in der Kapelle. Sie war ruhig, und ihr Blick war so klar, so voll stiller Zuversicht und demütiger Ergebung in ihr Schicksal, als habe sie sich damit abgefunden, daß jene Schüsse nicht mehr fielen, daß sie nicht mehr

nach der Schlucht zu gehen brauche. Diesen letzten Schluß wenigstens zog er aus ihrer Ruhe, und sogleich wieder war er bereit, seinem heimlichen Traume von ihrer Gegenliebe zu glauben.

Sie reichte ihm freundlich die Hand und sagte, sie freue sich, ihn zu sehen, gerade in diesem Augenblick, da ihr Herz ruhiger geworden. Sie hatte sich in diesen Tagen, nach der Zusammenkunft mit Mark, überhaupt bemüht, ruhiger zu erscheinen. Beim Mittagessen, zu dem sie jetzt regelmäßig erschien, wußte sie sich völlig zu beherrschen, sprach mit allen, scherzte zuweilen sogar und bemühte sich, Appetit zu zeigen.

Die Großtante merkte anscheinend nichts, beobachtete sie nicht mißtrauisch und warf ihr keine forschenden Seitenblicke zu.

„Wjera, verzeih, wenn ich störe ..." begann Raiski schüchtern, als er sie an der Kapelle sah.

„Alles verzeihe ich, Bruder, sprechen Sie!" sagte sie sanft.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich es mich macht, daß du ruhiger geworden bist. Sieh, welchen Frieden dein Gesicht ausstrahlt: woher ist dir dieser Friede gekommen? Von dort?"

Er zeigte nach der Kapelle.

„Woher sonst?"

„Du gehst, wie es scheint, nicht mehr ... dorthin?" fragte er und zeigte nach der Schlucht.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich werde auch in Zukunft nicht mehr hingehen," sagte sie leise.

„Gott sei Dank — welch ein Glück! Wohin gehst du jetzt, nach Hause? Nimm meinen Arm, ich werde dich begleiten."

Er reichte ihr seinen Arm, und sie gingen still auf dem Fußwege hin, der über die Wiese führte.
„Du führst einen Kampf, Wjera ... einen verzweifelten Kampf: das kannst du nicht verbergen ...“ flüsterte er.
Sie schritt mit gesenktem Kopfe daher. Ihr Schweigen ließ ihn hoffen, daß sie sich endlich ganz aussprechen würde.
„Wenn du deine qualvolle und gefährliche Leidenschaft besiegt haben wirst ...“ fuhr er fort und hielt dann in seiner Rede inne, in der Erwartung, daß sie vielleicht auf seine Anspielung hin ihm ein offenes Bekenntnis ablegen würde.
„Was wird dann sein, Bruder?“ fragte sie dumpf.
„Dann wirst du um eine große Erfahrung reicher sein, wirst gefeit sein gegen alle Stürme ...“
„Und was weiter?“
„Und ein besseres Los wird dir zuteil werden ...“
„Was für ein besseres Los?“
Er schwieg: es fiel ihm ein, mit welchen glühenden Farben er ihr in den früheren Gesprächen das Bild der Leidenschaft gemalt hatte, wie eifrig er selbst sie unter diese Gewitterwolke gestoßen hatte. Und nun wußte er nicht, wie er sie wieder darunter wegführen sollte.
„Das Los eines schlichten, tiefen, verständigen und zuverlässigen Glückes, das ein ganzes Leben ausfüllen würde ...“
„Ich verstehe das Glück auch nur in diesem Sinne ...“ sagte sie nachdenklich und blieb, die Stirn an seine Schulter lehnend, stehen, als sei sie ermüdet.
Er sah ihr in die Augen: sie waren mit Tränen gefüllt. Er ahnte nicht, daß er den Finger in die Wunde gelegt hatte — darum gerade, um dieses dauernde Glück, war sie mit Mark in Zwist geraten.
„Du weinst ... Wjera, meine Freundin!“ sagte er teilnahmsvoll.

In diesem Augenblick fiel unten in der Schlucht ein Schuß, dessen zischendes Echo am Berge widerhallte. Wjera und Raiski zuckten beide zusammen.
Sie hob wie in jähem Schreck den Kopf empor, stand einen Augenblick wie erstarrt da und lauschte. Ihre Augen waren weit geöffnet und unbeweglich. Die Tränen standen noch darin. Dann riß sie ihren Arm heftig aus dem seinigen und stürzte nach der Schlucht.
Er folgte ihr. Sie blieb auf halbem Wege stehen, legte die Hand auf ihr Herz und lauschte wieder.
„Vor fünf Minuten noch warst du fest, Wjera ..." sagte er, ganz bleich und durch den Schuß nicht weniger erregt als sie.
Sie sah ihn wie leblos an, ohne seine Worte zu hören, machte noch einen Schritt nach der Schlucht hin, kehrte dann jedoch um und ging langsam auf die Kapelle zu.
„Nein, nein!" flüsterte sie, „ich geh' nicht. Warum ruft er mich? Hat er sich anders besonnen in diesen Tagen? ... Nein, nein, es kann nicht sein, daß er ..."
Sie kniete auf der Schwelle der Kapelle nieder, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und verharrte unbeweglich in dieser Stellung. Raiski trat leise von hinten auf sie zu.
„Geh nicht, Wjera ..." flüsterte er.
Sie fuhr zusammen, hielt jedoch den Blick fest auf das Bild in der Kapelle gerichtet: es lag ein so nachdenklicher, leidenschaftsloser Ausdruck in diesen gemalten Augen. Nicht ein Strahl leuchtete darin, nicht eine leise Hoffnung, nicht eine Spur von Hilfe, von Ermutigung. Von Grauen erfüllt, richtete sie sich langsam empor; Raiskis Anwesenheit schien sie gar nicht zu bemerken.
Ein zweiter Schuß fiel. Sie stürzte rasch über die Wiese davon, nach der Schlucht.

„Wie, wenn er doch zurückkehrt? ... Wenn meine Wahrheit gesiegt hat? Warum würde er mich sonst rufen? ... O Gott!“ dachte sie und eilte nach der Richtung, in der der Schuß gefallen war.
„Wjera! Wjera!“ rief Raiski entsetzt hinter ihr her und streckte die Arme aus, um sie zurückzuhalten.
Ohne ihn anzusehen, machte sie sich von ihm los und eilte, mit den Füßen kaum das Gras berührend, über die Wiese. Nicht einen Blick warf sie zurück und verschwand zwischen den Bäumen des Gartens, in der Allee, die nach der Schlucht führte.
Ganz sprachlos blieb Raiski stehen.
„Was ist das nun: ein schicksalschweres, dunkles Geheimnis — oder eine Leidenschaft?“ fragte er sich im stillen. „Oder vielleicht beides?“





Drittes Kapitel

In düsterer Stimmung kam Wjera zum Abendbrot. Sie bat um ein Glas Milch, das sie begierig leerte, und sprach mit niemandem ein Wort.

„Warum bist du so niedergeschlagen, Wjerotschka? Fühlst du dich nicht wohl?" fragte die Großtante teilnehmend.

„Ja, ja, auch ich wollte Sie schon danach fragen," bemerkte Tit Nikonytsch — „aber ich wagte es nicht. Seit einiger Zeit haben Sie sich auffallend verändert, Wjera Wassiljewna" — Wjera bewegte bei diesen Worten leicht die Schultern — „Sie sind magerer geworden, und ein wenig bleicher... Das steht Ihnen sehr gut zu Gesichte," fügte er liebenswürdig hinzu — „aber man darf doch auch nicht übersehen, daß das ebensogut Anzeichen einer Krankheit sein können..."

„Ja, ich habe etwas Zahnschmerzen," antwortete gleichgültig Wjera. „Doch das geht rasch vorüber..."

Die Großtante blickte zur Seite und schwieg niedergeschlagen. Raiski hielt nachdenklich die Gabel zwischen dem Mittel- und Zeigefinger und ließ sie gegen den Teller klirren. Auch er aß nichts und saß wortlos da. Nur Marfinka und Wikentjew aßen von allen Gerichten, die gereicht wurden, und schwatzten ununterbrochen.

„Ich möchte Ihnen doch raten, Wjera Wassiljewna," versetzte Tit Nikonytsch auf Wjeras Bemerkung, „mit Ihrer Gesundheit nicht leichtfertig umzugehen! Wir stehen schon im August, die Abende werden kühl und feucht. Sie machen so lange Spaziergänge — das ist gewiß sehr schön, nichts dient der Gesundheit so sehr wie frische Luft und Bewegung, auf keinen Fall jedoch darf man jetzt des Abends mit bloßem Kopfe ausgehen, und mit Schuhwerk, das keine Doppelsohlen hat. Namentlich die Damen müssen bei ihrer zarten Konstitution sehr vorsichtig sein ... ein wollenes Tuch tut da jedenfalls sehr gute Dienste ... Man trägt jetzt solche hübsche warme Tücher aus Ziegenhaar ... Ich habe mir erlaubt, drei Stück davon kommen zu lassen — für Sie, für Tatjana Markowna und für Marfa Wassiljewna ... Ich wollte sie jedoch nicht mitbringen, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu haben ..."

Die Großtante nickte ihm freundlich zu; Wjera bemühte sich zu lächeln, und Marfinka sagte ohne weitere Umstände:

„Ach, wie gut Sie sind, Tit Nikonytsch! Nach dem Abendbrot werde ich Sie dafür auch küssen: darf ich?"

„Das erlaube ich nicht, ich bin eifersüchtig!" sagte Wikentjew.

„Wer wird Sie denn fragen?" antwortete Marfinka.

Tit Nikonytsch begann verlegen zu lächeln.

„Ich stehe zu Diensten, Marfa Wassiljewna! ... Ich werde mich glücklich schätzen ..." sagte er. „Was für ein reizendes Mädchen!" fügte er, zu Raiski gewandt, halblaut hinzu. „Wie eine Rose, die sich eben erst öffnet, sozusagen, und die selbst der Hauch des Windes nicht zu berühren wagt!"

Und er schmatzte gerührt mit den Lippen.

„Ja, eine Rose in voller Pracht!" dachte Raiski seufzend. „Und die andere ist wie eine Lilie, die anscheinend nicht nur

ein Windhauch, sondern schon ein ganz gehöriger Sturm geschüttelt hat."

Er blickte zu Wjera hinüber. Sie stand auf, küßte der Großtante die Hand, nahm von den übrigen mit einem Blicke statt einer Verbeugung Abschied und ging hinaus. Auch die anderen erhoben sich. Marfinka lief auf Tit Nikonytsch zu und brachte ihre bereits angekündigte Absicht zur Ausführung, indem sie ihm einen herzhaften Kuß gab.

„Kann ich das Tuch vielleicht morgen schon haben?" flüsterte sie ihm ins Ohr. „Wir wollen ganz zeitig früh mit Nikolaj Andrejewitsch eine Spazierfahrt auf der Wolga machen, da könnte ich's brauchen ..."

„O, sicherlich — ich bringe es selbst her ..." sagte Tit Nikonytsch und machte einen Kratzfuß.

Sie gab ihm noch einen Kuß auf die Stirn und lief zur Großtante, der ihr Geflüster mit Tit Nikonytsch verdächtig vorkam.

„Nichts, nichts, Tantchen!" suchte sie die unruhig fragende Großtante zu beschwichtigen, was ihr jedoch nicht gelang. Sie fragte Tit Nikonytsch, was es denn da gegeben habe; dieser wagte nicht, ihr die Wahrheit zu verbergen, und erzählte ihr, Marfinkas Schuld nach Möglichkeit mildernd, um was sie gebeten.

„Du Bettlerin!" sagte Tatjana Markowna vorwurfsvoll. „Geh jetzt schlafen, es ist schon spät. Und auch Sie müssen nun nach Hause, Nikolaj Andreïtsch! Gute Nacht, Gott mit Ihnen!"

„Ich fahre Sie nach Hause ... ich habe meine Droschke da," sagte Tit Nikonytsch liebenswürdig zu Wikentjew.

Kaum war Wjera aus dem Zimmer gegangen, als Raiski ihr leise folgte. Sie ging nach dem Hain zu, stand eine Weile,

in die dunkle Tiefe zu ihren Füßen blickend, am Rande der Schlucht, wickelte sich dann in ihre Mantille und nahm auf der Bank Platz.

Raiski kündigte seine Ankunft schon von fern durch ein Hüsteln an und ging gerade auf sie zu.

„Ich will mich hier neben dich setzen, Wjera," sagte er — „darf ich?"

Sie rückte schweigend ab, um ihm Platz zu machen.

„Du bist so traurig, du leidest!"

„Ich habe Zahnschmerzen ..." antwortete sie.

„Nein, nicht nur die Zähne sind's — dein ganzes Wesen ist krank; sag' mir — was ist dir? Vertraue mir deinen Kummer an!"

„Warum? Ich bin imstande, ihn allein zu tragen. Ich klage doch nicht."

Er seufzte.

„Du liebst unglücklich — doch wen?" flüsterte er.

„Wen?! Schon wieder diese Frage! Ich sagte es Ihnen doch schon, mein Gott: Sie!" sagte sie und rückte ungeduldig auf der Bank hin und her.

„Warum nun wieder dieses böse Lachen? Womit habe ich das um dich verdient? Damit, daß ich dich so leidenschaftlich liebe, daß ich dir glaube und vertraue, daß ich bereit bin, für dich zu sterben? ..."

„Was für ein böses Lachen? Mir ist weiß Gott nicht zum Lachen!" sagte sie fast verzweifelt, erhob sich von der Bank und begann in der Allee auf und ab zu gehen.

Raiski blieb auf der Bank sitzen.

„Und ich habe noch immer gehofft ... und hoffe noch immer ... ich Törin! O mein Gott!" sprach sie still für sich und rang die Hände. „Ich will versuchen, auf eine Woche, oder auf zwei, diesem hitzigen Fieber zu entfliehen ...

Ich will aufatmen ... wenigstens eine Zeitlang, ich bin ganz von Kräften!"
Sie blieb vor Raiski stehen.
„Bruder," sagte sie — „ich fahre morgen über die Wolga — ich werde vielleicht länger dort bleiben als sonst ..."
„Das fehlte gerade noch!" fiel ihr Raiski bitter ins Wort.
„Ich habe von Tantchen keinen Abschied genommen," fuhr sie, ohne auf seinen Einwurf zu achten, fort — „sie weiß von nichts. Sagen Sie es ihr, bitte, ich fahre schon mit Anbruch des Tages fort."
Er schwieg wie vernichtet.
„Dann reise auch ich ab!" sagte er, gleichsam laut denkend.
„Nein, warten Sie noch ..." sagte sie, und ihre Worte klangen fast aufrichtig. „Sobald ich mich ein wenig beruhigt habe ..."
Sie hielt einen Augenblick inne.
„... werde ich Ihnen vielleicht alles sagen ... Und dann werden wir anders voneinander scheiden ... richtig als Bruder und Schwester ... Jetzt aber kann ich das nicht ... Übrigens, nein ..." fügte sie rasch, mit einer verzichtenden Handbewegung, hinzu — „reisen Sie lieber! Und haben Sie doch die Freundlichkeit, in der Leutestube zu sagen, daß Prochor um fünf Uhr den Wagen bereithalten soll. Schicken Sie auch Marina zu mir. Für den Fall, daß Sie in meiner Abwesenheit wegreisen," fügte sie nachdenklich, fast traurig, hinzu — „wollen wir jetzt voneinander Abschied nehmen. Verzeihen Sie mir meine Absonderlichkeiten ..." sie ließ einen Seufzer hören — „und empfangen Sie meinen Schwesterkuß ..."
Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, küßte ihn auf die Stirn und entfernte sich rasch.
„Ich danke Ihnen für alles," rief sie, sich plötzlich um-

wendend, von weitem. „Ich bin jetzt nicht imstande, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihnen für Ihre Freundschaft — namentlich für diesen Winkel hier — danke. Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir!"

Sie ging davon, während er wie gebannt zurückblieb. Für ihn war die ganze Welt außer diesem Winkel hier eine Wüste, und sie schickte ihn von hier fort, in die trostlose, weite Wüste! Sie konnte doch nicht verlangen, daß er sich lebendig ins Grab legte!

„Wjera!" rief er und lief rasch hinter ihr her.

Sie blieb stehen.

„Laß mich noch hier bleiben, solange du dort drüben bist ... Wir werden uns nicht sehen, ich werde dir nicht lästig fallen! Aber ich werde wissen, wo du bist, werde warten, bis du dich beruhigt hast und mir — wie du es versprochen — alles sagst ... Du hast mir das soeben versprochen ... Es ist nicht weit von hier, wir können einander schreiben ..."

Er fuhr mit der Zunge über die heißen Lippen und warf die Sätze hastig und abgerissen hin, als fürchte er, daß sie schon im nächsten Augenblick fortgehen und für ihn auf immer verschwinden könnte.

Es lag etwas Flehendes in seiner Miene, und er streckte die Hand nach ihr aus. Sie schwieg unentschlossen und kam dann langsam auf ihn zu.

„Reich' dem armen Bettler wenigstens diesen Pfennig ... um Christi Willen!" flüsterte er leidenschaftlich und hielt ihr die Hand hin — „gib ihm noch von diesem Himmel und von dieser Hölle! Laß mich leben, scharre mich nicht lebendig in die Erde ein! ..." flüsterte er kaum hörbar und sah sie ganz verzweifelt an.

Sie blickte ihm fest in die Augen und bewegte ihre Schultern, als empfinde sie einen Kälteschauer.

„Sie wissen selbst nicht, um was Sie bitten . . .“ antwortete sie leise.

„Um Christi willen!“ wiederholte er, ohne auf ihre Worte zu hören, und hielt ihr noch immer die bettelnde Hand hin.

Sie versank in Nachdenken und warf ihm von Zeit zu Zeit einen Blick zu, in dem sich ihr Mitgefühl und doch auch ihr Mißtrauen ausdrückte.

„Gut denn, so bleiben Sie!“ fügte sie dann bestimmt hinzu. „Und schreiben Sie mir — aber fluchen Sie mir nicht, wenn Ihre Leidenschaft“ — sie gab dem Wort eine geringschätzige Betonung — „auch davon nicht vergeht.“

Und im stillen dachte sie, während sie ihn ansah: „Wer weiß, vielleicht vergeht sie auch . . . es ist doch alles nur leere Phantasie!“

„Alles will ich ertragen — alle Qualen! . . . Eher würde ich vielleicht das Glück nicht ertragen — aber Qualen: o, gib sie mir, auch sie sind Leben! Nur jag' mich nicht fort, heiß mich nicht weggehen — dazu ist es zu spät!“

„Wie Sie wollen,“ versetzte sie zerstreut: sie schien an etwas ganz anderes zu denken.

Er lebte auf, seine Nerven waren plötzlich wie verjüngt.

Sie dachte traurig: „Warum höre ich dies alles nicht von ihm?“ Und dann sprach sie laut: „Gut also — ich fahre nicht morgen, sondern erst übermorgen.“

Und sie schien selbst mit aufzuleben, und in ihrer Seele begann etwas zu keimen, halb Hoffnung und halb Plan. Beide waren plötzlich zufrieden miteinander wie auch mit sich selbst.

„Schicken Sie nur jetzt gleich Marina zu mir — und im übrigen: Gute Nacht!“

Er drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Hand, und sie trennten sich.



Viertes Kapitel

Tags darauf, gleich am frühen Morgen, übergab Wjera ihrer treuen Marina einen Brief zur Besorgung, auf den sie sogleich Antwort bringen sollte. Als diese eingetroffen war, wurde sie heiterer gestimmt, machte einen Spaziergang am Wolgaufer und bat die Großtante um Erlaubnis, über den Strom zu Natalia Iwanowna fahren zu dürfen. Sie nahm von allen Abschied, lächelte, als sie abfuhr, Raiski zu und sagte ihm, sie würde ihn nicht vergessen.
Am übernächsten Tage brachte ein Wolgafischer frühmorgens einen Brief von Wjera mit ein paar freundlichen Worten. Sie gebrauchte darin die Anrede „mein lieber Bruder“, sprach von Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, von zarten Empfindungen, die emporgekeimt wären usw. Und Raiski war hochbeglückt von diesen traulichen Worten. Der Brief wirkte auf ihn förmlich berauschend, er lernte ihn sogar auswendig. Sein Selbstvertrauen und sein Glaube an Wjera kehrten wieder in sein Herz zurück — sie erschien ihm jetzt wie in einem verklärenden Lichte der Wahrheit und Grazie, der Reinheit und Milde.
Er vergaß alle Zweifel und Sorgen, den blauen Brief

und die Schlucht, eilte an seinen Schreibtisch und schrieb eine kurze, liebenswürdige Antwort, die er an Wjera schickte, während er selbst sich in die chaotischen Empfindungen seiner Leidenschaft versenkte. Da er Wjera nicht vor Augen hatte, trat an Stelle der angespannten Beobachtung ihres Tuns ein stilles Sinnen über all die Einzelzüge ihres Wesens, über das, was er schon gesehen und beobachtet hatte. Und aus diesem Sinnen heraus begann er dann mit Eifer die Schlüssel zu ihren Geheimnissen zu suchen.

Er sucht und forscht, er bemüht sich, das, was ihm an seinem Ideal noch dunkel ist, in helleres Licht zu setzen, er sucht festzustellen, was er von Wjera erwartet und verlangt, was ihr fehlt, um ein vollendetes Bild harmonischer Schönheit zu sein. Er hielt eine Rückschau in sein eigenes Leben und suchte sich darüber klar zu werden, was er an seinen früheren Idealen vermißt, was ihnen zur Vollkommenheit noch gefehlt hätte.

Alles, was er an weiblicher Unbildung und Gemeinheit kennengelernt, was weder Putz noch Schminke, weder Gold noch Brillanten zu verdecken vermocht hatten, schwebte an seinem Geiste vorüber. Er erinnerte sich all der Leiden und bitteren Kränkungen, die ihm in den Kämpfen des Lebens zugefügt worden waren: er sah seine Ideale von der Höhe herabstürzen, sah sich sebst zugleich mit ihnen fallen und wieder aufstehen und hörte, wie er, ohne zu verzweifeln, immer wieder von den Frauen wahre Menschlichkeit und Harmonie der äußeren und inneren Schönheit verlangt hatte.

Ein Vorgefühl sagte ihm, daß dies der letzte Versuch sei, daß er entweder in Wjera das endgültige Ideal der Frau finden oder das Suchen nach diesem Ideal für immer aufgeben und seine Diogeneslaterne auslöschen müsse.

Es peinigte ihn, daß er an ihr mitten in all dem Licht den dunklen Fleck der Lüge sah. Was bedeutete dieses rätselhafte Beginnen, dieses Verschwinden für ganze Tage, diese geheimnisvolle Korrespondenz, das Versteckenspielen und Verschweigen, hinter dem sich vielleicht eine grobe Intrigue, oder eine verhängnisvolle Leidenschaft, oder ein dunkles Geheimnis, oder sonst irgend etwas Rätselhaftes verbarg?

„Sie ist eigenwillig und stolz," sagt die Großtante. „Ich will frei und unabhängig sein," versichert sie selbst und gefällt sich dabei in hundert Heimlichkeiten und Listen. Ein wahrhaft stolzer und unabhängiger Wille fürchtet sich vor niemand, sondern schreitet offen auf dem einmal erwählten Wege daher, verachtet alle Lüge und alles kleinliche Tun und trägt mit tapferem Sinn alle Folgen der kühnen, eigenwilligen Schritte. „Bekenne dich zu diesen Schritten, versteck' dich nicht — und ich werde mich beugen vor deiner Offenheit und Geradheit!" sagte er im stillen. Eine Frau, die eigenwillig sich selbst durchzusetzen sucht, darf ihre eignen Begriffe von Liebe, Tugend und weiblicher Ehre haben, aber sie muß auch den Mut besitzen, alles Schlimme zu ertragen, das ihr daraus erwächst. Und Wjera fordert und predigt zwar die Freiheit, die Unabhängigkeit des Denkens und Empfindens, aber sie handelt nicht dieser Forderung gemäß, sie ist versteckt, sie belügt ihn, belügt die Großtante, und das ganze Haus, die ganze Stadt, die ganze Welt!

Nein, das ist nicht das Weib, wie er es sich als ideal, als vollendet vorstellt! Es wäre für die Frau selbst, ja für die Menschheit verhängnisvoll, wenn die Wahrheit und Aufrichtigkeit der Frau vom Zufall abhängen sollte, wenn sie nur demjenigen gegenüber wahr und ehrlich sein sollte,

den sie liebt, wenn sie es nur dann sein sollte, wenn sie liebt. Falls nun die Natur ihr die Schönheit versagt und Leidenschaft und Liebe ihr fernbleiben — soll es dann gleichgültig sein, wie sie zu Wahrheit und Lüge, zu Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sich stellt?

„Die Lüge," sagte er sich, „ist einer der Flüche, die der Satan in die Welt geschleudert hat... Doch nein, sie kann nicht lügen...." tröstete er sich dann wieder, versank in Nachdenken und stellte sich die edle, kluge Schönheit ihres Gesichtes vor, die doch ein Ausdruck ihrer Seele war. Welche Wahrheit prägte sich in diesem Gesichte aus!

„Die Schönheit ist selbst eine Macht — warum sollte sie zu einer andern, so wenig zuverlässigen Macht, wie die Lüge es ist, ihre Zuflucht nehmen?... Und doch!" zuckte es ihm wieder durch den Kopf, und er versank auf seiner Wahrheitssuche in förmliche Verzweiflung — warum tauchte nun so plötzlich dicht vor seiner Nase dieses „und doch" auf? Und er gab sich Antwort auf diese Frage: es wuchs einfach aus seinen Lebenserfahrungen hervor, aus der Fülle weiblicher Porträts, die er kennen gelernt, aus all den Liebschaften, die er im Laufe der Jahre gehabt hatte...

Liebschaften!

Schamröte übergoß sein Gesicht, und er bedeckte es mit den Händen.

„Liebschaften! Was sind sie anders, als Begegnungen ohne Liebe?" sagte er sich und empfand ein Nagen an seinem Herzen. „Welcher Fluch ruht doch auf den Sitten und Anschauungen der Menschen! Wir, das starke Geschlecht, die Väter, Gatten, Brüder und Söhne dieser Frauen, sprechen mit finsterer Miene unser Verdammungsurteil über sie aus, daß sie sich wegwerfen, sich im Schmutze wälzen, gleich den Katzen über die Dächer laufen... Wir

verdammen sie — und verführen sie zugleich. Wir sehen den Balken im eigenen Auge nicht, verzeihen voll Nachsicht unsere eigene Schwäche, die an diesen ... Hundeliebschaften ... Gefallen findet! ... Wir tragen offen vor aller Welt unsere Schmach, unsere Verirrung zur Schau, die wir an der Frau voll Empörung verdammen! Hier ist das Feld, auf dem beide Geschlechter noch das große Werk der sittlichen Erziehung an sich zu vollenden haben, damit sie in voller Ebenbürtigkeit nebeneinander hergehen und nicht die einen den Hunden, die andern den Katzen und alle miteinander den Affen gleichen! Dann wird auch der sittliche Zwiespalt zwischen den beiden Geschlechtern aufhören, diese Begriffsverwirrung, diese Hölle von Täuschung, Vorwurf und Verrat. Dann wird es nicht mehr diese doppelte Moral geben, welche die Männer ausgeklügelt haben: die eine zum eigenen Gebrauch, die andere für die Frauen!"

Er versenkte sich ganz in die Erinnerungen an die entschwundenen Jugendjahre und lag lange in qualvollem Grübeln auf dem Diwan hingestreckt da. „Welche Perspektive von Roheit und Lüge, welche Vergiftung des Lebens! Und ganze Jahrhunderte sind verflossen, ganze Generationen hingegangen in dieser Flut, diesem Abgrund sittlicher und physischer Verderbnis — und niemand und nichts hat diesen trüben Strom blinder Lasterhaftigkeit aufzuhalten vermocht! Die Unsittlichkeit hat sich ihre eigenen Bräuche, ja fast Prinzipien geschaffen, und sie herrscht in der menschlichen Gesellschaft, in dem Chaos der Begriffe und Leidenschaften, in der Anarchie der Sitten ..."

Dann wandte sich seine Vorstellung wieder Wjera zu — er suchte in ihr das strahlende Licht der Reinheit und Wahrheit, vergegenwärtigte sich ihr unverdorbenes Gefühl, ihr

gerades, schlichtes Denken, ihre geistige und körperliche Schönheit, die erst in ihrer Vereinigung die wahre Schönheit ergaben.

Er prüfte und sondierte wie ein Inquisitor jeden ihrer Schritte, er zitterte abwechselnd vor Freude oder versank in dumpfe Betrübnis, je nachdem das Ergebnis für sie günstig oder ungünstig war, und er ging aus dem Abgrund dieser Analyse weder hoffnungsloser noch zuversichtlicher hervor, als er vorher gewesen. Er schwebte immer noch in derselben qualvollen Ungewißheit, wie ein Badender, der Gott weiß wie tief unter Wasser geschwommen zu sein glaubt und in Wirklichkeit an derselben Stelle wieder emportaucht.

Er suchte die Rätselhaftigkeit ihres Benehmens ihm gegenüber zu rechtfertigen und gedachte seiner eigenen, ungestümen Zudringlichkeit: wie er plötzlich sich gleichsam ein Recht an ihrer Schönheit angemaßt, wie er sein Erstaunen, seine Verehrung, sein Entzücken dieser Schönheit gegenüber zum Ausdruck gebracht; er erinnerte sich, wie sie zuerst nur lässig, dann aber um so energischer sich seiner erwehrt, wie sie über seine Leidenschaft gespottet und nicht an sie geglaubt hatte und noch heute in dieser Ungläubigkeit verharrte, wie sie ihn von ihrer Person und von diesen Örtlichkeiten fernzuhalten, ihn zur Abreise zu bestimmen gesucht, während er förmlich gebettelt hatte, doch noch bleiben zu dürfen.

„Ja, sie hat recht, ich bin schuld!“ dachte er und erging sich in bitteren Selbstvorwürfen.

Dann erinnerte er sich, wie er allmählich seine Leidenschaft zu beschwichtigen versucht hatte, indem er eben dieser Leidenschaft nachgab und sie wie einen bissigen Köter streichelte, um sie freundlicher zu stimmen und zum Schwei-

gen zu bringen. Warum hatte sie ihm damals den Namen ihres Idols nicht genannt, da sie doch überzeugt sein mußte, daß ihm dies alle Hoffnungen genommen und seine Leidenschaft im Handumdrehen zum Schweigen gebracht hätte? Was hätte sie das gekostet? Nichts! Sie wußte, daß er ihr Geheimnis bewahren würde, und doch schwieg sie damals, als wollte sie absichtlich seine Leidenschaft aufstacheln. Warum hatte sie es damals nicht gesagt? Warum hatte sie ihn nicht abreisen lassen, sondern ihn sogar gebeten zu bleiben, während er bereits Jegorka befohlen hatte, den Reisekoffer vom Boden zu holen? Sie kokettierte mit ihm — sie täuschte ihn also! Sie verlangte auch, er solle es um keinen Preis der Großtante sagen, sie nahm ihm sein Ehrenwort darauf ab — also belog sie auch die Großtante, wie sie alle belog!

„Sie, sie ist schuld!"

Er begann wieder sein Tagebuch zu führen. Eine Flut von Poesie, von Improvisationen ergoß sich — voll zärtlicher Rührung und Hingebung, voll lebendiger, eifersüchtiger Leidenschaft mit all ihren stürmischen, gluterfüllten Klagen, ihren Liedern, Qualen und Seligkeiten.

Die Liebe selbst stattete er mit allen Reizen aus, die nur die menschliche Phantasie ersinnen konnte, er beseelte sie mit sittlichem Empfinden und sah in diesem Empfinden, wie in der Vernunft — „oder vielleicht in noch höherem Grade als in der Vernunft," schrieb er — die unüberbrückbare Kluft, die den Menschen von allen übrigen Organismen trennt. „Die große Liebe ist mit tiefem Verstande untrennbar verbunden: der weite Blick des Verstandes entspricht der Tiefe des Herzens, darum erreichen auch nur Menschen mit großem Herzen die höchsten Gipfel der Humanität und sind zugleich die

größten und weitblickendsten Geister." So orakelte er in seinen Aufzeichnungen. Beständig wechselten die Farben dieses Kaleidoskops der Liebe, das er als Künstler wie als zärtlich Liebender entwarf, und auch seine eigene Stimmung wechselte beständig, indem er bald zu den Füßen seines Idols im Staube lag, bald hoch aufgerichtet dastand und in lauten Lachsalven seine Herzensqualen und Glücksträume verhöhnte. Nur seine Liebe zum Guten, seine gesunde Auffassung vom Wesen der Sittlichkeit blieb von jedem Wechsel unberührt. „‚Glaube an Gott, wisse, daß zweimal zwei vier ist, und sei ein anständiger Mensch‘, sagt Voltaire irgendwo," schrieb er — „und ich sage: eine Frau mag lieben, wen sie will, mag auf irdische Art lieben — wenn sie nur nicht auf Katzenart, nicht aus Berechnung liebt und die Liebe zum Betrug mißbraucht!"

„Eine ehrenhafte Frau!" schrieb er — „wer dies verlangt, verlangt alles. Ja, das ist in der Tat alles. Und das nicht verlangen, heißt gar nichts verlangen, heißt die Frau beleidigen, ihre menschliche Natur erniedrigen, das Geschöpf Gottes in ihr mißachten, heißt ihr ohne weiteres, in rücksichtsloser Weise, die Gleichberechtigung mit dem Manne absprechen und ihr damit zu berechtigter Beschwerde Anlaß geben. Die Frau ist die Krone der Schöpfung — gewiß, doch nicht als bloße Venus. Dem Kater erscheint auch die Katze als Krone der Schöpfung, als die Venus der Katzenwelt. Die Frau mag Venus bleiben — aber sie soll eine vernunftbeseelte, geistig erweckte Venus sein, die Schönheit der Form soll in ihr mit seelischer Schönheit vereint sein, sie soll zugleich ein liebendes und ein ehrenhaftes Wesen sein — dann verkörpert sie das Ideal weiblicher Größe und die Harmonie der Schönheit!"

Alle diese grundtiefen Weisheitssprüche lagerte Raiski in

seinem Tagebuche ab, in der Hoffnung, daß Wjera es, sobald sie wieder daheim wäre, lesen würde. Mit ihr selbst aber wechselte er auch weiterhin kurze, freundschaftliche Briefe.
Zuweilen warf er die Feder hin und wandte sich der Musik zu: er lebte ganz im Reiche der Töne und lauschte voll Entzücken, wie sie ihm das Lied seiner Leidenschaft, den Hymnus der Schönheit sangen. Er verspürte Lust, diese Töne festzuhalten, sie in regelrechte musikalische Formen zu bringen. Aus der Wogenflut der Töne erwuchs in seiner Phantasie eine Art musikalischen Gedichts; er bemühte sich, das Geheimnis des musikalischen Schaffens zu ergründen, quälte sich drei Tage lang während der Morgenstunden ab und schrieb ein dickes Heft von Notenpapier voll. Und als er dann am vierten Morgen das, was er niedergeschrieben, spielen wollte, ergab sich, daß es nichts weiter als eine armselige Polka war, doch von so düsterer Art, daß er selbst, als er sie spielte, darüber Tränen vergoß.
Er wunderte sich, daß die kühnen Improvisationen, die er zu Papier gebracht hatte, ein so dürftiges Resultat ergeben hatten, und gestand sich seufzend ein, daß die Phantasie allein nicht imstande sei, die musikalische Technik zu ersetzen.
„Wenn es mir nun mit meinem Romane ebenso geht — was dann? ..." dachte er. „Doch jetzt habe ich keine Zeit, an den Roman zu denken: der kommt später dran; jetzt ist in meinem Gemüte nur für Wjera Raum, jetzt herrscht dort die Leidenschaft, das Leben — und zwar kein künstliches, sondern das wirkliche, echte Leben!"
Er wandelte, sobald er einen Anfall seines Glücksgefühls bekam, in Haus und Garten, in Dorf und Flur wie ein richtiger Märchenheld umher und spürte so viel Kraft in Kopf, Herz und Nerven, daß alles rings um ihn nur so jubelte und blühte.

Sein Geist war so fruchtbar, seine Phantasie so produktiv, seine Seele so empfänglich für alles Gute und Schöne. Er floß über von Liebe — nicht nur zu Wjera allein, sondern zu allem, was da lebte und webte. Auf alles fielen die Strahlen seiner Sanftmut und Freundlichkeit, seiner Fürsorge und Aufmerksamkeit.

Er hatte in dieser Stimmung ein feines Empfinden für die Bedürfnisse des Nächsten, des Unglücklichen, und er beeilte sich, ihm die helfende Hand zu reichen. Selbst die Kreatur stand seinem Herzen näher: dort, jenen Käfer, der über den Weg kriecht, nimmt er fürsorglich auf und setzt ihn auf den Strauch, damit ihn der Fuß des Vorübergehenden nicht zertrete.

Er fühlte sich in diesen Augenblicken des Glücks wohl befähigt, die Madonna des Raffael zu malen, wenn sie nicht schon gemalt wäre, oder die Venus von Milo, den Apollo des Belvedere zu formen, die Peterskirche von neuem zu errichten.

Überkamen ihn aber seine düsteren Stunden, dann erschien er mager, bleich und kränklich, aß nicht, irrte durch die Fluren, ohne etwas zu sehen, vergaß den Weg und mußte die Bauern, die ihm begegneten, fragen, ob Malinowka rechter oder linker Hand liege.

Dann war er wortkarg gegenüber der Großtante und Marfinka, grob gegen die Dienstboten, lag bis zum Morgengrauen schlaflos im Bett. Wenn er einschlief, so war sein Schlummer unruhig und dumpf, und die Qual des Tages fand in seinen Träumen ihre Fortsetzung.

Zuweilen blickte er wie abwesend um sich, als wollte er alle Welt mit den Augen fragen: „Wo bin ich, und was für Menschen seid ihr?"

Marfinka begann sich vor ihm ein wenig zu fürchten. Er

schloß sich zumeist in seinem Zimmer ab, saß dort entweder über seinem Tagebuch, oder ging im Selbstgespräch auf und ab, oder setzte sich ans Klavier, um, wie er sich malerisch ausdrückte, den ‚Schaum der Leidenschaft auszuwerfen'.

Jegorka hatte in die tapezierte Holzwand, die Raiskis Kabinett vom Korridor trennte, ein Loch gebohrt und beobachtete ihn von da aus.

„Ich sag' euch, Mädels, ich kann euch was Schönes zeigen!" sagte er, während er durch die Zähne nach der Seite spuckte. „Kommen Sie mal mit, Pelageja Petrowna, zu unserm Herrn, zu Boris Pawlowitsch, da können Sie mal durchs Loch gucken; in kein Tiater brauchen Sie zu gehen, so 'ne Komödie führt er da auf!..."

„Ach, dazu hab' ich gerade Zeit!" sagte die Angesprochene, die eben einen glühenden Bolzen ins Bügeleisen einlegte.

„Und Sie Matrona Ssemjonowna?"

„Wer soll denn das Zimmer von Marfa Wassiljewna aufräumen? Du vielleicht?"

„Ist das 'ne Bande — keine will mitgehen!" sagte Jegorka ärgerlich und spuckte wieder durch die Zähne aus. „Und ich hab' mich nun gequält und gebohrt!"

„Zeig' doch mal, was da zu sehen ist!" sagte die neugierige Natalia, eine der Spitzenklöpplerinnen Tatjana Markownas.

„Sie, meine reizende Natalia Fadjejewna?" versetzte Jegorka zärtlich. „Sie sind ja ein zu liebes, schönes Mädchen, und ich würde Sie nicht bloß durchs Loch gucken lassen, sondern Ihnen Hand und Herz antragen, wenn Sie nur... eine andere Fratze hätten!..."

Die andern Mädchen lachten, während Natalia schwer beleidigt war.

„Frecher Kerl!" sagte sie zornig und verließ das Zimmer. „Ein richtiger frecher Kerl!"

Jegorka kicherte hinter ihr her und bemühte sich, die beiden andern doch noch zum Mitgehen zu bewegen, was ihm auch schließlich gelang. Nacheinander guckten sie nun durch das Loch in Raiskis Stube.

„Seht doch, seht doch, wie er weint! Er schwimmt richtig in Tränen!" sagte Jegorka und ließ bald die eine, bald die andere durch das Loch gucken.

„Er weint wirklich, der Ärmste!" sagte Matrona mitleidig.

„Lachte er nicht eben? Ja doch, wirklich, er lacht! Seht doch, seht!"

Alle drei duckten sich nieder und kicherten in sich hinein.

„Den hat's ordentlich gepackt!" meinte Jegorka. „Er scheint nämlich, müßt ihr wissen, in Wjera Wassiljewna verschossen ..."

Pelageja versetzte ihm einen kräftigen Rippenstoß.

„Was schwatzt du da, du Heide?" versetzte sie ängstlich flüsternd. „Schwindle, soviel du willst, nur laß unsere jungen Fräulein in Ruhe! Wenn's die Gnädige hört ... kommt, wir wollen weggehen!"

Raiski aber weinte und lachte zugleich und spielte in der Tat „Tiater", denn es war mehr der von seinen Nerven gefolterte Künstler als der Mensch, der da lachte und weinte.

Er suchte, wenn er seine Aufzeichnungen machte, Wjeras Bild in möglichst reinen Formen festzuhalten, und unbewußt und unverstellt entwarf er damit zugleich das Bild seiner eigenen Leidenschaft. Er spiegelte darin, zuweilen in naiver, komischer Form, die edlen Seiten seiner Seele wieder und die Forderungen, die diese Seele an den Mitmenschen, insbesondere an die Frau stellte.

„Was schreibst du denn da eigentlich in einem fort?" fragte ihn Tatjana Markowna. „Ein Drama, oder noch immer den Roman?"

„Ich weiß es nicht, Tantchen. Ich schreibe einfach das Leben ab — ob's ein Roman wird, oder was sonst, kann ich noch nicht sagen."

„Wenn's Kindchen nur sein Spielzeug hat — bloß weinen soll es nicht," versetzte sie, und ihr Sprüchlein bezeichnete den Wert seiner Schriftstellerei in der Tat ziemlich richtig. Die Zeit verging ihm, die schwellende Kraft seiner Phantasie fand auf natürlichem Wege ihre Auslösung, und er sah nichts vom Leben, hatte keine Langeweile, strebte nirgendshin und wünschte nichts.

„Warum schreibst du eigentlich immer in der Nacht?" fragte ihn Tatjana Markowna. „Ich steh' eine Todesangst aus. Wenn du einmal über deinem Drama einschläfst und die Kerze umfällt? Hat man so was gesehen: bis ins Morgengrauen hinein zu schreiben! Du ruinierst dich ja. Du siehst manchmal so gelb aus, wie eine überreife Gurke — guck' doch mal in den Spiegel!"

Er sah in den Spiegel und erschrak in der Tat über die Veränderung, die mit ihm vor sich gegangen. An den Schläfen und um die Nase herum zeigten sich gelbe Flecke, und in dem dichten, schwarzen Haar schimmerte es merklich weiß.

„Warum muß ich nun gerade brünett sein, warum bin ich nicht blond?" murrte er. „So muß ich um zehn Jahre früher altern! Aber das macht nichts, Tantchen, achten Sie nicht weiter darauf. Lassen Sie mir nur meine Freiheit ... Ich finde eben keinen Schlaf: wie gern möcht' ich manchmal schlafen, aber es will nicht gehen."

„Nun redet auch er schon von Freiheit, geradeso wie Wjera!"

Sie seufzte.

„Was ihr nur mit eurer Freiheit habt — als ob euch die Großtante in Ketten hielte! Schreib meinetwegen, soviel du willst — aber nicht in der Nacht, ich komme sonst aus der Angst nicht heraus," fügte sie hinzu. „So oft ich auch hingucke — immer seh' ich Licht in deinem Fenster ..."

„Ich bürge dafür, Tantchen, daß kein Feuer entsteht — wenn ich auch selbst vom Feuer verzehrt werde ..."

„Daß du den Pips kriegst!" fiel sie ihm ärgerlich ins Wort. Sie war eben mit irgendeiner Näherei für Marfinkas Aussteuer beschäftigt, obwohl ein ganzes Dutzend Nähterinnen bereits daran arbeiteten. Sie konnte eben niemanden arbeiten sehen, ohne selbst mit Hand anzulegen, wie Wikentjew mitlachen und mitweinen mußte, sobald er jemanden lachen oder weinen sah.

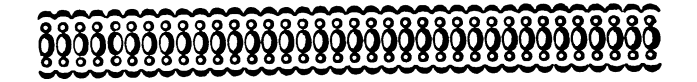
„Fordere das Schicksal nicht heraus, lade dir kein Unglück auf den Hals!" sagte sie warnend. „Bedenk: die Zunge ist des Menschen schlimmster Feind!"

Er sprang plötzlich vom Diwan auf, eilte nach dem Fenster und lief dann zur Tür hinaus, nach dem Hofe.

„Ein Bote kommt, mit einem Briefe von Wjera!" rief er, während er hinauslief.

„Nun seh' einer! Als ob sein leiblicher Vater zu Besuch käme, so glücklich ist er! ... Und wieviel Lichter bei dieser Romanschreiberei draufgehen: vier Stück in jeder Nacht!" murmelte die sparsame Großtante vor sich hin.





Fünftes Kapitel

Kaiski nahm den Brief Wjeras in Empfang. Sie beklagte sich, daß sie sich dort langweile, und in der Tat schien aus einigen Sätzen ihres Briefes hervorzugehen, daß die Einsamkeit sie bedrücke.

Sie schrieb, daß sie ihn zu sehen wünsche, daß sie seiner bedürfe und in Zukunft seiner noch mehr benötigen werde, daß sie „ohne ihn nicht leben könne". Er wußte nicht recht, wie er diese Worte deuten sollte, und zuweilen glaubte er zwischen den Zeilen wieder das kritische, kitzelnde Nixenlachen zu vernehmen, das ihn immer in so peinliche Unruhe versetzte.

Trotz dieses Lachens jedoch stand Wjeras geheimnisvolle Gestalt sogleich wieder winkend und in phantastische Fernen lockend vor seiner Seele. Sie schwebte gleichsam in einem Nebelschleier vor ihm her, und er stürzte ihr nach und faßte nach ihrem Schleier, begierig, ihr Geheimnis aufzudecken und zu ergründen, was für eine rätselhafte Isis sich dahinter verberge.

Kaum aber berührt er den Schleier — so entschlüpft sie auch schon wieder und flieht. So schwebte er, als Mensch wie als Künstler, beständig zwischen Freude und Qual und

wußte selbst nicht, wo in ihm der eine begann und der andere aufhörte.

Wenn er diese seltenen, kurzen Briefe empfing, in deren freundschaftlichen Ton sich dieses spöttische Lachen über seine Leidenschaft, über sein Suchen nach dem Ideal und seine phantastische Verstiegenheit mischte, mußte er selbst herzlich mitlachen über ihren Inhalt, um dann freilich fast in Tränen auszubrechen vor Schwermut und Gram darüber, daß er den Schlüssel zu seinem eigenen Wesen nicht zu finden vermochte.

„Sie begreift es nicht, die Ärmste," murrte er im stillen — „was es heißt, einen Menschen seiner Phantasie wegen zu verspotten: ist das nicht dasselbe, als wenn sie ihn um seines großen Schattens willen verspottete, der sich weithin auf die Felder legt und über die Häuser emporwächst? Und auch an die Leidenschaft glaubt sie nicht! Sie sollte nur sehen, wie diese unheimliche Riesenschlange sich, in Smaragd und Gold schimmernd, vor mir hinschlängelt, wie sie glänzt, wenn die Sonne sie wärmt und bestrahlt, und wie sie giftig züngelt und zischt und mit den scharfen Zähnen droht, sobald das Licht erlischt und sie, ihrer Farbenpracht bar, boshaft durchs Dunkel kriecht... Ich wünschte wohl, daß die sogenannten ‚Kenner des Menschenherzens', die ihre Weisheit aus den Theaterstücken der Residenzbühnen beziehen, einmal hierher kämen und sich ansähen, wie in Wirklichkeit diese ‚Schlange der Leidenschaft' aussieht! ‚Liebe verschwindet, wenn die Eigenliebe verletzt wird' — ‚Liebe heißt Egoismus zu zweien' — ‚Liebe vergeht, wenn sie nicht erwidert wird' — so lauten ihre billigen Sentenzen. Überzeugt euch einmal, wie sie in Wirklichkeit beschaffen ist, macht einen Versuch mit ihr! Ich werde gepufft und verlacht — und doch

liebe ich, ach, und wie liebe ich! Nicht wie vierzigtausend Brüder, viel zu niedrig hat Shakespeare die Zahl gegriffen — sondern wie alle Menschen zusammen! Alle Arten der Liebe sind in meiner Liebe enthalten. Ich liebe, wie Leontij seine Frau liebt, mit dieser schlichten, naiven Schäferliebe, liebe mit der finsteren Leidenschaftlichkeit dieses ernsten Ssawelij, liebe wie Wikentjew mit seiner heitren, frischen Lebensfreudigkeit, liebe, wie vermutlich Tuschin liebt, voll Bewunderung und Verehrung, liebe, wie die Großtante ihre Wjera liebt, wie noch nie, solange die Welt besteht, ein Mensch geliebt hat, liebe wie der Ozean, der das Festland umspült, mit jener gewaltigen Liebe, die der Schöpfer geschaffen...

„Und wenn ich schließlich alles in ein Wort fassen sollte," sagte er sich, plötzlich für einen Augenblick sich ernüchternd — „dann müßte es lauten: Ich liebe, wie ein Künstler liebt, das heißt mit aller Macht einer zügellosen — oder dem Zügel entschlüpften — Phantasie!"

Er gab sich wieder seiner Schriftstellerei hin, diesem Prozeß unbewußten Schaffens, in dem sich vor seinen Augen buntfarbig die eigenen Gedanken, Empfindungen und Vorstellungsbilder niederschlugen. Diese Blätter, die er da beschrieb, hinderten ihn freilich an seinem aufrichtigen Bemühen, Wjera zu vergessen, und gaben seiner Leidenschaft — das heißt seiner Phantasie — immer neue Nahrung.

„Und dabei wird sie das, was ich hier niederschreibe, gar nicht zu würdigen wissen," dachte er betrübt — „und wird diese Phantasieprodukte, zu denen sie mich begeistert hat, und die ihr geweiht sind, für verliebtes Gefasel erklären! Sollte sie mich wirklich nicht verstehen, mit ihrem Frauenhirn? Dabei hat sie doch so kluge kleine Ohren...

„Ist sie denn überhaupt klug? Wir bezeichnen oft, na-

mentlich bei den Frauen, als Klugheit schlechthin, was im Grunde genommen nur eine ganz niedrige Abart der Klugheit, nämlich Schlauheit, ist, die freilich in sehr scharf ausgebildeter Form vorhanden sein kann. Die Frauen bilden sich ja etwas darauf ein, daß sie diese ‚feine geistige Waffe', diesen Verstand der Katze, des Fuchses und gewisser Insekten besitzen. Es ist dies ein gewisser passiver Verstand: es ist die Fähigkeit, sich zu verstecken, der Gefahr zu entschlüpfen, sich vor Gewalt und Unterdrückung zu schützen.

„Diese pfiffige, kleinliche Art von Klugheit hat unter anderem, unter der Einwirkung einer jahrhundertelangen Unterdrückung, das in aller Welt verstreute Volk der Juden in sich ausgebildet, das gleichsam heimlich durch die Masse der Menschheit hinschlich und mittels dieser Schlauheit sein Leben, sein Hab und Gut und sein Existenzrecht verteidigte.

„Diese pfiffige kleine Klugheit vermag wohl im alltäglichen Leben ihre guten Dienste zu leisten, wenn es sich darum handelt, kleine Geschäfte abzuschließen, kleine Sünden zu verbergen usw. Sind jedoch den Frauen erst einmal ihre Rechte wiedergegeben, dann wird diese Schlauheit, die in kleinen Fragen nützlich sein mag, in großen, wichtigen Dingen jedoch fast immer schädlich wirkt, der elementaren menschlichen Kraft, dem wirklichen Verstande, ihren Platz einräumen müssen ..."

Sobald er sich einmal von seinem Tagebuche losriß und einen oder zwei Tage sich ernüchterte, stand Wjera wieder vorwurfsfrei vor seiner Seele. Sie zu verdächtigen und zu kränken, lag im Grunde genommen seinem Wesen — wie auch der gutherzigen, ehrlichen Natur Othellos — fern. Wenn er trotzdem sich zu Verdächtigungen und Un-

gerechtigkeiten hinreißen ließ, so waren dies nur spontane Produkte der Leidenschaft und Ungewißheit, die ihn alles in falschen, düsteren Farben sehen ließen.

In einem ihrer Briefe fand sich, nach den üblichen freundschaftlichen, mit liebenswürdigem Spott durchsetzten Ausführungen, unter den Worten „Ihre Wjera" noch ein längeres Postskriptum, in dem es hieß:

„Lieber Freund und Bruder, Sie haben mich lieben und leiden gelehrt. Sie haben mir etwas von der Kraft Ihrer Seele mitgeteilt, ja, wie es scheint, Ihre eigne milde und liebende Seele in mich übertragen...

„Und eben diese Mildherzigkeit, die ich nun auch in mir fühle, ermutigt mich, Sie zu bitten, an einem guten Werke teilzunehmen. Es befindet sich hier ein aus der Heimat vertriebener, unglücklicher Verbannter... Auf ihm ruht der Verdacht der Regierung... Er weiß nicht, wohin er sein Haupt legen soll, alle haben sich von ihm zurückgezogen, die einen aus Gleichgültigkeit, die andern aus Furcht. Sie aber lieben Ihren Nächsten und kennen sicherlich weder Gleichgültigkeit noch Furcht, wenn es sich um ein gutes, reines, heiliges Werk handelt. Er besitzt keinen Groschen Geld, hat nichts anzuziehen, und draußen wird es Herbst... Ich füge nichts weiter hinzu. Jedes Wort ist hier Wahrheit — Ihre Wjera wird Sie nicht belügen. Wenn Ihr Herz, woran ich nicht zweifle, Ihnen sagen wird, was hier zu tun ist, dann richten Sie etwaige Sendungen an die Küstersfrau Sekleteja Burdalachowa, es wird bestimmt ankommen, ich werde mich selbst darum kümmern. Richten Sie es jedoch so ein, daß weder Tantchen noch sonst jemand im Hause etwas merkt.

„Sie werden, was ganz natürlich ist, wissen wollen, wie groß die Summe sein soll, die der Betreffende braucht.

Dreihundert Rubel, oder vielleicht auch zweihundertund-zwanzig, würden genügen, um ihn ein ganzes Jahr über Wasser zu halten. Und wenn Sie ihm dazu noch einen Paletot und eine gestrickte Wollweste schicken, dann würden Sie den armen Menschen auch vor der Kälte bewahren. Sie sehen, wie sehr ich auf Ihre Mildherzigkeit im allgemeinen und Ihre Liebe zu mir im besonderen baue: ich lege sogar die Maße bei, die der Dorfschneider hier von ihm genommen hat!

„Um eine warme Bettdecke zu bitten, wage ich schon garnicht — das hieße Ihre Güte und Ihre Schwäche für mich mißbrauchen. Davon ein andermal. Im Winter wird der arme Verbannte wahrscheinlich aus dieser Gegend hier wegkommen, er wird Sie dann segnen, und von diesem Segen wird vielleicht auch auf mich ein wenig abfallen. Ich würde Sie nicht belästigen, aber Sie wissen, daß Tantchen all mein Geld in Verwahrung hat, und ihr kann ich nichts von der Sache sagen."

„Was ist das? Was ist das?" schrie Raiski förmlich laut auf, als er dieses Postskriptum zu Ende gelesen hatte, und während er die rollenden Augen in die Runde gehen ließ, suchte er in Gedanken nach dem Schlüssel zu diesem neuen Rätsel.

„Wie seltsam, wie seltsam! Ist das wirklich Wjera? Oder wer sonst steckt dahinter?" sprach er laut vor sich hin und warf sich plötzlich in einem Anfall hysterischen Lachens auf den Diwan. Es war in Tatjana Markownas Kabinett, und Wikentjew und Marfinka waren gleichfalls da. Sein Lachen steckte die beiden an, und sie akkompagnierten ihm freundschaftlich, indem sie herzlich mitlachten. Doch hörten sie plötzlich, durch die seltsame Art seines Lachens beunruhigt, selbst auf zu lachen. Ganz besonders hatte er Tat-

jana Markowna erschreckt — sie lief eiligst nach der Hausapotheke, entnahm ihr irgendwelche Tropfen und goß einen Teelöffel voll davon ein. Er konnte sich kaum wieder fassen.

„Hier, nimm die Tropfen, Borjuschka!"

„Ach nein, Tantchen — ich brauche keine Tropfen, sondern Geld ... dreihundert Rubel ..."

Und er platzte wieder mit einem lauten Lachen heraus. Die Großtante weigerte sich natürlich, ihm etwas zu geben.

„Wozu denn, für wen? Etwa wieder für Markuschka? Laß dir erst die achtzig Rubel zurückgeben!"

Zu einer andern Zeit hätte er sich mit einem harmlosen Witze über die Sparsamkeit und den Geiz der Großtante begnügt, diesmal jedoch brannte das Feuer seiner Ungeduld, die durch das wachsende Interesse an der offenbar dahinter steckenden Komödie noch erhöht wurde, gar zu heftig.

Er mußte sich förmlich mit ihr herumprügeln und erreichte es erst nach einem verzweifelten, über eine Stunde währenden Kampfe, daß sie mit zweihundertundzwanzig Rubeln herausrückte. Um eher zu Ende zu kommen, hatte er nicht auf den dreihundert bestanden.

Er versiegelte das Geld und schickte es am nächsten Tage ab. Dann suchte er einen Schneider auf und gab ihm den Winterpaletot und die Weste in Bestellung. Auch eine Bettdecke kaufte er — und alles zusammen sandte er am fünften Tage nach Ankunft des Briefes unter der angegebenen Adresse ab.

„Nicht mit der Feder nur, sondern mit Tränen und tiefgerührtem Herzen danke ich Ihnen, lieber, lieber Bruder," lautete die Antwort von jenseits des Stromes. „Nicht ich kann Sie dafür belohnen: der Himmel wird es statt meiner tun! Mein Dank besteht in einem warmen Händedruck

und einem tiefen, tiefen Blick voll Erkenntlichkeit. Wie beglückt war der arme Verbannte durch Ihre Geschenke! Er lacht vor lauter Freude und trägt die neuen Sachen schon. Von dem Gelde hat er seiner Wirtin gleich das rückständige Kostgeld für drei Monate erlegt und noch einen Monat im voraus bezahlt. Für drei Rubel hat er sich Zigarren gekauft, die er leidenschaftlich gern raucht und schon sehr lange entbehren mußte ..."

„Ich will ihm morgen ein Kistchen von meinen eigenen schicken," dachte Raiski und sandte in der Tat ein Kistchen ab. „Reich scheint er nicht zu sein," sagte er sich — „er würde sonst nicht darum bitten ..."

Plötzlich bekam er den Einfall, den pfiffigen Jegorka auf Kundschaft auszusenden, um zu erfahren, wer eigentlich die Briefe bei dem Fischer abhole, und wer diese Sekleteja Burdalachowa sei. Er hatte bereits geklingelt, als jedoch Jegorka erschien, fand er keine Worte, sah, über seine Absicht errötend, Jegorka verlegen an und bedeutete ihm durch einen Wink, er solle wieder hinausgehen.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" flüsterte er mit einem unbestimmten Gefühl des Abscheus. „Ich werde sie selbst fragen — ich bin neugierig, was sie mir antwortet. Und wenn sie lügt — dann adieu, Wjera, und mit ihr aller Glaube an die Frauen!"

Er beobachtete die Entwickelung seiner eigenen Leidenschaft, wie ein Arzt den Gang der Krankheit beobachtet, ja er photographierte sie förmlich in all ihren einzelnen Stadien. Zuweilen sagte ihm wohl sein gesunder Menschenverstand, daß diese Leidenschaft eine Lüge, eine Luftspiegelung sei, die er verscheuchen und zerstreuen müsse. „Aber wie soll das geschehen? Was soll ich tun, um von ihr loszukommen?" fragte er und richtete den Blick abwechselnd

zum bewölkten Himmel empor und zur Erde nieder. „Was erfordert die sittliche Pflicht? Gib mir Antwort, schlummernde Vernunft, erleuchte mir den Weg, laß mich hinüberspringen über das sengende Feuer!“

„Laß alles im Stich und entflieh!“ antwortete ruhig die Vernunft.

„Ja, ja — ich will alles liegen lassen und will fliehen, ich warte nicht erst, bis sie zurückkommt!“ sagte er sich — und bemerkte jetzt erst ein kleines Blatt Papier, das dem Briefe beilag, und auf dem Wjera schrieb:

„Schreiben Sie nicht mehr, ich werde am Donnerstag selbst wieder zu Hause sein, der Forstmeister bringt mich heim.“

Er war aufs höchste erfreut.

„Ah, das soll der Prüfstein werden!“ sagte er sich. „Das Schicksal selbst, von dem Tantchen immer spricht, hat sich eingemischt und verlangt, daß ich mich aufraffe, daß ich ein Opfer bringe. Und ich will es bringen. In drei Tagen soll ich sie hier wieder sehen — o, welche lockende Aussicht! Wie hell wird die Sonne wieder über Malinowka aufgehen! Doch nein, ich will dem entfliehen! Niemand weiß es, was mich das kosten wird. Und ob mir, zum Lohne dafür, wohl der verlorene Friede wieder zuteil wird? Nur rasch, rasch fort ...“ sagte er entschlossen und befahl Jegor, den Reisekoffer zu holen.

Er hätte nun sogleich aufbrechen und Wjera vergessen sollen. Und zum Teil brachte er dieses Programm auch zur Ausführung. Er begab sich nach der Stadt, um dies und das für die Reise einzukaufen. Auf der Straße begegnete er dem Gouverneur. Dieser machte ihm Vorwürfe darüber, daß er sich bei ihm so lange nicht habe sehen lassen. Raiski entschuldigte sich mit Krankheit und sagte, er wolle in den nächsten Tagen abreisen.

„Wohin?" fragte jener.

„Das ist mir gleich," antwortete Raiski düster. „Hier bin ich müde geworden, ich möchte mich zerstreuen. Ich fahre jetzt zunächst nach Petersburg, dann vielleicht nach meinem Gute im Gouvernement R. und von dort möglicherweise ins Ausland..."

„Ich wundere mich nicht, daß die Langeweile Sie hier plagt," versetzte der Gouverneur. „Es ist nichts, so immer auf einem Fleck zu sitzen und sich von aller Gesellschaft fernzuhalten... Sie brauchen Zerstreuung — wollen wir nicht zusammen eine kleine Tour machen? Ich trete übermorgen eine Inspektionsreise durch das Gouvernement an..."

„Übermorgen ist Mittwoch," ging es Raiski durch den Kopf — „und sie will am Donnerstag zurückkommen... Ja, ja — das Schicksal zieht mich bei den Haaren von hier fort... Oder soll ich nicht doch gleich weiterfahren, um alles ganz von mir abzuschütteln, um vollends den Sieg über mich zu erringen?"

„Sehen Sie sich einmal unsere Gegend an," fuhr der Gouverneur fort. „Es gibt hier Örtlichkeiten von großem Reize: Sie sind ein Poet, Sie werden frische Eindrücke empfangen... Auch eine Wolgafahrt von anderthalb hundert Werst steht uns bevor... Nehmen Sie Ihr Skizzenbuch mit, Sie werden da hübsche Motive finden..."

„Soll ich den Vorschlag nicht doch annehmen?" sagte sich Raiski, und neben der Absicht, seine Leidenschaft völlig niederzukämpfen, keimte schon wieder der hoffnungsvolle Gedanke auf, daß er doch nicht ganz von den Stätten Abschied nehme, an denen sie verweilte — seine unvergleichliche Schöne, die ihm solche Qualen bereitete.

„Einverstanden — ich begleite Sie," entschied er endgültig.

Der Gouverneur schüttelte ihm freundschaftlich die Hand und nahm ihn dann nach seiner Wohnung mit. Er zeigte ihm die bequeme, gemächliche Reiseequipage und sagte ihm, daß auch ein Küchenwagen mitgehen würde. Auch Spielkarten wollte er mitnehmen.

„Wir wollen uns gelegentlich im Pikett messen," fügte er hinzu. „Ich verspreche mir viel von der Fahrt — für mich wird's jedenfalls angenehmer sein, als wenn ich nur in Gesellschaft des Sekretärs reise, der ohnedies viel zu tun hat."

Schon die bloße Aussicht, einmal in andere Umgebung zu kommen, brachte Raiski eine Erleichterung. Es trat doch einmal etwas anderes, das nichts mit Wjera zu tun hatte, gleich einer Wolke zwischen ihn und sie. Das hätte schon längst eintreten sollen — dann hätte dieser törichte Zustand bereits ein Ende genommen.

„Nun sind sie auf einmal fast ganz verschwunden, diese kleinen Teufel, die mich quälten!" sagte er sich, als er nach Hause zurückkehrte.

Er befahl Jegorka, Kleider und Wäsche für ihn bereit zu halten — er wolle mit dem Gouverneur zusammen verreisen.

Sein Vorsatz, der Leidenschaft, die ihn peinigte, endlich Herr zu werden, war durchaus ernst und aufrichtig, und er dachte schon daran, überhaupt nicht zurückzukehren, sondern nach Beendigung der Fahrt mit dem Gouverneur seine Sachen nachkommen zu lassen und abzureisen, ohne daß er Wjera nochmals gesehen.

Diesen Entschluß hätte er nun auch zur Ausführung bringen sollen — eine Trennung von Malinowka, sei es

für immer, oder sei es auch nur für längere Zeit, jedenfalls aber eine völlige Trennung hätte alles das, was jetzt in seiner Seele lebte, unter dem Einfluß der Entfernung verblassen lassen. Es hätte gar keiner Riesenabstände bedurft, wie Raiski sie sich vorstellte: zwei-, dreihundert Werst etwa, und ein Zeitraum — nicht von Jahren, sondern von fünf, sechs Wochen hätte genügt, um dieses ganze Geknister und Geprassel in Vergessenheit zu bringen.

Raiski wußte das nach seinen früheren Erfahrungen, die allerdings nicht so heftig auf ihn eingewirkt hatten. Aber die letzte Hoffnung erscheint ja stets in anderem Lichte als die früheren, die frische Wunde brennt heftiger in der noch lodernden Flamme der Leidenschaft, und die Zeit vermag nur sehr langsam zu heilen.

Raiski wußte auch dies, und er gab sich durchaus keiner Selbsttäuschung hin. Er wollte nur den unerträglichen Schmerz irgendwie beschwichtigen, wollte nicht plötzlich von dannen gehen und unüberbrückbare Weiten zwischen sie und sich selber legen, nicht mit einem Male, ganz plötzlich, diesen Nerv durchschneiden, der ihn einerseits mit der anmutigen, reizvollen, von Grazie erfüllten Gestalt Wjeras, andererseits mit dem in ihr verkörperten und gleichsam lebendig gewordenen Ideal seiner Künstlerseele verknüpfte. Er wollte und konnte es nicht, und wenn ihr Tun und Treiben ihm noch so geheimnisvoll vorkam, wenn sein Verdacht, sie sei in Leidenschaft zu irgend jemandem erglüht, ja sie habe sich vielleicht gar mit irgendeinem ... Tuschin, in dem er in erster Linie ihren Helden vermutete, vergangen, noch so schwer auf ihr ruhte.

„Oder vielleicht ist es auch ein anderer ... oder mehrere andere ...“ dachte er voll Argwohn.

Er übertrug seine künstlerischen Forderungen ins Leben,

verquickte sie mit den allgemein menschlichen und befolgte, indem er sie auf sich selbst anwandte, unwillkürlich und unbewußt die weise Lehre der Alten: „Erkenne dich selbst." Mit Entsetzen beobachtete und belauschte er die wilden Ausbrüche seiner blinden animalischen Natur, er schrieb ihr selbst das Todesurteil, entwarf neue Gesetze für sein inneres Leben, zerstörte den alten Menschen in sich und schuf einen neuen. Und indem er so voll Schrecken in den unbarmherzigen Spiegel hineinschaute, den er sich selbst vorhielt, und darin all das Dunkle und Böse in sich erkannte, empfand er andererseits ein maßloses Glück bei der Entdeckung, daß diese innere Arbeit am eigenen Ich, die er als Mensch wie als Künstler von Wjera verlangte, bei ihm selbst nicht erst jetzt, im Verlauf seiner Bekanntschaft mit ihr, begonnen hatte, sondern schon weit, weit früher. Mit klopfendem Herzen, voll innerer Rührung, horchte er auf die unterirdische stille Arbeit, deren leises Geräusch sich durch den bunten Lärm der Leidenschaft vernehmen ließ, und die da drinnen, auf dem tiefsten Grunde seines menschlichen Wesens, irgendein geheimnisvoller Geist verrichtete. Wohl hielt dieser Rastlose zuweilen mitten im Lodern und Prasseln eines unreinen Feuers mit der Arbeit inne, doch kam er nie ganz zum Schweigen, sondern erwachte immer wieder und rief ihn, anfangs leise, dann aber immer lauter und lauter, zur unermüdlichen, schweren Arbeit an sich selbst, an seiner eigenen Statue, an dem Ideal des Menschen.

Ein freudiges Zittern befiel Raiski, wenn er sich vorstellte, daß keine kleinmütige Furcht und keine Lockungen des Lebens ihn zu dieser Arbeit antrieben, sondern einzig der uneigennützige Drang, die Schönheit in sich selbst zu suchen und zu verwirklichen. Jener Geist war es, der ihn als

Menschen wie als Künstler in eine geheimnisvölle, leuchtende Ferne, zu dem Ideale rein menschlicher Schönheit hinlockte.
Mit einem heimlichen, atemraubenden, fast beängstigenden Glücksgefühl sah er, daß die Arbeit des reinen Genius durch die Feuersbrunst der Leidenschaft nicht zerstört, sondern nur aufgehalten wird und, sobald das Feuer erloschen ist, ihren Fortgang nimmt — langsam und mühsam zwar, aber doch stetig. Er sah, daß in der Seele des Menschen, unabhängig vom künstlerischen Schaffenstriebe, noch ein anderer, moralischer Trieb existiert, eine geistige Begierde, die neben der leiblichen, und eine sittliche Kraft, die neben der Kraft der Muskeln besteht.
Er ließ in Gedanken sein ganzes Leben an sich vorüberziehen und erinnerte sich, welche unmenschlichen Qualen es ihm bereitet hatte, wenn er zu Falle kam, wie er dann aber sich langsam wieder erhob, wie jener reine Geist ihn leise mahnte, ihn zu dem unvollendeten Werke zurückrief, ihn aufrichtete, ermutigte und tröstete, ihm den Glauben an die Schönheit des Wahren und Guten und die Kraft zum Weiter- und Höherschreiten wiedergab ...
Mit andächtigem Erschauern fühlte er, wie seine Kräfte ins Gleichgewicht kamen, wie seine besten Gedanken und Willensregungen sich einordneten in jenes Werk des inneren Aufbaus, wie ihm leichter und freier zumute ward, wenn er das Geräusch jener geheimnisvollen Arbeit hörte oder gar selbst eine Anstrengung machen konnte, um Stein, Feuer und Wasser hinzureichen.
Während so in seinem Innern die schöpferische Arbeit des Neuaufbaus sich vollzog, schwand die leidenschaftliche, böse Wjera ganz aus seiner Vorstellung, und wenn sie dennoch vor ihm auftauchte, zögerte er nicht, sie gleich-

falls zur Teilnahme an der Arbeit dieses geheimnisvollen Geistes aufzurufen, sie auf das heilige Feuer in ihrem Innern hinzuweisen, es in ihr anzufachen und sie zu beschwören, daß sie es hüten und nähren und in sich bewahren möge.
Dann schien es ihm, als liebe er Wjera mit einer Liebe, die kein anderer für sie empfand, und er forderte kühn von ihr für sich dieselbe Liebe — eine Liebe, wie sie sie für ihr Idol, ihren Auserwählten bei aller noch so leidenschaftlichen Hingebung nicht empfinden konnte, wenn dieses Idol nicht dieselbe Kraft, dasselbe Feuer und mithin auch dieselbe Liebe empfand, die in seiner Brust wohnte und ihn mit allen Fibern zu ihr hinzog.
Jene andere, brennende, zerstörende Leidenschaft aber bemühte er sich, aufrichtig und ehrlich zu bekämpfen — er fühlte, daß Wjera sie nicht erwiderte, und daß sie daher nicht zu jenem Ausgang führen könne, der bei gegenseitiger Liebe zwischen ehrlichen Menschen natürlich ist. Unerreichbar schien ihm jener Glückszustand, bei dem die Leidenschaft, von tierischer Raserei befreit, sich in echt menschliche Liebe verwandelt.
Er stachelte nun nicht mehr die Leidenschaft in sich auf, wie er es früher getan, sondern verwünschte seinen inneren Zustand, seinen qualvollen Kampf mit sich selbst und schrieb Wjera, daß er sich entschlossen habe, ihr aus dem Wege zu gehen. Kaum aber begann er sich von ihr zu entfernen, als er sogleich fühlte, wie sie sich als geheimnisvoll verschleiertes, nixenhaftes Wesen an seine Fersen hing, wie sie ihn foppte und neckte, ihn aus dem Schlafe aufstörte, ihn nicht ruhig essen ließ, ihm das Buch, das er las, aus der Hand nahm.
Nach drei Tagen erhielt er eine kurze Zuschrift, in der sie

fragte, wo er weile, warum er nicht nach Hause komme, weshalb er nicht schreibe — als ob die Gründe, die ihn zur Abreise bestimmt hatten, sie gar nichts angingen, oder als ob sie seine Briefe nicht bekommen hätte.
Sie rief ihn nach Hause, teilte ihm mit, daß sie zurück sei, daß sie sich ohne ihn langweile. Malinowka erscheine ihr leer und öde, alle ließen den Kopf hängen, Marfinka wolle sogleich nach ihrem Geburtstage, den sie nächste Woche feiere, die Mutter ihres Bräutigams auf der andern Wolgaseite besuchen, und die Großtante werde ganz allein bleiben und vor Gram vergehen, wenn er, der Großtante und auch ihr selbst zu Liebe, dieses Opfer nicht bringe...
„Ja, ich kenne dieses Opfer," dachte er nicht ohne Grimm im Herzen. „Wenn ich nicht da bin, und wenn Marfinka weg ist, wird man deine kecken Seitensprünge leichter bemerken! Du wirst dich der Großtante mehr widmen müssen, wirst nicht auf deinem Zimmer, sondern am Tisch mit den andern zusammen essen müssen — da kannst du mich wohl brauchen, das begreif' ich! Doch dazu gebe ich mich nicht her, diesen Triumph sollst du nicht haben. Genug jetzt — ich will frei werden von dieser törichten Leidenschaft, dieser Sieg soll dir nicht zuteil werden!"
Er schrieb ihr eine Antwort, in der er wiederholt seine Absicht aussprach, abzureisen, ohne sie nochmals gesehen zu haben. Er finde — so schrieb er — daß dies die einzige Möglichkeit sei, ihr Verlangen, sie in Ruhe zu lassen, zu erfüllen und gleichzeitig seine eigne Qual zu enden. Er zerriß in einem Anfall von Enttäuschung über seine Phantasieprodukte sein Tagebuch und warf die Fetzen zum Fenster hinaus, den Winden zum Spiel. Es war in einer Bezirksstadt, wo dies geschah, in dem Quartier, das er mit dem Gouverneur zusammen bezogen hatte. Als die

Fetzen des Tagebuches gleich weißem Schnee aus dem Fenster seines Zimmers in den Hof flatterten, liefen von allen Seiten die Hühner zusammen, in der Meinung, es sei dort irgendein süßes Hühnermanna vom Himmel gefallen. Auch sie erfuhren eine Enttäuschung, warfen einen fragenden Blick nach dem Fenster und gingen langsam auseinander.

Am nächsten Tage, in der Abendstunde, erhielt Raiski von Wjera einen kurzen Brief, in dem sie ihn beruhigte, seine Absicht, ohne ein nochmaliges Wiedersehen mit ihr abzureisen, billigte und ihre volle Bereitschaft erklärte, ihm bei der Bekämpfung seiner Leidenschaft — das Wort war im Briefe unterstrichen — behilflich zu sein. Aus diesem Grunde gehe sie sogleich nach Absendung dieses Briefes, noch an demselben Tage — das heißt am Freitag — wieder ans andere Wolgaufer zu Besuch. Ihm jedoch rate sie, doch noch einmal wiederzukehren und von Tatjana Markowna wie von den übrigen Hausgenossen Abschied zu nehmen, da seine plötzliche Abreise sonst in der Stadt unliebsames Aufsehen machen und die Großtante kränken würde.

Raiski ward durch diesen Brief fast wieder in freudige Stimmung versetzt. Es wurde ihm leicht ums Herz, und am nächsten Tage — das heißt am Freitag — nach dem Mittagessen sprang er leicht und munter aus dem Wagen des Gouverneurs, der gerade ein in der Nähe von Malinowka gelegenes großes Dorf passierte, verabschiedete sich dankend von Seiner Exzellenz und begab sich, den leichten kleinen Reisekoffer in der Hand, nach Hause.





Sechstes Kapitel

Marfinka sah ihn zuerst, als er auf den Hof kam, dann folgte Wikentjew, und hinter diesem her stürzten die Hunde herbei, um ihn zu begrüßen. Alle, mit Einschluß von Paschutka, waren bis zu Tränen gerührt vor Freude über seine Ankunft, und auch er selbst hätte, obschon die Leidenschaft seine Seele wieder ganz im Banne hielt, ob der Wärme dieses herzlichen Empfanges beinahe geweint.

„Ach, warum kann ich mich nicht zufrieden geben mit diesem schlichten Glück — warum bin ich nicht Tantchen, oder Wikentjew, oder Marfinka, warum bin ich von demselben Schlage wie Wjera?" dachte er und sah sich schüchtern nach Wjera um.

„Und Wjera ist gestern abgefahren!" sagte Marfinka mit besonderer Lebhaftigkeit, als sie sah, wie er ängstlich suchend um sich schaute.

„Ja, Wjera Wassiljewna ist abgefahren!" wiederholte Wikentjew.

„Das Fräulein ist nicht da!" sagten auch die Leute, obschon er sie gar nicht fragte.

Er hätte sich nun freuen sollen — statt dessen aber befiel sein Herz tiefste Trauer.

„Und sie freuen sich noch, daß sie abgefahren ist, sie können darüber lachen, es macht ihnen nichts aus!" dachte er, während er sich nach Tatjana Markownas Kabinett begab.

„Wie sehnsüchtig habe ich dich erwartet — einen Extraboten wollte ich schon hinter dir herschicken!" sagte sie mit sorgenvollem Gesichte, hieß Paschutka aus dem Zimmer gehen und verschloß die Tür.

Er erschrak in der Meinung, daß irgendeine schlimme Nachricht über Wjera ihn erwarte.

„Was ist vorgefallen?"

„Dein Freund Leontij Iwanowitsch..."

„Nun?"

„Er ist krank."

„Der Ärmste! Was fehlt ihm denn? Ich fahre sofort hin... Ist's gefährlich?..."

„Wart', ich lasse anspannen, und inzwischen erzähle ich dir, was es mit seiner Krankheit auf sich hat. In der Stadt ist es schon bekannt, ich verheimliche es nur Marfinkas wegen... Auch Wjera hat es schon irgendwo erfahren..."

„Was ist denn mit ihm passiert?"

„Seine Frau ist fort..." flüsterte Tatjana Markowna stirnrunzelnd — „und das hat ihn krank gemacht. Seine Köchin war schon vorgestern und gestern da, um dich zu ihm zu bitten..."

„Wo steckt denn seine Frau?..."

„Mit dem Franzosen, dem Charles, ist sie davongelaufen. Der mußte aus irgendeinem Grunde nach Petersburg fahren, und da ist sie einfach mitgereist. ‚Ich will meine Verwandten in Moskau besuchen,' meinte sie pfiffig, ‚da kann mich ja Mr. Charles gleich mitnehmen!' So entlockte sie ihrem Manne den Erlaubnisschein."

„Nun, was ist dabei?“ sagte Raiski. „Ihre Beziehungen zu Charles sind doch für niemand außer Leontij ein Geheimnis. Man wird darüber lachen, sie wird zurückkommen, und er wird nie etwas davon erfahren ...“

„So hör' doch zu Ende! Von unterwegs hat sie ihm dann geschrieben, er solle sie vergessen und sie nicht erwarten, da sie nicht mehr zurückkehren werde. Sie könne mit ihm nicht leben, sie müsse ersticken ...“

Raiski zuckte die Achseln.

„Du lieber Gott! Diese Närrin!“ sagte er dann mit aufrichtigem Bedauern. „Der arme Leontij! Nicht genug, daß sie ihn heimlich betrog — nein, sie mußte den Skandal auch an die Öffentlichkeit bringen! Ich fahre gleich hin; ach, wie er mir leid tut!“

„Auch mir tut er leid, Borjuschka. Ich wollte schon selbst zu ihm hinfahren — er ist eine so ehrliche Seele, ganz wie ein Kind! Gott hat ihm Gelehrsamkeit gegeben, aber keinen Witz ... Da sitzt er nun ewig zwischen seinen Büchern vergraben! Wer wird sich jetzt um ihn kümmern? ... Weißt du was: wenn er dort niemanden hat, der sich seiner annimmt, dann bring ihn doch hierher! Das alte Haus ist ganz leer bis auf Wjerotschkas Zimmer ... wir bringen ihn vorläufig dort unter ... Ich habe für alle Fälle schon zwei Zimmer für ihn zurecht machen lassen.“

„Was für eine prächtige Frau Sie doch sind, Tantchen — ich hatte eben erst denselben Gedanken, und Sie haben ihn schon zur Ausführung gebracht!“

Er begab sich für einen Augenblick in sein Zimmer. Dort fand er Briefe aus Petersburg, darunter auch einen von seinem Freunde Ajanow, dem Partner von Nadjeschda Wassiljewna und Anna Wassiljewna Pachotin. Es war jedenfalls die Antwort auf mehrere Briefe, in denen er

selbst sich nach Sofia Bjelowodowa erkundigt hätte, die er inzwischen jedoch längst vergessen hatte.
Er öffnete den Brief und sah, daß Ajanow in der Tat unter anderem auch dieses Thema berührte.
„Endlich fällt's ihm ein zu schreiben!" dachte er. „Als ich ihm schrieb, stand ihr Bild noch frisch vor meiner Seele — jetzt erinnere ich mich kaum noch ihres Gesichts. Jetzt ist mir sogar eine Sekleteja Burdalachowa interessanter, da sie mich wenigstens an Wjera erinnert."
Er ließ die Briefe ungelesen und die Journale ungeöffnet und fuhr sogleich zu Koslow. Die Läden des kleinen grauen Hauses waren geschlossen, und Raiski mußte eine ganze Weile warten, ehe ihm geöffnet wurde.
Er durchschritt das Vorzimmer und den Salon und blieb an der Tür zu Leontijs Kabinett stehen. Er wußte nicht, ob er klopfen oder ohne weiteres eintreten sollte.
Die Tür öffnete sich plötzlich leise, und vor ihm stand Mark Wolochow in einem Frauenmantel und in Koslows Pantoffeln, ungekämmt und anscheinend unausgeschlafen, blaß und mager, mit einem grimmigen Ausdruck im Gesichte.
„Endlich kriegt man den gnädigen Herrn zu sehen," sagte er halblaut, in ärgerlichem Tone. „Wo haben Sie denn gesteckt? Ich habe schon zwei Nächte fast ohne Schlaf verbracht. Tagsüber kommen ihm die Schüler auf den Hals, und in der Nacht ist er ganz allein ..."
„Was ist denn mit ihm?"
„Was mit ihm ist? Hat man Ihnen denn nichts gesagt? Seine Zicke ist über alle Berge! Ich freute mich so, als ich's hörte, und ging gleich hin, um ihm zu gratulieren, und wie ich hinkomme, sehe ich: der Mensch ist ganz verstört! Sein Blick ist so starr, er erkennt keinen Menschen und ist wie im Fieber. Jetzt scheint es ja etwas besser. Statt

aber Freudentränen zu vergießen, ist der Schafskopf ganz aufgelöst vor Gram. Ich holte den Arzt, doch er jagte ihn hinaus, und dabei benimmt er sich wie ein Verrückter... Er schläft jetzt, stören Sie ihn nicht. Ich gehe nach Hause, Sie aber bleiben doch hier, nicht wahr? — damit er sich nicht noch in einem Anfall von Schwermut etwas antut... Auf keinen Menschen hört er — ich wollte ihm schon eine Tracht Prügel verabreichen..."

Er spuckte ärgerlich aus.

„Auf die Köchin ist kein Verlaß, die ist eine Idiotin. Gestern sollte sie ihm ein Beruhigungspulver geben — statt dessen ließ sie ihn Zahnpulver schlucken. Morgen abend löse ich Sie ab..." fügte er hinzu.

Raiski blickte voll Erstaunen auf Mark und reichte ihm die Hand.

„Warum auf einmal so liebenswürdig?" fragte Mark gallig, ohne seine Hand zu ergreifen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie sich meines armen Freundes angenommen haben..."

„Ah, sehr angenehm!" sagte Mark, begann mit beiden Pantoffeln auf dem Fußboden zu scharren und schüttelte mehrmals Raiskis Hand. „Ich habe längst eine Gelegenheit gesucht, Ihnen einen Dienst zu erweisen..."

„Warum ziehen Sie eigentlich, wie ein Zirkusclown, alles ins Lächerliche, Wolochow?"

„Und warum nehmen Sie alles im Leben so pathetisch?" versetzte Wolochow voll Hohn. „Was soll mir Ihre Dankbarkeit? Bin ich etwa Ihretwegen oder sonst jemandes wegen zu Koslow gekommen, und nicht vielmehr einzig und allein seinetwegen?"

„Nun gut, Mark Iwanowitsch, Gott mit Ihnen! Bleiben Sie schon bei Ihren Manieren. Schließlich kommt es auf

die ja so wenig an wie auf mein Pathos. Sie haben jedenfalls ein gutes Werk vollbracht..."
„Schon wieder ein Lob!"
„Ja, schon wieder. Das ist nun einmal meine Manier — zu sagen, was mir gefällt oder nicht gefällt. Sie glauben vielleicht, grob sein heiße so viel wie einfach und natürlich sein? Ich bin der Meinung, daß der Mensch in um so höherem Grade Mensch ist, je sanfter er ist. Lassen Sie mich schon bei dieser Meinung bleiben, so sehr sie Ihnen auch mißfällt!"
„Meinetwegen raspeln Sie Ihr Süßholz weiter, soviel Sie wollen!" knurrte Mark vor sich hin.
„Ich nehme Leontij zu mir — dort wird er wie zu Hause sein," fuhr Raiski fort, „und wenn sein Kummer nicht vergeht, kann er für immer in dem stillen Winkel bleiben..."
„Nun reiche ich Ihnen die Hand," sagte Mark ernsthaft und hielt Raiski seine Hand hin. „Das ist doch eine Tat, kein bloßes Gerede! Koslow wird an der Sache zugrunde gehen, er wird kaum noch weiteramtieren können. Er wird ohne Obdach, ohne ein Stück Brot bleiben... Ein prächtiger Einfall, der Ihnen da gekommen ist!"
„Nicht mein Einfall ist es, sondern der Einfall einer Frau, und nicht aus ihrem Kopfe stammt er, sondern aus ihrem Herzen," sagte Raiski — „und darum nehme ich diesmal Ihre Hand nicht an... Die Großtante hat diesen Einfall gehabt..."
„Eine ganz famose Alte, diese Ihre Großtante!" sagte Mark. „Ich komme gelegentlich einmal zu ihr zu Gaste, wenn's wieder eine Pastete gibt. Wie schade, daß ihr so viel alter Plunderkram im Kopfe sitzt!... Nun, ich gehe jetzt, und Sie nehmen den Koslow in Ihre Obhut — wenn Sie nicht selbst dableiben können, lassen Sie sonst jemanden

bei ihm. Vorgestern legten wir ihm Sauerkraut auf den Kopf, um ihm die Stirn zu kühlen. Ich war einen Augenblick eingeschlafen, und in der Zeit hat er, ohne sich etwas dabei zu denken, das ganze Sauerkraut in den Mund gestopft und aufgegessen. Nun, leben Sie wohl, ich bin müde und habe Hunger. Awdotja hat mir hier so eine Brühe vorgesetzt, sie sagte, es sei Kaffee ..."

„Hören Sie — wollen Sie nicht noch ein Weilchen dableiben? Ich schicke sofort den Kutscher nach Hause und lasse ein Abendbrot holen," sagte Raiski.

„Nein, ich will zu Hause Abendbrot essen."

„Vielleicht ... brauchen Sie Geld? ..." sagte Raiski fast schüchtern und wollte seine Brieftasche herausziehen.

Mark ließ plötzlich sein kaltes, schneidendes Lachen vernehmen.

„Nein, nein — ich bin jetzt gut bei Kasse ..." sagte er und warf Raiski einen rätselhaften Blick zu. „Ich gehe vor dem Abendbrot auch noch in die Badstube. Ich muß mich wieder frisch machen, all die Zeit über bin ich nicht aus den Kleidern gekommen. Ich wohne jetzt nicht mehr bei dem Gärtner, sondern bei einer geistlichen Person. Heute wird dort das Bad geheizt, ich will die Gelegenheit benutzen, esse dann Abendbrot und lege mich gleich ins Bett, um einmal ordentlich auszuschlafen."

„Sie sind mager geworden — und Sie sehen recht angegriffen aus," bemerkte Raiski. „Ihre Augen ..."

Mark runzelte plötzlich die Brauen, und sein Gesicht ward noch finsterer als vorher.

„Und Sie scheinen mir noch weit mehr angegriffen!" sagte er. „Sehen Sie doch mal in den Spiegel: die gelben Flecke, die eingefallenen Augen ..."

„Ich hatte allerhand Aufregungen ..."

„Ja, die hatte ich auch," bemerkte Wolochow trocken. „Leben Sie wohl."

Er entfernte sich, während Raiski leise die Tür zu Leontijs Kabinett öffnete und auf den Zehenspitzen an sein Bett ging.

„Wer ist da?" fragte Koslow mit schwacher Stimme.

„Guten Abend, Leontij — ich bin es!" sagte Raiski, nahm Koslows Hand und setzte sich in einen Lehnstuhl neben dem Bett.

Koslow sah eine ganze Weile vor sich hin, bis er ihn endlich erkannte; dann richtete er sich rasch auf und fragte: „Ist jener dort weggegangen? Ich habe mich schlafend gestellt. Dich hab' ich schon so lange nicht gesehen," fuhr er leise fort. „Und dabei wartete ich immer — wird er nicht einmal vorsprechen? dachte ich. Das Gesicht des alten Kameraden," sagte er, seine Hand auf Raiskis Schulter legend und ihm aus nächster Nähe in die Augen schauend — „ist noch das einzige, das mir nicht zuwider ist..."

„Ich war nicht in der Stadt," antwortete Raiski — „ich bin soeben erst zurückgekommen und erfuhr, daß du krank seiest..."

„Unsinn, ich bin nicht krank. Ich verstelle mich nur..." sagte er, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg. Nach einem Weilchen hob er den Kopf wieder empor und blickte Raiski zerstreut an.

„Was wollte ich dir doch sagen..." begann er und hielt sogleich wieder inne.

Er erhob sich und begann mit unsicheren, ungleichen Schritten in dem Kabinett auf und ab zu gehen.

„Leg' dich lieber hin, Leontij," bemerkte Raiski — „du bist krank..."

„Ich bin nicht krank," versetzte Koslow fast ärgerlich. „Ihr

scheint euch alle verschworen zu haben, um mir einzureden, daß ich krank bin. Mark bringt mir sogar einen Arzt auf den Hals und sitzt mir auf dem Nacken, als fürchte er, daß ich mir die Kehle abschneiden oder sonst ein Leid antun könnte."

„Du bist aber wirklich schwach, hältst dich kaum auf den Beinen — leg' dich lieber hin..."

„Ja, schwach bin ich wohl, das stimmt," flüsterte Leontij, während er sich über den Stuhlrücken hinweg zu Raiski niederbeugte und seinen Hals umschlang. Er legte seine Wange auf Raiskis Kopf, und dieser fühlte plötzlich heiße Tränen auf seiner Stirn und seinen Wangen. Leontij weinte.

„Das ist Schwäche, ja..." sagte Leontij aufschluchzend — „aber krank bin ich nicht... und auch kein Fieber hab' ich... das schwatzen sie nur so... weil sie es nicht begreifen können ... Und auch ich habe es nicht begriffen... und wie ich dich sah... da brachen meine Tränen hervor, ganz von selber... Nur schilt mich nicht, wie Mark es getan hat, und lach' mich nicht aus, wie die anderen es tun... meine Herren Kollegen, die Lehrer... Ich sehe dieses boshafte Lachen in ihren Gesichtern... wenn sie kommen, um mir ihr Beileid auszudrücken..."

Raiski selbst fühlte, wie ihm die Tränen in die Kehle stiegen, doch hielt er sie mit Gewalt zurück, um Leontijs Kummer nicht noch zu steigern.

„Ich verstehe deine Tränen, und ich weiß sie zu schätzen, Leontij!" sagte er, sich nur mit Mühe beherrschend.

„Du bist mein guter, alter Kamerad... du hast auch in der Schule nicht über mich gelacht... Weißt du auch, warum ich weine? Weißt du denn nicht, was mir passiert ist?"

Raiski schwieg.

„Ich will dir etwas zeigen …“ sagte Leontij, trat an seinen Schreibtisch, nahm aus einem Schubfache einen Brief und reichte ihn Raiski.

Raiski überflog mit den Augen Uliana Andrejewna's Brief.

„Verbrenne diesen Brief,“ riet er Leontij — „solange das nicht geschehen ist, wirst du keinen Frieden finden!“

„Wie ist das möglich!“ sagte Leontij ganz erschrocken, nahm ihm den Brief fort und legte ihn sorgsam wieder in das Schubfach zurück. „Das sind ja die einzigen Zeilen von ihrer Hand an mich, die ich besitze, ich habe nichts Schriftliches sonst von ihr … Es ist das einzige Andenken an sie …“ fügte er, seine Tränen hinunterschluckend, hinzu.

„Ja, eine solche Liebe verdiente einen andern Dank …“ sagte Raiski leise. „Aber, mein lieber Leontij, betrachte die Sache eben als eine Krankheit — als einen Schmerz, der zwar groß ist, jedoch vorübergehen wird … Laß dich von ihm nicht besiegen — das Leben ist lang, du bist noch nicht alt …“

„Das Leben ist für mich aus, wenn …“ fiel Leontij ihm ins Wort — „wenn …“

„Wenn was? …“

„Wenn sie … nicht zurückkehrt …“ flüsterte er.

„Wie, du wolltest … du würdest sie wieder aufnehmen, wenn sie jetzt zurückkäme? …“

„Ach, Boris, auch du begreifst das nicht!“ sagte Koslow fast verzweifelt, faßte nach seinem Kopfe und begann wieder im Zimmer auf und ab zu schreiten. „Mein Gott, da reden sie mir nun ein, daß ich krank bin, sprechen mir ihr Beileid aus, holen mir den Arzt, halten Nachtwache an meinem Bett — und können doch meine Krankheit und das Heilmittel, das mir einzig und allein helfen könnte, nicht erraten. Dieses Heilmittel …“

Raiski schwieg.
Koslow kam mit großen Schritten auf ihn zu und faßte ihn bei den Schultern, und während er ihn kräftig schüttelte, flüsterte er verzweifelt:
„Sie ist nicht da — das ist meine Krankheit! Ich bin nicht krank — ich bin gestorben: mein Ich, mein Dasein, meine Gegenwart, meine Zukunft, alles ist gestorben, weil sie nicht da ist! Geh, bring sie zurück, führe sie hierher — und ich werde wieder zum Leben erwachen!... Und er kann fragen, ob ich sie wieder aufnehmen würde! Du willst Romane schreiben — und bist nicht imstande, eine so einfache Sache zu begreifen!..."
Raiski sah, daß Koslow jetzt endlich auch das Leben rings um ihn mit dem bewußten, klaren Blick erfaßte, mit dem er bisher nur das Leben der Alten betrachtet hatte, und daß es vergeblich war, ihn trösten zu wollen.
„Jetzt begreife ich dich," sagte er — „aber ich wußte nicht, daß du sie so sehr liebst. Du machtest doch früher zuweilen selbst deine Scherze: du sagtest, du hättest dich an sie gewöhnt, du vergäßest sie über deinen Griechen und Römern..."
Ein bitteres Lächeln spielte um Koslows Lippen.
„Ich habe gelogen und geprahlt, habe ohne Verständnis geschwatzt, Boris," sagte er. „Und wenn das jetzt nicht geschehen wäre, wäre mir auch nie das rechte Verständnis aufgegangen. Ich meinte nur die Menschen und das Leben des Altertums zu lieben, und ich liebte einfach... die lebendige Frau! Ich liebte die Bücher, das Gymnasium, und die alten und neuen Menschen, und meine Schüler... und dich selbst... und diese Stadt, mit der Gasse hier, dem Zaun und den Ebereschen vor meinem Hause einzig nur darum, weil ich... sie liebte! Jetzt ist mir das alles so zuwider, und ich wäre imstande, bis an den Pol zu fliehen... ja,

das ist mir nun klar: und ich wurde mir dessen bewußt, als ich mich hier am Boden krümmte und ihren Brief las."

Leontij stieß einen Seufzer aus.

„Und du kannst fragen, ob ich sie wieder aufnehmen will! Mein Gott! Und wie würde ich sie aufnehmen — wie würde ich sie lieben — jetzt sollte sie es erfahren, ja!" fügte er hinzu.

Wieder traten ihm die Tränen in die Augen.

„Weißt du was, Leontij — ich komme zu dir mit einer Bitte von Tatjana Markowna," sagte Raiski.

Leontij ging schwankend im Zimmer auf und ab, das Haar zerzaust, mit den Pantoffeln schlurrend, und hörte nicht, was Raiski zu ihm sagte.

„Die Großtante läßt dich bitten, doch zu uns überzusiedeln," fuhr Raiski fort. „Du wirst hier allein vor Gram vergehen."

Koslow begriff diesmal den Vorschlag Raiskis, winkte jedoch mit der Hand ab.

„Ich bin der Großtante herzlich dankbar, sie ist eine heilige Frau. Aber warum soll ich Jammerkerl meinen Kummer fremden Leuten ins Haus tragen!..."

„Unser Haus ist dir doch nicht fremd, Leontij — wir beide sind doch so gut wie Brüder!... Die Bande, die uns verknüpfen, sind stärker als selbst die Bande des Blutes..."

„Ja, ja, entschuldige nur — mein Kummer läßt mich so reden!" sagte Koslow, während er sich auf das Bett legte und Raiskis Hand ergriff. „Verzeih meinen Egoismus. Später vielleicht... später... wenn keine Hoffnung mehr bleibt... werde ich von selbst angekrochen kommen, werde dich bitten, mir deine Bibliothek zu zeigen..."

„Hoffst du denn noch immer?..."

„Wie denn?" fragte Koslow plötzlich im Flüsterton, während er sich jäh emporrichtete und sein Gesicht demjenigen Raiskis näherte — „meinst du, es sei keine Hoffnung mehr da?..."

Raiski schwieg — er wollte ihm diesen Strohhalm nicht wegnehmen, ihn aber auch nicht unnützerweise damit anlocken.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Leontij," antwortete er. „Ich habe deine Frau so wenig beobachtet, sie so lange nicht gesehen... Ich kenne ihren Charakter wirklich nicht genauer."

„Ja, du wolltest dich leider nicht näher mit ihr abgeben... ich weiß, du hättest ihr eine gehörige Lektion erteilt... Vielleicht wäre es dann gar nicht passiert..."

Er seufzte tief auf.

„Aber du kennst sie doch," fügte er hinzu — „du hast damals auf den Franzosen angespielt, ich habe dich nur nicht verstanden... Ich hätte es mir ja nicht träumen lassen..." Er schwieg. „Und wenn er sie jetzt sitzen läßt?" sagte er dann plötzlich nach kurzem Schweigen, und in seinen Augen leuchtete es auf wie ein Strahl der Freude. „Vielleicht erinnert sie sich dann... vielleicht..."

„Vielleicht..." sagte Raiski unbestimmt.

„Halt... was ist das?... Ein Wagen rollt heran..." sagte Leotij hastig, richtete sich auf und blickte durchs Fenster. Dann sank er wieder zurück und neigte hoffnungslos den Kopf auf die Brust.

Ein Bauernwagen fuhr am Fenster vorüber — der Fuhrmann stand in seinem Tschuwaschenhemd mit rotem Besatz aufrecht darin und trieb sein Pferd mit der Peitsche an.

„Ich warte immer und denke, ob sie sich nicht doch noch besinnt," sprach er grübelnd vor sich hin. „Des Nachts wollte ich aufstehen und hinausschauen, aber Mark, dieser

Räuber, hielt mich wie mit eisernen Krallen fest, warf mich aufs Bett und befahl mir, liegen zu bleiben. ‚Sie kommt nicht wieder,‘ sagte er, ‚bleib ruhig liegen!‘ Ich fürchte mich vor diesem Mark ...“

Er blickte fragend auf Raiski.

„Was meinst du —“ fuhr er dann flüsternd fort — „du kennst die Weiber besser — wie wird sie sich entscheiden? Ist Hoffnung da ... oder ...?“

„Vielleicht — aber nicht jetzt,“ sagte Raiski. „Vielleicht später einmal ...“

Koslow seufzte tief auf, streckte sich langsam auf dem Bett aus und legte die Hände unter seinen Kopf.

„Morgen hole ich dich zu uns ab,“ sagte Raiski zu ihm — „und nun leb' mir wohl! Zur Nacht komme ich entweder selbst her, oder ich schicke jemanden, der bei dir bleibt.“

Leontij sah nichts und hörte nicht, was Raiski sagte, er bemerkte auch nicht, wie dieser hinausging.

Raiski kehrte nach Hause zurück, erstattete der Großtante Bericht über Leontij und sagte, es sei keine Gefahr vorhanden, doch sei er jetzt für keine Tröstung zugänglich. Sie beschlossen, für die Nacht Jakow hinzuschicken, und er sollte gleich ein vollständiges Abendbrot — Tee, Rum und Wein und was sonst dazu gehört — mitnehmen.

„Wozu das? Er ißt doch nichts, Tantchen,“ sagte Raiski.

„Und wenn ... jener da zu ihm kommt?“

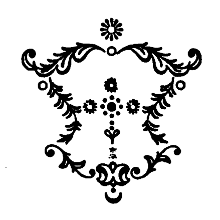
„Wer denn?“

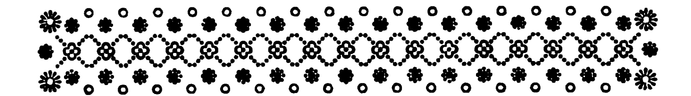
„Na, wer denn sonst als ... Markuschka! Der wird schon Hunger haben! Du sagtest doch, du hättest ihn dort getroffen ...“

„Ach, Tantchen — ich fahre gleich hin und erzähle es Mark ...“

„Gott bewahre!“ rief sie, ihn zurückhaltend. „Willst du mich zum Gespött machen? ...“

„Im Gegenteil — es wird seinen Respekt vor Ihnen nur erhöhen. Er ist doch kein Nil Andreïtsch, er versteht Sie . . .“
„Ich brauche seinen Respekt nicht — sattessen aber soll er sich in Gottes Namen! An dem sind Hopfen und Malz verloren. Hat er nichts von den achtzig Rubeln gesagt?“
Raiski winkte mit der Hand ab und begab sich in sein Zimmer, um die Journale, Zeitungen und Briefe durchzusehen, die er von Petersburg bekommen hatte, und vor allem den Brief Ajanows zu Ende zu lesen.





Siebentes Kapitel

„Wo steckst Du eigentlich, lieber Boris Pawlowitsch?“ schrieb Ajanow... „In welchen Winkel des heiligen Reußenlandes hast du Dich vor unserem zwar feuchten, doch dabei ewig jungen Petersburg geflüchtet? Seit zwei Monaten habe ich nicht eine Zeile von dir bekommen. Hast Du Dich vielleicht gar da unten mit irgendeinem Sterlet verheiratet? Anfangs hast Du mich mit Deinen Sendschreiben förmlich überschüttet, und plötzlich schwiegst Du Dich dann total aus, so daß ich nicht einmal weiß, ob Du nicht gar aus Deinem stillen Malinowka nach irgendeinem noch stilleren Smorodinowka*) übergesiedelt bist, und ob dieser Brief überhaupt in Deine Hände gelangen wird.

„Ich habe Dir viel Neues zu erzählen, hör' also zu... Zunächst kannst Du mir Glück wünschen: meine Hämorrhoiden haben sich geöffnet! Wir waren beide — ich sowohl wie mein Arzt — so glücklich darüber, daß wir uns gerührt in die Arme stürzten und beinahe geweint hätten. Weißt du die Tragweite dieses Ereignisses auch gehörig zu würdigen? Ich brauche nicht ins Bad zu fahren! Die Kreuzschmerzen

*) Malinowka — Himbeerdorf; Smorodinowka — Johannisbeerdorf.

haben sich gelegt, und auf den Leib mach' ich kalte Umschläge; Du weißt doch, ich leide an Plethora abdominalis ..."

„Mit solchen törichten Neuigkeiten glaubt er mich nun zu amüsieren," dachte Raiski und las dann weiter.

„Meine Olinka wird alle Tage hübscher, braver und artiger, sie macht in den Wissenschaften gute Fortschritte, ist den Institutsdamen gegenüber folgsam und ihrem Papa gegenüber sehr nett und liebenswürdig. Jeden Donnerstag fragt sie mich, wann denn ihr lieber Freund Raiski wiederkommen wird, der ihre Zeichnungen verbessert, ihr immer heimlich Konfekt mitgebracht und sie auch sonst auf jede Weise verzogen hat ..."

„Ist das ein Kamel! Nur von sich selbst weiß er zu erzählen!" flüsterte Raiski vor sich hin, überschlug ein paar Zeilen und las weiter.

„Koko hat endlich seine Eudoxia geheiratet, um die er fast sieben Jahre lang gefreit hat, wie Jakob um Rahel. Er ist jetzt auf sein Landgut in der Gegend von Tmutrakan abgereist. Gorgunow ist mit seiner alten Hexe im Ausland, es ist gleich viel lustiger im Hause. Alle Fenster wurden sofort aufgerissen, daß die frische Luft Zutritt erhielt; und auch die Menschen haben jetzt Zutritt, nur um die Magenfrage ist es noch schlecht bestellt ..."

„Was geht mich das alles an?" brummte Raiski ungeduldig und überflog rasch die weiteren Seiten des Briefes. „Von der Kusine schreibt er nicht ein Wort, und das ist doch das einzige, was mich interessiert!"

„Statt seiner," fuhr Raiski halblaut in der Lektüre des Briefes fort — „soll Fürst J. W. Minister werden, während J. B. zu seinem Gehilfen ernannt werden soll ... Die Weiber werden Zetermordio schreien ... P. B. hat siebzig-

tausend Rubel im Spiel verloren ... Familie Ch. ist ins Ausland abgereist ... Doch ich sehe schon, Du runzelst die Stirn, denn das alles langweilt Dich, Du möchtest nur von Sofia Nikolajewna etwas hören," las Raiski und wurde plötzlich lebhaft. „Sofort, sofort — ich habe meine Nachrichten über sie als besonders schmackhaften Bissen fürs Ende aufgespart ..."

„Endlich kommt er auf das Thema zu sprechen!" sagte Raiski. „Nun, was ist also mit ihr los?"

„Ich war bemüht, auch in Deiner Abwesenheit Deiner Sache treu und ehrlich zu dienen, das heißt, ich habe zweimal wöchentlich mit den liebenswürdigen alten Damen Karten gespielt, so daß ihr Bruder Nikolaj Wassiljewitsch sich schon den Spaß machte, mich zum Bräutigam seiner Schwester Anna Wassiljewna zu proklamieren, und das Thema unserer Hochzeit so ausgiebig und launig behandelte, daß die beiden Schwestern ihn mit kräftigen Püffen aus dem Zimmer jagen mußten, ohne daß er die Subsidiengelder erhielt, deretwegen er gekommen war. Dafür setzte er mich dann mit dreihundert Rubeln an, die ich Dir in Rechnung stellen werde, da ich leider keine Aussicht habe, sie meiner anverlobten Braut jemals wieder abzunehmen. Vernimm nun, erbleiche und zittere!

„Ich sagte bereits, daß ich, indem ich mit den Tanten weiterspielte, lediglich Deiner Sache zu dienen bestrebt war. Ich verstehe darunter die Erweckung der Leidenschaft in dem Marmorherzen Deiner Kusine, die jetzt, in Deiner Abwesenheit, in einem weit schnelleren Tempo vor sich ging als vorher. Graf Milari nämlich, der Italiener, betreibt denselben löblichen Sport wie Du — ich meine die Anfachung der Leidenschaft in den Weibern — und es scheint mir fast, daß er damit größere Erfolge hat als Du.

Auch er hatte sich daran gewöhnt, an denselben Tagen und zu derselben Zeit, da wir unsere Partie hatten, seine Besuche im Hause zu machen, und Nikolaj Wassiljewitsch war außer sich vor Freude, als er sein Familienglück so lieblich erblühen sah.

„Die jungen Leutchen befreiten den Herrn Papa alsbald von der Verpflichtung, immer den dritten Mann zu machen; sie befaßten sich eifrigst mit Musik, sie spielten und sangen und waren gar nicht böse, wenn er nicht dabei war. Auch die Spazierfahrten brauchte er nicht mitzumachen, und ich kann es Dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen — wie überhaupt ganz Petersburg von der Sache nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit spricht — daß, wenn die Equipage Deiner Kusine auf den Inselpromenaden erschien, unbedingt auch Milari daselbst hoch zu Roß oder im Wagen auftauchte und sich ganz dicht neben ihrer Equipage hielt. Sofia Nikolajewna war zuerst noch hübscher geworden, als sie ohnedies schon gewesen, dann aber wurde sie auf einmal so nachdenklich, ging aus ihrer olympischen Ruhe ein wenig heraus und magerte sogar ab. Denk Dir nämlich — aber nimm Dein Fläschchen zur Hand! — sie hat einen Faux-pas begangen! Ich suchte natürlich zu erfahren, worin ihre Schuld bestände, erhielt aber überall, selbst von ihrer Kusine Catherine, nur ganz nichtssagende Antworten, aus denen ich mir gar kein Bild zurecht machen konnte: lauter Zweien und Sechsen, keinen König, keine Dame, kein As, nicht einmal eine Zehn .. lauter plundrige Karten!

„Ich begann schon, mir ihren Roman selbst zusammenzudichten: ich dachte mir, man habe sie irgendwo auf einem einsamen Spazierwege getroffen, oder einen Brief aufgefangen, in dem es hieß: ‚Ich liebe Dich‘ — oder es sei

vielleicht zwischen Rossini und Bellini zu einem verbotenen Kusse gekommen. Doch nein, sie spielten und sangen ununterbrochen und störten uns bei unserer Partie, die, nebenbei gesagt, auch sonst mancherlei Störungen ausgesetzt war. Überhaupt bin ich kein Freund des Sommers, weil es in dieser Jahreszeit meistenteils schlechte Karten gibt. Jedenfalls betrieben die jungen Leutchen die musikalischen Übungen so eifrig, daß Nadjeschda Wassiljewna sich sogar die Ohren zustopfen mußte... In der Stadt aber lief das Gerücht weiter und weiter um sich. Die Mesenskijs, die Chatkows, die Myschinskijs und all die andern, ganz besonders aber Kusine Catherine, flüsterten leise, mit verhaltener Freude: ‚Sophie a poussé la chose trop loin, sans se rendre compte des suites...‘ und so weiter. Ich fragte, bald laut, bald leise, was für eine ‚chose‘ das denn eigentlich wäre, forschte diesen und jenen aus, und als mir niemand eine bestimmte Antwort gab, begann auch ich, sobald die Rede auf sie kam, zu flüstern und zu raunen: ‚Oui, elle a poussé la chose trop loin, sans se rendre compte... elle a fait un faux-pas...‘ Und ich zuckte, sobald man mich fragte, was für ein ‚pas‘ das eigentlich sei, bedeutsam die Achseln.

„So zog allmählich ein Wölkchen am Horizont empor und schwebte alsbald über dem Haupte Deiner Kusine. Ich aber diente, meiner Freundespflicht eingedenk, nach wie vor Deiner Sache und fuhr zur Partie zu den Tanten. Ich machte mich mit Milari näher bekannt und verabredete mit ihm, genau so wie vorher mit Dir, daß wir beide, um ungenierter zu sein, immer zur selben Stunde kommen wollten...“

„Dieser Esel!“ dachte Raiski ärgerlich und warf den Brief auf den Tisch. „Wie konnte er nur annehmen, daß er mir damit einen Dienst leistete...“

„Für alle meine Dienste und meine Freundschaft," las Raiski dann weiter, „mußt Du mir zum Winter ein Fäßchen vom besten Kaviar und einen wenigstens vier Ellen langen Sterlet schicken, falls Du es nicht vorziehst, beides selbst mitzubringen — die Hälfte davon möchte ich meinem sehr verehrten Wohltäter und Spielpartner, dem Herrn Minister, verehren ..."

Weiter unten las Raiski:

„Wir waren also mit Kind und Kegel nach der Sommerresidenz auf Kamenny Ostrow übergesiedelt, das heißt, sie mieteten die ganze Villa W., während ich zwei Zimmer in der Nähe bezog. Nikolaj Wassiljewitsch bekam einen besonderen Pavillon angewiesen ...

„Alles ging seinen gewohnten Gang, bis eines Tages vor Beginn unserer Abendpartie — Sofia Nikolajewna war gerade mit ihrem Vater irgendwohin gefahren, während die beiden Fräulein sich eben zu einem Spaziergange anschickten — die Ankunft der Fürstin Olympiada Ismailowna gemeldet wurde. Die Tanten waren ärgerlich darüber, daß unsere Partie sich nun verzögern würde, und schickten mich für ein Stündchen fort, um erst einmal die Fürstin zu empfangen.

„Das Unglück brach herein: keins von uns, weder eine Deiner Tanten noch ich, ahnte damals, daß wir nie wieder zusammen Karten spielen würden. Die Fürstin begegnete mir auf der Treppe, und ihr Gesicht hatte einen so feierlichen, triumphierenden Ausdruck, daß ich nicht einmal wagte, mich nach ihren Nerven zu erkundigen.

„Eine Stunde später fand ich mich, wie verabredet, wieder ein, wurde jedoch nicht empfangen. Ich kam am nächsten Tage wieder — auch da empfing man mich nicht. Am

dritten, am vierten Tage geschah ganz dasselbe. Beide Tanten, hieß es, seien krank, könnten nicht ausfahren und empfingen niemanden — das war der Bescheid, der mir gegeben wurde.

„Ich ging nach dem Pavillon, um vielleicht Nikolaj Wassiljewitsch zu treffen — auch er war nicht zu Hause. Nirgends ließ er sich sehen, weder auf der ‚Pointe', noch bei Isler, wohin er, wie er sich ausdrückte, ‚incognito' zu gehen pflegte. Ich suchte ihn in der Stadt, im Klub, bei Peter Iwanowitsch. Der blinzelte mir schon von weitem über seine Zeitung hinweg spöttisch zu und sagte lächelnd: ‚Ich weiß, ich weiß — die Tür ist verschlossen, der Brotkorb ist höher gehängt ...'

„Von ihm erfuhr ich nun, was geschehen war. Zunächst bestätigte auch er mir, daß Deine Kusine ‚a poussé la chose trop loin' ... daß sie a fait un faux-pas ... Und dann schilderte er mir lebhaft die Folgen, die der Besuch der Fürstin Olympiada Ismailowna, dieser gestrengen Verfolgerin weiblicher Laster und Verteidigerin weiblicher Tugend, gezeitigt hatte: die Tanten hatten sich beide zugleich ins Bett gelegt, und die Vorhänge waren an allen Fenstern ganz dicht verschlossen worden, und Sofia Nikolajewna hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und ließ sich nicht mehr sehen. Alle speisen auf ihren Zimmern, oder sie speisen vielmehr nicht, sondern man trägt ihnen nur die Mahlzeiten aufs Zimmer und holt sie unberührt wieder heraus. Der einzige, der noch etwas zu sich nimmt, sei Nikolaj Wassiljewitsch, doch auch ihm sei es strengstens verboten, das Haus zu verlassen, damit er nicht ausplaudere, daß Graf Milari nicht mehr ins Haus kommt, sondern daß jetzt der alte Doktor Petrow kommt, der die beiden Fräulein in ihren jungen Jahren behandelt hatte — und,

nebenbei gesagt, nach den Überlieferungen einer alten, vergessenen Chronik, beider Liebhaber gewesen sei. Jetzt hatte er das Praktizieren längst aufgegeben und kam nur eben ‚so‘, wenn man seiner benötigte. Endlich wußte Peter Iwanowitsch auch noch zu erzählen, daß die ganze Familie bis auf Nikolaj Wassiljewitsch sich insgeheim für eine Auslandsreise, zunächst nach irgendeinem ganz ausgefallenen Badeort, vorbereite, daß aber die Reise auf volle drei Jahre berechnet sei.

„Schließlich bekam ich aber Nikolaj Wassiljewitsch doch noch zu sehen: ich schrieb ihm ein paar Zeilen und erhielt von ihm eine Einladung zu einem gemeinsamen Abendessen unter vier Augen. Vor allem bat er mich um strengste Diskretion betreffs des gemeinsamen Soupers. Im Hause werde jetzt streng gefastet: ‚on est en pénitence‘, es gebe nur Bouillon und junge Hühnchen — ‚et ma pauvre Sophie n'ose pas descendre me tenir compagnie‘ — klagte er bitterlich und kaute an seinen Lippen, ‚et nous sommes enfermés tous les deux...‘ ‚Ich habe für Sie besonders ein Mittagessen bestellt, aber Sie dürfen mich nicht verraten!‘ fügte er, die aufgetischten Wachteln gierig herunterschlingend, hinzu und war nahe daran, um seine arme Sophie Tränen zu vergießen.

„Endlich erfuhr ich, daß zu dem früheren Wölkchen, diesem unbekannten X, das ich suchte, und das darauf hinauslief ‚que Sophie a poussé la chose trop loin‘, doch noch eine Tatsache hinzugetreten sei, und daß sie — o Schrecken! — ‚a fait un faux-pas‘, indem sie auf einen Brief Milaris antwortete! Pachotin zeigte mir diesen Brief und schlug zornig mit der Faust auf den Tisch. ‚Mais dites donc, dites — qu'est ce qu'il y a là? à propos de quoi? — Alle diese Ach- und Ohrufe, diese Riechfläschchen, diese Ab-

reise, diese schmale Kost?! Da sieht man doch gleich, daß man es mit alten Jungfern zu tun hat!"

„Er stampfte mit den Füßen auf, lief im Zimmer umher und suchte seine Wut zu besänftigen, indem er in Champagner getauchte Biskuits zu sich nahm und irgendwelche Verdauungspillen darauf folgen ließ. ‚Und das Traurigste ist', sagte er, ‚daß meine arme Sophie sich nun selbst Vorwürfe macht: ja, ich habe gefehlt, sagt sie, ich habe mich kompromittiert; eine Frau, die sich selbst achtet, darf sich nicht vergessen, darf niemals pousser la chose trop loin! — Aber was hast du denn groß verbrochen, mein Kind? frage ich sie. — J'ai fait un faux-pas, antwortet sie mir — ich habe die Tanten kompromittiert, und auch Sie, Papa! ... — Aber nicht im geringsten, mein Kind, versichre ich dir, doch alles ist umsonst, sie weint und weint in einem fort, die arme Kleine! Ce billet ... da, lesen Sie es!'

„Das Briefchen lautete wie folgt: ‚Kommen Sie, Graf, ich erwarte Sie zwischen acht und neun, niemand wird da sein, und vergessen Sie vor allem Ihre Noten nicht. Ich bin usw. S. B.' — Nikolaj Wassiljewitsch ist nun vor allem in seinem väterlichen Gefühl verletzt. ‚Die Wolke wuchs, dank diesem Billet, weil, unter uns gesagt ...' — er flüsterte mir das Folgende ganz leise ins Ohr — ‚Sophie gegenüber den Aufmerksamkeiten des Grafen nicht ganz gleichgültig schien, aber der Graf ist doch ein Ehrenmann, und sie ist viel zu gut erzogen, pour pousser les choses ... bis zu einem faux-pas ...'

„Das ist alles, was ich Dir zu berichten hätte, lieber Boris Pawlytsch. Es tut mir leid, daß es nicht mehr ist, und daß ich Dir nichts Lustigeres mitteilen kann — zum Beispiel, daß Deine Kusine eines schönen Tages ihre dunkle Mantille um die Schultern hing und heimlich das Haus verließ,

daß an der Straßenecke eine Mietkutsche auf sie wartete und mit ihr im Galopp davonfuhr, daß man sie dann mit Milari zusammen zurückkehren sah — sie ganz bleich, und er triumphierend, daß sie irgendwo an einer Straßenkreuzung sich verabschiedeten usw. Nichts derartiges ist leider zu berichten.

„Hier aber klammert man sich an jeden Strohhalm fest, sucht jedes feinste Fünkchen zur Flamme anzublasen, macht aus dem unschuldigen kleinen Billet einen Elefanten, lügt allerhand Sätze hinein, die nicht darin stehen, munkelt sogar von einem ‚Du', das darin gestanden habe, aber alles das ergibt doch noch immer nichts Ganzes, und es bleibt schließlich bei der ursprünglichen Lesart, ‚que Sophie a poussé la chose trop loin, qu'elle a fait un faux-pas ...' Ich fördere die Sache, so gut ich kann, schweige und lächle pfiffig, klage nicht an, verrate aber auch nicht, was in dem Briefchen gestanden. Alle sind hinter mir her, seit sie wissen, daß ich in die Sache ein klein wenig eingeweiht bin. K. N. und Frau Gemahlin haben mich bereits zweimal zum Diner eingeladen, und M. läßt im Klub eine Bouteille nach der andern anfahren, in der Hoffnung, ich würde schließlich doch noch aus der Schule plaudern. Das alles macht mir Spaß, aber ich halte reinen Mund.

„In vierzehn Tagen reisen sie ab. Das ist das Ende des Romans Deiner schönen Kusine. Doch halt — die Hauptsache hätte ich bald vergessen. Nikolaj Wassiljewitsch wurde von seinen lieben Schwestern mit dem delikaten Auftrage beehrt, den Grafen Milari aufzusuchen und die Herausgabe des verhängnisvollen Billets von ihm zu erbitten. Er führte sein Podagra, seine Nerven, seinen Tick, seinen Rheumatismus ins Treffen — doch es half alles nichts, er mußte heran. Der Graf hörte die Bitte des Vaters

mit feinem, sarkastischem Lächeln an und sagte, er würde seinen Wunsch erfüllen. In der Tat schickte er am Tage darauf das Billet an die Bjelowodowa selbst mit einem ehrerbietigen Schreiben zurück. Nikolaj Wassiljewitsch hat mir seinen Besuch bei dem Grafen geschildert: ‚Wie er gelacht hat, dieser Graf, so diabolisch fein, als ich ihm das törichte Ansinnen meiner lieben Schwestern vortrug! Diese alten Biester!‘ rief er wütend und zerschlug in seinem Ärger eine Porzellanfigur, die auf dem Kamin stand.

„Da hättest Du, lieber Boris Pawlowitsch, ein kleines Drama, das Du vielleicht in Deinen Roman einfügen kannst. Wie steht es denn damit? Schreibst Du ihn wirklich? Wenn es der Fall ist, dann lasse ich hier noch den Schlüssel zu dem Drama, zu beliebiger Benutzung für Dich, folgen. Ich glaube, Deine Kusine hat sich in der Tat auf ihre Weise, ohne den Salon zu verlassen, verliebt — Graf Milari aber wünschte die Sache auf die Straße hinauszutragen, und es sollen, wie der Herr Papa nachträglich ausplauderte, zwischen ihnen ziemlich lebhafte Dispute stattgefunden haben, wobei der Graf ihre Hand ergriff und sie ihm diese Hand nicht entzog, und wobei sogar Tränen ihre Augen verdunkelt haben sollen. Mit den Spazierritten und den Besuchen im Hause der Tanten nicht zufrieden, soll er mehr Freiheit im Verkehr mit ihr verlangt haben, sie zu einsamen Spaziergängen im Park aufgefordert, sie, wenn die Tanten schliefen oder in der Kirche waren, besucht und, wenn sie ihn abwies, sich wochenlang nicht gezeigt haben. Sie regte sich nun über alles das auf und nahm die Dinge sehr seriös — der Graf dagegen soll durchaus keine ernsthaften Absichten gehabt haben, und schließlich soll sich, zum größten Entsetzen der Beteiligten, herausgestellt haben, daß er einer von den neugebackenen Grafen

sei, daß er bei dem alten Regime übel angeschrieben und aus seinem Vaterlande nach Paris, wo er sich sonst ständig aufhalte, emigriert sei, vor allem aber, daß er dort, unter dem blauen Himmel Italiens, in Florenz oder Mailand, schon eine richtige, ihm anverlobte Braut besitze ... Alles dies hatte die Fürstin Olympiada Ismailowna vom Fürsten P. B. als ganz sicher in Erfahrung gebracht ... Und Deine Sophie hat jetzt an einem zweifachen Schmerz zu tragen: erstens ist ihr Stolz — der Stolz auf ihre Schönheit und ihre Abstammung — aufs tiefste verletzt worden, und zweitens leidet sie darunter, daß sie einen ‚faux-pas' begangen hat ... und vielleicht bereitet auch jenes Gefühl, das Du in ihr mit so viel Eifer anzufachen suchtest, und das ich dann aus Freundschaft für Dich weiter angeblasen habe, ihr ein klein wenig Schmerzen ...

„Was nun weiter mit ihr wird, weiß ich nicht — aber Du wirst der Sache schon so oder so in Deinem Romane einen Schluß anhängen. Du hast ja Zeit genug dazu, während ich es sehr eilig habe: ich bin nämlich von W. J. zum Abendessen eingeladen. Dort erwartet mich eine solide Dauerpartie mit sehr ernsten Mitspielern.

„Leb' wohl — es ist der erste und letzte Brief, den ich Dir schreibe, und den Du, wenn Du willst, als ein besonderes Kapitel Deinem zukünftigen Romane einverleiben kannst. Wenn seine übrigen Kapitel ebenso gut werden, kann ich Dir nur gratulieren. Grüße Deine Großtante und Deine Kusinen unbekannterweise und sag' ihnen, daß in der und der Stadt ein Freund von Dir wohnt, der Dir wie ihnen stets zu dienen bereit ist. — Dein J. Ajanow."





Achtes Kapitel

Raiski steckte den Brief in ein Schubfach des Schreibtisches, nahm seine Mütze und ging in den Garten. Er mußte sich im stillen eingestehen, daß er nur hingehe, um die Wege und Stege zu schauen, auf denen gestern Wjera gewandelt war, bevor sie gleich einer Schlange, in ihrer Schönheit schillernd, den Abhang hinab in die Schlucht glitt. Noch immer war sie zugleich sein Ideal und sein Plagegeist, noch immer schaute er kniefällig flehend zu ihr empor und bewarf sie zugleich, Flüche murmelnd, mit Steinen.

Er machte einen Rundgang durch den ganzen Garten, blickte nach ihren verhängten Fenstern hinauf, ging dann nach der Schlucht und sah sinnend in die Tiefe, wo die Bäume und Sträucher leise rauschten.

Die Alleen erschienen wie dunkle Säulengänge; über den offenen Stellen jedoch, dem welken Blumengarten, dem Gemüsegarten, dem geräumigen Platz vor dem Hause lag der Schein des eben am Horizont emporsteigenden Mondes. Die Sterne schimmerten hell, es war ein klarer, frischer Abend.

Raiski sah vom Rande der Schlucht nach der Wolga hin: sie schimmerte wie Stahl aus der Ferne herüber. Rings

um ihn fielen mit leisem Rascheln die welken Blätter von den Bäumen.

„Dort drüben weilt sie nun," dachte er, während sein Blick über den Strom schweifte — „und nicht ein Wort hat sie für mich zurückgelassen! Ein herzliches Lebewohl, mit ihrer tiefen Flüsterstimme gesprochen, würde mich mit all der Bosheit ausgesöhnt haben, die sie so reichlich über mein Haupt ausgeschüttet hat. Nun ist sie fort — ohne eine Spur, eine Erinnerung zu hinterlassen!" sagte er sich bitter, während er mit gesenktem Kopfe durch die dunkle Allee schritt.

Plötzlich fühlte er, wie sich auf seine Schulter, gleich der Klaue eines Raubvogels, eine feinfingerige kleine Hand legte, während zugleich ein verhaltenes Lachen an sein Ohr klang.

„Wjera!" rief er, in freudigem Schreck erbebend, und faßte nach ihrer Hand. Das Haar sträubte sich ihm auf dem Kopfe. „Du — hier? Du bist nicht über die Wolga gefahren?..."

„Nein — ich bin hier, bin nicht über die Wolga gefahren..." wiederholte sie, während sie fortfuhr zu lachen und ihren Arm in den seinigen legte. „Dachten Sie wirklich, ich würde Sie ohne Abschied ziehen lassen? Ja, dachten Sie das? Gestehen Sie!..."

„Du bist eine Zauberin, Wjera. Eben, in diesem Augenblick, machte ich dir im stillen Vorwürfe, daß du mir nicht eine Zeile zum Abschied zurückgelassen hast," sagte er ganz verwirrt, teils vor Furcht, teils vor unerwarteter Freude, die so plötzlich über ihn gekommen. „Wie kommst du auf einmal hierher?... Im Hause sagten mir doch alle, du seist gestern weggefahren..."

Sie lachte spöttisch und suchte ihm dabei ins Gesicht zu sehen.

„Und Sie haben das geglaubt? Ich wollte Ihnen eine Überraschung bereiten, man sollte Ihnen sagen, daß ich fort sei ... Gestehen Sie nur, Sie haben es nicht geglaubt, haben nur so getan? ..."

„Bei Gott, ich habe es geglaubt!"

„Schwören Sie doch nicht noch!" sagte sie triumphierend und weidete sich an seiner Aufregung. Dann ließ sie wieder ihr aufreizendes Lachen vernehmen. „Nicht nur eine Zeile von mir finden Sie vor, sondern mich selbst! Was können Sie sich Besseres wünschen — sagen Sie!" fügte sie, gleichsam mit ihm spielend, hinzu.

Er ward von Zweifeln ergriffen. Diese Lebhaftigkeit der Rede, diese raschen Bewegungen, diese spöttische Koketterie — alles das erschien ihm an ihr nicht natürlich. Durch den lebhaften Ton und die keck Rede glaubte er eine Ermüdung hindurchzuhören — es war, als bemühte sie sich, eine Erschöpfung ihrer Kräfte vor ihm zu verbergen. Er hätte ihr ins Gesicht sehen mögen, und als sie am Ende der Allee anlangten, führte er sie in den hellen Mondschein.

„Laß mich dich ansehen — was ist dir, Wjera? Du bist so ausgelassen, so vergnügt! ..." versetzte er schüchtern.

„Was gibt es da groß anzusehen!" sagte sie mit Ungeduld und suchte ihn wieder in das Dunkel zurückzuziehen.

Die Mantille war ihr von den Schultern geglitten, sie warf sie lässig wieder um und schüttelte sich dabei.

„Ich bin vergnügt, weil Sie hier sind und hier an meiner Seite gehen ..." Sie schmiegte sich mit ihrer Schulter an die seinige.

„Was ist dir, Wjera? Du bist so verändert!" flüsterte Raiski argwöhnisch, ohne sich von ihrer stürmischen Munterkeit verleiten zu lassen. Und von neuem suchte er sie zum Licht hinzuziehen.

„Kommen Sie, kommen Sie — was soll denn diese Besichtigung? Ich liebe das nicht!..." sagte sie lebhaft und vermochte kaum still zu stehen.

Er fühlte, daß ihre Hände bebten, daß sie am ganzen Leibe zitterte und von einer ihm unverständlichen Unruhe erfüllt war.

„So reden Sie doch endlich, erzählen Sie, wo Sie waren, was Sie gesehen haben, ob Sie an mich gedacht haben? Was macht Ihre Leidenschaft? Setzt sie Ihnen noch immer so zu — wie? Was ist Ihnen denn — sind Sie stumm geworden? Wohin sind die Wogen der Poesie, wohin das Paradies und die Hölle geschwunden? Her mit dem Paradies, geben Sie es mir, dieses Paradies — ich begehre das Glück, das Leben!"

Sie sprach frei und ungezwungen, klopfte ihm dabei auf die Schulter, konnte vor Ungeduld nicht ruhig stehen und beschleunigte ihren Schritt.

„Warum kriechen Sie denn so wie eine Schildkröte? Kommen Sie dahin, nach der Schlucht — wir wollen zur Wolga hinuntergehen, wollen ein Boot nehmen und eine Rundfahrt machen!..." fuhr sie, ihn mit sich ziehend, jetzt lachend und dann plötzlich in ein tiefes Grübeln verfallend, fort.

„Wjera, mir ist bange um dich, du bist... nicht gesund!" sagte er in besorgtem Tone.

„Wieso denn?" fragte sie, plötzlich stehen bleibend.

„Woher kommt diese Lustigkeit, diese Gesprächigkeit? Du bist sonst so zurückhaltend, so reserviert!"

„Ich freue mich so, daß Sie da sind, Bruder! In einem fort habe ich zum Fenster hinausgesehen und gehorcht, ob nicht eine Equipage kommt..." sagte sie, ließ nachdenklich den Kopf sinken und ging nun ruhiger neben ihm her, während sie ihre Hand, die sich von Zeit zu Zeit gleich

einer Vogelklaue zu schließen suchte, auf seine Schulter gelegt hatte.

Er war in einer schmerzlichen, gedrückten Stimmung. Er hörte nicht mehr auf ihre koketten, aufreizenden Worte, denen er zu anderer Zeit vielleicht Glauben geschenkt hätte. Seine eigene Leidenschaft war in diesem Augenblick in ihm verstummt. Er hatte ein schmerzliches Mitgefühl mit ihr, hörte auf ihr fieberhaftes Stammeln, beobachtete die nervöse Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und suchte den Grund ihrer Aufregung zu erraten.

„Warum sehen Sie mich so sonderbar an? Ich bin nicht verrückt!" sagte sie und wandte sich von ihm ab.

Ein Schrecken befiel ihn.

„Das ist die Sprache der Irrsinnigen!" dachte er. „Sie versichern allen Leuten, daß sie nicht verrückt sind."

Er hatte selbst den Rausch der Leidenschaft kennengelernt und kannte ihre Qualen, ihr unberechenbares Wesen. Nun sah er Wjera von demselben Leiden ergriffen und wurde von Angst um sie gepackt

Er sah, wie ihr die Kraft schwand, wie sie schwächer und schwächer wurde. Ihre Ruhe war hin: sie sammelte den letzten kleinen Rest ihrer Kraft, um sich zu maskieren, um gleichsam in sich selbst hineinzuflüchten: doch auch da ist es ihr schon zu eng, die Schale ist zum Überlaufen voll, die Erregung sucht einen Ausweg.

„Mein Gott, was wird mit ihr geschehen!" dachte er voll Angst. „Und dabei hat sie kein Vertrauen zu mir, will mir ihr Herz nicht ausschütten, will den Kampf ganz allein aufnehmen — wer wird sie beschützen?..."

„Die Großtante!" flüsterte ihm eine innere Stimme zu.

„Wjera — du bist krank, du solltest mit Tantchen reden..." sagte er ernsthaft.

„Still, schweigen Sie, denken Sie an Ihr Wort!“ sagte sie halblaut flüsternd. „Leben Sie wohl für heute! Morgen machen wir zusammen einen Spaziergang, dann gehen wir in die Stadt, um Einkäufe zu besorgen, und dann geht es dorthin, über die Wolga ... in alle Welt! Ich kann ohne Sie nicht leben! ...“ setzte sie fast grob hinzu und preßte dabei seine Schulter in krampfhaftem Griffe zusammen.

„Was ist nur mit ihr?“ dachte er.

Diese grobe, kokette Herausforderung, die so unmittelbar an ihn gerichtet war, rief ihm seinen eignen Seelenkampf und seine Absicht, für immer abzureisen, ins Gedächtnis.

„Ich reise ab, Wjera,“ sagte er zu ihr — „ich bin mit meinen Kräften zu Ende. Es ist mein Tod, wenn ich bleibe ... Leb' wohl! Warum hast du mir noch diese Täuschung bereitet? Warum hast du mich hergerufen? Warum bist du hier? Um dich an meinen Qualen zu weiden? ... Ich gehe fort, laß mich ziehen!“

„Reisen Sie ab!“ sagte sie und trat einen Schritt von ihm weg. „Jegorka hat den Koffer noch nicht wieder auf den Boden getragen! ...“

Er entfernte sich rasch, im Innersten empört durch diese beabsichtigte Quälerei, diese Verhöhnung seiner selbst und seiner Leidenschaft. Dann schaute er zurück. Zehn Schritte von ihm entfernt stand sie unbeweglich im Mondschein da, wie eine weiße Statue im Grünen, und beobachtete neugierig, ob er gehen würde oder nicht.

„Was ist das? Was geht in ihr vor?“ fragte er voll Entsetzen. „Was will sie von mir? Sie hat mir das Messer in die Brust gestoßen und sieht nun zu, wie das Blut rinnt, wie das Opfer zuckt. Was für ein Weib!“

All die grausamen Frauengestalten der Geschichte fielen ihm ein, die Priesterinnen blutiger Kulte, die Frauen der

Revolution, die sich in Blut gebadet hatten, und all das Grausame, das von Frauenhand begangen worden, bis auf Judith und Lady Macbeth. Er ging weiter und wandte sich wieder um. Sie stand unbeweglich da und sah ihm nach. Er blieb stehen.

„Welche Schönheit, welche Harmonie in dieser ganzen Gestalt! Und doch — sie ist furchtbar, ist mein Verhängnis!" dachte er, während er wie an den Boden gebannt dastand und seinen Blick von der schlanken, unbeweglichen, vom Mondschein übergossenen Gestalt Wjeras nicht loszureißen vermochte.

Er fühlte diese Schönheit gleichsam in den Nerven, und sie schmerzte ihn. Wider Willen sog er sich mit den Blicken an ihr fest.

Sie bewegte sich und machte ihm ein Zeichen mit dem Kopfe, er solle näher kommen. Seine Schwachheit verwünschend, ging er langsam, Schritt für Schritt, zu ihr hin. Sie schlüpfte, als er eben an sie herangekommen war, in die dunkle Allee, und er folgte ihr.

„Was willst du von mir, Wjera? Warum läßt du mich nicht in Ruhe? In einer Stunde fahre ich ab!..." sagte er schroff und kalt, während er hinter ihr herging.

„Daß Sie es nicht wagen! Ich will es nicht!" sagte sie und faßte mit kräftigem Druck seine Hand. „Sie sind mein Sklave, Sie müssen mir dienen... Auch Sie haben mich nicht in Ruhe gelassen!"

Ein Schauder der Leidenschaft überkam ihn plötzlich. Er fühlte, wie seine Knie sich unwillkürlich zu beugen suchten, und er hörte eine Stimme in seinem Innern rufen: „Ja, ich bin dein Sklave, du brauchst nur zu befehlen!..." Und er hätte niedersinken und in leidenschaftlichem Ausbruch zu ihren Füßen aufschluchzen mögen.

„Ich bedarf Ihrer," flüsterte sie. „Sie baten mich um Qualen und Schmerzen — wohl, ich werde sie Ihnen geben! ‚Das ist Leben!' sagten Sie — wohlan, da haben Sie das Leben! Dulden Sie nur, und auch ich werde dulden, gemeinsam wollen wir dulden ... Die Leidenschaft ist so schön: sie zieht ihre Spur durchs ganze Leben, und diese Spur nennen die Menschen Glück! ... Wer ist es, der das alles gepredigt hat? Und jetzt wollen Sie fliehen? Nein! Bleiben Sie, wir wollen uns gemeinsam in diesen Abgrund stürzen! ‚Das ist Leben — nur das allein ist Leben!' sagten Sie — wohlan denn, so wollen wir leben! Sie haben mich lieben gelehrt, Sie waren mein Lehrmeister in Sachen der Leidenschaft, Sie haben mich unterrichtet ..."

„Du gehst zugrunde, Wjera!" sagte er, voll Entsetzen zurückweichend.

„Wohl möglich," sagte sie, gleichsam einen Rausch von sich abschüttelnd und sich besinnend. „Doch was schadet das? Was geht Sie das an? Ist's nicht ganz gleich? Sie wollten das doch! ‚Nur in die lebendigen Organismen hat die Natur die Leidenschaft gelegt', haben Sie behauptet — ‚die Leidenschaft ist schön!' ... Da haben Sie sie, schwelgen Sie in ihrem Anblick! ..."

Sie atmete mit kräftigen Zügen die frische Abendluft ein.

„Aber ich habe dich doch auch vor der Leidenschaft gewarnt, ich habe sie einen reißenden Wolf genannt ..." suchte er sich zu rechtfertigen, während er, von Grauen erfaßt, dieses hilflose, offene Bekenntnis vernahm.

„Nein, sie ist schlimmer als ein Wolf — sie ist ein Tiger. Ich hatte es nicht geglaubt, jetzt aber glaube ich es. Erinnern Sie sich der Gravüre im Kabinett des alten Hauses:

ein Tiger fletscht dort die Zähne nach dem Amor, der auf seinem Rücken sitzt... Ich hatte nie verstanden, was das eigentlich bedeutet, ich hatte es für einen phantastischen Unsinn gehalten — jetzt aber verstehe ich es. Ja, die Leidenschaft ist wie ein Tiger: zuerst hält sie still und leidet es, daß man sich ihr auf den Rücken setzt, dann aber brüllt sie und fletscht die Zähne..."

Durch Raiskis Hirn zuckte plötzlich der Gedanke, daß er vielleicht jetzt den geheimnisvollen Namen, das „Wer?" erfahren könnte. Er griff lebhaft ihren Vergleich der Leidenschaft mit dem Tiger auf.

„Bei uns im Norden gibt es keine Tiger, Wjera, der Vergleich hinkt also ein wenig," sagte er. „Ich glaube, daß mein Vergleich zutreffender ist: dein Idol ist ein Wolf!"

„Bravo, ja, ja!" versetzte sie rasch mit nervösem Lachen — „ein richtiger Wolf: so reichlich man ihn auch füttert, immer schielt er nach dem Walde!"

Und plötzlich schwieg sie wie in Verzweiflung.

„Ihr alle seid wilde Tiere," sagte sie nach einem Weilchen aufseufzend. „Er ist ein Wolf..."

„Wer — er?" fragte Raiski leise.

„Tuschin ist ein Bär," fuhr sie, ohne seine Frage zu beantworten, fort — „ein richtiger russischer Bär, so ehrlich, so anstellig..."

„Ah! Dann ist's also nicht Tuschin?" dachte Raiski.

„Ich kann ihm die Hand auf den zottigen Schädel legen," fuhr sie fort — „und kann ruhig schlafen: er wird mich nicht verraten, nicht hintergehen... Er wird mir sein Leben lang dienen..."

„Und wer bin ich?" fragte Rasiki plötzlich, ein wenig munterer werdend.

Sie sah ihm aus nächster Nähe arglistig in die Augen und zögerte mit der Antwort.

„Ich sehe, du willst sagen: ein Esel! Immer sag' es, Wjera, tu dir keinen Zwang an!"

„Sie? Ein Esel?" sagte sie mit verhaltenem Spott, während sie langsam um ihn herumging und ihn von allen Seiten musterte.

„Was sollte ich sonst sein?" sagte Raiski naiv. „Ich dulde alles, was du mit mir beginnst — alles ertrag' ich, und wackle dazu mit den Ohren."

„Sie sind durchaus kein Esel — sondern ein Fuchs, so geschmeidig, so listig; Sie wollen mich in Ihren Bau locken ... ganz leise, ganz klug und verschlagen ..."

Er verstand den Sinn ihrer Worte nicht und schwieg.

„Nun, so reden Sie doch, warum schweigen Sie?" sagte sie und zog ihn am Ärmel.

„Es gibt ein Mittel gegen diese Wölfe ..." meinte er.

„Was für eins?"

„Daß ich — abreise, und daß du — nicht mehr dorthin gehst ..." Er zeigte nach der Schlucht.

„Leihen Sie mir die Kraft, nicht mehr dorthin zu gehen!" sprach oder schrie sie vielmehr. „Sie tragen doch nun ganz dasselbe Leid wie ich — wohlan, so versuchen Sie doch morgen einmal, im Zimmer zu bleiben, wenn ich allein im Garten spazieren gehe! ... Doch nein, Sie werden drin bleiben: Sie haben sich Ihre Leidenschaft nur erdichtet, Sie wissen über sie nur schön zu reden. Sie verführen die Weiber nur und spielen mit ihnen. Sie sind ein Fuchs, ein Fuchs! Warten Sie, dafür sollen Sie mir noch ganz anders büßen!" sagte sie mit erzwungenem Lächeln, scheinbar im Scherz, doch dabei mit fieberndem Glühen, während sie mit den schmalen Fingern wieder nach seiner Schulter griff.

Mit beklommenem Herzen lauschte er nach ihr hin.
„Darum also hast du noch gewartet — um mir das zu sagen?“ fragte er nach einer Weile.
„Ja, darum! Damit Sie in Zukunft nicht wieder mit der Leidenschaft scherzen, und damit Sie mich anweisen, was ich jetzt tun soll, Sie — Lehrmeister!... Nun, da Sie das Haus angezündet haben, laufen Sie fort! Die Leidenschaft ist schön, immer liebe du, Wjera, schäm' dich ihrer nicht! Wer hat mir das gepredigt? Etwa Vater Wassilij?“
„Ich verstand darunter die Leidenschaft, die erwidert wird,“ suchte er sich schüchtern zu verteidigen. „Die Leidenschaft ist schön, wenn sie gegenseitig ist, wenn beide Teile es ehrlich miteinander meinen — dann ist die Leidenschaft kein Übel, sondern ein hohes, hehres Glück, das fürs ganze Leben ausreicht! Solche Leidenschaft weiß nichts von Lüge, von Betrug. Wenn der eine Teil die Leidenschaft nicht mehr erwidert, dann wird er den andern nicht unnütz hinziehen, wird nicht ins Dunkel flüchten und durch Treulosigkeit das Leben des andern Teils vergiften, sondern sich mutig offenbaren und in aller Ehrlichkeit und Offenheit, wie das Schicksal selbst, den unvermeidlichen Schlag führen und die Trennung vollziehen... Dann wird es keine Stürme geben, sondern nur ein Feuer, das die Wunden heilt...“
„Es gibt keine Leidenschaft ohne Stürme — oder es ist eben keine Leidenschaft!“ rief Wjera aus. Und nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: „Nicht auf die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit kommt es an, es gibt auch noch andere Klippen, andere Momente, die aus der Leidenschaft das Unheil erwachsen lassen. Reden wir einmal von mir: ich liebe, und ich werde wieder geliebt, niemand denkt an Lüge und Täuschung. Und doch zerreißt mich die Leidenschaft... Belehren Sie mich: was soll ich tun?“

„Sprich mit der Großtante..." sagte er, vor Furcht erbleichend — „oder ich sage es ihr... Gib mir mein Ehrenwort zurück, Wjera!"

„Um Gottes willen nicht! Schweigen Sie und hören Sie mich an! Ah — jetzt wollen Sie es der Großtante sagen, wollen mich einschüchtern, mich beschämen!... Und wer war es denn, der mir sagte, ich brauche nicht auf sie zu hören, brauche mich nicht zu schämen? Wer hat sich über ihre Moral lustig gemacht?"

„Sag' mir, Wjera — was ist mit dir? Du wirfst mir zuweilen einen Brocken hin und flüchtest dich dann wieder hinter den Schleier des Geheimnisses. Ich taste im Dunklen, weiß nicht, woran ich bin... sonst würde ich vielleicht ein Mittel finden..."

„Sie wissen nicht, was mit mir ist, Sie tasten im Dunklen — kommen Sie einmal mit, dahin!" sagte sie. Sie führte ihn aus der Allee heraus und blieb stehen. Der Mond schien ihr gerade ins Gesicht. „Da, nun sehen Sie einmal, was mit mir ist!"

Sein Herz zog sich qualvoll zusammen: er erkannte die frühere Wjera nicht wieder. Ihr Gesicht war bleich und mager, die Augen hatten einen bösen Glanz und blickten wie irre, während die Lippen fest aufeinander gepreßt waren. Von ihrem Kopfe fielen unter dem Tuch hervor zwei oder drei Haarsträhnen wirr auf Stirn und Schläfen, wie bei einer Zigeunerin, und bedeckten ihr, wenn sie sich bewegte, Augen und Mund. Die mit weißem Schwan eingefaßte Atlasmantille hing locker, durch die seidene Schnur kaum zusammengehalten, um ihre Schultern.

„Nun?" sagte sie, das Haar aus dem Gesichte schüttelnd — „Erkennen Sie Ihre Wjera wieder? Wo ist die Schönheit geblieben, der Sie Ihre Hymne gesungen haben?"

Sie lächelte kläglich, bedeckte für einen Augenblick ihr Gesicht mit der Hand und schüttelte den Kopf.

„Was kann ich tun, Wjera?“ sagte er leise und blickte auf ihr mageres Gesicht und die in Fieberglut glänzenden Augen. „Sag' es mir, ich bin bereit, für dich zu sterben ...“

„Sterben, sterben! Was soll mir das? Helfen Sie mir lieber, daß ich leben kann, und geben Sie mir jene schöne Leidenschaft, deren beglückende Spur sich durch das ganze Leben zieht ... Geben Sie mir dieses Leben, wo ist es? Ich sehe nichts als den Tiger, der die Zähne fletscht ... Reden Sie, belehren Sie mich, oder geben Sie mir die Kraft zurück, die ich einst besaß! Doch Sie wollen alles der Großtante sagen! Sie wollen sie und mich ins Grab bringen! ... Ist das das rechte Heilmittel, wie? Oder lehren Sie mich, wie ich es anfangen soll, daß ich nicht mehr dorthin, nach der Schlucht gehe ... Doch dazu ist's zu spät!“

„Sag' mir, wen du liebst! Erzähle mir die näheren Umstände, nenne mir den Namen! ...“

„Wen ich liebe? Nun — Sie!“ sagte sie voll Bosheit, warf das Haar, das ihr von neuem ins Gesicht geglitten war, wieder zurück und zog die Mantille fester um ihre Schultern.

Er fürchtete sich, auch nur ein Wort zu sagen oder sich zu rühren — die Hände auf dem Rücken, stand er an einen Baum gelehnt da, während sie mit hastigen, ungleichmäßigen Schritten auf und ab ging. Dann blieb sie, tief Atem holend, stehen.

„Sie ist geisteskrank!“ flüsterte er entsetzt vor sich hin.

Sie setzte sich auf die Bank und versank in stilles Brüten.

„Was ist mit Ihnen?“ sprach sie dann, ein wenig zur Besinnung kommend, wie für sich.

„Du hast selbst von der Freiheit geträumt, Wjera, du hast dich versteckt — vor mir, wie vor der Großtante, du wolltest die Unabhängigkeit. Ich habe dich nur in deiner Gedankenrichtung unterstützt, denn sie ist auch die meinige. Warum wirfst du nun diesen schweren Stein nach meinem Haupte?" suchte er sich leise zu verteidigen.
„Nicht ich allein, auch die Großtante fürchtete sich, dir nahe zu kommen..."
Sie seufzte tief auf; dann trat sie auf ihn zu, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sagte leise:
„Ja, ja... hören Sie nicht auf mich! Nur meine Nerven sprachen aus mir, sie... sind so angegriffen. Was heißt Leidenschaft? Es existiert überhaupt keine Leidenschaft! Ich habe mit Ihnen gescherzt... wie Sie mit mir..."
„Du glaubst noch immer, daß ich gescherzt habe?" sagte er leise.
Sie versuchte zu lächeln und ergriff seine Hand.
„Fühlen Sie meine Stirn an," sagte sie sanft — „wie sie glüht!... Seien Sie mir nicht böse, seien Sie ein wenig lieb zu Ihrem armen Schwesterchen! Das wird alles vorübergehen:... Der Arzt meinte, solche Anfälle kämen bei Frauen öfters vor... Ich schäme mich selbst, daß ich so schwach bin, ich bin mir selbst zuwider..."
„Was ist mit dir, meine arme Wjera? Sag' es mir!..."
„Nichts... Führen Sie mich nun nach Hause, helfen Sie mir die Treppe hinauf — ich fürchte mich vor etwas... Ich will mich hinlegen... verzeihen Sie, daß ich Sie beunruhigt habe... daß ich Sie hierher zurückrief. Sie wären abgereist und hätten mich vergessen. Ich habe einfach das Fieber... Sie sind mir nicht böse?" sagte sie zärtlich.
Er reichte ihr eilig den Arm, führte sie, ohne ein Wort zu

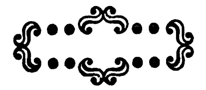
sagen, aus dem Garten hinaus und brachte sie über den Hof nach ihrem Zimmer. Dort zündete er die Kerze an.

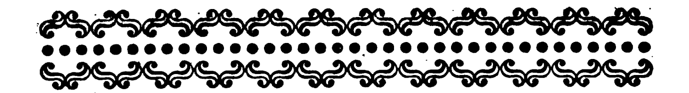
„Rufen Sie Marina, oder Mascha — es soll jemand mit mir im Zimmer schlafen ... Nur Tantchen darf nicht ein Wort davon erfahren! ... Das ist alles nur Überreizung ... Sie würde erschrecken ... würde gleich hergelaufen kommen ..."

Er hörte ihr ängstlich, in Nachdenken versunken, zu.

„Warum schweigen Sie denn immer, warum sehen Sie mich so sonderbar an?" sprach sie, ihm unruhig mit den Augen folgend. „Ich habe da im Fieber Gott weiß was zusammengeschwatzt ... Ich wollte Sie nur ein wenig ärgern ... wollte mich rächen für Ihre Neckereien ..." fügte sie hinzu und bemühte sich zu lächeln. „Nur der Großtante kein Wort sagen, hören Sie? Sagen Sie, ich hätte mich hingelegt, um morgen ganz früh aufzustehen, und bitten Sie sie ... die Abwesende zu segnen ... hören Sie?"

„Ja, ja, ich höre," antwortete er zerstreut, nahm von ihr Abschied und schickte Mascha in ihr Zimmer.





Neuntes Kapitel

Am nächsten Morgen erwartete Raiski mit Spannung das Erwachen Wjeras. Er hatte seine eigene Leidenschaft vergessen, seine Phantasie verharrte in schüchternem Schweigen, und seine ganze seelische Energie konzentrierte sich in der Beobachtung dieser fremden Leidenschaft, die, wie er meinte, gleich einer schillernden, ihre Giftzähne weisenden Schlange aus Wjera herausschaute.

Er war nachdenklich und in sich gekehrt, suchte den fragenden Blicken der Großtante auszuweichen und verwünschte sich selbst darum, daß er Wjera das Ehrenwort gegeben, niemandem, am wenigsten Tatjana Markowna, ein Wort zu sagen, wodurch er selbst in eine recht peinliche Lage geriet.

Tatjana Markowna aber hatte schon mehrmals mit ihm über Wjera zu reden begonnen.

„Mit Wjera ist etwas nicht in Ordnung," hatte sie kopfschüttelnd gesagt.

„Was denn?" fragte Raiski obenhin und bemühte sich, dabei gleichgültig zu bleiben.

„Sie gefällt mir nicht, es ist noch schlimmer als neulich: sie geht so düster umher, so schweigsam, und manchmal

scheint es mir, als habe sie Tränen in den Augen. Ich habe mit dem Arzte gesprochen — der kommt mir wieder mit den Nerven. Irgendwelche Anfälle müssen es sein, oder sonst was ..."

Die Großtante beendete ihre Rede nicht und schwieg nachdenklich.

Raiski aber wartete voll Ungeduld, ob Wjera nicht endlich kam. Schließlich, ganz spät, erschien sie. Ein kleines Mädchen trug ihr den warmen Mantel, den Hut und die Schuhe mit den Doppelsohlen nach. Sie wünschte Tantchen einen guten Morgen, bat um Kaffee, aß mit Appetit ein paar Zwiebäcke und erinnerte Raiski daran, daß sie zusammen Einkäufe in der Stadt und dann einen Spaziergang übers Feld und durch den Hain machen wollten.

Sie benahm sich ganz so, als sei gar nichts vorgefallen. Von ihrem gestrigen Benehmen war nur eine gewisse Ungebundenheit in den Bewegungen und eine ihr sonst nicht eigene Hast im Sprechen übrig geblieben. Sie tat sich offenbar Zwang an, um ihre nervöse Aufregung zu verbergen.

Sie begann sogar mit Paulina Karpowna, die unerwartet im Kabinett der Großtante erschien, über allerhand Toilettenangelegenheiten zu reden. Paulina Karpowna hatte verschiedene moderne Schnittmuster mitgebracht, nach denen für Marfinkas Aussteuer Kleider genäht werden sollten; in Wirklichkeit war's ihr mehr darum zu tun, zu hören, ob Boris Pawlowitsch schon zurück sei.

Sie wollte um jeden Preis ein Gespräch unter vier Augen mit ihm herbeiführen und suchte einen passenden Moment zu erhaschen, um sich neben ihn setzen zu können. Endlich gelang es ihr, und sie fragte ihn, ob er ihr nicht nirgend etwas ohne Zeugen zu sagen habe.

Sie sah ihn mit müdem Blicke an, suchte seinen Augen zu begegnen und begann leise: „Je comprends: dites tout! Du courage!“

„Hol' dich der Teufel!“ dachte er, runzelte die Stirn und rückte von ihr ab.

Endlich zog Wjera ihren Paletot an, nahm seinen Arm und sagte: „Gehen wir!“

Die Krizkaja wollte durchaus mit ihnen gehen, aber Wjera suchte sie loszuwerden, indem sie sagte: „Wir gehen zu Fuß und haben einen weiten Weg, und Sie, liebe Paulina Karpowna, haben diese lange Schleppe und sind überhaupt für einen Spaziergang viel zu elegant angezogen... Draußen ist es feucht...“

Und so gingen sie denn ohne Paulina Karpowna fort.

Raiski schwieg und beobachtete Wjera, während sie sich bemühte, recht natürlich zu erscheinen, und über das Wetter, über Bekannte, denen sie begegneten, über irgendein frisch renoviertes Haus, das noch vor kurzem ganz verfallen ausgesehen, ihre Bemerkungen machte. Sie erzählte, daß im Winter der Saal der Adelsversammlung neu ausgemalt werden sollte, daß die große Verkaufshalle ein Dach aus Eisenblech bekommen würde, und sie blieb sogar stehen, um zuzuschauen, wie an einer Stelle die Straße neu aufgeschüttet wurde.

Sie schien sogar recht zufrieden mit diesem Spaziergange durch die Stadt, der ihr um so gebotener erschien, als man sie schon lange nicht mehr gesehen hatte und die Leute Gott weiß was denken konnten.

Raiski erwiderte kein Wort auf ihre anscheinend so ungezwungenen Bemerkungen, hinter denen er ganz andere Dinge vermutete.

„Vielleicht war es unrecht von mir, daß ich Sie der Gesell-

schaft Paulina Karpowna beraubt habe?" bemerkte sie, um ihn aus seinem Schweigen herauszulocken.
Er zuckte ärgerlich die Achseln.
„Ich scherze nur," sagte sie, einen aufrichtigeren Ton anschlagend. „Ich will, daß Sie den Tag mit mir verbringen sollen, oder noch besser: mehrere Tage, bevor Sie abreisen..." fuhr sie fast schwermütig fort. „Lassen Sie mich nicht allein, entziehen Sie mir Ihre Gesellschaft nicht ... Sie werden bald abreisen — dann habe ich niemanden!"
„Ich fürchte, Wjera, daß ich dir gar nicht nützen kann, eben darum, weil ich nichts weiß. Ich sehe nur, daß du in irgendein Drama verwickelt bist, und daß die Katastrophe entweder schon eingetreten ist oder bald eintreten muß ..."
Sie zuckte zusammen.
„Was ist dir?" fragte er besorgt.
„Es ist so frisch draußen, ich friere," sagte sie, die Schultern bewegend. „Was für ein Drama? Ich bin nicht ganz gesund, bin verstimmt. Der Herbst ist da, und im Herbst zieht sich der Mensch, wie alle Tiere, gleichsam in sich selbst zurück. Auch die Vögel sind schon fort — sehen Sie doch die Kraniche da oben!" sagte sie und zeigte nach einer krummen Linie von schwarzen Punkten, die hoch über der Wolga in der Luft hinzog. „Wenn alles ringsum düster und bleich und traurig wird, ist auch die Seele traurig gestimmt ... nicht wahr?"
Sie wußte selbst, daß er sich mit solchen Reden nicht leicht abspeisen ließ, und redete nur, um nicht die Wahrheit sagen zu müssen.
Er schwieg und suchte immer und immer wieder nach dem Schlüssel des Rätsels.
„Ich möchte dich etwas fragen, Wjera ..." begann er.

„Was denn?“ unterbrach sie ihn voll Unruhe und fügte, ohne seine Antwort abzuwarten, hinzu: „Gut, fragen Sie, aber nicht heute — vielleicht in ein paar Tagen ... Um was handelt es sich denn?“

„Um die Briefe, die du an mich geschrieben hast ...“

„Ja — was ist mit ihnen?“

„Erinnerst du dich, daß du mir schriebst, du teilest meine Auffassung von der Ehre ...“

Sie dachte nach, und es schien, daß sie sich zu erinnern suche.

„Ja ... ja ... gewiß, natürlich ... Ich schrieb das ... nun, also was?“

Er sah sie durchdringend an.

„Hast du diesen Brief geschrieben?“

„Wer denn sonst?“ versetzte sie plötzlich lebhaft — gewiß habe ich ihn geschrieben ... Hören Sie,“ fügte sie dann hinzu — „lassen wir diese Auseinandersetzungen, wie ich Sie schon bat, für ein anderes Mal. Ich bin krank und schwach ... Sie waren gestern Zeuge dieses Anfalles ... Ich weiß jetzt nicht einmal mehr genau, was ich Ihnen schrieb, ich bringe alles durcheinander ...“

„Gut, lassen wir es für ein nächstes Mal!“ sagte er mit einem Seufzer. „Aber sag' mir wenigstens, wozu du mich brauchst? Warum hältst du mich hier zurück? Warum willst du, daß ich noch bleiben, daß ich diese Tage mit dir zubringen soll?“

Sie stützte ihren Arm fest auf den seinigen, schmiegte sich an seine Schulter und bat ihn mit den Augen, doch nicht weiter in sie zu dringen.

„Du liebst mich doch nicht! Du weißt, daß ich an dein kokettes Spiel nicht glaube — und so viel Achtung wirst du wohl vor mir haben, daß du mich nicht geradezu zum

Narren machst... Ich sehe doch, wenn mein Geist unbefangen ist, wenn ich nicht im Fieber bin, daß du deinen Scherz mit mir treibst: warum geschieht das?"

Sie preßte heftig seinen Arm an sich und bat wiederum mit den Augen, sie nicht weiter zu fragen.

„Das eine darf ich doch wenigstens fragen — was soll ich dir? Es kann dir doch nicht entgehen, wie sehr mich das alles erregt und peinigt, diese Leidenschaft, diese ewigen Schläge, die du meinem Herzen, meiner Eigenliebe versetzst..."

„Ja, Ihrer Eigenliebe..." wiederholte sie zerstreut.

„Gut, sagen wir: Eigenliebe, streiten wir nicht darüber, was Eigenliebe, und was das sogenannte ‚Herz' ist. Aber du mußt mir doch sagen, was ich dir eigentlich soll? Es ist mein gutes Recht, dich danach zu fragen, und es ist deine Pflicht, mir offen und ehrlich auf diese Frage zu antworten, wenn du nicht willst, daß ich dich für falsch, für boshaft halte...."

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und ging weiter, während er ihre Antwort erwartete.

„Lassen wir das jetzt..."

„Auch das sollen wir lassen? Nein, davon gehe ich nicht ab!" sagte er in zorniger Aufwallung und entriß ihr heftig seinen Arm. „Du spielst mit mir wie die Katze mit der Maus! Ich gestatte dir das nicht mehr — genug der Scherze! Deine eignen Geheimnisse kannst du für dich behalten, solange du willst, ja du brauchst mir sie überhaupt nicht zu enthüllen. Was jedoch mich betrifft, so erwarte ich eine sofortige Antwort von dir. Was soll ich dir hier? Welche Rolle hast du mir zugeteilt, und warum soll ich sie spielen?"

„Sie haben diese Rolle selbst gewählt, Bruder..." ent-

gegnete sie sanft und blickte zu Boden. „Sie baten mich, ich solle Sie nicht fortschicken ...“

In ohnmächtigem Ärger über ihren berechtigten Vorwurf trat er zur Seite und ging, breit daherschreitend, durch den Straßenkot weiter, während sie ihren Weg auf dem Holztrottoir fortsetzte.

„Seien Sie mir nicht böse, Bruder, kommen Sie hierher! Ich habe Sie nicht etwa zurückgehalten, um Sie zu kränken — nein!“ flüsterte sie, ihn zu sich heranwinkend. „Kommen Sie hierher, zu mir!“

Er reichte ihr wieder den Arm.

„Ich bitte Sie nur um eins — sprechen Sie jetzt nicht von dieser Sache, regen Sie mich nicht auf, damit es mir nicht wieder so geht wie gestern! ... Sie sehen, ich halte mich kaum auf den Beinen ... sehen Sie mich doch an, fassen Sie meine Hand an!“

Er nahm ihre Hand — sie war bleich und kalt, und das blaue Geäder trat deutlich hervor. Ihr Hals und ihre Taille waren schmächtiger geworden, ihr Gesicht hatte die lebhafte Farbe verloren, es machte den Eindruck der Schwäche und Traurigkeit. Er vergaß wieder seine eigne Person und empfand einzig Mitleid mit ihr, der so schwer Geprüften.

„Ich will nicht, daß man zu Hause meinen Zustand bemerke ... Ich bin sehr schwach ... schützen Sie mich! ...“ flehte sie ihn an, und ihre Augen füllten sich sogar mit Tränen.

„Behüten Sie mich ... vor mir selbst! ... Kommen Sie, sobald es dämmert, so gegen sechs Uhr nachmittags, zu mir hinüber. ... ich werde Ihnen dann sagen, warum ich Sie zurückgehalten habe ...“

„Verzeih mir, Wjera — auch ich bin nicht mehr Herr

meiner selbst!“ sagte er, tief gerührt durch ihren Kummer, und drückte ihr die Hand. „Ich sehe, daß du schwere Qualen erduldest — und ich weiß nicht, was dich quält ... Doch ich werde nicht fragen ... ich will und muß deinen Schmerz schonen — obschon es mir schwer wird und ich selbst darunter leide. Ich werde also kommen, du kannst auf mich rechnen ...“

Sie erwiderte seinen Händedruck lebhaft und flüsterte: „Ich werde Ihnen alles sagen ... wenn ich die Kraft dazu besitze ...“

Ein Gefühl der Bangigkeit, eine schlimme Vorahnung beschlich ihn.

Sie kamen an den Läden vorüber. Wjera machte für sich und Marfinka Einkäufe und unterhielt sich dabei ungezwungen und lebhaft mit den Ladeninhabern, wie sie es auch mit den Bekannten, die ihnen begegneten, getan hatte. Mit diesen war sie sogar auf der Straße stehen geblieben, um sich über allerhand kleine, alltägliche Angelegenheiten zu unterhalten. Dann machte sie einem kleinen Patenkinde, dem Töchterchen einer Kleinbürgerin, einen Besuch und übergab der Mutter den Kleiderstoff, den sie für Kind und Mutter gekauft hatte. Als hierauf Raiski einen Besuch bei Koslow vorschlug, ging sie bereitwillig darauf ein.

Sie betraten eben den Torweg des Hauses, als plötzlich aus der Seitenpforte Mark Wolochow heraustrat. Er nickte Raiski nur flüchtig zu, gab auf die Fragen, wie es Leontij gehe, gar keine Antwort und eilte, Wjera kaum ansehend, mit raschen Schritten durch die Seitengasse davon.

Wjera hatte einen Augenblick wie festgebannt dagestanden, doch faßte sie sich sogleich und eilte mit raschen Schritten, an Raiski vorüber, die Treppe hinauf.

„Was ist mit ihm?“ fragte Raiski, während er Mark nachblickte — „kein Wort hat er geantwortet, und wie er gleich losrannte! Und auch du bist erschrocken: ist er es am Ende, der dort immer schießt? Ich habe ihn dort schon mit seiner Büchse getroffen,“ fügte er scherzend hinzu.

„Natürlich — wer soll es sonst sein?“ sagte Wjera munter, ohne sich umzuwenden, während sie Koslows Zimmer betrat.

„Nein, nein,“ dachte Raiski — „dieser zerlumpte, herumlungernde Zigeuner sollte ihr Idol sein? Nein, tausendmal nein! Übrigens... warum nicht? Die Leidenschaft ist grausam, sie macht den Menschen blind. Sie fragt nicht nach den Sitten und Anschauungen der Menschen, sie unterwirft sie ihrer ungezügelten Laune. Aber Wjera hatte doch keine Gelegenheit, sich diesem Mark zu nähern! Sie fürchtet sich vor ihm, wie alle Welt sich vor ihm fürchtet.“

Koslow ging noch immer ganz ebenso wie gestern mit schwankenden Schritten, als sei er berauscht, von einer Ecke zur andern, verhielt sich schweigsam, wenn jemand ihn besuchte, und schüttete nur vor Raiski sein Herz aus. Er war so mutlos, so willensschwach und verzagt, klagte nur leise murrend sein Leid, horchte auf jedes draußen vorüberrasselnde Fuhrwerk, lief erregt nach der Tür und kam jedesmal ganz verzweifelt zurück.

Als Raiski und Wjera ihn erneut aufforderten, zu ihnen überzusiedeln, schwieg er; er hörte kaum hin, oder sagte nur: „Ja, ja, später... in zwei, drei Wochen...“

„Vielleicht nach Marfinkas Hochzeit?“ sagte Wjera.

„Ja, nach der Hochzeit, nach der Hochzeit,“ wiederholte Leontij mechanisch. „Ich danke sehr, ja... vorläufig aber bleibe ich noch hier... Ich danke herzlich...“

Er starrte plötzlich Wjera an und schien verwundert, sie

bei sich zu sehen. „Wjera Wassiljewna!“ sagte er ganz verwirrt. „Weißt du auch, Boris Pawlowitsch,“ fuhr er, zu Raiski gewandt, fort — „wer außer mir noch deine Bücher gelesen und mir beim Ordnen geholfen hat?...“

„Wer denn?“ fragte Raiski.

Doch Koslow hörte seine Gegenfrage nicht: er war bereits wieder in der andern Ecke des Zimmers und lauschte nach der Straße hinaus. Dann öffnete er plötzlich das Luftpförtchen des Fensters und steckte den Kopf hinaus.

„Wer rief da eben?... War's nicht eine Frauenstimme?“ sagte er ganz erschrocken und horchte gespannt, mit weit geöffneten Augen, hinaus.

„Leinwand! Schöne Leinwand! Alle Sorten Zwirn!“ ließ sich die durchdringende Stimme einer Hausiererin von weitem vernehmen. Koslow schlug ärgerlich das Luftpförtchen zu.

„Wer hat denn die Bücher gelesen?“ wiederholte Raiski seine Frage.

Doch Koslow hörte wieder nicht, sondern setzte sich aufs Bett und ließ den Kopf hängen. Wjera flüsterte Raiski zu, daß es ihr peinlich sei, Leontij Iwanowitsch in diesem Zustande zu sehen, und so verabschiedete sie sich von ihm.

„Ich wollte dir noch etwas sagen, Boris Pawlowitsch,“ sagte Koslow nachdenklich — „doch ich hab's vergessen...“

„Du meintest, es habe noch jemand meine Bücher gelesen...“

„Ganz recht... da sitzt dieser Jemand!“ sagte Leontij plötzlich, während er auf Wjera zeigte.

Raiski blickte nach ihr hin; sie sah eben zum Fenster hinaus und zog ihn am Ärmel.

„Gehen wir, gehen wir!“ sagte sie und eilte auf die Straße hinaus.

Sie kamen zu Hause an. Wjera übergab einen Teil der Einkäufe der Großtante, das übrige ließ sie nach ihrem Zimmer bringen. Dann forderte sie Raiski auf, mit ihr einen Spaziergang durch den Hain, durch die Felder und an die Wolga hinunter zu machen.

„Gehen wir dorthin!" sagte sie, nach irgendeinem Hügel zeigend, und kaum hatten sie das Ziel erreicht, als sie ihn sogleich wieder nach einem andern Punkte mit sich zog, der eine besonders schöne Aussicht auf den gewundenen Lauf der Wolga haben sollte. Im nächsten Augenblick aber watete sie schon wieder durch den Ufersand, in dem ihre Füße bis an die Knöchel versanken.

Sie schaute in die Ferne, zeigte Raiski ein Schiff, das ganz weit hinten dahersegelte, und lief dabei hastig, mit ungleichmäßigen, unsicheren Schritten, häufig stehenbleibend, tief Atem schöpfend und die überfallenden Haarsträhnen aus dem Gesicht schüttelnd, weiter und weiter.

„Warum machst du dich so müde, Wjera? Du bist doch so schwach!" sagte er.

„Ich habe einen ganz merkwürdigen Durst... Luft möchte ich trinken!" sagte sie und wandte ihr Gesicht nach der Seite, von der der Wind herblies.

„Sie mutet sich zu viel zu... sammelt die letzten Kräfte!" flüsterte er still vor sich hin.

Er brachte sie nach Hause, wo man bereits mit dem Mittagessen auf beide wartete.

„Um sechs Uhr also!" ging es ihm durch den Kopf, und er erwartete mit Ungeduld den Abend.

Nach dem Mittagessen war er im Salon vor Müdigkeit eingeschlafen und erwachte erst, als es bereits sechs Uhr geschlagen hatte und die Dämmerung hereingebrochen war.

Er ging zu Wjera, traf sie jedoch nicht zu Hause an. Marina sagte, das gnädige Fräulein sei zur Abendmesse gegangen, doch wußte sie nicht zu sagen, ob sie nach der Dorfkirche auf dem Berge oder nach der Vorstadt gegangen sei.

In der Vorstadtkirche musterte Raiski alle Anwesenden und prägte sich, während er Wjera suchte, die Physiognomien aller alten Weiber ein, die in der Kirche waren. Wjera war nicht anwesend, und so ging er nach der kleinen Kirche auf dem Berge. Dort sah er gleichfalls zunächst nur ein paar alte Frauen und Männer. Dann aber erblickte er in einem dunklen Winkel hinter einer Säule Wjera — mit vorgeneigtem Kopfe, den Schleier vor dem Gesicht, kniete sie auf dem kalten Gestein des Fußbodens.

Er trat hinter eine zweite Säule in ihrem Rücken.

Während sie betete, stand er da und sann über ihre Lage nach; ein Gefühl tiefen, zärtlichen Mitleids mit ihr erfüllte sein Herz, als er sie so nutzlos sich in dem schweren Kampfe aufreiben sah.

Er blickte auf dieses junge, kaum erblühte und doch schon so schwer heimgesuchte Leben; er sah, wie das Schicksal dieses jugendliche Geschöpf bedrängte und quälte, obschon es keine andere Schuld trug als die, daß es glücklich sein wollte. Und er grollte im stillen über die grausamen, niemand verschonenden Gesetze des Seins, die dieser schwachen, kaum zur Entfaltung gelangten Lilie dasselbe schwere Kreuz auferlegten wie irgendeinem hartgesottenen Bösewicht.

„Allein um ihrer Schönheit willen sollte sie verschont bleiben ... Doch wer ist's, der sie schonen soll? Und was hat sie überhaupt verschuldet?“ dachte er, und unwillkürlich geriet er in den Bann der mystischen Vorstellung, daß

es im Menschenleben gewisse vom Schicksal vorbereitete, geheimnisvolle Momente gebe, in denen ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen oder eine Begegnung dem Menschen eine unheilvolle Idee, ein krankhaftes Gefühl, einen verbrecherischen Wunsch einflößt, wovon ihm nur Pein und Marter erwächst — und alles dies um irgendeines ihm selbst unbewußten, unbekannten Zweckes willen, der ihn unerbittlich zu aufreibendem Kampfe zwingt.
In anderen Momenten wieder, so schien es ihm, treten Zufälle ein, die, von einer unbekannten Macht herbeigeführt, den Menschen vor seinem Verhängnis bewahren, so daß er den jähen Abgrund, den er unbewußt überschritt, erst gewahr wird, sobald er ihn in seinem Rücken hat.
Während er so das wirre Gewebe seines eignen Lebens, wie alles Lebens überhaupt, durchmusterte und den forschenden Blick auf Wjeras kaum begonnenes Dasein wandte, durchschaute er immer klarer dieses Spiel künstlich verflochtener Zufälligkeiten, diesen Irrlichtertanz schlimmer Täuschungen und Verblendungen, diese im vorhinein gelegten Fallstricke, diese Fehltritte, Irrungen, Entgleisungen — und diese anscheinend ebenso zufälligen Auflösungen der verwirrten Fäden und Knoten ...
„Was soll man tun? Soll man um jeden Preis diesem Kampfe mit all seinen Fährlichkeiten zu entrinnen suchen und einem sicheren, sturmlosen, ruhigen Hafen zustreben, wie es auch diese schlichten Seelen hier tun?“ Er ließ seinen Blick über die Köpfe der betenden Greise und Greisinnen hinschweifen. „Oder soll man ohne vieles Nachdenken in den trüben Fluten dieses ziellos dahinströmenden Lebens mitschwimmen? Wo ist der Schlüssel zum Verständnis all dieser Dinge, zur Erkenntnis eines wirklich vernunftgemäßen, gangbaren Weges?“

Er blickte auf Wjera: sie verharrte unbeweglich im Gebet und wandte die Augen nicht von dem Gekreuzigten ab.
„Die Ärmste!“ dachte er betrübt, ging hinaus und setzte sich, Wjera erwartend, in der Vorhalle nieder.
Nach einem Weilchen kam sie heraus. Sie reichte ihm schweigend die Hand, und sie gingen den Berg hinunter.
„Sie waren in der Kirche?“ fragte sie.
„Ja, ich war dort,“ antwortete er.
Sie schritten langsam bergab durch das Dorf und kamen über das ungepflügte Feld nach dem Garten. Wjera ging mit gesenktem Kopfe, während Raiski nur immer an die Aufklärungen dachte, die sie ihm hatte geben wollen, und diese erwartete. Der Wunsch, aus der quälenden Ungewißheit endlich herauszukommen und seinen eigenen Leiden ein Ende zu setzen, trat in diesem Augenblick bei ihm in den Hintergrund. Er dachte vielmehr an sie — er fühlte, daß ihm allein jetzt die Pflicht oblag, ihr zur Seite zu stehen, ihren Weg zu erhellen, ihr bei der Lösung irgendeines verhängnisvollen Knotens, beim Überschreiten eines jähen Abgrunds zu helfen, sie erforderlichenfalls mit seiner Erfahrung, seiner Vernunft, seinem Herzen, seiner ganzen Kraft zu unterstützen.
Sie hatte ihn selbst dazu aufgefordert, hatte halb und halb ein Bekenntnis vor ihm abgelegt, und wenn sie es nicht ganz tat, so geschah es nur, weil die ihr eigene Vorsicht sie davon zurückhielt, und weil vielleicht auch noch ein Rest von Stolz in ihr vorhanden war, der sie hinderte, sich für besiegt zu erklären.
Wie gern hätte er ihr seine Hilfe zuteil werden lassen! Aber er wußte ja nichts, und er hatte nicht einmal das Recht, seine Befürchtungen irgend jemandem mitzuteilen.
Aber selbst wenn sie ihn von dem gegebenen Ehrenwort

entband, wenn er der Großtante alle seine Vermutungen und Befürchtungen mitteilte — würde das wohl den gewünschten Erfolg haben? Es war nicht anzunehmen. Die veraltete Lebensweisheit der Großtante, so praktisch sie auch sein mochte, würde an Wjeras Trotz zuschanden werden, die einen kühneren Verstand, einen lebendigeren Willen, ein entwickelteres Denken besaß als Tatjana Markowna.

Sie hatte ein Verständnis für die modernen Begriffe, die mehr und mehr in das öffentliche Bewußtsein übergegangen waren; sie hatte offenbar irgendwo diese neuen Ideen, dieses neue Wissen in sich aufgenommen und stand unvergleichlich hoch über den Menschen, in deren Mitte sie lebte. So sehr sie auch bemüht war, ihre geistige Überlegenheit nicht merken zu lassen, so verriet sie sich doch zuweilen durch ein zufällig hingeworfenes Wort oder die Nennung des Namens irgendeiner Autorität auf dem einen oder andern Gebiete der Wissenschaft.

Ihre Zunge wurde gleichsam auf Schritt und Tritt zur Verräterin an ihr selbst; ihr freier Gedankenflug, der ihn gleich bei seiner ersten Begegnung mit ihr so überrascht hatte, ihr ganzer geistiger Zuschnitt, ihr Charakter — alles dies verlieh ihr ein solches Übergewicht über die Großtante, daß alle Bemühungen Tatjana Markownas, ihr aus irgendwelchen Nöten zu helfen, sicherlich vergeblich gewesen wären.

Die Großtante konnte wohl Wjera vor irgendeiner groben Verirrung warnen, konnte sie vor einer Krankheit, einem plumpen Betruge bewahren, sie mit eigener Lebensgefahr aus dem Feuer retten: was aber konnte sie tun, um Wjera vor einer Leidenschaft zu retten, falls sie wirklich in eine solche verstrickt war?

Zweifellos war die Großtante eine kluge Frau, die mit sicherem Blick und richtigem Urteil die Erscheinungen des Lebens, wie sie sich in großen Zügen ihrem Auge darboten, zu deuten wußte. Sie hatte auch einen recht anschlägigen Kopf, der sich in dem kleinen Königreich, das sie regierte, wohl bewährte; sie war eine berufene Richterin menschlicher Tugenden und Laster, die sie streng nach den Gesetztafeln Mosis und nach dem Evangelium beurteilte.
Ganz gewiß aber war sie keine Kennerin des Lebens, soweit das Spiel menschlicher Leidenschaften es bestimmt und zu einem buntfarbigen, aus feinsten Fäden gewebten Gebilde gestaltet. Kein Mensch ließ sich hier in dieser stillen, ländlichen Einsamkeit von dieser Seite des Lebens auch nur etwas träumen, am wenigsten Tatjana Markowna, die — alte Jungfer.
Wenn sie einmal in ihren jungen Jahren die Liebe, die Leidenschaft oder etwas Ähnliches kennen gelernt hatte, so war das doch höchstens eine Leidenschaft ohne Erfahrung, eine unerwiderte oder gewaltsam unterdrückte Neigung gewesen — kein Liebesdrama, sondern ein lyrisches Gefühl, das in ihr allein sich abspielte, in ihr erlosch, in ihrer Seele begraben ward, ohne eine Spur zu hinterlassen oder in das helle Bild ihres Lebens auch nur einen einzigen, noch so kleinen Riß zu bringen.
Wie sollte sie etwas ahnen von den Schrecknissen dieses Kampfes? Wie konnte sie einer, die zu versinken drohte, die Hand reichen und beim Umgehen des Abgrunds behilflich sein? Sie hätte auch gar nicht an das Vorhandensein einer Leidenschaft geglaubt: sie hätte einfach nach Tatsachen gefragt.
Diese Schüsse in der Tiefe der Schlucht, diese geheimnisvollen Spaziergänge Wjeras dort unten im Dickicht —

gewiß, das waren wohl Tatsachen, aber gegen diese Tatsachen hätte die Großtante eben ihre Maßnahmen getroffen: sie hätte ihre Hauspolizisten mit Knütteln bewaffnet und als Wachen ausgestellt, hätte dem Liebhaber aufgelauert und Wjera damit nur einen neuen Schlag versetzt.

Oder sie hätte Wjera nicht aus dem Hause gelassen — und auch das wäre eine Demütigung, eine Kränkung gewesen, da sie damit ihre Freiheit verletzt hätte. Nie würde Wjera eine so grobe Vergewaltigung ertragen, sie würde einfach vor der Großtante fliehen, wie sie vor ihm über die Wolga geflohen war. Es gab kein Mittel, mit dem die Großtante hier hätte helfend eingreifen können. Wjera war ihrer Moral und ihrem Erfahrungskreise entwachsen, alle Belehrungen und Ermahnungen Tatjana Markownas hätten sie nur verletzen können oder, wie jene traurige Historie von der armen Kunigunde, ihren Spott herausgefordert. Der letzte Rest von Vertrauen zur Großtante wäre dadurch vielleicht bei Wjera zerstört worden.

Nein, diese Autorität war veraltet; sie konnte wohl noch einer Marfinka Respekt einflößen, nicht aber der unabhängigen, geistig entwickelten, modern denkenden Wjera.

Das einzige Mittel, den Schlüssel zu dem Geheimnis ihres Herzeleids zu finden, hielt Wjera selbst in der Hand; doch sie vertraute ihn niemandem an, sie warf nur jetzt, da ihre Kraft sie im Stiche ließ, gelegentlich ein Wort, eine Anspielung hin, um erschrocken alles wieder zurückzunehmen und sich von neuem zu verstecken. Offenbar fühlte sie sich nicht stark genug, den gordischen Knoten zu durchhauen, und ihr Stolz, oder ihre Gewohnheit, nach eignem Gutdünken zu leben, wenn sie auch dabei zugrunde ging, verschloß ihr das Wort im Munde.

Alles das ging Raiski durch den Kopf, während er schwei-

gend neben Wjera herschritt. Um jeden Preis hätte er sie zum Sprechen bringen mögen, nicht mehr um seiner selbst willen, sondern nur noch um ihretwillen, um sie zu retten. Aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, ihr endlich die Zunge zu lösen. Schließlich wollte er es noch einmal versuchen, ihr von der Seite her beizukommen: vielleicht würde er in der Unterhaltung aus ihren Antworten auf seine Fragen einen Anhalt gewinnen, vielleicht würde irgendein Name fallen, bei dem er dann verweilen könnte, um ihr so das Geständnis zu erleichtern, das ihr anscheinend so ungemein schwer fiel, daß sie es trotz ihres Versprechens nicht über die Lippen zu bringen vermochte. Mit List und Schlauheit wollte er sich ihr nahen: sie war jetzt müde und erschöpft — vielleicht plauderte sie in einem schwachen Augenblick aus, was er wissen wollte.

Es fiel ihm ein, daß sie seinen Fragen bisher stets ausgewichen war, wenn er wissen wollte, woher sie ihre Kenntnisse und ihr überraschend klares Urteil über so viele Dinge besaß, die einem jungen Mädchen in ihrer Lage sonst fremd blieben. Woher stammte ihre kühne, freie Denkweise, ihr Selbstvertrauen und ihre Selbstbeherrschung? Das waren doch sicherlich nicht Resultate der Erziehung, die sie in der französischen Pension genossen hatte! Wer war ihr Mentor, ihr geistiger Führer gewesen? So sorgsam er auch Umschau hielt — er sah niemanden, der es hätte sein können.

Ganz allmählich dachte er ihr das Geständnis zu entlocken.

„Hör' einmal, Wjera, ich wollte dich etwas fragen," begann er in gleichgültigem Tone. „Leontij erwähnte heute, du hättest die Bücher in meiner Bibliothek gelesen, und du hast doch nie von ihnen gesprochen! Ist's richtig, was er sagte?"

„Ja, einige davon habe ich gelesen. Warum?“

„Mit wem hast du sie gelesen, mit Koslow?“

„Einzelne — ja. Er hat mir den Inhalt einiger Werke erklärt. Andere habe ich allein gelesen, noch andere mit dem Priester, dem Manne Nataschas ...“

„Welche Bücher hast du mit dem Priester gelesen?“

„Ich erinnere mich jetzt nicht mehr ... Die Kirchenväter zum Beispiel. Er hat sie mir und Natascha erläutert, und ich bin ihm dafür sehr verpflichtet ... Auch Spinoza habe ich mit ihm gelesen ... und Voltaire ...“

Raiski lachte unwillkürlich.

„Worüber lachen Sie?“ fragte sie.

„Welch ein Übergang — von den Kirchenvätern zu Spinoza und Voltaire! Die Bibliothek enthält ja auch sämtliche Enzyklopädisten, hast du die auch gelesen?“

„Nein, das wäre doch zu viel verlangt! Nikolaj Iwanowitsch hat einiges davon gelesen und mir und Natascha den Inhalt mitgeteilt ...“

„Wie kommt es, daß ihr nicht bis zu Feuerbach gelangt seid, und zu seinen Geistesverwandten ... den Sozialisten und Materialisten? ...“

„Auch zu denen sind wir gelangt,“ sagte sie mit schwachem Lächeln — „das heißt nicht ich, und auch nicht Natascha, sondern eben nur ihr Mann. Er bat uns, einzelne Stellen auszuschreiben, die er mit dem Bleistift bezeichnet hatte ...“

„Weshalb?“

„Er wollte sie wohl für irgendeinen Journalaufsatz oder sonstwie verwenden, ich weiß das nicht mehr ...“

„In der Bibliothek meines Vaters sind diese neuen Bücher nicht vorhanden. Woher hattet ihr sie?“ fragte Raiski lebhaft und spitzte dabei die Ohren.

Sie schwieg.

„Vielleicht von jenem unter Polizeiaufsicht stehenden Verbannten, dem du damals geholfen hast? Erinnerst du dich nicht? Du schriebst mir von ihm ..."

Sie hörte nicht auf ihn, sondern ging nachdenklich schweigend weiter.

„Du hörst nicht zu, Wjera?"

„Wie? Doch, ich höre ..." sagte sie, aus ihrem Hinbrüten erwachend. „Wo ich die Bücher herbekam? Nun, so von dem einen und andern hier in der Stadt ..."

„Wolochow hat diese Bücher hier verteilt ..." bemerkte er.

„Kann sein ... Ich habe sie von den Lehrern bekommen ..."

„Ist vielleicht einer von den Lehrern, irgendein Mr. Charles, im Spiel?" ging's ihm durch den Kopf.

„Was hält denn Nikolaj Iwanowitsch von Spinoza und allen diesen Autoren?"

„Sehr viel; ich habe mir nur wenig davon gemerkt ..."

„Was sagte er von ihnen?" fuhr Raiski eindringlich fort.

„Er bezeichnete ihre Schriften als Versuche stolzer Geister, der Wahrheit aus dem Wege zu gehen, sich neben der Wahrheit her eigene Seitenwege zu suchen — er meinte aber, daß sie doch wieder alle zum Hauptwege zurückführen ..."

„Was sagte er sonst noch?"

„Was er sonst noch sagte? Ich weiß das nicht mehr so genau. Er meinte unter anderm, daß alle diese Versuche nur der Sache der Wahrheit dienen, daß sie gleichsam im Feuer läutern. Es sei dies ein unvermeidlicher Kampf, ohne den der Sieg und die Herrschaft der Wahrheit nicht von Bestand sein würden ... Er hat so viel und so vielerlei in diesem Sinne geredet! ..."

„Und die Frage des Pilatus, was Wahrheit sei — hat er die nicht beantwortet?“

„Ja — er sah sie dort“ — sagte sie, nach der Kirche zurückweisend — „wo wir soeben waren... Aber das wußte ich auch ohne ihn...“

„Und du meinst, daß er recht hatte?...“ fragte er, in dem Bestreben, wenigstens einen flüchtigen Blick in ihre Seele zu werfen.

„Ich meine es nicht nur, sondern ich glaube fest, daß er recht hat. Und Sie?“ fragte sie lebhaft, während sie sich nach ihm umwandte.

Er nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Warum fragen Sie mich nach diesen Dingen?“

„Es gibt doch Leute, die das alles nicht glauben; ich wollte wissen, auf welchem Standpunkte du stehst...“

„Ich meine doch, ich habe Sie nie darüber im Zweifel gelassen. Sie haben mich oft im Gebet gesehen...“

„Ja, doch hätte ich dich gern laut beten hören. Sag' einmal — um was bittest du eigentlich, Wjera... für wen?...“

„Für die Ungläubigen...“

„So... und ich dachte, du betest, daß dein Kummer, deine Unruhe von dir weichen möge...“

„Mein Kummer beruht eben darin...“ flüsterte sie so leise, daß er ihre Worte nicht hörte.

Als sie an der Kapelle vorüberkamen, blieb sie einen Augenblick davor stehen. Es war dunkel in dem kleinen Raume. Mit einem heimlichen Seufzer ging sie weiter, nach dem Garten zu, und immer langsamer ging sie. Als sie an das alte Haus gelangt war, machte sie Halt und bat Raiski durch ein Kopfnicken, näherzukommen.

„Hören Sie, was ich Ihnen sage...“ begann sie leise und unentschlossen, als müßte sie sich Zwang antun.

„Sprich, Wjera …"

„Sie sagten …" fuhr sie noch leiser fort — „das sicherste Mittel gegen diese … Unruhe … sei, nicht dahin zu gehen …" Sie zeigte nach der Schlucht hin.

„Allerdings — ich weiß kein besseres Mittel …"

„Ich wollte Sie nun bitten …"

Sie war stehengeblieben und hielt ihn am Saume des Paletots fest.

„Sprich nur, Wjera," flüsterte auch er, in leichter Ungeduld zitternd, wie in schlimmer Vorahnung. „Gestern noch dachte ich nur an mich, an meinen eigenen Schmerz und Kummer; heute aber gehört dir allein mein ganzes Denken und Sinnen — ob ich dir nicht eine Last abnehmen, dir beim Lösen eines Knotens behilflich sein, dich vielleicht retten kann …"

„Ja, helfen Sie mir …" sagte sie, während sie mit ihrem Taschentuche die Tränen fortwischte, die ihr in die Augen getreten waren. „Ich bin so schwach … so krank … meine Kraft reicht nicht zu …"

„Würde Tantchen nicht doch noch besseren Rat wissen als ich? Sei offen gegen sie, Wjera; sie ist eine Frau, sie wird deinen Kummer vielleicht besser verstehen …"

Wjera preßte das Taschentuch noch fester an ihre Augen und schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, sie versteht das nicht … sie hat nichts der Art kennen gelernt …"

„Was kann ich also für dich tun? … Sag' mir alles …"

„Fragen Sie mich nicht, Bruder, ich kann Ihnen nicht alles mitteilen. Ich würde es von Herzen gern sagen, Tantchen sowohl wie Ihnen … und ich werde es auch einmal tun … wenn alles vorüber ist … jetzt aber vermag ich's nicht …"

„Wie kann ich dir aber helfen, wenn ich weder von deinem Kummer noch von der drohenden Gefahr etwas Näheres weiß? Entdecke dich mir, dann wird die nüchterne Analyse eines fremden Verstandes deine Zweifel zerstreuen, vielleicht auch die Schwierigkeiten beseitigen und dich auf glatte, ruhige Bahn zurückführen ... Es genügt zuweilen, daß man seine Lage klar und nüchtern überschaue — das allein schon schafft Erleichterung. Und wenn du selbst dich nicht stark genug dazu fühlst, dann laß mich die Sachlage prüfen! Du weißt, daß zwei Köpfe oft klüger sind als einer ..."

„Hier bedarf es keiner Köpfe, keiner Analyse ..." sagte sie fast verzweifelnd — „es ist auch nicht nötig, mich auf ruhige Bahnen zu lenken ... alle Worte sind überflüssig..."

„Wie vermag ich dir also zu helfen?"

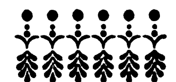
Sie sah ihn aus nächster Nähe mit tränenerfüllten Augen an.

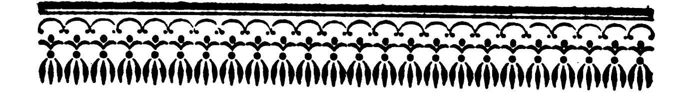
Verlassen Sie mich nicht, verwenden Sie kein Auge von mir," flüsterte sie. „Und wenn dort unten" — sie zeigte nach der Schlucht — „wieder der Schuß fällt.... dann seien Sie an meiner Seite ... Lassen Sie mich nicht hin, sperren Sie mich ein: mit Gewalt, wenn es sein muß ... So weit ist es mit mir gekommen!" flüsterte sie, wie über sich selbst entsetzt, warf verzweifelnd den Kopf zurück, als wollte sie einen Seufzer unterdrücken, und richtete sich dann plötzlich wieder auf. „Und vor allem ..." sprach sie leise weiter — „sprechen Sie nie mit einem Menschen darüber, auch mit mir selbst nicht! Das ist alles, was Sie für mich tun können — darum habe ich Sie zurückgehalten! Ich bin eine abscheuliche Egoistin, ich habe Sie in Ihren Plänen gestört ... Aber ich fühlte, daß ich schwach wurde ... ich hatte sonst keinen Menschen, Tantchen hätte mich nicht verstanden.... Sie allein ... verzeihen Sie mir!"

„Du hast wohl daran getan," sagte er voll Eifer. „Verfüge ganz über mich — ich habe jetzt alles begriffen und bin bereit, für immer hierzubleiben, nur um dich zu beruhigen, wenn dir das wirklich deine Ruhe wiedergibt ..."

„In acht Tagen werden die Schüsse für immer aufhören," sagte sie, ihre Tränen mit dem Tuche trocknend.

Sie nahm seine beiden Hände und drückte sie; dann ging sie, ohne sich umzusehen, nach ihrem Zimmer — leise, mit ungleichmäßigen Schritten, stieg sie, sich am Geländer festhaltend, die Treppe hinauf.





Zehntes Kapitel

Zwei Tage vergingen. Des Morgens sah Raiski Wjera fast gar nicht unter vier Augen. Sie erschien zum Mittagessen, trank abends zusammen mit den andern den Tee, sprach über allerhand gleichgültige Dinge und schien nur zuweilen ein wenig ermüdet.

Raiski hatte wieder seinen Roman vorgenommen und allerhand Eintragungen gemacht, dann hatte er Koslow besucht und war auf einen Augenblick beim Gouverneur und noch zwei oder drei Leuten in der Stadt gewesen, deren nähere Bekanntschaft er gemacht hatte. Den Abend verbrachte er im Garten, wo er bemüht war, Wjera ihrer Bitte gemäß nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen, und auf jeden Laut in der Schlucht unten lauschte.

Er saß auf der Bank am Rande der Schlucht, oder ging in den Alleen spazieren, und erst gegen Mitternacht hörte sein anstrengendes Amt, diese stetige Erwartung, im nächsten Augenblick den Schuß zu hören, auf. Er wünschte nun förmlich, ihn zu hören, damit ihm Gelegenheit geboten würde, Wjera energische Hilfe zu leisten und sie für immer aus ihrer Not zu erretten.

Doch die beiden Tage waren, wie gesagt, ganz still ver-

gangen; bis zum Ablauf der Frist, die sie selbst genannt hatte, waren noch fünf Tage hin. Raiski nahm an, daß Wjera an Marfinkas Geburtstage, der in zwei Tagen stattfinden sollte, sich schwerlich von den Ihrigen trennen würde — und wenn dann am Tage darauf Marfinka mit Wikentjew und dessen Mutter, wie es geplant war, sich nach Koltschino begab, würde es Wjera kaum über sich gewinnen, die Großtante allein zu lassen. So würde nach seiner Annahme die Woche dahingehen und mit ihr auch die finstere Wolke verschwinden.

Beim Mittagessen bat Wjera ihn, doch am Abend zu ihr zu kommen — sie wollte ihm, sagte sie, einen Auftrag geben.

Als er zu ihr hinaufkam, war sie eben im Begriff, einen Spaziergang zu machen. Sie schien geweint zu haben, ihre Nerven waren offenbar stark angegriffen, ihre Bewegungen hatten etwas Welkes, ihr Gang etwas Schleppendes. Er reichte ihr den Arm, und da sie vom Garten aus den Weg nach dem Felde einschlug, glaubte er, sie wolle zur Kapelle, und er führte sie über die Wiese und die Felder dorthin.

Sie folgte ihm schweigend, in tiefer Nachdenklichkeit, aus der sie erst vor der Kapelle erwachte. Sie trat ein und schaute auf das nachdenkliche Gesicht des Heilands.

„Ich glaube, Wjera — du hast einen Helfer, der stärker ist als ich," sagte Raiski, am Eingange der Kapelle stehenbleibend. „Du bedarfst meines Beistandes nicht.... du wirst auch ohne mich nicht dorthin gehen...."

Sie nickte beipflichtend mit dem Kopfe und schien selbst in dem Blicke des Gekreuzigten Kraft und Ermutigung, Stütze und Hilfe zu suchen. Aber dieser Blick blieb nachdenklich und ruhig wie immer, als sähe er teilnahmlos auf ihren Kampf, ohne ihr zu helfen oder sie zurückzuhalten...

Ein Seufzer entstieg ihrer Brust.
„Ich gehe nicht!“ sagte sie leise, doch bestimmt, während sie die Augen von dem Bilde abwandte.
Weder ein Gebet noch ein Begehren vermochte Raiski von ihrem Gesichte abzulesen. Ein Ausdruck tiefer Müdigkeit und Gleichgültigkeit, vielleicht auch stiller Demut lag auf ihrem Gesichte.
„Wir wollen nach Hause gehen, du bist so leicht angezogen,“ sagte Raiski.
Sie stimmte ihm bei.
„Was für ein Auftrag war es denn, den du mir geben wolltest?“ fragte er.
„Ach ja,“ fiel ihr ein, und sie holte ihr Portemonnaie hervor. „Holen Sie mir doch, bitte, beim Juwelier Schmidt den Schmuck, den ich vorige Woche als Geburtstagsgeschenk für Marfinka ausgesucht habe. Er sollte noch einige Perlen einsetzen, die ich ihm aus meinem Schmuckkasten gab, und ihren Namen eingravieren. Hier ist das Geld.“
Er nahm das Geld, das sie ihm reichte.
„Das ist aber noch nicht alles. Am Geburtstage selbst, also übermorgen, ganz zeitig früh ... ist's Ihnen aber nicht zu früh, um acht Uhr aufzustehen?“
„Durchaus nicht — wenn du es wünschst, bleibe ich die ganze Nacht auf, gehe überhaupt nicht schlafen ...“
„Gut also — dann gehen Sie doch dahin, nach der großen Gärtnerei, die Ihnen ja bekannt ist. Ich habe mit dem Gärtner schon gesprochen, suchen Sie mir im Gewächshause die schönsten Blumen, die er nur hat, zu einem Strauße zusammen und schicken Sie mir ihn auf mein Zimmer, bevor Marfinka noch aufsteht ... Ich verlasse mich auf Ihren Geschmack ...“
„Sieh doch! Ich mache also Fortschritte in deinem Vertrauen

Wjera!" sagte Raiski lachend. „Jetzt verläßt du dich schon auf meinen Geschmack und auf mein Ehrenwort, und sogar Geld hast du mir anvertraut..."

„Ich würde das alles selbst tun, aber ich kann nicht... ich fühle mich so schwach, so müde!..." fügte sie hinzu, während sie über seinen Scherz zu lächeln versuchte.

Er holte am nächsten Morgen den bestellten Schmuck von Schmidt ab und überlegte, was für Blumen zu dem Strauße für Marfinka verwandt werden sollten. Es war nicht leicht, die Auswahl zu treffen, denn die Jahreszeit war bereits stark vorgerückt, und die meisten Blumen waren verblüht.

Dann suchte er eine Damenuhr mit Emaildeckel nebst goldener Kette aus, die er selbst Marfinka schenken wollte. Er mußte zu diesem Zweck bei Tit Nikonytsch vorsprechen und sich auf einen Tag zweihundert Rubel leihen, um dem Kampfe aus dem Wege zu gehen, den es gekostet hätte, wenn er das Geld von der Großtante verlangt haben würde: sie hätte ihn nicht nur einen Verschwender gescholten, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch sein Geheimnis vorher verraten.

Bei Tit Nikonytsch sah er eine prächtige Damentoilette in rosa Tüll und Spitzen, mit einem Spiegel, der von einer Porzellangirlande aus Amoretten und Blumen umrankt war, ein Kunstwerk von feinem Geschmack aus der Manufaktur von Sèvres.

„Was ist das? Woher haben Sie dieses kostbare Stück?" sagte er, während er mit bewunderndem Künstlerauge die Gruppen der Amoretten, die Blumen und Farben betrachtete. „Das ist ja herrlich!"

„Es ist für Marfa Wassiljewna," sagte Tit Nikonytsch mit einem liebenswürdigen Lächeln. „Ich freue mich sehr,

daß es Ihnen gefällt — Sie sind ein Kenner. Ihr Geschmack bürgt mir dafür, daß das Geschenk in den Augen des lieben Geburtstagskindes Gnade finden wird. Was für ein treffliches Mädchen, und wie reizend! Diese Rosen hier kann man wirklich als ihr Ebenbild bezeichnen. Sie wird in diesem Spiegel ihr bezauberndes Gesichtchen sehen, und die kleinen Liebesgötter werden ihr zulächeln ..."

„Woher haben Sie denn diese Rarität?"

„Ich bitte Sie, jedenfalls vor morgen weder mit Tatjana Markowna noch mit Marfa Wassiljewna davon zu reden," sagte Tit Nikonytsch, ohne auf Raiskis Frage zu achten.

„Das kostet doch wenigstens tausend Rubel! Aber wo haben Sie es herbekommen?"

„Fünftausend Rubel in Assignaten hat mein seliger Großpapa dafür bezahlt, es gehörte zur Mitgift meiner Mutter. Es wurde bis jetzt auf meinem Erbgute bewahrt, im Schlafzimmer der Verstorbenen. Ich habe es im vorigen Monat ganz heimlich hierher transportieren lassen; anderthalb hundert Werst weit wurde es von sechs Leuten, die sich gegenseitig ablösten, auf den Armen getragen, damit es nicht beschädigt würde. Ich habe nur den Tüll erneuern lassen, die Spitzen sind gleichfalls alt — ganz vergilbt, sehen Sie doch! Die Damen schätzen das sehr, während unsereins nicht so viel Wert darauf legt," fügte er lächelnd hinzu.

„Und was wird die Großtante sagen?" bemerkte Raiski.

„Ohne Sturm wird es natürlich nicht abgehen, ich habe schon Angst, doch ich hoffe, in ihrer Herzensgüte wird sie mir verzeihen. Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß ich die beiden jungen Damen so herzlich liebe, als wenn sie meine eigenen Töchter wären," fügte er gerührt hinzu — „ich habe sie beide auf den Knien geschaukelt, habe sie mit Tatjana Markowna zusammen lesen und schreiben gelehrt;

ich war hier wie in der Familie. Verraten Sie mich ja nicht," flüsterte er — „im Vertrauen will ich Ihnen noch sagen, daß ich auch für Wjera Wassiljewna, sobald sie sich verheiratet, ein gleichwertiges Geschenk bereithalte, das sie hoffentlich nicht verschmähen wird ..."

Er zeigte Raiski ein massiv silbernes Tischservice für zwölf Personen, von alter, künstlerisch geschmackvoller Ausführung.

„Ihnen, als ihrem Bruder und Freunde, brauche ich es nicht zu verheimlichen," flüsterte er, „daß ich, ebenso wie Tatjana Markowna, Wjera von Herzen gern eine gute und reiche Partie wünsche, wie sie sie durchaus verdient: wir haben bemerkt," fügte er noch leiser hinzu, „daß ein in jeder Beziehung würdiger Kavalier, Jwan Jwanytsch Tuschin, ganz bezaubert ist von ihr, wie das auch nicht anders erwartet werden kann ..."

Raiski seufzte und kehrte nach Hause zurück. Er fand dort Wikentjew mit seiner Mutter, die von ihrem Gute zu Marfinkas Ehrentage herübergekommen war, ferner Paulina Karpowna, noch zwei oder drei Gäste aus der Stadt und — Openkin.

Der letztere ergoß bereits die Wogen seiner seminaristischen Beredsamkeit über die Gesellschaft, verfiel dabei häufig in einen weinerlichen Ton und brachte immer von neuem Marfinka seine Glückwünsche zur bevorstehenden Hochzeit dar.

Die Großtante konnte sich nicht entschließen, ihn mit den anständigen Gästen zusammen zum Mittagessen zu behalten, und beauftragte Wikentjew, ihm schon beim Frühstück das nötige Quantum von Flüssigkeiten einzupumpen, ein Auftrag, dessen Wikentjew sich so gewissenhaft entledigte, daß Openkin bereits gegen drei Uhr total fertig war und in

dem leeren Saale des alten Hauses in festem Schlafe lag.

Die Gäste trennten sich gegen sieben Uhr abends. Die Großtante verkroch sich mit der Mutter des Bräutigams ganz und gar hinter die Ausstattung der Braut, und beide saßen dann stundenlang im Kabinett Tatjana Markownas und führten endlose Reden.

Das junge Brautpaar hatte inzwischen wohl fünfmal den Park und Hain durchquert und war dann ins Dorf gegangen. Wikentjew trug ein ganzes Bündel von Sachen, das ihm Marfinka aufgeladen hatte, und mit dem er, während sie über das Feld hinschritten, Fangball spielte.

Marfinka besuchte jede Hütte, begrüßte die Bäuerinnen, war zärtlich zu den Kindern, wusch dem einen und andern die Ohren sauber, schenkte einigen der Mütter Stoff zu Hemdchen für die Kinder oder Kleiderstoff für die älteren Mädchen, verteilte auch zwei Paar Schuhe und gab den Beschenkten dabei den Rat, ja nicht barfuß in den Pfützen herumzuwaten.

Der halbidiotischen Agaschka schenkte sie einen abgetragenen Seelenwärmer, den sie sich von der Hofmagd Ulita ausgebeten hatte, wofür sie dieser einen neuen zu schenken versprach. Sie schärfte Agaschka ein, ja nicht in dem kalten Herbstwetter im bloßen Rock herumzulaufen, und versprach, ihr auch ein Paar Schuhe zu schicken.

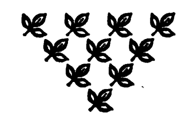
Dem lahmen alten Silytsch schenkte sie einen Haufen Kupfermünzen im Werte eines Rubels, die Silytsch mit gierigen Händen zusammenraffte, als Wikentjew sie unter lautem Krachen und Lachen, die Taschen um und um wendend, auf die Ofenbank rollen ließ. Mit vor Habgier zitternden Händen begann Silytsch die Münzen in allerhand Fetzen und Lappen einzuwickeln und in seine Taschen

zu stecken, eine davon nahm er sogar in den Mund. Aber Marsinka drohte ihm, sie würde ihm das Geld wieder wegnehmen und nie wiederkommen, wenn er es verstecke und, statt sich dafür etwas zu essen zu kaufen, bei den Leuten herumbettle.

„Du unser schönes Kindchen, du Engel Gottes, möge der Herr dir's lohnen!" — so klangen die Wünsche der Bäuerinnen, wenn sie sich von ihnen verabschiedete.

Die Bauern aber lächelten im stillen und spöttelten still für sich: „Das gnädige Fräulein vertreibt sich die Zeit, spaßt mit den Weibern und Kindern. Was für dummen Kram sie ihnen da mitbringt — was sollen sie damit anfangen?"

Und sie beguckten geringschätzig die bunten Kattunhemdchen, die merkwürdigen kleinen Gürtel und die kleinen Schuhchen.



Elftes Kapitel

Am Abend war das Haus hell erleuchtet. Die Groß-
tante wußte nicht, wie sie ihre zukünftige Verwandt-
schaft am schönsten und besten bewirten sollte. Sie ließ
für Marfinkas Schwiegermutter in dem kleinen Salon ein
Paradebett aufstellen, das fast bis an die Decke reichte
und wie ein Katafalk aussah. Marfinka sang und spielte
den ganzen Abend mit Wikentjew in ihren Räumen, dann
wurden sie beide still und vertieften sich in die Lektüre eines
neuen Romans. Nur Wikentjew unterbrach das Schwei-
gen immer wieder durch seine Bemerkungen und Späße.

Raiskis Fenster aber blieben dunkel. Er war sogleich nach
dem Mittagessen weggegangen und zum Tee nicht zurück-
gekehrt.

Der Mond übergoß das neue Haus mit seinem Lichte,
während das alte im Schatten lag. Auf dem Hofe, in der
Küche, in den Leutestuben blieben die Mägde und Diener
länger als sonst auf. Auch sie hatten Gäste: der Kutscher
und der Lakai von Koltschino, die mit Wikentjews Mutter
gekommen waren, heischten Bewirtung.

In der Küche war es bis tief in die Nacht hinein hell —
das Abendbrot wurde bereitet, und einige Gerichte für das

morgige Mittagessen standen gleichfalls schon auf dem Feuer.

Wjera saß seit sieben Uhr abends in ihrem Zimmer, zuerst im Halbdunkel, und dann beim schwachen Schein einer einzigen Kerze. Den Kopf auf den Ellbogen gestützt, saß sie am Tische, nachdenklich in einem vor ihr liegenden Buche blätternd, in das sie jedoch nicht hineinsah.

Ihre Augen blickten über das Buch hinweg, irgendwohin in die Ferne. Um die Schultern hatte sie ein großes weißes Wolltuch gelegt, das sie gegen die durch das offene Fenster eindringende kühle Herbstluft schützte. Sie hatte noch nicht die Winterfenster einsetzen lassen und hielt das Fenster bis spät in die Nacht hinein offen.

Wohl eine halbe Stunde mochte sie dagesessen haben. Dann erhob sie sich langsam, legte das Buch zur Seite, trat an das Fenster und blickte, sich auf die Ellenbogen stützend, zum Himmel und zu dem hell erleuchteten neuen Hause hinüber. Sie lauschte auf die Schritte der im Hofe umhergehenden Leute, richtete sich dann empor und erschauerte vor Kälte.

Sie machte sich daran, das Fenster zu schließen, und hatte soeben den einen Flügel angezogen, als mitten durch die Nachtstille aus der Tiefe der Schlucht ein Schuß ertönte.

Sie fuhr zusammen, sank jäh auf den Stuhl und ließ den Kopf sinken. Dann erhob sie sich, blickte ringsum und schritt mit ganz verwandeltem Gesichtsausdruck nach dem Tische, auf dem die Kerze stand. Dort blieb sie stehen. Angst und Unruhe blickten aus ihren Augen. Sie faßte mehrmals mit der Hand nach ihrer Stirn und ließ sich am Tische nieder, um jedoch schon im nächsten Augenblick wieder aufzustehen. Sie riß schnell das Tuch von den Schultern und warf es auf ihr Bett, ganz in die Ecke

hinter den Vorhang, öffnete noch schneller das Kleiderspind, schloß es wieder, suchte mit den Augen auf den Stühlen und auf dem Diwan, und als sie nicht fand, was sie suchte, sank sie, anscheinend ganz kraftlos, auf einen Stuhl.

Endlich blieben ihre Augen an einem Stuhlrücken haften, über dem das ihr von Tit Nikonytsch geschenkte Ziegenhaartuch hing. Sie stürzte darauf zu und schlang es hastig mit der einen Hand um den Kopf, während die andere Hand mechanisch wieder das Kleiderspind öffnete und wie im Fieber zitternd bald diesen, bald jenen Mantel von den Riegeln nahm.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf den Mantel, der ihr zufällig in die Hand geraten war, schleuderte ihn ärgerlich zu Boden, griff einen anderen heraus, warf ihn gleichfalls hin, nahm einen dritten und vierten, durchsuchte das ganze Spind und bemühte sich während all dieser Zeit, mit der einen Hand sich das Kopftuch umzubinden.

Schließlich stürzte sie zum Tische hin, ergriff die Kerze und leuchtete damit in das Spind hinein. Ganz außer sich vor Ungeduld, nahm sie hastig die Mantille mit dem weißen Besatz, dann eine zweite, schwarzseidene Mantille, legte zuerst die eine und darüber die andere an und warf das Ziegenhaartuch in die Ecke.

Ohne das Spind zu schließen, schritt sie über den am Boden liegenden Kleiderhaufen hinweg, löschte die Kerze aus, schlüpfte aus der Tür und huschte, ohne diese zu schließen, gleich einer Maus mit unhörbarem Schritt die Treppe hinunter.

Sie stahl sich nach den über den Hofrand gebreiteten Schatten hin und gelangte von da aus nach der dunklen Allee. Sie schwebte mehr, als sie ging; wo sie über eine beleuch-

tete Stelle hinweg mußte, huschte ihre dunkle Silhouette ganz leicht darüber hin, daß der Mond kaum Zeit fand, sie zu bestrahlen.

Als sie aus der Allee herauskam, mäßigte sie ihren Schritt, und an dem Graben, der den Garten vom Haine trennte, blieb sie einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen. Dann überschritt sie den Graben, bog, an ihrer Lieblingsbank vorübergehend, ins Gebüsch ein und kam an den Rand der Schlucht. Sie hob mit beiden Händen ihr Kleid auf, um hinunterzugehen ...

Vor ihr stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, Boris Raiski — gerade zwischen ihr und dem Abstieg zur Schlucht stand er hoch aufgerichtet da. Sie war wie zu Stein erstarrt.

„Wohin, Wjera?" fragte er.

Sie schwieg.

„Kehr' um!"

Er faßte nach ihrer Hand. Sie gab sie ihm nicht und wollte an ihm vorübergehen.

„Wohin gehst du, Wjera? Was willst du dort?"

„Ich muß ... dahin, zum letztenmal ... Ich muß Abschied nehmen ..." flüsterte sie, und es lag wie ein schamvolles Flehen in ihren Worten. „Lassen Sie mich, Bruder ... Ich kehre sogleich zurück, erwarten Sie mich hier ... nur eine Minute ... Bleiben Sie hier auf dieser Bank sitzen ..."

Er faßte kräftig nach ihrer Hand und ließ sie nicht los.

„Lassen Sie mich, es schmerzt mich! Sie tun mir weh!" rief sie im Flüsterton, während sie ihre Hand aus der seinen zu zerren suchte.

Er ließ sie nicht los. Ein Kampf entspann sich zwischen ihnen.

„Sie können mich nicht zwingen!..." sagte sie, die Zähne fest aufeinander beißend, und mit einem Aufgebot an Kraft, das er ihr nicht zugetraut hätte, entriß sie ihm ihre Hand und wollte an ihm vorübereilen.

Er umfaßte ihre Taille, führte sie zur Bank, setzte sie dort nieder und nahm neben ihr Platz.

„Wie grob, wie häßlich ist das!" sagte sie voll Schmerz und Zorn und wandte sich fast mit Abscheu von ihm hinweg.

„Ich wollte, du ließest dich durch eine andere Kraft, auf andere Weise zurückhalten, Wjera!"

„Wovor zurückhalten?" fragte sie fast grob.

„Vielleicht — vor dem Untergange..."

„Wie kann ich untergehen, wenn ich es nicht will?"

„Du willst es vielleicht nicht — und doch geschieht es..."

„Und wenn ich untergehen will?"

Er schwieg.

„Von keinem Untergang ist hier die Rede... Um eine letzte Zusammenkunft, einen Abschied handelt es sich..."

„Es bedarf keiner Zusammenkunft, wenn es sich um den Abschied handelt..."

„Doch bedarf es ihrer — und sie wird stattfinden! Vielleicht eine Stunde, einen Tag später — jedenfalls aber wird diese Zusammenkunft stattfinden! Rufen Sie das ganze Hofgesinde, die ganze Stadt zusammen, nehmen Sie eine Kompanie Soldaten dazu — nichts vermag mich zurückzuhalten..."

Sie ließ die schwarze Mantille ganz auf die Schultern herabsinken und begann krampfhaft daran zu zerren.

Ein zweiter Schuß ertönte. Sie fuhr empor, doch zwei kräftige Hände legten sich auf ihre Schultern und drückten sie auf die Bank nieder. Sie maß Raiski mit einem zornigen Blicke und schüttelte sich vor Wut.

„Welchen Lohn erwarten Sie von mir für diese Rettung meiner Tugend?“ zischte sie.
Er schwieg und beobachtete gespannt jede ihrer Bewegungen.
Sie lachte voll Ingrimm.
„Lassen Sie mich los!“ sagte sie nach einer Weile, plötzlich in einen sanften Ton verfallend.
Er schüttelte verneinend den Kopf.
„Bruder!“ sprach sie nach einem Weilchen noch sanfter, während sie ihre Hand auf seine Schulter legte — „wenn Sie jemals dasaßen wie auf glühenden Kohlen, vor Angst und Ungeduld in einem Augenblick hundertmal sterbend ... wenn das Glück Ihnen je zum Greifen nahe war und zu entschlüpfen drohte ... wenn Ihr Herz mit allen Fasern, aller Kraft nach dem Glücke hinstrebte.... wenn Sie je einen Augenblick kennen gelernt haben, in dem Ihnen nur noch eine letzte Hoffnung, ein letzter leuchtender Funke blieb — o, dann gedenken Sie jetzt dieses Augenblicks! ... Dies ist für mich solch ein Augenblick! Er wird entfliehen, wird alles unwiederbringlich mit sich nehmen ...“
„So danke doch Gott, Wjera, daß ich da bin! Komm zur Besinnung, such' wieder klar zu denken — und du wirst selbst nicht dahin gehen! Wenn die Kranken in ihren Fieberqualen um Eis bitten, um ihren Durst zu stillen, dann verweigert man es ihnen. Als du gestern eine klare, ruhige Stunde hattest, hast du das selbst alles vorausgesehen und hast mir das einfachste und wirksamste Mittel dagegen angegeben: ich sollte dich nicht hingehen lassen, sagtest du — und ich lasse dich nicht hingehen ...“
Sie sank an seiner Seite in die Knie.
„Zwingen Sie mich nicht! Treiben Sie es nicht so weit, daß ich Sie dann nachträglich mein Lebtag verfluche!“ flehte sie. „Vielleicht erwartet mich dort mein Geschick ...“

„Dein Geschick ... erwartet dich dort, wo du es gestern suchtest, Wjera! Du glaubst an eine Vorsehung — es gibt kein anderes Geschick ..."

Sie wurde plötzlich still und ließ den Kopf sinken.

„Ja," sagte sie demütig — „ja, Sie haben recht: ich glaube ... Aber ich habe dort gefleht und gebetet, daß ein Lichtstrahl wenigstens meinen Weg erleuchten möchte — und ich habe nichts erreicht! Was soll ich tun? Ich weiß es nicht ..."

Sie seufzte und erhob sich von den Knien.

„Geh nicht hin!" sagte er.

„Wenn aber die Vorsehung, das Geschick, an das ich glaube, mich selbst dorthin entsendet ... Vielleicht bin ich dort notwendig?" fuhr sie fort, richtete sich auf und trat einen Schritt nach der Schlucht zu. „Was dort auch sein mag, halten Sie mich nicht mehr zurück, mein Entschluß ist gefaßt. Ich fühle, daß meine Schwäche vorüber ist. Ich habe meine Selbstbeherrschung wiedergewonnen, bin wieder stark. Dort wird nicht nur mein Geschick entschieden, sondern auch das Geschick eines andern. Wenn Sie jetzt mich und ihn durch eine unüberschreitbare Kluft trennen wollen, so sind Sie für die Folgen verantwortlich. Ich werde niemals Trost finden, werde Ihnen stets die Schuld an dem Unglück meines Lebens zuschieben! ... Wenn Sie mich jetzt zurückhalten, werde ich gauben, daß eine erbärmliche, kleine Leidenschaft, eine Eitelkeit, die keine Rechte besitzt, eine neidische Eifersucht mein Glück zerstört hat — daß Sie logen, als Sie die Freiheit predigten."

Er wurde schwankend und trat einen Schritt zurück.

„Das ist die Stimme der Leidenschaft, mit allen ihren Trugschlüssen und Ränken," sagte er dann, sich plötzlich fassend. „Du nimmst jetzt schon zu ganz verzweifelten

Mitteln deine Zuflucht, Wjera. Erinnere dich, wie du mich gestern, nach deinem Gebet, beschworen hast, dich nicht dahin gehen zu lassen...! Wenn du mich nun dafür verfluchst, daß ich dir nachgegeben habe — wen trifft dann die Verantwortung?"

Sie wurde wieder mutlos und senkte traurig den Kopf.

„Sag' mir: wer ist's?" flüsterte er.

„Wenn ich es sage — werden Sie mich dann gehen lassen?" fragte sie plötzlich lebhaft, sich an diese unerwartet auftauchende Hoffnung festklammernd, und ihre Augen, die aus nächster Nähe in die seinigen schauten, wiederholten die Frage.

„Ich weiß es nicht, vielleicht..."

„Nein, geben Sie Ihr Wort, daß Sie mich gehen lassen — dann sage ich, wer es ist.."

Er schwankte noch immer.

Da fiel plötzlich unten in der Schlucht der dritte Schuß. Sie sprang auf und wollte fortstürzen, doch hielt er sie an der Hand zurück.

„Komm, Wjera, komm — laß uns nach Hause gehen, zur Großtante," sagte er nachdrücklich, fast in befehlendem Tone. „Entdecke ihr alles..."

Doch statt zu antworten, begann sie, sich mit Gewalt von ihm loszumachen, fiel nieder, erhob sich wieder und zerrte an ihren Armen, die er festzuhalten suchte.

„Wenn Sie jemals im Leben glücklich waren... dann lassen Sie mich los!... Sie sagten zu mir: ‚Immer liebe du, liebe — die Leidenschaft ist so schön, so herrlich!'" sprach sie, vor Erregung ganz außer Atem. „Denken Sie an jene Augenblicke des Glücks, das Sie genossen, und lassen Sie auch mir diesen einen Augenblick, diesen einen Abend... ich bitte Sie um Christi willen!..." flüsterte

sie, die Hand wie nach einem Almosen ausstreckend. „Auch Sie flehten einmal so um Christi willen, ich solle Sie nicht fortjagen ... und ich tat es nicht, wissen Sie noch? Reichen Sie nun auch mir ein Almosen! ... Ich werde Ihnen niemals Vorwürfe machen, niemals ... Sie haben alles getan — eine Mutter hätte nicht mehr tun können — doch nun lassen Sie mich, ich will, ich muß frei sein! ... Und möge der, zu dem ich gestern gebetet habe, mein Zeuge sein, daß es der letzte Abend ist ... der letzte! Ich werde niemals wieder nach der Schlucht gehen: glauben Sie mir — ich werde diesen Schwur nie brechen! Erwarten Sie mich hier, ich bin sogleich wieder zurück, nur ein Wort habe ich zu sagen ..."

Er ließ ihre Hand fahren.

„Was redest du nur, Wjera!" flüsterte er voll Schrecken. „Du bist ganz von Sinnen! Wohin willst du denn?"

„Dahin ... noch einmal ... den Wolf sehen ... und Abschied nehmen: ich will hören, was er mir zu sagen hat ... vielleicht gibt er nach ..."

Sie stürzte nach dem Abhang zu, doch in dem Bestreben, sich ihm zu entziehen, fiel sie zu Boden, und als sie wieder aufzustehen suchte, vermochte sie es nicht.

Sie streckte die Arme nach der Schlucht aus und sah mit flehendem Blicke auf Raiski.

Er nahm alle seine Kraft zusammen, erstickte den Aufschrei seiner eigenen Qual in der Brust und hob sie auf.

„Du wirst abstürzen, es geht da so steil hinunter ..." flüsterte er — „ich werde dir helfen ..."

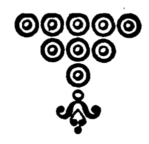
Er trug sie fast ein Stück abwärts und setzte sie dort, wo der Fußpfad begann, auf die Erde nieder.

Sie wandte sich nach ihm um und sah ihn groß an, mit einem Blicke, in dem zugleich höchstes Erstaunen und heißer

Dank lag. Dann sank sie plötzlich in die Knie, ergriff seine Hand und preßte sie fest an ihre Lippen ...

„Das war großmütig, Bruder! Das wird Ihnen Wjera nie vergessen!“ sagte sie, und vor Freude aufjauchzend, stürzte sie wie ein aus dem Käfig befreiter Vogel ins Gebüsch.

Er ließ sich an derselben Stelle, an der er stand, auf den Boden niedergleiten und horchte voll Schreck, mit pochendem Herzen auf das Rascheln der zur Seite gebogenen Zweige und das Krachen der dürren Reiser unter ihren Füßen.





Zwölftes Kapitel

Mark Wolochow wartete in dem halb verfallenen Pavillon. Auf dem Tische lag seine Büchse und seine Mütze. Er selbst ging auf den wenigen Brettern, die von dem Fußboden noch übrig waren, auf und ab. Wenn er auf das eine Ende eines Brettes trat, ging das andere Ende in die Höhe und fiel geräuschvoll nieder.

„Verdammte Höllenmusik!" sagte er ärgerlich, durch das Klappern der Bretter gereizt, setzte sich auf eine der Bänke, stützte die Ellbogen auf den Tisch und griff mit den Händen in sein dichtes Haar.

Er rauchte eine Zigarette nach der andern. Wenn er ein Zündholz anbrannte, fiel ein heller Schein auf sein Gesicht. Er war bleich und schien erregt oder verärgert. Nach jedem Schusse horchte er einige Minuten ins Dickicht hinaus, dann schritt er ein Stück auf dem Fußwege dahin und spähte durch die Büsche — offenbar erwartete er Wjera. Und als die Erwartete nicht kam, kehrte er wieder nach dem Pavillon zurück, begann wieder über die knarrenden Bretter hinzuschreiten, setzte sich wieder auf die Bank, vergrub die Hände in seinem Haar oder streckte sich auf

einer der Bänke aus, wobei er nach Art der Amerikaner die Beine auf den Tisch legte.

Nach dem dritten Schusse lauschte er ganze sieben Minuten, und als er noch immer nichts hörte, nahm sein Gesicht einen so finsteren Ausdruck an, daß er für einen Augenblick ganz alt erschien. Dann hing er die Büchse über die Schulter und schritt zögernd auf dem Pfade dahin, offenbar in der Absicht, sich zu entfernen. Doch lag noch immer etwas Zauderndes in seinem Gange, als hindere ihn die Dunkelheit am Gehen. Endlich setzte er entschlossen den Fuß vor, um auch wirklich den Heimweg anzutreten — und stieß ganz unerwartet mit Wjera zusammen.

Sie blieb stehen, fuhr mit der Hand nach dem Herzen und konnte nur mit Mühe Atem holen.

Er nahm ihre Hand, und im Augenblick war ihre Unruhe verschwunden. Ein jähes Gefühl der Freude durchströmte sie.

„Sie waren sonst immer so pünktlich, Wjera — ich brauchte nie Pulver für drei Schüsse zu verschwenden ...“ sagte er.

„So — statt sich zu freuen, machen Sie mir Vorwürfe!“ antwortete sie und entzog ihm die Hand.

„Ich sagte das ja nur, um ein Gespräch zu beginnen: in Wirklichkeit bin ich ganz hin vor lauter Glück. wie Raiski ...“

„Es scheint nicht so ... Wenn dem so wäre, würden wir uns nicht heimlich hier in der Schlucht treffen ... O mein Gott!“

Sie seufzte tief auf.

„Wir würden vielmehr hübsch artig bei Tantchen am Teetisch sitzen und warten, bis sie uns ihren Segen gibt ...“

„Nun — und warum nicht?“

„Ach, was reden wir da von Dingen, die in das Reich

der Unmöglichkeiten gehören! Sie würde mir Sie doch niemals geben ..."

„Sie würde es sicher tun; sie tut, was ich will. Ist dies Ihr einziges Bedenken?"

„Wir geraten wieder in diese Polemik hinein, Wjera, die nie ein Ende findet! Wir sind heute, wie Sie selbst sagten, zum letztenmal beisammen. Diese qualvolle Folter muß endlich ein Ende nehmen, wir können nicht ewig auf glühenden Kohlen sitzen."

„Ja, zum letztenmal ... Ich habe geschworen, daß ich nie wieder hierher gehen werde."

„Unsere Zeit ist also kostbar. Wir werden für immer voneinander Abschied nehmen, falls die ... Dummheit, das heißt die Vorurteile Ihrer Tante, uns auseinanderbringen. Ich verlasse die Stadt in einer Woche, die Verfügung ist bereits eingetroffen, wie Sie wissen. Oder — wir werden eins, um uns nicht mehr zu trennen ..."

„Niemals?" fragte sie leise.

Er machte eine unwillige Bewegung.

„Niemals!" wiederholte er in ärgerlichem Tone — „welche Lüge liegt in solchen Worten: ‚niemals', ‚ewig'! ... Wenn ich ‚nicht mehr' sagte, so bedeutet das eben ein Jahr, vielleicht auch zwei oder drei ... Ist das nicht so gut wie niemals? Sie wollen ein Gefühl, das kein Ende hat — ja, gibt es denn ein solches? Betrachten Sie doch einmal all die Täubchen und Täuberiche Ihrer Bekanntschaft: wo ist da jemand, der bis ans Ende liebte? Blicken Sie einmal in Ihre Nester hinein — wie sieht es darin aus? Sie tun, was ihnen zukommt, setzen eine Anzahl Kinder in die Welt und kehren dann ihre Schnäbel nach verschiedenen Seiten. Nur die Trägheit hält sie noch beieinander ..."

„Genug, Mark! Ich habe Ihre Theorie von der Liebe auf

Frist schon satt," unterbrach sie ihn mit Ungeduld. „Ich bin sehr unglücklich, die Trennung von Ihnen ist nicht die einzige Wolke, die über meiner Seele schwebt. Seit einem Jahre bereits habe ich vor Tantchen diese Heimlichkeiten — und das nagt an mir, noch mehr aber an ihr, wie ich ganz deutlich sehe. Ich dachte, diese Qual würde jetzt ein Ende nehmen, heute oder morgen würden wir endlich zu einer klaren Aussprache kommen, würden uns gegenseitig in aller Aufrichtigkeit unsere Gedanken, unsere Hoffnungen und Ziele darlegen ... und dann ..."

„Was dann?" fragte er, sie aufmerksam anhörend.

„Dann würde ich zu Tantchen gehen und ihr sagen: ‚Den und den habe ich mir erwählt ... fürs ganze Leben'. Doch es scheint, daß dies nicht eintreffen wird ... unsere Zusammenkunft heute ist ein Abschied für immer ..." sagte sie betrübt, im Flüstertone, und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Ja, wenn wir Engel wären — dann könnte Ihr Wort ‚fürs ganze Leben' wohl Geltung haben. Auch dieser grauhaarige Philosoph Raiski meint ja, die Frauen seien zu irgendwelchen höheren Aufgaben berufen ..."

„Ihr Beruf liegt vor allem in der Familie. Wenn sie auch keine Engel sind, so sind sie doch ebensowenig wilde Tiere. Ich bin keine Wölfin, sondern eine Frau."

„Gut, nehmen wir an, Sie seien für die Familie da. Wie kann das aber unsere Gefühle beeinflussen? Die Auffütterung und Erziehung der Kinder hat doch nichts mehr mit der Liebe zu tun, das ist eine Angelegenheit für sich, eine Aufgabe für Kinderfrauen, für alte Weiber. Alle diese Gefühle, Sympathien und so weiter sind doch nur eine Drapierung, das Feigenblatt sozusagen, mit dem sich die Menschen im Paradiese bedeckten ..."

„Ja, die Menschen!“ sagte sie.

Er lachte laut auf und zuckte die Achseln.

„Und wenn es getrost nur eine Drapierung ist,“ fuhr Wjera fort — „so ist doch auch sie nach Ihrer Lehre ein Produkt der Natur. Und Sie wollen sie herunterreißen! Warum haben Sie sich denn mit solcher Hartnäckigkeit, solchem Trotz gerade an mich gehängt? Warum sagen Sie, daß Sie mich lieben, warum hat sich Ihr Äußeres so verändert, warum sind Sie so abgemagert, so nervös geworden?... Sie könnten doch, bei Ihren Ansichten von der Liebe, sich ebensogut eine Freundin drüben in der Vorstadt suchen, oder jenseits der Wolga, auf dem Dorfe? Was bestimmt Sie, ein ganzes Jahr lang hierher, in die Schlucht zu kommen?“

Seine Miene verfinsterte sich.

„Das ist eben der Irrtum, Wjera, in dem Sie befangen sind: bei meinen Ansichten von der Liebe, sagen Sie — aber bei der Liebe handelt es sich eben um keine Ansichten, denn sie ist ein Trieb, ein Bedürfnis, und daher größtenteils blind. Nun gebe ich zu, daß meine Neigung für Sie nicht so ganz blind ist. Ihre Schönheit, die, wie auch Raiski richtig herausgefunden hat, von nicht gewöhnlicher Art ist, Ihr Geist, Ihre freie Denkweise — das alles fesselt mich wohl länger an Sie als an irgendeine andere.“

„Sehr schmeichelhaft!“ sagte sie leise.

„Doch eben diese Denkweise ist Ihr Unglück, Wjera. Ohne sie wären wir längst einig, wären wir glücklich...“

„Für einige Zeit — und dann käme eine neue Neigung, die ihr Recht fordert, und so fort ohne Ende...“

Er zuckte die Achseln.

„Nicht wir sind hieran schuld, sondern die Natur. Und die hat das sehr weise eingerichtet. Wollten wir bei jeder

Lebenserscheinung, jedem Gefühle, jeder Neigung allzulange verweilen, so hieße das uns selbst Fesseln anlegen, uns in Vorstellungen, in eine Denkweise einschnüren ... Die Natur läßt sich einmal nicht ummodeln!"

„Diese Denkweise aber gibt unserem Leben Regeln und Gesetze — deren es genau so bedarf, wie nach Ihrer Lehre die Natur sie hat!"

„Das ist's eben, was das lebendige Leben zum Kadaver macht: daß die Menschen ihre natürlichen Triebe in starre Regeln einspannen, sich selbst an Händen und Füßen Ketten anlegen ... Die Liebe ist ein Glück, das dem Menschen von der Natur geschenkt wird — das ist meine Meinung ..."

„Aber dieses Glück zieht Pflichten nach sich," sagte sie, sich von der Bank erhebend — „das ist meine Meinung ..."

„Das ist ausgeklügelt und ertüftelt, Wjera! Machen Sie sich doch klar, welch ein Chaos alle diese Regeln und Vorstellungen bilden! Vergessen Sie einmal die Pflichten, verschließen Sie sich nicht mit Gewalt der Einsicht, daß die Liebe ein Trieb ist ... der zuweilen unwiderstehlich wird ..."

Er erhob sich gleichfalls und legte seinen Arm um ihre Taille.

„Ist's nicht so? Das müssen Sie doch einsehen, Sie Trotzköpfchen ... Sie schönes, kluges Kind ..." flüsterte er zärtlich.

Sie entwand sich langsam seinem Arme.

„Was Sie sich da wieder ausgedacht haben — Pflichten!"

„Ja, Pflichten!" wiederholte sie bestimmt — „dafür, daß eins dem andern das Glück geschenkt und die besten Jahre geopfert hat, sollen sie für den Rest des Lebens in gegenseitiger Treue zueinander halten ..."

„Ja, was folgt denn daraus? — möcht' ich fragen! Ewig

Suppen kochen, sich gegenseitig bedienen, einander Aug' in Auge gegenübersitzen, sich verstellen, an der Seite einer kränklichen, nervösen Lebensgefährtin oder eines vom Schlage gerührten Greises festhocken, im Banne der Regeln, der Pflicht stöhnen, während in den eignen Adern noch Kraft genug steckt, dem Rufe des Lebens zu folgen, dahin zu gehen, wohin es einen zieht... Ist es das, was Ihnen als Ideal vorschwebt?"

„Ja — sich beherrschen, und nicht dahin schauen, wohin es einen zieht! Dann bedarf es auch keiner Verstellung. ‚Es heißt eben Enthaltsamkeit üben, wie beim Branntwein', sagt Tantchen, und sie hat vollkommen recht... So verstehe ich das Glück, und so wünsche ich es mir!"

„Wie traurig ist es um unsere Liebe bestellt, wenn Sie jetzt schon die Weisheitssprüche der Großtante zitieren! Nun, so zeigen Sie doch einmal, wie fest Tantchens Grundsätze in Ihnen sitzen!"

„Wohlan denn — ich gehe noch heute, gleich von hier aus, zu ihr hin... und sage ihr alles..."

„Was wollen Sie ihr sagen?"

„Alles, was bisher gewesen ist... und was sie noch nicht weiß..."

Sie setzte sich auf die Bank, stützte den Ellbogen auf den Tisch, barg ihr Gesicht in den Händen und versank in Nachdenken.

„Warum wollen Sie es ihr sagen?" fragte er.

„Sie werden meine Gründe nicht verstehen, weil Sie keine Pflicht anerkennen... Ich habe meine Pflicht gegen sie schon lange versäumt..."

„Alles das ist öde Moral, die das Leben langweilig macht und verschimmeln läßt... Ach, Wjera, Wjera — Sie wissen nicht, was Liebe ist, verstehen nicht zu lieben..."

Sie trat plötzlich auf ihn zu und sah ihm vorwurfsvoll ins Gesicht.

„Sprechen Sie nicht so, Mark... wenn Sie mich nicht zur Verzweiflung bringen wollen! Ich muß sonst glauben, daß alle Ihre Worte nur Heuchelei und Verstellung sind, daß Sie nur den Wunsch haben, mich ohne Liebe zu verführen, mich zu täuschen..."

Er erhob sich von seinem Platze.

„Auch ich muß Sie bitten, Wjera, nicht ‚so' zu sprechen. Wenn ich Sie täuschen wollte — ich hätte es längst gekonnt... Ich würde dann nicht hier stehen, mir Vorlesungen über die Liebe halten lassen und selbst welche halten..."

„Warum quälen Sie sich selbst denn nur so, Mark? Wie kann man sein Leben so verzetteln!" sagte sie, die Hände zusammenschlagend.

„Hören Sie, Wjera: lassen wir den Streit! Aus Ihnen spricht die Großtante, wenn auch in etwas veränderter Form. Alles das mag früher gegolten haben, jetzt ist der Lauf des Lebens ein anderer geworden, die Zeit der Autoritäten, der angelernten Begriffe ist vorüber, die Wahrheit bahnt sich eine Gasse..."

„Die Wahrheit — wo ist sie? Sagen Sie es mir endlich! ... Ist sie nicht schon da, nicht schon vor uns dagewesen? Was suchen Sie eigentlich?"

„Was ich suche? Das Glück! Ich liebe Sie! Warum lassen Sie mich verschmachten, warum kämpfen Sie mit mir und mit sich selbst, warum wollen Sie durchaus zwei Menschen opfern?"

Sie zuckte die Achseln.

„Ein sonderbarer Vorwurf! Schauen Sie mich einmal genauer an... wir haben uns ein paar Tage nicht gesehen ... wie sehe ich aus?" sagte sie.

„Ich sehe, daß Sie leiden — um so törichter ist Ihr Verhalten. Nun möchte auch ich Sie fragen: warum sind Sie hierher gekommen, und warum kommen Sie noch immer hierher?“

Sie blickte ihn fast feindselig an.

„Warum ich nicht früher … das Schreckliche meiner Lage gefühlt habe, wollen Sie fragen? Ja, diese Frage, dieser Vorwurf wäre längst am Platze gewesen, und wir hätten ihn uns beide machen sollen. Wenn wir uns diese Frage gegenseitig in aller Aufrichtigkeit beantwortet hätten, dann wären wir wohl nicht mehr hierher gekommen! Es ist nun etwas spät geworden für die Fragestellung …“ flüsterte sie nachdenklich — „doch besser spät als nie! Wir wollen uns also heute gegenseitig auf die Frage Antwort geben, was wir voneinander gewollt und erwartet haben …“

„Ich will Ihnen meinerseits diese Frage ganz offen beantworten,“ sagte er. „Ich will Ihre Liebe und biete Ihnen dafür die meinige. Das ist der erste Grundsatz in der Liebe — das Gesetz des freien Austausches, wie es in der Natur begründet ist. Nicht mit Gewalt die Liebe erzwingen, sondern sich frei seiner Neigung hingeben und das Glück der gegenseitigen Neigung genießen — das ist die Pflicht und Regel, die ich anerkenne, und damit haben Sie zugleich die Antwort auf die Frage, warum ich hierher komme. Man müsse Opfer bringen, meinten Sie — nun, ich bringe auch Opfer, das heißt — nach meiner Ansicht sind es ja keine Opfer, aber ich will doch die von Ihnen gewählte Bezeichnung akzeptieren. Ich sehe also darin solch ein Opfer, daß ich noch immer hier in diesem Sumpfe stecke und Zeit und Kraft vergeude … nicht für Sie, will ich zugeben, sondern für mich selbst, weil doch augenblicklich mein ganzes Leben in dieser Sache aufgeht. Und ich will

dieser Sache treu bleiben, solange ich dabei glücklich bin, solange meine Liebe vorhält. Ist sie erkaltet — dann sage ich es und gehe dahin, wohin das Leben mich führt, ohne mich an irgendwelche Pflichten, Grundsätze oder Fesseln zu kehren. Die will ich alle hier lassen, auf dem Grunde dieser Schlucht! Sie sehen, daß ich Sie nicht täusche, daß ich alles frei heraussage. Ich spreche, wie ich denke — und gehe meiner Wege! Und Sie haben das Recht, ebenso zu handeln. Jene Kadavermenschen aber belügen sich selbst und die andern — und diese Lüge nennen sie dann Grundsätze. Insgeheim freilich handeln sie ganz ebenso — nur daß sie dabei so pfiffig sind, das Recht, so zu handeln, für sich allein in Anspruch zu nehmen und es den Frauen zu verweigern. Zwischen uns aber muß Gleichberechtigung herrschen. Sagen Sie selbst — ist das ehrlich oder nicht?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein, das sind Sophismen. Ehrlich ist vielmehr, das Leben des andern zu nehmen und ihm dafür das eigne hinzugeben: so lautet mein Grundsatz, Mark! Und Sie kennen auch meine sonstigen Grundsätze..."

„Nun, jetzt sitzen Sie auf Ihrem Steckenpferd! Es ist also Ihr ‚Grundsatz', daß eins dem andern wie ein Stein am Halse hängen soll..."

„Durchaus nicht wie ein Stein!" fiel sie ihm lebhaft ins Wort. „Die Liebe legt Pflichten auf, behaupte ich, wie das Leben auch sonst Pflichten auferlegt und es kein Leben ohne Pflichten gibt. Wenn Sie eine blinde alte Mutter hätten, würden Sie sie nicht führen, nicht für sie sorgen? Das ist sicher nichts Freudiges — aber ein ehrlicher Mensch hält es für seine Pflicht, die er treu und mit Liebe erfüllt!"

„Sie reflektieren wieder, Wjera, statt zu lieben!"

„Und Sie suchen vor der Wahrheit dessen, was ich sage, Ihre Augen zu verschließen! Ich reflektiere, weil ich liebe — ich bin eine Frau, und kein Tier, keine Maschine!"

„Ihre Liebe hat so etwas Zusammengedichtetes, Ausgeklügeltes... ganz wie in Romanen!... Sie will ohne Ende sein, ohne Grenzen! Aber ist es auch ehrlich, Wjera, ein solches Verlangen an mich zu stellen? Angenommen, ich hätte gar nicht von dieser ‚Liebe auf Zeit' gesprochen, sondern ich reichte Ihnen einfach hüpfend und scherzend, wie Wikentjew, die Hand zum ‚ewigen Bunde': was wollten Sie dann noch mehr? Daß Gott unsern Bund segne, wie Sie sagen — das heißt, daß ich mit Ihnen in die Kirche gehe und gegen meine Überzeugung öffentlich eine Zeremonie an mir vollziehen lasse... Ich glaube doch nun einmal nicht an die Kraft dieser Zeremonie, ich kann die Pfaffen nicht leiden; wäre es dann wohl logisch und ehrlich, daß ich es dennoch tue?..."

Sie erhob sich und warf die schwarze Mantille über den Kopf.

„Wir sind hierhergekommen, um alle Hindernisse, die unserem Glücke im Wege stehen, zu beseitigen — und statt dessen vermehren wir sie nur! Sie greifen mit rauher Hand an Dinge, die mir heilig sind. Warum haben Sie mich gerufen? Ich dachte, Sie wollten endlich der alten, erprobten Wahrheit die Ehre geben, wir würden einander die Hand für immer zum Bunde reichen... Jedesmal kam ich in dieser Hoffnung hierher... und jedesmal wurde ich enttäuscht! Ich wiederhole, was ich schon immer gesagt habe: unsere Überzeugungen," schloß sie mit leiser Stimme — „und unsere Empfindungen gehen allzuweit auseinander. Ich dachte, Ihr eigner Verstand würde es Ihnen sagen, wo das wahre Leben ist... und wo Ihr Platz sein sollte..."

„Nun — wo denn?“

„Im Herzen und an der Seite einer ehrenhaften Frau, die Sie liebte, deren Freund Sie sein würden ...“

Sie drückte durch eine Handbewegung ihre Verzweiflung aus, und die Tränen waren ihr nahe.

„Leben Sie Ihr Leben allein, Mark — ich vermag es nicht zu teilen ... Es ist ohne Wurzeln ...“

„Und die Wurzeln Ihres Lebens sind längst verfault, Wjera!“

„Mag sein,“ sagte sie mit schwacher Stimme, während die Tränen nun wirklich in ihre Augen traten. „Ich will mit Ihnen nicht streiten, will Ihre Ansichten nicht durch Argumente und Erwägungen widerlegen. Ich besitze weder den Geist noch die Kraft dazu. Ich habe nur eine geistige Waffe, die ja schwach genug ist, aber den Vorzug hat, daß ich sie nicht aus Büchern, von andern, entliehen, sondern meiner eignen Erfahrung abgewonnen habe ...“

Er machte eine Bewegung, als wollte er sie unterbrechen, sie sprach jedoch weiter.

„Ich dachte Sie mit dieser Waffe zu besiegen ... Erinnern Sie sich noch, wie das alles sich entwickelt hat?“ sagte sie sinnend, während sie einen Augenblick auf der Bank Platz nahm. „Ich hatte zuerst nur Mitleid mit Ihnen. Sie waren so allein und verlassen hier, niemand verstand Sie, alle gingen Ihnen aus dem Wege. Das Mitgefühl brachte mich auf Ihre Seite. Ich sah in Ihnen etwas Fremdartiges, Ungebundenes. Sie hatten so etwas Respektloses in Ihrem Denken, waren unvorsichtig im Gespräch, spielten mit dem Leben, verschwendeten Ihren Witz an unwürdige Dinge, glaubten an nichts und lehrten andere das Gleiche, setzten sich wie absichtlich allerhand Unannehmlichkeiten aus und prahlten mit Ihren Keckheiten. Aus reiner Neugier

verfolgte ich Ihr Tun, erlaubte Ihnen, hierher zu kommen, sich mir zu nähern, lieh mir Bücher von Ihnen — ich sah Ihren Geist, sah eine gewisse Kraft ... doch alles das schien mir dem Leben so abgekehrt ... Und da setzte ich es mir in den Kopf — o, wie bereue ich es jetzt! — Sie das Leben wieder schätzen zu lehren ... zuerst um meinetwillen, und dann um des Lebens selbst willen ... Ich sagte mir: er soll Achtung gewinnen — zuerst vor mir, und dann auch vor anderem im Leben; er soll glauben lernen ... zuerst mir, und dann vielleicht überhaupt ... Ich wollte, daß Sie besser sein und höher stehen sollten als alle andern ... Ich zankte Sie aus wegen all dieser Unordentlichkeiten ..."

Sie seufzte tief auf und schwieg einen Augenblick, als ließe sie dieses ganze abgelaufene Jahr an ihrem Geiste vorüberziehen. „Sie widerstrebten meinem ... Einflusse nicht ..." fuhr sie dann fort — „und auch ich geriet unter den Ihrigen: Ihr Geist, Ihre kühne Art machte Eindruck auf mich, ich eignete mir verschiedene Ihrer ... Sophismen an ..."

„Und dann zogen Sie sich in Ihrer Angst auf Tantchens altbewährte Weisheit zurück. Warum haben Sie mich denn damals nicht laufen lassen, als ich Ihnen mit diesen Sophismen kam?"

„Es war zu spät. Ihr Schicksal hatte mein Herz tief ergriffen ... Es war nicht allein dieses freudlose Leben, das ich Sie führen sah ... es war auch Ihre Person, die mein Interesse gewonnen hatte ... Ich nahm leidenschaftlich Ihre Partei ... ich dachte, Sie würden um meinetwillen das Leben zu verstehen suchen ... würden aufhören, so einsam umherzuschweifen, zum Schaden für sich selbst und ohne jeden Nutzen für die andern ... Ich dachte, Sie würden ..."

„... ein tüchtiger Vizegouverneur oder Staatsrat werden ...“

„Was haben hier Rang und Stand zu sagen? Nein — ein starker, der Allgemeinheit nützlicher Mensch ...“

„Ein loyaler, gehorsamer Untertan — was nicht noch alles?“

„Und dann noch ... ein Freund für mich, fürs ganze Leben, sehen Sie! Ich ließ mich von meiner Hoffnung verleiten ... und das ist das Ziel, zu dem Sie mich hingeführt haben! ...“ fügte sie leise hinzu und blickte erschauernd um sich. „Was habe ich nun erreicht in diesem furchtbaren Kampfe? Daß Sie jetzt vor der Liebe, vor dem Glück, vor dem Leben ... vor Ihrer Wjera fliehen!“ sagte sie, während sie näher zu ihm hinrückte und ihre Hand auf seine Schulter legte. „Fliehen Sie nicht, blicken Sie mir in die Augen, hören Sie auf meine Stimme: in ihr ist Wahrheit! Fliehen Sie nicht, bleiben Sie, gehen wir zusammen dorthin, auf den Berg, in den Park ... Dann gibt es morgen hier keine glücklicheren Menschen als uns beide ... Sie lieben mich ... Mark! Mark — hören Sie? Sehen Sie mir ins Gesicht ...“ Sie neigte ihr Gesicht vor und sah ihm aus nächster Nähe in die Augen.

Er erhob sich rasch von der Bank.

„Rücken Sie ab von mir, Wjera! ...“ sagte er, während er ihr seine Hand entzog und wie ein zottiges wildes Tier den Kopf schüttelte.

Er stand drei Schritte von ihr entfernt.

„Wir sind noch nicht zum Hauptpunkte gekommen,“ sagte er. „Sobald der erledigt ist, bin ich nicht abgeneigt, hier in diesen Landen zu verbleiben und mich weiter in Ihrer Gnade zu sonnen ... Ich fliehe nicht vor Ihnen, Wjera — sondern vor Ihrer Zumutung, daß ich meine Über-

zeugungen abtun und mich so ohne weiteres zu andern Überzeugungen bekennen soll... Wenn ich dazu nicht imstande bin — was soll ich da tun, Wjera? Entscheiden Sie!"

„Ich habe sie doch nun einmal, diese andern Überzeugungen — was soll ich da tun?" fragte sie ihrerseits.

„Es ist leichter, solche angelernte Überzeugungen loszuwerden, als sie jemandem beizubringen, dem sie widerstreben..."

„Aber diese Überzeugungen sind doch das Leben selbst! Ich sagte Ihnen schon, daß ich in diesen Überzeugungen lebe, daß ich nicht anders leben kann... mithin..."

„Mithin..." wiederholte er — und beide erhoben sich. Beiden fiel es schwer, weiterzusprechen. Es schien, als hätten sie ihre Argumente erschöpft.

Sie wollte wieder die seidene Mantille über den Kopf werfen, doch kam sie damit nicht zustande: die Hand, in der sie die Mantille hielt, sank immer wieder zurück. Es blieb ihr nur noch eins übrig — fortzugehen, ohne noch einmal zurückzuschauen. Sie machte eine Bewegung, einen Schritt, und sank wieder auf die Bank zurück.

„Woher soll ich nur die Kraft nehmen zu diesem Kampfe? ... Ich kann nicht fortgehen... und kann ihn auch nicht zurückhalten! Alles ist zu Ende!" dachte sie. „Und wenn ich ihn zurückhalte — was wird daraus entstehen? Nicht ein Leben in Gemeinschaft werden wir führen, sondern zwei verschiedene Leben — wie zwei Gefangene, die für immer durch ein Gitter getrennt sind..."

„Wir sind beide stark, Wjera," sagte er finster — „darum quälen wir uns beide so ab, und darum trennen wir uns..."

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Wenn ich stark wäre, würden Sie nicht so von hier fortgehen, sondern würden dorthin gehen, auf den Berg, und zwar nicht heimlich, sondern kühn und offen, auf meinen Arm gestützt. Kommen Sie! Wollen Sie, daß ich lebe, daß ich glücklich werde?“ sprach sie plötzlich lebhaft, wie in neu aufkeimender Hoffnung, und trat auf ihn zu. „Es kann nicht sein, daß Sie mir nicht glauben, oder daß Sie sich verstellen und mich getäuscht haben sollten... das wäre ein Verbrechen!“ sagte sie ganz verzweifelt. „Was soll ich nur tun, mein Gott? Er glaubt mir nicht, will nicht mit mir gehen! Wie soll ich ihn nur überreden?“

„Das könnten Sie nur, wenn Sie stärker wären als ich — wir sind aber beide gleich stark,“ antwortete er finster. „Darum können wir auch nicht einig werden, sondern müssen streiten. Wir müssen uns trennen, ohne den Kampf entschieden zu haben, oder eins muß für immer dem andern nachgeben... Stände mir irgendein anderes, unbedeutendes Weib gegenüber, dann hätte ich leichtes Spiel: ich würde mit ihrer Ziererei, ihrer kleinlichen Angst, ihrem Stumpfsinn rasch fertig werden. Bei Ihnen jedoch ist von keiner Angst und keiner Ziererei die Rede — was Sie mir entgegenstellen, ist Kraft, ist weibliche Standhaftigkeit. Es sind nun keine Unklarheiten, keine Nebel mehr zwischen uns, wir haben uns ausgesprochen, und ich mache Ihnen meine Reverenz. Die Natur hat Sie mit guten Waffen ausgestattet, Wjera. Alle diese alten Grundsätze, die Moral, die Pflicht, der Glaube — alles das wird für Sie zu einem starken Rüstzeug. Sie sind nicht leicht zu erobern, Sie kämpfen bis aufs Messer und ergeben sich nur unter Bedingungen, die für beide Seiten die gleichen sind. Sie ergeben sich nur dem, der sich Ihnen ganz

ergibt. Nun — und das kann ich nicht — wenn ich Sie auch hochachte ..."

Sie hob den Kopf empor, und in ihrem Gesichte leuchtete es für einen Augenblick auf wie ein Strahl des Stolzes, ja des Glücks; doch im nächsten Augenblick schon ließ sie den Kopf wieder sinken. Ihr Herz schlug unruhig, und ihre Nerven wurden erregt angesichts der Trennung, die nun unausbleiblich schien. Seine Worte waren nur ein Vorspiel des Abschieds.

„Wir haben uns ausgesprochen ... ich überlasse Ihnen die Entscheidung!" sagte Mark dumpf, während er nach der andern Seite des Pavillons ging und von dort aus sie aufmerksam beobachtete. „Ich will Sie auch jetzt, in dieser entscheidenden Minute, nicht täuschen, obschon mir selbst ganz wirr ist im Kopfe ... Nein, ich kann es nicht — hören Sie, Wjera: ich kann Ihnen eine solche Liebe ohne Ende nicht versprechen, weil ich nicht an sie glaube und sie daher auch von Ihnen nicht verlange. Ich will Sie auch nicht heiraten — doch ich liebe Sie jetzt mehr als alles in der Welt! ... Und wenn Sie nach alledem, was ich Ihnen sage, sich mir in die Arme werfen ... dann heißt das eben, daß Sie mich lieben und die Meinige sein wollen ..."

Sie sah ihn mit großen Augen an und erbebte.

„Was ist das?" fuhr es ihr wie ein Funke des Zweifels durch den Kopf — „ist er vielleicht doch ein Heuchler? ... Oder spricht jetzt wirklich nur unbeugsame, offene Ehrlichkeit aus ihm?" Sie fühlte deutlich das Gefährliche ihrer Lage.

„Die Ihrige?" Für immer? ..." fragte sie leise — und schrak bei der Frage zusammen.

Wenn er nun „ja" sagte — dann vergaß sie vielleicht den

unüberbrückbaren Gegensatz der Überzeugungen, nahm dieses „für immer" als eine Brücke für den Augenblick, auf der sie den Abgrund überschreiten könnte. Wie aber, wenn die Brücke in den Abgrund stürzte? Ein Gefühl des Grauens überlief sie, als sie ihn jetzt so ansah.

Er schwieg ein Weilchen, und dann stand er plötzlich von seinem Platze auf.

„Ich weiß es nicht!" sagte er mit einem zugleich schmerzlichen und unwilligen Ausdruck. „Ich weiß nur, was ich jetzt tun werde, und kann nicht auf ein halbes Jahr voraus in die Zukunft blicken. Auch Sie wissen doch nicht, was mit Ihnen sein wird. Wenn Sie meine Liebe erwidern, werde ich hier bleiben, werde stiller sein als das Wasser im See, demütiger als das Gras auf dem Felde... werde tun, was Sie wünschen... was wollen Sie noch mehr? Oder vielleicht... gehen wir fort von hier!" sagte er, plötzlich auf sie zutretend.

Es war ihr, als sei ein Blitz vor ihr niedergezuckt. Sie stürzte zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. Unerwartet wähnte sie die Pforten des Paradieses vor sich geöffnet. Die ganze Welt lächelte ihr zu und lockte sie zu sich hin.

„Mit ihm vereint, irgendwo in der Ferne..." dachte sie. Zärtliche Leidenschaft klopfte leise an die Pforte ihrer Seele.

„Er schwankt, er kann sich nicht losreißen... Wenn ich mit ihm allein sein werde... wird er vielleicht zu der Überzeugung kommen, daß er nur dort leben kann, wo ich bin..."

Alles das sang ihr eine leise Stimme heimlich vor.

„Könnten Sie sich dazu entschließen?" fragte er in ernstem Tone.

Sie schwieg und ließ den Kopf sinken.

„Oder würden Sie vor Tantchen Angst haben?“

Sie blickte auf.

„Ja, das ist wahr: wenn ich davor zurückschreckte, wäre es nur darum, weil ich mich vor ihr fürchten würde ...“ flüsterte sie.

„Dann kommen Sie mir nur nicht zu nahe!“ sagte er, von ihr abrückend. „Die Alte würde Sie nie gehen lassen ...“

„O, doch — sie würde mich gehen lassen und mir ihren Segen mitgeben, doch würde sie selbst vor Gram darüber vergehen. Das ist's, was ich fürchte! Mit Ihnen von hier fortziehen!“ wiederholte sie nachdenklich, während sie ihn lange und durchdringend ansah. „Und dann? ...“

„Und dann? ... Was dann sein wird, weiß ich nicht. Was kümmert Sie dieses ‚dann‘?“

„Wenn Sie sich plötzlich nach einer andern Seite hingezogen fühlen und von mir gehen ... mich im Stiche lassen, wie eine erste beste Sache? ...“

„Warum wie eine Sache? Wir können als Freunde scheiden ...“

„Scheiden! Die Trennung steht bei Ihnen gleich neben der Liebe!“ Sie stieß einen schmerzlichen Seufzer aus. „Ich meine, daß eine Trennung nie stattfinden dürfte ... Nur der Tod sollte die Menschen scheiden ... Leben Sie wohl, Mark!“ sagte sie plötzlich, ganz bleich, fast mit Stolz. „Ich habe nun meinen Entschluß gefaßt ... Sie werden mir niemals das Glück geben, nach dem ich begehre. Um glücklich zu sein, brauchen wir nicht fortzugehen, wir können das Glück auch hier finden ... Alles ist aus ...“

„Ja ... und nun rasch fort von hier! Leben Sie wohl, Wjera ...“ sagte auch er mit seltsam klingender Stimme.

Beide erhoben sich bleich, ohne einander anzusehen, von ihren Plätzen. Sie suchte bei dem schwachen Schimmer des Mondlichts, das durch die Zweige drang, ihre Mantille. Ihre Hände bebten und griffen immer nach etwas anderem, selbst nach seiner Büchse faßte sie in ihrer Erregtheit.

Er stand, an einen der Pavillonpfeiler gelehnt, da und verfolgte mit düsterem Blick ihre Bewegungen.

Sie hatte endlich die Mantille mit dem weißen Besatz umgenommen, vermochte sie jedoch nicht über die andere Schulter zu ziehen. Er half ihr mechanisch.

Sie tastete im Dunkeln mit dem Fuße nach den Stufen; er sprang über die Stufen hinweg auf die Erde, reichte ihr die Hand und half ihr hinunter.

Sie gingen beide auf dem schmalen Pfade daher, mit zögerndem Schritt, als wenn eins vom andern etwas erwartete. Beide quälte der eine unklare Gedanke, wie sich wohl noch ein Vorwand zum Bleiben finden ließe.

Jedes von ihnen erkannte, daß der andere Teil von seinem Standpunkte aus Recht habe, aber beide gaben sich dabei der stillen Erwartung hin, doch noch selbst zu triumphieren. Er hoffte sie ganz auf seine Seite zu bringen, während sie immer noch annahm, daß er ihr nachgeben würde — eine Annahme, die sie selbst als hinfällig erkennen mußte, da es, bei allem guten Willen, doch nicht möglich war, daß ein Mensch so ohne weiteres seine Überzeugung, seine Weltanschauung abtue und gegen eine andere vertausche.

Das Bewußtsein, daß dies ihre letzte Zusammenkunft war, daß sie fünf Minuten später füreinander, vielleicht auf immer, Fremde sein würden, drückte sie beide tief nieder. Sie waren von dem Wunsche beseelt, diese fünf Minuten so lange wie möglich festzuhalten, noch einmal in ihnen

das Vergangene zu durchleben und, wenn möglich, eine Hoffnung für die Zukunft aus ihnen zu schöpfen. Doch hatten sie andererseits die Empfindung, daß es eine Zukunft für sie nicht gab, daß ihrer nur die Trennung harrte, die für sie so unvermeidlich war wie der Tod.

Sie gingen langsam bis nach einer Stelle, wo er einen niedrigen Zaun überspringen mußte, um auf den Weg zu gelangen, während sie von da aus auf schmalem Pfade durchs Gebüsch nach dem Park gelangen konnte.

Mit gesenktem Kopfe, in tiefer Niedergeschlagenheit, stand sie am Fuße des Abhanges. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber, und nicht ein Augenblick war darin, der so bitter gewesen wäre wie dieser. Ihre Augen standen voll Tränen.

Sie hätte sich nun wohl umwenden mögen, um wenigstens noch einmal nach ihm zurückzuschauen und im Fortgehen gleichsam aus der Ferne die Größe des Glücks zu ermessen, das sie verlor. Mit bitterem Schmerz empfand sie den Verlust dieses Glücks, das nun für immer entschwand, doch wagte sie nicht, zurückzuschauen, das hätte so viel bedeutet, wie ein „ja", das sie auf seine schicksalsschwere Frage ihm zugerufen hätte. Ihr Herz wand sich in Qualen, als sie nun langsam ein paar Schritte bergan ging.

Er näherte sich dem Zaune — gleichfalls, ohne zurückzuschauen, in bösem Grimm, wie ein trotziges Tier, das von seiner Beute lassen mußte. Er hatte nicht gelogen, als er sagte, daß er Wjera achte, doch achtete er sie wider seinen Willen, wie der Krieger im Kampfe den Feind achtet, der sich tapfer schlägt. Er verfluchte diese Stadt der Toten mit ihren vermorschten Begriffen, die diese lebendige, freie Seele in Fesseln hielt.

Seinem Schmerz war keine Rührung, kein Mitleid bei-

gesellt — es war ein böser, unnachgiebiger Schmerz, der nur zu neuem, kräftigerem Zuschlagen antrieb. Es war vielmehr eine wilde, wütende Verzweiflung als ein Schmerz.

Er hätte Wjera zerbrechen, vernichten mögen, wie man eine kostbare Sache, die einem anderen gehört, im Zorne vernichtet — nur, damit niemand sie besitze. Er hatte ihr selbst gestanden, daß er mit jeder anderen außer mit ihr so verfahren würde. Sie war ihm nicht ins Garn gegangen — es blieb ihm somit wohl nichts weiter übrig als die rohe Gewalt, als eine Räubertat, um ihrer für einen Augenblick Herr zu werden.

Doch dieser äußerliche Sieg hätte ihm bei Wjera nicht die volle Genugtuung gewährt, die er jeder andern gegenüber empfunden hätte. Als er jetzt von ihr ging, zürnte er nicht nur darum, daß die schöne Wjera ihm entschlüpfte, daß er vergeblich Zeit und Kraft verschwendet und seinem Werke entzogen hatte. Er zürnte vielmehr aus beleidigtem Stolze und litt im Bewußtsein seiner Ohnmacht. Er hatte Wjeras Phantasie, vielleicht auch ihr Herz besiegt — nicht aber ihren Verstand und ihren Willen.

In dieser Hinsicht hatte sie eine unbeugsame Stärke gezeigt, die seiner Beharrlichkeit gewachsen war. Sie besaß Charakter, und sie wußte sich mit trotzigem Sinn aus dem alten, toten Leben, das sie umgab, ein stark pulsierendes neues Leben zu gewinnen. So wurde sie für ihn, wie auch für Raiski, zur Repräsentantin eines neuen, edlen Typus voll selbständigen geistigen Lebens und stolzen Eigenwillens.

Sie stand, das erkannte er klar, in jeder Beziehung über allen Frauen, die er kannte. Er war stolz gewesen auf die Erfolge, die er bei ihr errungen, und war jetzt um so unzufriedener, da er sich sagen mußte, daß sein Bemühen,

sie zu entwickeln und ihren Geist mit seinem neuen Lichte zu erhellen, doch bei ihr recht wenig gefruchtet habe. Es waren da, wie er meinte, mancherlei hemmende Einflüsse im Spiel gewesen — ihr „Glaube", wie sie es nannte, und irgendein Pope von der neuen Richtung, und dieser Raiski mit seiner Poesie, und die Großtante mit ihrer Moral, vor allem aber ihr eignes scharfes Auge und ihr Ohr, ihr feines Empfinden, ihr weiblicher Instinkt und ihr starker Wille. Alles dies stärkte ihre Widerstandskraft, versah sie mit Waffen gegen seine „Wahrheit", lieh dem alten, gewohnten Leben rings um sie und der alten Wahrheit in ihren Augen eine so gesunde Farbe, daß seine Wahrheit und sein anscheinend aus neuen, frischen Quellen geschöpftes Leben daneben blaß und leer, unecht und kalt erschien.

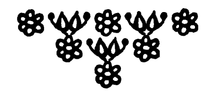
Seine neue Wahrheit und sein neues Leben besaßen nicht Anziehungskraft genug, um ihre gesunde, kräftige Natur zu fesseln. Ihr selbständiger Geist zerpflückte das, was er ihr darbot, unbarmherzig und stärkte in ihr nur das Vertrauen auf ihre eigene Wahrheit.

Und nun ging sie von ihm und ließ ihm kein Pfand seines Sieges zurück, außer der Erinnerung an die Zusammenkünfte mit ihr, die verschwinden würde wie eine Spur im Sande. Er hatte die Schlacht verloren, sie entschwand ihm für immer; wie er jetzt so von ihr ging, wußte er, daß er nie wieder einer zweiten solchen Wjera begegnen würde.

Er verglich sie im Geiste mit den andern Frauen, zumal denen der neuen Richtung, die ihm begegnet waren. Viele von ihnen hatten sich der neuen Lehre und dem Leben nach dem neuen Zuschnitt mit demselben Temperament ergeben wie Marina ihren Liebschaften. Er hatte gefunden, daß diese Frauen in Wirklichkeit kläglicher, fader

und tiefer gefallen waren als alle sonstigen gefallenen Frauen, die ein Opfer ihrer Phantasie, ihres Temperaments oder des Goldes geworden waren, während jene Opfer eines Prinzips wurden, das sie oft genug nicht begriffen, dem sie innerlich gleichgültig gegenüberstanden, und das ihnen nur als heuchlerischer Vorwand für andere Dinge diente, denen naive Naturen, wie Koslows Frau, sich auf weit einfachere, natürlichere Art ergaben.
Er schritt langsam daher, in dem Bewußtsein, für immer etwas hinter sich zu lassen, was er niemals im Leben wieder antreffen würde. Sollte er sie betrügen, sie verführen, ihr eine Liebe ohne Ende oder vielleicht gar die Ehe versprechen? . . .
Er erbebte bei dem Gedanken, daß er einen so groben, alltäglichen Betrug an ihr begehen sollte — und würde ein solcher jetzt überhaupt noch bei ihr verfangen? Er stampfte mit dem Fuße auf, sprang auf den Zaun und setzte bereits den Fuß auf die andere Seite.
„Ich möchte doch sehen, wie sie sich benimmt: ein stolzer Charakter! So davonzugehen! Ach, was — sie hat mich nicht geliebt, sonst wäre sie nicht gegangen . . . Sie ist eine Schwätzerin," dachte er, während er so auf dem Zaune saß.
„Einen Blick möchte ich noch zurückwerfen . . . wie er es trägt — und dann für immer davongehen . . ." sprach sie schwankend zu sich selbst, während sie im Aufwärtsschreiten innehielt.
Ein kurzer Sprung — und der Zaun wäre zwischen ihnen gewesen, daß eins das andere nicht hätte sehen können. Die äußere Trennung hätte ihre Wirkung getan, der klare Verstand, der Wille wäre stärker zum Ausdruck gelangt, hätte endgültig gesiegt.

Da wandte er sich um...
Wjera stand da, als sei ihr der Weg dort hinauf zu schwer, als könne sie nicht weiter...
Mit sichtlicher Anstrengung machte sie zwei, drei Schritte vorwärts und blieb stehen. Dann wandte sie sich langsam um — und fuhr zusammen. Mark saß noch auf dem Zaune und sah sie an... sah zu ihr herüber...
„Mark! Lebe wohl!" rief sie — und erschrak vor ihrer eigenen Stimme; so voll Gram und Verzweiflung klang sie.
Mark zog rasch das Bein über den Zaun zurück, sprang hinunter und war mit wenigen Sätzen an ihrer Seite.
„Sieg! Sieg!" jubelte es in ihm. „Sie kehrt zurück, sie gibt nach!"
„Wjera!" rief auch er in einem Tone, der wie ein Stöhnen klang.
„Du kommst zurück... für immer?... Du hast endlich begriffen?... O, welch ein Glück!... Vergib mir, o Herr..."
Sie sprach nicht zu Ende.
Sie lag in seinen Armen, und sein Kuß verschloß ihr den Mund. Er hob sie hoch empor und trug sie, wie ein wildes Tier seine Beute, nach dem Pavillon zurück...





Dreizehntes Kapitel

Raiski saß wohl eine Stunde lang wie vernichtet oben am Rande der Schlucht im Grase, das Kinn auf die Knie gestützt und die Stirn mit den Händen bedeckend. Ein einziges Stöhnen war in seiner Brust. Er büßte seine großherzige Anwandlung mit bitterster Qual, er litt um Wjeras wie um seinetwillen und verfluchte sich selbst, weil er so nachgiebig gewesen.

Diese Ungewißheit, diese zehrende Eifersucht, diese Trauer um entschwundene Hoffnungen — o, wie nagten sie an seinem Herzen! Und auch in Zukunft würde die Leidenschaft nicht aufhören, ihn zu peinigen, würde ihm Tag und Nacht die Ruhe rauben und ihn nicht aufatmen lassen. Der Schlaf mied sein Lager, oder wenn er kam, so kam er wie eine Schildwache, die die Qualen des wachen Zustandes nur mit neuen Qualen ablöste.

Wenn er des Morgens die Augen öffnete, stand das Gespenst der Leidenschaft vor ihm, in Gestalt dieser unerbittlichen, bösen, eisig kalten Wjera. Sie lachte ihn aus, wenn er verlangte, daß sie ihm „den Namen, den Namen" nennen solle — das einzige, was seine Fieberglut kühlen,

was sein Leiden zur rettenden Krisis und zur Genesung führen konnte.

„Doch — wo steckt sie nur? Warum kommt sie nicht?" fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, und er schaute um sich.

Er sah auf die Uhr. Sie war gegen neun fortgegangen, und nun war es bald elf! Sie hatte ihm gesagt, er solle warten, sie würde sogleich wieder zurück sein. Es dauerte etwas lange, dieses „sogleich"!... „Wo ist sie nur? Was treibt sie?" dachte er voll Unruhe.

Er kletterte bis zu der Bank empor, setzte sich auf diese und lauschte, ob sie nicht endlich komme. Doch kein Laut, kein Geräusch ließ sich vernehmen — bis auf das Rascheln der fallenden dürren Blätter.

„Sie sagte, ich solle hier warten — und nun hat sie mich vergessen! Und ich warte hier, warte!" sagte er sich, stand auf von der Bank, ging ein paar Schritte abwärts und blieb wieder lauschend stehen.

„Mein Gott — bleibt sie denn immer so spät, bis in die Nacht hinein, bei diesen Rendezvous? Wer ist sie eigentlich, was ist sie — diese meine Göttin, diese schöne, stolze Wjera? Sie lacht dort vielleicht mit ihm zusammen über mich... Doch wer ist er? Ich will es wissen — wer ist er??" sprach er im Zorne halblaut vor sich hin. „Den Namen, den Namen will ich haben! Ich bin nur das Werkzeug, der ausgestellte Wächter, der gehorsame Diener ihrer Leidenschaft... und welcher Leidenschaft?!"

Verzweiflung und Wut bemächtigten sich seiner. Fünf Monate lang hatte sie mit ihm Verstecken gespielt, hatte ihm bald gestattet, sie zu lieben, bald ihn zurückgestoßen und ihm ins Gesicht gelacht...

„Warum diese Folter? Ist das der Lohn für meine Zu-

neigung? Was hat sie aus mir gemacht? Sollte ich nicht, nach all diesen Streichen, die sie mir gespielt, ihr endlich dieses Geheimnis entreißen und den von ihr verschwiegenen Namen der Welt bekanntgeben?"

Er lief rasch den Abhang hinab, blieb vor den Büschen stehen und lauschte. Nichts war zu hören.

„Doch ... ist es nicht gemein, ihr Geheimnis zu stehlen? Ist es nicht feig und hinterlistig? ..." sagte er sich und zauderte unwillkürlich, ja er ging sogar ein paar Schritte zurück.

„Stehlen! Was heißt stehlen?" flüsterte er vor sich hin, während er unentschlossen dastand und sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischte. „Und morgen beginnt dann wieder das Rätselraten, und die bösen Nixenaugen blicken mich wieder so spöttisch an, und hohnlachend sagte sie mir ins Gesicht: ‚Ich liebe Sie!' Nein, ich mache der Qual ein Ende — ich will wissen, wer es ist!" entschied er und stürzte sich ins Dickicht.

Wie ein Dieb schlich er dahin, tastete links und rechts, verfluchte das trockene Reisig, das unter seinen Füßen knackte, fühlte nicht, wie die Zweige ihm ins Gesicht schlugen. Aufs Geratewohl kroch er vorwärts, ohne den Ort des Stelldicheins zu kennen. Und so erregt war er, daß er sich auf die Erde niedersetzen mußte, um Atem zu holen.

Gewissensbisse regten sich für einen Augenblick wieder in ihm und hielten ihn auf — doch er kroch weiter auf allen Vieren, mit den Nägeln in dem trockenen Laub und der Erde scharrend ...

Er kam an dem Grabhügel des Selbstmörders vorüber und wandte sich dann nach dem Pavillon, immer wieder spähend und lauschend, ob er nichts erblicke, nicht eine Stimme vernehme ...

... Inzwischen ging oben in Tatjana Markownas Gemächern alles seinen regelrechten Gang. Das Abendessen war vorüber, und die Gäste saßen im Salon und gähnten schon ab und zu. Tit Nikonytsch floß über vor lauter Höflichkeit, erging sich bald Paulina Karpowna und bald Wikentjews Mutter gegenüber in Komplimenten, machte seine Kratzfüße, versuchte sich in liebenswürdigen kleinen Scherzen und meinte, man müsse den Damen das Leben immer so angenehm wie möglich machen.

„Wo steckt denn eigentlich Mr. Boris?" fragte Paulina Karpowna wohl schon zum fünften Male. Niemand hatte ihr Antwort gegeben, bis sie sich endlich mit ihrer Frage direkt an die Großtante wandte.

„Gott mag es wissen, wo der sich herumtreibt!" versetzte Tatjana Markowna. „Er wird nach der Stadt gegangen sein, irgendwohin zu Besuch. Und dabei hinterläßt er nie, wohin er geht, man weiß gar nicht, wohin man ihm den Wagen schicken soll. Der richtige Nomade!"

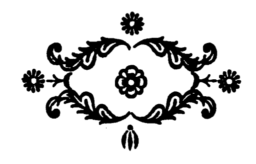
Jakow wußte mitzuteilen, daß Boris Pawlowitsch noch spät am Abend im Park „spazieren gegangen seien."

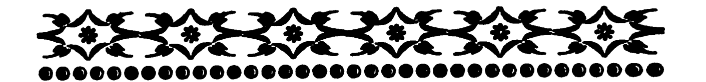
Von Wjera hieß es, sie habe sagen lassen, daß sie zum Tee nicht erscheinen würde, man möchte ihr jedoch das Abendbrot verwahren, sie würde sagen lassen, wann sie es zu haben wünsche. Niemand außer Raiski hatte sie fortgehen sehen.

„Hör' mal, Jakow — sag' doch Marina, sie möchte dem Fräulein den Braten warm machen, wenn sie Abendbrot verlangt. Und das Fruchteis soll sie in den Eisschrank stellen, damit es nicht zerfließt!" befahl die Großtante. „Und du, Jegorka, vergiß nicht, sobald Boris Pawlowitsch kommt, ihm zu sagen, daß das Abendbrot für ihn bereit steht — er ist sonst imstande, hungrig zu Bett zu gehen!"

„Sehr wohl," sagten die beiden Diener.
„Nachtwandler, richtige Nachtwandler sind das!" murmelte die Großtante ärgerlich und zugleich besorgt vor sich hin. „Sich um diese Stunde noch herumzutreiben, bei solcher Kälte..."
„Ich will einmal in den Garten gehen," sagte Paulina Karpowna, „vielleicht ist Mr. Boris irgendwo in der Nähe. Er wird sich freuen, mich zu sehen... Ich glaube schon das letztemal bemerkt zu haben, daß er mir etwas zu sagen hat..." fügte sie geheimnisvoll hinzu. „Er weiß wahrscheinlich nicht, daß ich hier bin..."
„Natürlich wußte er's — darum ist er doch weggegangen," flüsterte Marfinka Wikentjew ins Ohr.
„Ich habe eine Idee, Marfa Wassiljewna: ich laufe voraus, verstecke mich im Gebüsch und mache ihr mit Boris Pawlowitschs Stimme eine Liebeserklärung!..." schlug Wikentjew, gleichfalls im Flüstertone, ihr vor und wollte schon hinauseilen, um seinen Einfall zu verwirklichen.
„Nicht doch!" sagte Marfinka, ihn am Ärmel festhaltend, „Sie werden ihr einen Schreck einjagen, und wenn sie dann in Ohnmacht fällt, setzt es nur Schelte von Tantchen!"
„Ich bringe den Flüchtling zurück — gestatten Sie, ich bin gleich wieder da!" sagte Paulina Karpowna abermals.
„Gehen Sie in Gottes Namen!" sagte Tatjana Markowna. „Aber geben Sie acht, daß Sie sich nicht die Augen ausstechen, es ist draußen so finster! Nehmen Sie lieber Jegorka mit, er wird Ihnen mit der Laterne leuchten."
„Nein, ich gehe allein, es ist besser, daß wir ungestört bleiben..."
„Tun Sie es lieber nicht!" sprach Tit Nikonytsch in höflich warnendem Tone, „an diesen feuchten Abenden sollte man nach acht Uhr überhaupt nicht mehr ins Freie gehen."

„Ich fürchte mich nicht ...“ sagte die Krizkaja und nahm bereits ihre Mantille um.
„Ich würde mir nicht herausnehmen, Sie zurückzuhalten, aber ein Arzt in Düsseldorf am Rhein ... ich habe seinen Namen vergessen — ich lese jetzt ein Buch, das er geschrieben hat, und kann es Ihnen leihen ... der hat da ganz vortreffliche hygienische Vorschriften aufgestellt ... Er rät ganz entschieden ...“
Er konnte seinen Satz nicht beenden, denn Paulina Karpowna hatte sich bereits der Tür zugewandt. In aller Eile sagte sie ihm nur noch, er möchte auf sie warten und sie nach Hause bringen.
„Mit dem größten Vergnügen, mit dem größten Vergnügen!“ antwortete er und machte hinter ihr her sein Kompliment, während sie bereits zur Tür hinaus nach dem Garten lief.





Vierzehntes Kapitel

Es war nur wenige Minuten nach diesem Gespräch, daß oben am Rande der Schlucht, im tiefen nächtlichen Dunkel, sich das Geräusch von Schritten zwischen den Sträuchern vernehmen ließ. Man hörte wieder das Knacken der Äste und das Rauschen der Zweige, gegen die irgendjemand heftig anstürmte — trockene Blätter fielen raschelnd zu Boden, und es war, als ob ein verwundetes oder jäh aufgeschrecktes Wild in großen, hastigen Sätzen emporstürmte.

Das Geräusch kam näher und näher, und endlich sprang der Dahereilende aus dem Dickicht auf den kleinen freien Platz oben am Rande der Schlucht. Es war Raiski, der aus der Tiefe hervorbrach, in rasendem Ungestüm, ganz außer sich, mit wutverzerrten Zügen. Er warf sich auf die Bank, richtete sich gerade empor und saß wohl zwei Minuten lang unbeweglich da — dann schlug er die Hände zusammen und bedeckte mit ihnen sein Gesicht.

„War es ein Traum — oder war es Wirklichkeit?“ flüsterte er wie geistesabwesend.

„Nein, nein — es war eine Täuschung der Sinne, es kann ja nicht sein! Es kam mir nur so vor!...“

Er stand auf, setzte sich aber sogleich wieder, als ob er auf etwas lauschte; dann legte er die Hände auf die Knie und brach in lautes, nervöses Lachen aus.

„Nun haben sie ein Ende, all die Zweifel, die Fragen, die Geheimnisse!" sagte er und lachte wieder hell auf, daß er sich förmlich schüttelte. „Das ist sie also — die Göttin, die Edle, Reine! Das Weib mit der schönen Seele! Wjera, die Statue! Und er!... Und der Paletot, den ich eigens beim Schneider für den armen Verbannten bestellt habe — der liegt da vor dem Pavillon herum! Und das Geld ... die dreihundert Rubel ... die hat er einfach als Wettgewinn eingezogen ... Die früheren achtzig Rubel hat er in Abzug gebracht, und zweihundertundzwanzig sollte ich ihm schicken ... macht genau dreihundert! O, die ehrliche Seele ... Sekleteja Burdalachowa!"

Er lachte von neuem laut auf, doch klang es jetzt mehr wie ein Stöhnen. Dann schwieg er plötzlich still und griff mit der Hand nach dem Herzen.

„O, wie das hier schmerzt!" stöhnte er. „Wjera, die Katze ... Wjera, das schwache, hinfällige Weibchen ... das in kläglicher Geilheit dem ersten besten stämmigen Rüpel zur Beute wird!... Wohl — mag sie tun, was sie will, sie ist ja frei und Herrin über sich selbst; aber wie konnte sie es wagen, jemanden zu verhöhnen, der so unvorsichtig war, eine ehrliche Leidenschaft für sie zu fassen?... ihren Freund obendrein, ihren Bruder?..." Kochend vor Wut schleuderte er es heraus: „O, Rache, Rache!"

Er sprang auf und stand in schmerzlichem Brüten da.

Doch worin sollte seine Rache bestehen? Sollte er zur Großtante hinlaufen, sie bei der Hand nehmen und hierher führen, mit einer ganzen Menschenschar, mit Laternen, die die Schande beleuchteten? Sollte er ihr zurufen: „Das ist

die Schlange, die Sie dreiundzwanzig Jahre lang an Ihrem Busen genährt haben!"?

Er wehrte ab: „Nein, nein, das ging nicht!" und fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn.

„Das wäre eine Gemeinheit, Boris!" sprach er flüsternd zu sich selbst. „Das bringst du nie fertig! Das hieße sich nicht an ihr, dieser Schlange, rächen, sondern an der Großtante, die dir stets eine zweite Mutter gewesen ist."

Er ließ resigniert den Kopf hängen; dann warf er ihn plötzlich wieder in den Nacken und stürzte in einem Anfall von Raserei nach der Schlucht.

„Dort feiert nun die Leidenschaft der Gosse ihren Sieg — ja, ja! Diese dunkle Nacht birgt den geheimnisvollen Triumphgesang der Liebe!" spottete er mit verächtlichem Lächeln. „Der Liebe!" wiederholte er. „Und Mark ist der Sieger! Dieses Irrlicht, dieser Raufbold, dieser liberale Wirtshausschwätzer! Ach, Schwesterchen — wärst du doch bei dem einen Verehrer, dem hübschen, stämmigen Tuschin geblieben!" flüsterte er giftig. „Der besitzt doch wenigstens Wälder und Felder und Seen, und er kutschiert seine Pferde wie ein Rosselenker in Olympia. Aber dieser Vagabund!..."

Der Atem wollte ihm versagen.

„Das sind nun unsere Männer der Tat!" flüsterte er. „Gegen den Polizeimeister die Faust in der Tasche ballen, den Stubenmädchen und Küstersfrauen die Torheit der Ehe demonstrieren, mit Hilfe von Feuerbachschen Argumenten und unter Vorspiegelung einer unbezwinglichen Leidenschaft für die Ergründung der Naturgesetze sich in das Vertrauen der Weiber einschleichen, um dann solche schwachnervige kleine Räsonneurinnen zu verführen — das ist ihr Programm!... O, bleib nur dort auf dem Grunde

der Schlucht, du erbärmliches, geiles Weibchen, geh dort zugrunde wie jener arme Selbstmörder! Das ist mein Abschiedsgruß an dich!..."

Er wollte nach der Schlucht hin ausspucken — und stand plötzlich wie erstarrt: wider seinen Willen, aller Wut und Verachtung zum Trotz, erhob sich langsam in seiner Vorstellung vom Grunde der Schlucht Wjeras Bild und stand in so bezaubernder Schönheit vor ihm, wie er es nie gesehen.

Ihre Augen glühten in Leidenschaft, so hell wie zwei Sterne. Nichts Böses oder Kaltes lag in ihnen, keine Unruhe, keine Trauer; nichts als Glück sprach aus ihrem hellen Glanze. Ihre Brust, ihre Arme, ihre Schultern, kurz die ganze Gestalt war von vollem Leben und gesunder Kraft durchströmt.

Sie blickte versöhnt auf die ganze Welt. Sie stand auf ihrem Piedestal, doch nicht als bleiche Marmorgestalt, sondern als lebendiges, einen unwiderstehlichen Zauber ausstrahlendes Weib, als poetische Vision, wie sie ihm einstmals vorgeschwebt, als er unter dem frischen Eindrucke von Sofias Schönheit nach Hause ging; zuerst eine kalte, anscheinend leblose Statue, hatte sie sich allmählich in ein lebendes Wesen verwandelt, um das herum plötzlich alles zum Leben erwachte, die Bäume zu grünen und zu blühen und ein warmer, seinsfroher Pulsschlag sich zu regen begann...

Und nun stand sie vor ihm, diese lebendige Gestalt — das Weib. Vor seinen Augen vollzog sich das Erwachen Wjeras, die bisher eine Statue gewesen, aus jungfräulichem Schlafe. Es war ihm, als würde seine Brust zugleich von kaltem Eise erfüllt und von heißen Flammen durchlodert; er empfand die schmerzlichsten Qualen und

konnte doch die Augen von diesem stolzen Bilde der Schönheit nicht abwenden, das voll Liebe auf die ganze Welt schaute und auch ihm mit freundschaftlichem Lächeln die Hand reichte ...

„Ich bin glücklich!" hörte er sie flüstern.

Zu ihren Füßen lag Mark, einem Löwen gleichend, der der Ruhe pflegte, mit dem Ausdruck schweigenden Triumphes im Gesicht; ihr Fuß ruhte auf seinem Kopfe ... Raiski zuckte zusammen, suchte mit Gewalt zur Besinnung zu kommen.

Das Entsetzen über den Fehltritt seiner Schwester, dieser Schönheit, dieser niedergemähten Blume, trieb ihn hinweg — die Eifersucht aber, die Wut und vor allem der Reiz dieser neuen, unwiderstehlichen Schönheit der zum Leben erweckten Wjera zogen ihn wieder zurück nach der Schlucht, zu diesem Siegesfeste der Liebe, dieser hehren Feier, welche die ganze Welt, die ganze Natur mit zu begehen schien.

Es war ihm, als höre er Stimmen, als dringe der Gesang und der Flügelschlag von Vögeln an sein Ohr, als vernehme er zärtliches Liebesgeflüster und leidenschaftliche Seufzer, die den ganzen Garten anzufüllen und bis zur Wolga hinüberzutönen schienen ...

Voll Angst, wie versteinert, stand er da am Rande der Schlucht und vertiefte sich in Gedanken ganz in den Anblick dieser neuen, zum Leben erwachten Wjera, um im nächsten Augenblick wieder von unmenschlichem Schmerz ergriffen zu werden und erbleichend zu flüstern: „Rache, Rache!"

Ringsum aber, und dort in der Tiefe, war es still und dunkel. Da plötzlich sah er zehn Schritte weit entfernt die Silhouette einer menschlichen Gestalt, die sich vom Hause her ihm näherte. Er blickte voll Überraschung hin.

„Wer ist da?" fragte er grimmig.

„Ich bin es ... ich ..."
„Wer denn?" wiederholte er noch grimmiger.
„Ich bin es, Mr. Boris ... Paulina ..."
„Sie!? Was wollen Sie hier?"
„Ich bin gekommen ... ich weiß ... ich sehe ... Sie haben schon lange etwas auf dem Herzen, das Sie mir sagen wollen ..." flüsterte Paulina Karpowna geheimnisvoll. „Aber Sie getrauen sich nicht ... Du courage! Hier hört und sieht uns niemand ... espérez tout ..."
„Was will ich Ihnen sagen? Reden Sie! ..."
„Que vous m'aimez — oh, ich habe es längst bemerkt! ... N'est-ce pas? Sie suchten vor mir zu fliehen ... aber die Leidenschaft hat Sie immer wieder zurückgetrieben ..."
Er faßte ihre Hand und zog sie nach der Schlucht zu.
„Ah! De grâce! Aber nicht so brüsk ... Was tun Sie denn? ... Lassen Sie mich los! ..." schrie sie voll Angst — sie war allen Ernstes erschrocken.
Doch er hielt ihre Hand fest umklammert und zog sie bis dicht an den Rand der Schlucht.
„Ich lechze nach Liebe!" rief er wie in rasender Leidenschaft. „Heute ist die Nacht der Liebe — hören Sie? ... Hören Sie die Seufzer ... die Küsse? Das ist die Leidenschaft, die heute triumphiert — ja, die Leidenschaft, die Leidenschaft! ..."
„Lassen Sie mich los, lassen Sie mich los!" kreischte sie in jähem Schreck. „Ich falle hin, mir ist so schlecht ..."
Er ließ sie los; seine Arme sanken herab, und er atmete tief auf. Dann sah er sie durchdringend an, als ob er sie eben erst bemerkte.
„Fort von hier! Fort, nur fort!" rief er aus, und wie ein Wilder stürzte er, sie vor der Schlucht stehen lassend, davon, lief durch den Park und den Blumengarten und gelangte auf den Hof.

Auf dem Hofe blieb er stehen, holte tief Atem und sah sich um. Er hörte, wie jemand am Brunnen im Wasser plätscherte, es schien Jegorka zu sein, der sich zur Nacht Gesicht und Hände wusch.

„Hol' meinen Reisekoffer herunter!" rief er ihm zu, „morgen fahre ich nach Petersburg!"

Und er goß sich aus der Brunnenrinne selbst Wasser auf die Hände, befeuchtete damit die Augen und den Kopf und ging mit raschem Schritt nach seinem Zimmer.

Er lief hinaus auf die Terrasse, schritt im bloßen Rock auf dem Hofe hin und her, sah zu Wjeras Fenster hinauf und ging wieder nach seinem Zimmer, um ihre Rückkehr zu erwarten. In dem Nachtdunkel jedoch konnte er keine zehn Schritte weit sehen, und so verlegte er seinen Beobachtungsposten nach der Akazienlaube. Doch hier packte ihn von neuem die Wut — das Laub war schon fast ganz abgefallen, so daß er nicht sicher war, in seinem Versteck ungesehen zu bleiben.

Dennoch blieb er bis zum Einbruch der Morgendämmerung in der Laube. Er saß wie auf Kohlen — nicht aus Leidenschaft, denn seine Leidenschaft war wie durch Zauberkraft verschwunden. Welche Leidenschaft hätte auch angesichts eines solchen Hindernisses standgehalten? Nein, er empfand nur den unwiderstehlichen Wunsch, der neuen Wjera in die Augen zu sehen und dem geilen Weibchen mit einem verachtungsvollen Blicke die Schmach zu vergelten, die sie ihm, der Großtante, dem ganzen Hause, der ganzen Gesellschaft, kurz — dem gesamten Menschentum, dem gesamten weiblichen Geschlechte angetan hatte.

„Liebe offen und ehrlich, stiehl niemandes Vertrauen, schwelge in deinem Glücke und bring ihm Opfer, treib mit der Achtung der Menschen, mit der Liebe der Deinigen

kein frevelhaftes Spiel, lüge nicht so schändlich und erniedrige das Weib nicht in dir!" perorierte er im stillen. „Ja, einen Blick noch will ich ihr zuwerfen — darin soll sie ihre Strafe, ihre Verurteilung lesen, und dann will ich für immer abreisen."

Er bebte in fieberhafter Ungeduld und Erwartung, wann sie wohl zurückkehren werde. Wie ein Panther wollte er sie aus dem Hinterhalt anfallen, wollte ihr den Weg versperren, ihr jenen Blick zuwerfen, ihr ein Wort — nur ein einziges! — entgegenschleudern ... Wie lautete es doch, dieses Wort?

Er saß in einem Winkel der Laube, fuhr sich mit den Händen durch das stark gelichtete Haar, betastete sein Gesicht, rang die Hände und krümmte sich wie in heftigen Krämpfen. Plötzlich sprang er auf und warf den Plaid zur Seite, in den er sich gehüllt hatte; sein Gesicht erglänzte in boshafter Schadenfreude, die ein plötzlich auftauchender Gedanke in ihm hervorrief.

„Das Schicksal selbst hat mir das zugeflüstert!" ging's ihm durch den Kopf, und er lief rasch aus der Laube nach dem Tor zu.

Das Tor war noch geschlossen; er blickte um sich und bemerkte in Ssawelijs Fenster den matten Schimmer einer Lampe.

Er klopfte an das Fenster, und als Ssawelij es öffnete, hieß er ihn den Schlüssel zum Pförtchen herausbringen — er habe einen Gang vor, und das Pförtchen solle offen bleiben. Vorher jedoch lief er noch einmal nach seinem Zimmer, um den goldenen Buketthalter zu holen, den Wjera für Marfinka bestimmt hatte. Dann ging er spornstreichs zum Gärtner, nach der Orangerie. Eine ganze Weile mußte Raiski klopfen, bis der Gärtner endlich er-

wachte, worauf dann beide sich nach dem Gewächshause begaben.

Der Tag brach an. Raiski ließ seinen Blick über die Stauden und Bäume des Gewächshauses gleiten, und ein boshaftes Lächeln huschte über sein Gesicht. Er wies den Gärtner an, welche Blumen er in das für Marfinka bestimmte Bukett hineinnehmen solle: alles, was noch irgend an hübschen Blüten vorhanden war, kam hinein, und es wurde ein ganz prächtiger Strauß.

„Ich brauche noch ein zweites Bukett ...“ sagte Raiski mit unsicherer Stimme.

„Was für eins?“

„Eins aus Orangenblüten ...“ flüsterte er und fühlte, wie er selbst bei seinen Worten erblaßte.

„Ein Brautbukett also? Die eine Ihrer jungen Damen macht ja wohl Hochzeit?“ meinte der Gärtner.

„Kann ich nicht ein Glas Wasser bekommen? ...“ fragte Raiski, ohne auf die Frage des Gärtners zu antworten.

Er trank begierig das Glas Wasser aus und trieb den Gärtner an, sich mit dem Bukett zu beeilen. Endlich war es fertig. Raiski knauserte nicht beim Bezahlen, ließ sich beide Sträuße in einen Bogen Papier einwickeln und trug sie vorsichtig nach Hause.

Er mußte zunächst erkunden, ob Wjera nicht inzwischen in seiner Abwesenheit heimgekehrt war. Er ließ Marina wecken, hieß sie auf sein Zimmer kommen und befahl ihr nachzusehen, ob das gnädige Fräulein noch zu Hause oder bereits ausgegangen sei.

Marina berichtete, das Fräulein sei schon fort, worauf er ihr befahl, das für Marfinka bestimmte Bukett in Wjeras Zimmer auf den Tisch zu stellen und das Fenster in ihrem Zimmer zu öffnen — sie habe ihn selbst am Abend gebeten,

für das Öffnen des Fensters zu sorgen. Dann schickte er sie fort, begab sich wieder auf seinen Posten in der Laube und wartete in einem seltsam beklemmenden Gefühl, in dem die langsam schwindende Leidenschaft, mit Eifersucht und auch wohl ein wenig Mitleid gemischt, zum Ausdruck kam.

Vor der Hand jedoch drängte das Bewußtsein der erlittenen Kränkung und der schon allzulange ertragenen Qual alles stärkere menschliche Empfinden in ihm noch zurück. Sein Zorn brachte die Stimme des Mitgefühls in ihm zum Schweigen. Der Geist des Guten in ihm verhielt sich stumm und traurig, seine langsame, stille Arbeit war gewaltsam gehemmt, und alle bösen Geister zerrten an Raiskis Seele.

Das Gesicht auf die Hand gestützt, saß er da, ließ den Blick in die Runde schweifen und sah doch nichts als den Gartenweg, der nach dem alten Hause führte, fühlte nichts als das ätzende Gift ihrer Lüge, ihres Betruges.

„Ich will diesen Hund, diesen Mark, über den Haufen schießen ... oder mir selbst eine Kugel durch den Kopf jagen; eins von beiden muß geschehen ... vorher jedoch ... will ich noch das hier zur Ausführung bringen ...“ flüsterte er.

Er hielt den Orangenblütenstrauß mit beiden Händen fest, wie ein kostbares Heiligtum, und betrachtete es voll Entzücken, voll innerer Genugtuung; zwischendurch spähte er immer wieder durch den Blumengarten nach der dunklen Allee, ob sie nicht endlich komme.

Es war bereits ganz taghell. Ein feiner Regen fiel, die Wege wurden schlüpfrig.

„Soll man ihnen nicht ein paar Regenschirme schicken?“ dachte er höhnisch lächelnd, während er mit der Hand zärtlich über das Bukett strich und daran roch.

Plötzlich erblickte er Wjera in der Ferne — eine solche Verwirrung und Schwäche, ein solcher Schreck befiel ihn, daß er nicht nur nicht imstande war, sie wie ein Panther aus dem Hinterhalt anzufallen und ihr den Weg zu verlegen, sondern sich selbst an der Bank festhalten mußte, damit er nicht hinfiele. Sein Herz schlug heftig, seine Knie zitterten; er heftete seinen Blick auf Wjera, die näher und näher kam — und konnte ihn nicht losreißen; er wollte sich erheben — und vermochte es gleichfalls nicht; selbst das Atmen bereitete ihm Schmerzen.

Sie kam daher, den Kopf auf die Brust gesenkt und ganz in die schwarze Mantille gehüllt. Man sah nur die weißen Hände, die die Mantille auf der Brust festhielten. Sie ging ohne Hast, ohne den Kopf zur Seite zu wenden, umschritt vorsichtig die kleinen Regenlachen, die sich gebildet hatten, betrat langsam die Treppe vor dem alten Hause und verschwand im Flur.

Es war Raiski zumute, als hätte man ihm schwere Eisenfesseln abgenommen. Er sprang, ganz bleich, aus dem Hinterhalt hervor und versteckte sich unter ihrem Fenster.

Sie aber betrat, wie im Schlafe hinwandelnd, ihr Zimmer; sie bemerkte nicht, daß ihre Kleider, die sie beim Fortgehen achtlos auf den Boden geworfen hatte, bereits wieder weggeräumt waren, sah weder das Bukett auf dem Tische, noch das geöffnete Fenster.

Mechanisch warf sie die beiden Mantillen auf den Diwan, zog die schmutzigen Schuhe aus, holte mit dem Fuße ihre Atlaspantoffeln unter dem Bett hervor und zog sie an. Dann nahm sie, den Blick irgendwohin in die Ferne richtend, auf dem Diwan Platz, schloß wie in tiefer Ermattung die Augen, lehnte sich mit Rücken und Kopf gegen das Diwankissen und versank in einen schlafähnlichen Zustand.

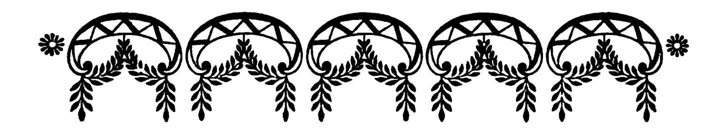
Kaum eine Minute mochte sie in dieser Haltung dagesessen haben, als ein dumpfes Geräusch sie weckte; es war, als sei etwas auf den Fußboden gefallen. Sie öffnete die Augen, richtete sich rasch in die Höhe und blickte um sich. Auf dem Boden lag ein großer Strauß von Orangenblüten, der von draußen durchs Fenster geworfen war. Sie warf einen flüchtigen Blick darauf, wurde bleich wie der Tod und ging, ohne den Strauß aufzuheben, rasch nach dem Fenster. Sie sah Raiski, der sich eben entfernte, und war einen Augenblick starr vor Bestürzung. Er wandte sich um, und ihre Blicke trafen sich.

„Der großmütige Freund ... der Ritter ..." flüsterte sie und holte mühsam Atem, als empfinde sie einen tiefen Schmerz. Jetzt erst bemerkte sie das zweite Bukett auf dem Tische, das sie selbst für Marfinka bestellt hatte. Sie nahm es und führte es mechanisch an ihr Gesicht, doch es entglitt ihren Händen, und sie fiel bewußtlos neben dem Strauß auf den Teppich nieder.



Die Schlucht

Fünfter Teil



Erstes Kapitel

Am folgenden Tage wurde in der Dorfkirche von Malinowka seit zehn Uhr morgens die große Glocke zum Hochamt geläutet.

Im Hause ging alles drunter und drüber. Die Kalesche wurde angespannt, und auch die altmodische Galakutsche kam zum Vorschein. Die Kutscher zogen ihre neuen hellblauen Livreeröcke an, salbten sich die Köpfe mit Butter ein und waren vom frühen Morgen an betrunken. Die zum Hofgesinde gehörenden Frauen und Mädchen trugen ihre buntfarbigen Kattunkleider nebst Kopftüchern und allerhand Bändern. Die Stubenmädchen rochen schon auf zehn Schritte nach Nelkenpomade.

Jegorka erschien in einem stutzerhaften Aufzuge, wie man ihn noch nie gesehen; er trug ein ganz kurzes Jackett, das ihm Raiski geschenkt hatte, grün gewürfelte, fast neue Beinkleider, die er gleichfalls von Raiski bekommen hatte, und eine blaue Weste nebst orangegelbem Halstuch, die er beide aus eigener Tasche sich hinzugekauft hatte. Er tauchte plötzlich in diesem Aufzuge vor Tatjana Markowna auf.

„Was ist denn mit dir los?" rief sie in strengem Tone aus. „Du siehst ja wie eine Vogelscheuche aus! Herunter

mit den Lappen! Wassilissa! Sie sollen alle Livreeröcke anziehen — Ssereschka sowohl, wie Stepka und Petruschka, und auch dieser Narr da!" sagte sie, auf Jegor zeigend. „Jakow soll den schwarzen Frack und dazu eine weiße Binde tragen. Sie sollen bei Tisch aufwarten und auch am Abend die Livreen anziehen!"

Das ganze Haus sah festlich aus, nur Ulita, die an diesem Morgen noch tiefer als sonst in ihre Keller und Kühlräume hinabsteigen mußte, fand keine Zeit, irgendein Kleidungsstück anzuziehen, das sie von der gestrigen oder morgigen Ulita unterschieden hätte. Die Köche trugen schon vom frühen Morgen ab ihre weißen Mützen und kamen aus dem Kochen und Braten nicht heraus — da hieß es das Frühstück, das Mittagessen, das Abendbrot bereiten, bald für die Herrschaften, bald für das eigene Hofgesinde, bald für die Dienerschaft vom andern Ufer der Wolga.

Die Großtante hatte bereits ganz früh am Morgen alle Anordnungen für den Tag getroffen und um acht Uhr große Toilette gemacht, worauf sie sich zu ihren Gästen und zukünftigen Verwandten in den Saal begab — im vollen Glanze ihrer greisenhaften Schönheit, mit der verhaltenen Würde der Herrin und dem liebenswürdigen Lächeln der glücklichen Brautmutter und gastfreien Hausfrau. Sie trug ein einfaches, kleines Häubchen auf dem grauen Haar; das hellbraune Seidenkleid, das ihr Raiski aus Petersburg mitgebracht hatte, kleidete sie ausgezeichnet. Den Hals bedeckte ein Chemisett mit breitem Kragen aus alten, vergilbten Spitzen. Auf einem Sessel im Kabinett lag der große türkische Schal, den sie umnehmen wollte, sobald die Gäste zum Frühstück und Mittagessen erschienen.

Jetzt war sie eben im Begriff, mit den Ihrigen zur Messe zu fahren, und während sie wartete, bis alle versammelt

waren, schritt sie langsam, die Arme über der Brust verschränkt, im Saale auf und ab. Sie sah fast gar nichts von dem Treiben ringsum, von dem Ein- und Ausgehen der Leute, dem Säubern der Teppiche, Lampen und Spiegel, dem Abnehmen der Überzüge von den Möbeln.

Sie trat bald an das eine, bald an das andere Fenster, sah nachdenklich auf den Weg hinaus, blickte dann von der andern Seite in den Park, von der dritten Seite auf die Höfe hinaus. Im Hause hatten Wassilissa und Jakow das Kommando übernommen, ihnen hatte die Dienerschaft zu gehorchen, während Ssawelij das Hofgesinde befehligte.

Wikentjews Mutter trug ein perlgraues Kleid mit dunkler Spitzengarnierung. Wikentjew war bereits um acht Uhr in Frack und weißen Handschuhen erschienen, man wartete nur noch Marfinkas Erscheinen ab.

Als sie dann kam, kannte Tatjana Markownas Freude und Stolz keine Grenzen. Marfinka strahlte in ihrer ganzen Schönheit und Frische, und an diesem Morgen kam noch der Glanz der Freude über die aufrichtige Teilnahme hinzu, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wurde; nicht nur von der Großtante, dem Bräutigam und dessen Mutter, sondern auch von allen übrigen Hausgenossen. In jedem Gesichte, bis zur letzten Hofmagd hinunter, las sie ungeheuchelte Freundschaft, Zuneigung und Mitfreude an diesem ihrem Ehrentage.

Die Großtante war bereits, wie sie eben aufgestanden war, bei ihr im Zimmer gewesen. Als sie beim Erwachen um sich geschaut hatte, war sie ganz hin gewesen vor freudigem Staunen, und ein überraschtes „Ach!" war ihren Lippen entschlüpft. Während sie schlief, hatten unsichtbare Hände alle Wände ihrer beiden Zimmer mit Girlanden aus frischem Laub und Blumen geschmückt. Als sie sich dann

nach ihrer einfachen Bluse umsah, um sie anzuziehen, fand sie statt ihrer auf einem Sessel neben ihrem Bett ein Morgenneligé aus Musselin und Spitzen, mit rosa Schleifen.
Noch hatte sie sich von ihrem freudigen Schreck nicht erholt, als sie auf zwei weiteren Sesseln zwei reizende Kleider, ein blaues und ein rosenrotes, erblickte — sie konnte wählen, welches von beiden sie anziehen wollte.
„Ach!" rief sie aus, sprang aus dem Bett und probierte, ehe sie noch die Strümpfe angezogen hatte, das Negligé an, lief nach dem Spiegel und war ganz starr; die ganze Toilette war mit Geschenken vollgestellt.
Sie wußte nicht, was sie zuerst betrachten, zuerst in die Hand nehmen sollte. Von den Kleidern hinweg zog es sie zu einem wundervollen Kästchen aus Rosenholz — sie öffnete es und fand darin ein vollständiges Damennecessaire, fast alles, was zur Toilette gehörte, verschiedene silberverzierte Kristallflakons, Kämmchen, Bürstchen und allerhand kleinen Zubehör.
Sie begann jeden einzelnen Gegenstand zu betrachten, griff mit zitternden Händen nach dem ersten Flakon, erblickte den zweiten und stellte jenen fort, sah einen dritten, vierten, nahm bald einen Kamm, bald eins der in Silber gefaßten Bürstchen und entdeckte zu ihrem Erstaunen, daß jeder einzelne Gegenstand das Initial „M." und die Inschrift „von ihrer zukünftigen maman" trug.
„Ach!" rief Marfinka, ganz außer sich vor Entzücken, und ließ den Deckel auf das Kästchen fallen.
Neben dem Kästchen lagen noch ein paar größere und kleinere Futterale. Sie wußte nicht, welches sie zuerst in die Hand nehmen, was sie zuerst betrachten sollte. Sie sah flüchtig in den Spiegel, warf das dichte blonde Haar, das ihr ins Gesicht fiel und sie am Sehen hinderte, zurück und

raffte schließlich sämtliche Futterale von der Toilette auf. Sie nahm sie mit ins Bett und begann da in aller Muße ihren Inhalt zu betrachten.

Sie fürchtete sich jedoch, die Futterale zu öffnen, zögerte eine ganze Weile und öffnete dann das kleinste von ihnen.

Ein Ring lag darin mit einem einzigen großen Smaragd.

„Ach!“ rief sie von neuem, steckte den Ring an, streckte den Arm aus und betrachtete das Kleinod mit Entzücken.

Sie öffnete ein zweites, größeres Futteral — in diesem lagen ein paar Ohrringe. Sie steckte sie in die Ohren und neigte sich, im Bett sitzend, vor, um sich im Spiegel zu betrachten. Dann öffnete sie noch zwei Futterale und fand darin ein paar große, massive Armbänder in Form von Schlangen, mit Rubinen statt der Augen und mit blitzenden kleinen Brillanten, die über die ganze Oberfläche verteilt waren. Auch die Armbänder legte sie sogleich an.

Endlich öffnete sie auch das größte der Futterale.

„Ach!“ rief sie fast entsetzt und sah einen ganzen Strom von herrlichen Brillanten, einundzwanzig Stück, genau so viel, als sie Jahre zählte.

Eine Karte lag darin, auf der stand geschrieben: „Zu diesen Brillanten gehört noch ein weiterer, ganz besonders kostbarer — nämlich ich selbst. Hüten Sie ihn mit Sorgfalt! Ihr herzallerliebster Wikentjew.“

Sie lachte hell auf, sah sich dann vorsichtig um, drückte einen Kuß auf die Karte, errötete bis über die Ohren, sprang aus dem Bett und verbarg die Karte in dem kleinen Schränkchen, in dem sie ihre Näschereien aufbewahrte. Dann lief sie wieder nach der Toilette und sah noch einmal nach, ob da nicht noch irgend etwas läge, und fand wirklich noch ein Futteral.

Es war Raiskis Geschenk: die Uhr mit dem Emaildeckel, der ihre Chiffre trug, samt der goldenen Kette. Sie sah das Geschenk mit großen Augen an, ließ dann ihren Blick über die übrigen Geschenke schweifen und schaute nach den mit Girlanden und Blumen geschmückten Wänden. Und plötzlich ließ sie sich, die Augen mit den Händen bedeckend, auf einen Stuhl sinken, und ein Strom heißer Tränen stürzte aus ihren Augen.

„O mein Gott!“ sprach sie, vor lauter Glück aufschluchzend, „warum lieben sie mich nur alle so sehr? Ich habe doch nie einem von ihnen etwas Gutes getan und werde es auch niemals tun können!...“

So traf sie die Großtante an, noch nicht angezogen, ohne Schuhe und Strümpfe, mit den Ringen an den Fingern, den Armbändern, den Brillantohrringen, ganz in Tränen gebadet. Sie erschrak zuerst, als sie Marfinka so erblickte; dann aber, sobald sie vernommen, warum sie weinte, ward sie von Rührung und Freude ergriffen und bedeckte sie mit Küssen.

„Das ist alles nur darum, weil Gott dich liebt, mein Kind,“ sagte sie, während sie sie streichelte. „Er lohnt dir dafür, daß du selbst alle liebst, und daß allen, die dich nur ansehen, so warm und wohl ums Herz wird.“

„Nun, ich will nichts von Nikolaj Andrejewitsch sagen — der ist mein Bräutigam, und auch von seiner Mutter nichts,“ versetzte Marfinka, während sie ihre Tränen trocknete, „aber der Bruder, Boris Pawlowitsch: was bin ich ihm?...“

„Dasselbe wie den andern: eine Augenweide, ein Menschenkind, dessen bloßer Anblick das Herz erfreut. Du bist so bescheiden, so gut und rein, und so folgsam...“ Im stillen freilich dachte sie: „Dieser Verschwender — warum kauft

er nur so teure Geschenke? Ich will ihm gehörig den Kopf waschen!"

„Als wenn er's geraten hätte, Tantchen; ich wünschte mir schon immer solch eine Uhr mit blauer Emaille."

„Und du fragst auch gar nicht, warum Tantchen dir nichts geschenkt hat?"

Marsinka verschloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Lieben Sie mich nur immer, Tantchen, wenn Sie wollen, daß ich glücklich sein soll ..."

„Lieben? Ja, meine Liebe besitzt du — und hier hast du mein tägliches Geschenk!" sagte sie und bekreuzte Marfinka. „Und damit du dieses Kreuz, mit dem ich dich segne, auch später nicht vergißt, hast du hier noch etwas ..."

Sie begann in ihrer Tasche zu suchen.

„Sie haben mir doch die beiden Kleider geschenkt, Tantchen! ... Und wer hat denn die Girlanden und Blumen da so geschickt aufgehängt? ..."

„Einen Teil hat dein Bräutigam geschickt und die übrigen Paulina Karpowna ... In aller Heimlichkeit ließen sie es gestern herbringen, und heute ganz früh haben Wassilissa und Paschutka sie befestigt ... Die Kleider gehören zu deiner Aussteuer, du wirst noch mehr als zwei vorfinden. Da, nimm ..."

Sie zog ein Futteral aus der Tasche, nahm ein goldenes Kreuz mit vier großen Brillanten heraus und hängte es ihr um den Hals. Dann folgte noch ein einfaches, glattes Armband mit Widmung und Datum.

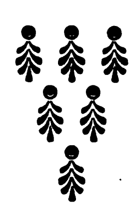
Marfinka küßte der Großtante die Hand und war nahe daran, von neuem in Tränen auszubrechen.

„Alles, was Tantchen besitzt — und sie ist nicht ganz arm — bekommt ihr beide, du und Wjerotschka, zu gleichen Teilen ... Nun zieh dich aber ganz rasch an!"

„Wie hübsch Sie doch aussehen, Tantchen! Der Bruder hat ganz recht: Tit Nikonytsch wird sich gewiß noch in Sie verlieben ..."

„Schwatz keinen Unsinn!" sagte die Großtante halb ärgerlich. „Geh dann einmal zu Wjerotschka hinüber und sieh nach, was sie macht. Sie soll nur nicht zur Messe zu spät kommen! Ich würde selbst mal hinaufgehen, aber ich scheue das Treppensteigen ..."

„Sofort, sofort lauf' ich hin ..." sagte Marfinka und ging daran, sich anzuziehen.





Zweites Kapitel

Eine halbe Stunde wohl lag Wjera ohnmächtig da, dann erwachte sie und blickte um sich. Der kalte Luftstrom, der durch das offene Fenster hereindrang, erfrischte sie. Sie blieb einen Augenblick auf dem Teppich sitzen, erhob sich dann, schloß das Fenster, schritt schwankend auf das Bett zu und sank darauf nieder. Unbeweglich, nur mit dem großen Tuche bedeckt, das sie am Abend aufs Bett geworfen, blieb sie liegen.

Sie war ganz entkräftet und verfiel in einen schweren Schlaf. Der erschöpfte Organismus versagte gleichsam, Bewußtsein und Wille waren ausgeschaltet. Das aufgelöste Haar war über das Kissen gebreitet. Sie war ganz bleich und schlief wie eine Tote.

Drei Stunden später weckte der Lärm im Hofe, das Gewirr menschlicher Stimmen, das Räderknarren und Glockengeläut sie aus ihrer Lethargie. Sie öffnete die Augen, ließ sie durchs Zimmer schweifen, lauschte auf den Lärm draußen, kam für einen Augenblick zum Bewußtsein, schloß dann wieder die Augen und fiel wieder in ihren Zustand, der halb Schlaf, halb Qual war, zurück.

Da klopfte jemand leise an die Tür ihres Zimmers. Sie

rührte sich nicht. Das Klopfen wurde lauter wiederholt. Sie hörte es, stand plötzlich vom Bett auf, sah in den Spiegel und erschrak vor sich selbst.
Sie wickelte rasch ihr Haar um die Hand, formte es zu einem Knoten und befestigte diesen, so gut es ging, mit einer großen schwarzen Haarnadel auf dem Kopfe. Dann nahm sie das Tuch um die Schultern, hob den für Marsinka bestimmten Blumenstrauß vom Boden auf und legte ihn auf den Tisch.
Das Klopfen wiederholte sich, während zugleich jemand leise an der Tür kratzte.
„Sofort!" sagte sie und öffnete die Tür.
Marsinka kam hereingeflogen — wie ein Regenbogen schimmernd in ihrer Schönheit, ihrem Festschmuck, ihrer Fröhlichkeit. Sie blickte auf Wjera und blieb plötzlich stehen.
„Was ist dir, Wjerotschka?" fragte sie. „Du bist nicht wohl!..."
Ihre Fröhlichkeit schwand, und helle Angst malte sich auf ihrem Gesichte.
„Nein, nicht ganz..." antwortete Wjera mit schwacher Stimme. „Nun, ich wünsche dir Glück..."
Sie küßten sich.
„Wie reizend du bist, wie hübsch angezogen!" sagte Wjera und versuchte zu lächeln.
Doch es gelang ihr nicht zu lächeln — die Lippen kräuselten sich wohl, aber die Augen lachten nicht mit. Der starre, unbewegliche Blick, der fast an das glanzlose Auge einer Toten erinnerte, das man zu schließen vergessen, stand in seltsamem Gegensatz zu den begrüßenden Worten.
Wjera fühlte, daß sie nicht Herrin ihrer selbst war, nahm rasch den Blumenstrauß und reichte ihn Marsinka.
„Welch ein herrliches Bukett!" sagte Marsinka ganz entzückt

und roch an den Blumen. „Und was ist denn das?“ fügte sie plötzlich hinzu, als sie unter dem Bukett etwas Hartes in der Hand fühlte. Es war ein kostbarer, mit Perlen verzierter Bukettalter, der ihre Namenschiffre trug.

„Ach, Wjerotschka, auch du, auch du!... Was ist denn das — wie kommt es, daß ihr mich alle so lieb habt?...“ sagte sie und war wieder den Tränen nahe. „Auch ich liebe euch ja so sehr... oh, wie ich euch liebe, mein Gott!... Aber wie soll ich euch das nur zeigen? Ich weiß es wirklich nicht in Worte zu kleiden, wie sehr ich euch liebe!...“

Wjera war gerührt, vermochte ihr jedoch nicht zu antworten, sondern holte nur tief Atem und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Ich will mich aufsetzen,“ sagte sie, „ich habe in der Nacht schlecht geschlafen...“

„Tantchen läßt dir sagen, du möchtest zur Messe kommen...“

„Ich kann nicht, mein Herzchen — sag' nur, ich fühlte mich nicht wohl und würde heute nicht ausgehen...“

„Du willst überhaupt nicht hinüberkommen?“ fragte Marfinka erschrocken.

„Ich will im Bett bleiben, ich muß mich gestern erkältet haben — aber sag' nur Tantchen, es sei nicht weiter schlimm...“

„Wir werden zu dir heraufkommen!“

„Gott behüte! Ich muß Ruhe haben, ihr würdet mich stören...“

„Nun, dann schicken wir dir von allem etwas herauf... Wieviel Geschenke ich bekommen habe!... Wieviel Blumen und Konfekt!... Ich will dir alles zeigen...“

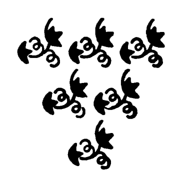
Marfinka zählte alle Geschenke auf, die sie bekommen hatte, und nannte jedesmal den Namen des Gebers.

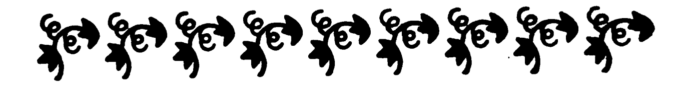
„Ja, ja ... sehr nett ... sehr lieb ... Du wirst es mir dann zeigen ... ich komme später hinüber ...“ sagte Wjera, die kaum zuhörte, zerstreut.
„Und was ist denn das? Noch ein Bukett!“ sagte plötzlich Marfinka, als sie den Orangenblütenstrauß an der Erde sah. „Warum liegt es denn auf der Erde?“
Sie hob das Bukett auf und reichte es Wjera. Diese erbleichte.
„Für wen ist denn das? Nein, wie wundervoll!“
„Das ist ... auch für dich ...“ antwortete Wjera tonlos.
Sie nahm das erste beste Band, das ihr in die Hand fiel, nebst einigen Stecknadeln aus der Kommode und befestigte mit Mühe, kaum die Finger bewegend, die Orangenblüten an Marfinkas Brust. Dann küßte sie sie und setzte sich erschöpft auf den Diwan.
„Du bist wirklich krank — sieh doch in den Spiegel, wie blaß du bist!“ versetzte Marfinka ernsthaft. „Soll ich es nicht Tantchen sagen? Sie wird den Arzt kommen lassen ... Was meinst du, Herzchen — soll Iwan Bogdanowitsch kommen? ... Wie traurig: gerade an meinem Geburtstage! Jetzt ist mir der ganze Tag verdorben!“
„Nicht doch, nicht doch — es wird vorübergehen. Sag' Tantchen nicht ein Wort, ängstige sie nicht! ... Und nun geh, laß mich allein ...“ flüsterte Wjera, „ich möchte ein wenig ausruhen. ...“
Marfinka wollte sie küssen und sah plötzlich, daß Wjeras Augen voll Tränen standen. Sie begann gleichfalls zu weinen.
„Was ist dir denn?“ fragte Wjera leise, während sie unbemerkt ihre Tränen zu trocknen suchte.
„Wie soll ich nicht weinen, wenn du weinst, Wjerotschka! Was ist denn mit dir, mein liebes, gutes Schwesterchen? Du hast einen Kummer, erzähl' doch ...“

„Nichts, nichts ... Sieh mich n cht an: es sind nur die Nerven ... Sei nur hübsch vorsichtig, wenn du es Tantchen sagst, sonst erschrickt sie ..."

„Ich werde sagen, daß du Kopfschmerzen hast. Von den Tränen sag' ich nichts, sonst ist sie den ganzen Tag verstimmt."

Marfinka verließ das Zimmer. Wjera verschloß die Tür hinter ihr und legte sich auf den Diwan.





Drittes Kapitel

Alle hatten sich, zu Wagen oder zu Fuß, nach der Kirche begeben. Raiski, der erst am Morgen auf sein Zimmer gekommen war, erkannte sich selbst im Spiegel nicht wieder. Er hatte einen Schüttelfrost, verlangte von Marina ein Glas Wein, trank es aus und legte sich ins Bett.

Es war ihm nicht leichter zumute als Wjera. Körperlich und seelisch erschöpft, warf er sich dem Schlaf in die Arme wie jemand, der, selbst fiebernd, an der Brust des gesunden Freundes Schutz und Rettung sucht. Und der Schlaf tat seine Pflicht: er trug ihn weit fort von Wjera, von Malinowka, von der Schlucht und dem Drama, das sich gestern dort auf ihrem Grunde vor seinen Augen abgespielt hatte.

Der Traum entführte ihn in ganz andere Regionen, denen alle schäumende Leidenschaft, alle überschwengliche Poesie fremd war. Er sah sich in Petersburg, allein, in seinem verlassenen Atelier, mit gleichgültigem Blick seine begonnenen und nie zu Ende geführten Arbeiten musternd.

Dann träumte er, er sitze mit seinen Freunden bei Saint-George und esse und trinke mit Appetit, höre sich die banalen Anekdoten an, die gewöhnlich bei Junggesellendiners

zum besten gegeben werden, und fühle sich davon so gelangweilt, daß er selbst im Schlafe noch Schlafsucht empfinde.

Und dabei lag er in gesundem, prosaischem Schlaf, der ihn so fest umfangen hielt, daß, als er von dem Geläut der Kirchenglocken erwachte, er während der ersten zwei oder drei Minuten ganz unter dem Einflusse der trägen animalischen Ruhe stand, die wie eine hohe Wand ihn von dem gestrigen Tage trennte.

Er wußte nicht, wo er war, ja vielleicht nicht einmal, wer er war. Die Natur hatte ihr Recht gefordert und durch diesen festen Schlaf das Gleichgewicht seiner Kräfte wieder hergestellt. Er empfand keinen Schmerz, keine Qualen mehr — alles war wie ins Wasser gesunken.

Er streckte sich, pfiff sogar lustig und sorglos und hatte nur die eine Empfindung, daß ihm aus irgend einem Grunde sehr wohl zumute war, daß in ihm volle Ruhe herrschte und er schon lange nicht so gut geschlafen hatte und so gekräftigt aufgewacht war. Ganz zum klaren Bewußtsein war er noch nicht gekommen. Während der nächsten zwei, drei Minuten jedoch kehrte ihm allmählich die Erinnerung an alles das zurück, was gestern geschehen war. Er setzte sich im Bett auf, als ob er sich nicht selbst aufgerichtet hätte, sondern von einer fremden Kraft emporgerichtet worden wäre; zwei Minuten etwa saß er unbeweglich, mit weit geöffneten Augen da, als sehe er etwas, an dessen Wirklichkeit er nicht glauben könne. — Sobald er dann jedoch sah, daß es dennoch Wirklichkeit war, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, fiel auf das Kissen zurück und sprang gleich darauf aus dem Bett mit einem Gesicht, so voll jähen Entsetzens, wie es gestern selbst in der furchtbarsten Minute nicht darin zu lesen war.

Eine neue Pein, nicht von derselben Art wie die gestrige, nahm von seinem Innern Besitz. Ebenso hastig und krampfhaft nervös, wie Wjera am Abend vorher, als sie nach der Schlucht hinauseilen wollte, faßte er bald nach diesem, bald nach jenem der auf den Stühlen zerstreut umherliegenden Kleidungsstücke.

Er klingelte Jegorka herbei und wurde, trotz seiner Hilfe, nur mit Mühe mit dem Ankleiden fertig. Er zog den Rock vor der Weste an, vergaß die Krawatte und kam trotz aller Anstrengungen Jegorkas nur mit knapper Not in seine Kleider hinein. Er fragte, was im Hause vorgehe, und als er hörte, daß alle zur Messe seien, außer Wjera, die krank in ihrem Zimmer liege, erschrak er heftig und eilte ganz bestürzt aus seinem Zimmer nach dem alten Hause zu.

Er klopfte leise an Wjeras Tür, doch niemand meldete sich. Er wartete ein paar Minuten und drückte dann auf die Klinke — die Tür war von innen nicht verschlossen.

Er öffnete die Tür ganz vorsichtig und ging mit entsetztem Gesichte hinein, ganz leise daherschreitend, wie ein Mensch, der einen Mord beabsichtigt. Er trat kaum mit den Fußspitzen auf, zitterte am ganzen Leibe, war bleich wie die Wand und fürchtete jeden Augenblick, vor innerer Erregung zusammenzubrechen.

Wjera lag auf dem Diwan, das Gesicht der Rücklehne zugewandt. Ihr Haar fiel von dem Kissen fast bis auf den Fußboden herab, der Rock ihres grauen Kleides hing achtlos, kaum die in den Pantoffeln steckenden Füße bedeckend, herunter.

Sie wandte sich nicht um, sondern drehte nur den Hals ein wenig seitwärts, um zu sehen, wer eingetreten war; doch war sie offenbar dazu nicht imstande.

Er ging zu ihr hin, kniete an dem Diwan nieder und preßte seine Lippen auf ihren Pantoffel. Sie wandte sich plötzlich um; ihr Auge streifte ihn mit einem flüchtigen Blicke, und schmerzliches Erstaunen malte sich in ihren Zügen.

„Was ist das ... Boris Pawlowitsch — eine Komödienszene, oder ein Romankapitel?“ sprach sie dumpf, während sie sich unwillig abwandte und den Fuß mit dem Pantoffel unter das Kleid zog, das sie, ohne hinzusehen, hastig zurechtzog.

„Nein, Wjera — es ist eine Tragödie!“ sprach er kaum hörbar, mit erlöschender Stimme, und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Diwan.

Als sie den seltsamen Klang seiner Stimme vernahm, wandte sie sich um und sah ihn forschend an; ihre Augen weiteten sich und blickten auf ihn voll Erstaunen. Sie sah dieses bleiche Gesicht, so bleich, wie sie es noch nie gesehen hatte, und schien das Rätsel dieses neuen Gesichtes, dieses neuen Raiski zu erraten.

Sie warf das Tuch fort, stand vom Diwan auf und trat, all ihre eigene Sorge in diesem Augenblick vergessend, auf ihn zu. Sie sah in einem fremden Gesicht das gleiche, tötende Leiden, an dem sie selber litt.

„Bruder, was ist mit dir? Du bist unglücklich!“ sagte sie und legte ihm die Hand auf die Schulter. Und in diesen wenigen Worten, in der Stimme, mit der sie gesprochen wurden, schien alles zum Ausdruck zu kommen, was es Großes im Herzen des Weibes gibt: Mitgefühl, Selbstverleugnung, Liebe.

Ihre zärtliche Teilnahme und das unerwartete, trauliche „Du“ rührte ihn aufs tiefste. Er blickte mit demselben grenzenlosen Dankgefühl zu ihr auf, mit dem sie ihn gestern

angesehen, als er, sich selbst vergessend, ihr beim Abstieg in die Schlucht behilflich war.
Sie vergalt ihm ganz wider Erwarten seine Großmut mit gleicher Großmut, und wie gestern dieser Strahl edler Menschlichkeit aus ihm plötzlich hervorgeschossen war, so geschah ein Gleiches jetzt mit ihr.
Aus dem Wirrwarr der Gefühle, die auf ihn einstürmten, trat die Qual der Verzweiflung und Reue über das Schändliche, das er an ihr begangen, besonders stark hervor, und diese Reue machte sich in einer heißen Tränenflut Luft.
Er ließ sein Gesicht in ihre Hände sinken und weinte wie jemand, der alles verloren hat, dem nichts, gar nichts mehr übriggeblieben ist.
„Was habe ich getan! Ich habe dich, die Frau in dir, die Schwester, tödlich beleidigt!" brach es aus ihm unter Schluchzen hervor. „Doch nicht ich war es, nicht der Mensch in mir — es war das Tier, das dieses Verbrechen beging. O, was habe ich getan!" rief er voll Entsetzen und sah sich um, als wenn er jetzt erst ganz zur Besinnung käme.
„Quäle dich und mich nicht ..." flüsterte sie sanft und zärtlich. „Schone mich — ich ertrage das nicht. Du siehst, in welcher Verfassung ich bin ..."
Er war bemüht, ihrem Blicke auszuweichen. Sie legte sich wieder auf den Diwan.
„Welchen tückischen Dolchstich habe ich dir versetzt!" flüsterte er erschauernd. „Ich bitte dich nicht einmal um Verzeihung — es ist unmöglich, mir zu verzeihen. Du siehst meine Qualen, Wjera ..."
„Dein Dolchstich ... hat mir nur für einen Augenblick Schmerz bereitet. Dann sagte ich mir, daß er nicht von gleichgültiger Hand gegen mich geführt sein konnte, und ich begriff, daß du mich liebst ... Jetzt erst machte ich mir

klar, was du in all den Wochen ... was du gestern erduldet hast ... Beruhige dich, du bist mir nichts schuldig, wir sind quitt .. "

„Versuche nicht, Wjera, ein Verbrechen zu rechtfertigen: der Dolch bleibt immer ein Dolch ..."

„Du hast mich aus einem Taumel geweckt ... Ich wandelte wie ihm Schlafe dahin; euch alle — dich, die Großtante, die Schwester, das ganze Haus — sah ich nur wie im Traum, ich war voll Bosheit und Hohn gegen euch ... war meiner Sinne nicht mächtig ..."

„Was soll ich nun tun, Wjera? Verlangst du, daß ich abreise? In welchem Zustande würde ich jetzt fortgehen? Laß mich meine Strafe hier abbüßen ... daß ich wenigstens ein klein wenig Frieden finde ... und sühne, was ich verbrochen ..."

„Nicht doch ... deine Phantasie sieht dort ein Verbrechen, wo nur ein Irrtum ist. Erinnere dich doch, in welchem Zustande, in welcher Fieberhitze du gehandelt hast! ..."

Sie schwieg.

„Ich habe nichts weiter als deine Freundschaft," sagte sie dann und reichte ihm die Hand. „Ich verurteile dich nicht — ich vermag es nicht; ich weiß jetzt, wie leicht man einen Irrtum begehen kann ..."

Es fiel ihr sichtlich schwer zu sprechen, und sie tat es offenbar nur, um ihn zu beruhigen. Er drückte die Hand, die sie ihm reichte, und seufzte tief auf.

„Du bist so gut, wie nur eine Frau es sein kann, und urteilst über diesen Irrtum nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen ..."

„Nein, du bist zu streng gegen dich selbst. Jeder andere würde das Recht auf seiner Seite wähnen, nach all den törichten Scherzen, die man sich dir gegenüber heraus-

genommen hat... Ich meine jene Briefe, du weißt ja... Vielleicht war die Absicht nicht schlecht — du solltest ernüchtert werden — aber es war doch immer Bosheit dabei, und Spott, während du alles so ernst nahmst... Wir haben dich ohne Not verhöhnt, wir waren schlecht gegen dich, weil wir dich nicht verstanden... Es war so dumm, so dumm! Du hast tiefer gelitten, als ich gestern..."

„O nein, nein! Ich habe selbst zuweilen mitgelacht, über mich und über euch... Damals zum Beispiel, als du den Paletot, die Decke und das Geld für den armen Verbannten verlangtest..."

Sie machte große Augen und sah ihn erstaunt an.

„Welches Geld? Welchen Paletot? Wer ist der Verbannte, von dem du sprichst? Ich verstehe dich nicht..."

Seine Züge hellten sich ein wenig auf.

„Ich dachte gleich damals, daß dieser Einfall nicht von dir stammte — und nun sehe ich, daß du gar nichts davon weißt!"

Er teilte ihr kurz den Inhalt der beiden Briefe mit, in denen von dem Gelde und dem Paletot die Rede war.

Sie wurde bleich bis in die Lippen.

„Wir schrieben abwechselnd mit Nataschа an dich, mit derselben Handschrift, scherzhafte kleine Briefchen, in denen wir den Ton deiner Briefe nachzuahmen suchten... Das war alles, sonst weiß ich von nichts..." sagte sie leise, das Gesicht der Wand zukehrend.

Sie schwiegen beide. Er schritt nachdenklich auf dem Teppich hin und her, während sie, von dem Gespräch ermüdet, auszuruhen schien.

„Ich bitte dich wegen dieser Geschichte nicht erst um Verzeihung... Und auch du rege dich nicht weiter auf," sagte sie. „Wir werden uns versöhnen... ich habe dir

nur den einen Vorwurf zu machen, daß du dich mit deinem Bukett übereilt hast. Als ich hierher ging, wollte ich zu dir schicken, um dir alles zu erzählen ... so wollte ich wenigstens zu geringem Teil wieder gutmachen, was du gelitten hast ... Aber du kamst mir zuvor!"

„Ach!" rief er schmerzlich aus — „das gibt mir den Todesstoß ..."

„Nun, lassen wir das ... später, später ... Jetzt erbitte ich Hilfe von dir, als meinem Freunde und Bruder ... Einen wichtigen Dienst heische ich ... Du wirst mir ihn nicht verweigern? ..."

„Wjera!"

Er sagte nichts weiter, doch belehrte sie ein Blick auf ihn, daß sie alles von ihm verlangen könne.

„Ich werde dir die ganze Geschichte dieses Jahres erzählen, sobald ich mich dazu kräftig genug fühle ..."

„Warum? Ich will, ich kann, ich darf sie nicht wissen ..."

„Unterbrich mich nicht. Ich atme kaum vor Schwäche, und die Zeit ist kostbar. Ich werde dir alles erzählen, und du sollst es der Großtante wiedersagen ..."

Er heftete seine bestürzten Augen auf sie — in seinen Zügen malte sich Entsetzen.

„Ich selbst vermag es nicht, die Zunge würde mir den Dienst versagen. Ich würde sterben, bevor ich zu Ende bin ..."

„Der Großtante? Warum das?" sprach er nur mühsam, mit allen Anzeichen der Furcht. „Bedenke doch die Folgen ... wenn ihr etwas zustößt? ... Ist es nicht besser, daß sie nichts davon erfährt?"

„Ich habe es schon längst bei mir beschlossen: welches auch die Folgen sein mögen, hier heißt es nichts verbergen, sondern alles ertragen. Vielleicht sterben wir beide, ich

und sie, daran, oder werden wahnsinnig ... doch will ich sie nicht hintergehen. Sie hätte es längst erfahren sollen, aber ich hoffte immer noch, ihr etwas ganz anderes mitteilen zu können, darum schwieg ich ... O, wie furchtbar ist das alles!" fügte sie leise hinzu und ließ ihren Kopf auf das Kissen sinken.

„Soll ich ihr alles sagen? ... Auch das, was gestern Abend geschehen ist? ..." fragte er leise.

„Ja ..."

„Auch den Namen soll ich sagen? ..."

Sie nickte kaum merklich mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie auch dies wünsche, und wandte sich ab.

Sie bat ihn, er möchte sich neben sie auf den Diwan setzen, und im Flüstertone, mit häufigen Unterbrechungen, erzählte sie ihm die Geschichte ihrer Beziehungen zu Mark. Als sie zu Ende war, hüllte sie sich in ihren Schal ein und legte sich, in Fieberschauern erbebend, wieder auf den Diwan.

Ganz bleich erhob sich Raiski. Beide durchlebten schweigend einen Augenblick des Grauens — sie in dem Gedanken an die Großtante, er im Gedanken an sie beide.

Er hatte die Aufgabe — jetzt nicht mehr in der Hitze der Leidenschaft, in einem Anfall wilder Rachsucht, sondern in unabweisbarem Pflichtgefühl — noch einen zweiten Dolchstich zu führen, gegen eine Frau, die er mit der Zärtlichkeit eines Sohnes liebte.

„Ein furchtbarer Auftrag, in der Tat ... Ja, das ist wirklich ein wichtiger Dienst," dachte er.

„Wann soll ich es ihr sagen?" fragte er leise.

„So bald wie möglich! Ich leide ganz furchtbar, solange sie es nicht weiß — ach, und mir stehen noch so viele Leiden bevor! ... Gib mir das Fläschchen mit dem Riechsalz ...

es muß da irgendwo auf der Toilette stehen. Und nun geh... laß mich allein, bitte... ich bin so müde..."
„Heute kann ich mit der Großtante nicht reden, es sind Gäste da. Gott weiß, wie sie das erträgt! Morgen will ich's ihr sagen."
„Ach, ob ich dann noch bin!..." sagte sie... „Beruhige sie jedenfalls bis morgen, so gut es geht... Sag' ihr irgend etwas... damit sie nur keinen Argwohn faßt... und mir niemanden herschickt..."
Er reichte ihr das Fläschchen und fragte sie, ob sie nicht irgend etwas brauche, ob er ihr nicht eins der Mädchen schicken solle.
Sie schüttelte ungeduldig den Kopf, bedeutete ihm durch ihren Blick, daß er gehen solle, und schloß die Augen, um nichts zu sehen. Sie empfand ein Bedürfnis nach undurchdringlichem Dunkel und ungestörter Stille — kein Strahl des Tageslichts sollte ihr Auge treffen, kein Laut an ihr Ohr dringen. Sie sehnte sich nach einem Zustande völliger Ruhe, zum Stein, zur Pflanze wollte sie werden, alle ihre Seelenkräfte sollten in Schlummer sinken — nichts denken, nichts fühlen, nichts bewußt erkennen: das war jetzt ihr einziges Sehnen.
Er aber fühlte, als er sie verließ, eine neue, noch furchtbarere Last auf seiner Seele, als jene war, mit der er zu ihr gekommen... Die eine Bürde hatte sie, zum Teil wenigstens, von ihm genommen, um ihm eine andere, schwerere, aufzuerlegen.



Viertes Kapitel

Wjera erhob sich, verschloß die Tür hinter sich und legte sich wieder hin. Eine Wolke des Kummers und des Schreckens war über ihr emporgezogen und drückte schwer auf ihre Seele. Raiskis Freundschaft, seine Teilnahme, seine Ergebenheit und Hilfsbereitschaft hatten ihr im ersten Augenblick eine leichte Stütze gewährt. Sie griff begierig danach, um einen Augenblick Atem zu schöpfen, wie der Ertrinkende, der noch einmal für einen Moment an die Oberfläche taucht, voll Gier die Luft in sich zieht. Kaum aber war Raiski zur Tür hinaus, als sie sogleich wieder in die Fluten versank...

„Mein Leben ist zu Ende!" flüsterte sie voll Verzweiflung, und sah vor sich nichts als öde, kahle Steppe, ohne Heim, ohne traute Häuslichkeit, ohne all die Liebe und Anhänglichkeit, die dem Leben der Frau Wert und Halt verleiht. Vor ihr war ein gähnender Abgrund, so tief dunkel wie das Grab. Aug' in Auge sollte sie nun der Großtante gegenübertreten und ihr sagen: „Sieh, wie ich dir für all deine Liebe und Güte gelohnt, wie ich dein Vertrauen getäuscht habe!... Blick' her, wohin meine Eigenwilligkeit geführt hat!..."

In dem verzweiflungsvollen, dumpfen Halbschlummer, der sie befiel, sah sie den Blick, den die Großtante ihr zuwarf, nachdem sie alles erfahren, vernahm sie ihre Stimme, die keine Stimme mehr war, sondern eine Reihe entsetzter, todesmatter Laute ...

Und dann, dann ... sie wußte nicht, was dann sein würde. Sie wollte den schrecklichen Traum nicht weiterträumen und barg ihr Gesicht immer tiefer in den Kissen. Tränen waren ihr in die Augen getreten — doch sie strömten wieder zurück nach dem wunden Herzen.

„Wenn ich doch stürbe!" durchzuckte es sie plötzlich, und ein Leuchten ging über ihre Züge bei diesem Gedanken. Sie lächelte, und es ward ihr wohl zumute ...

Doch jetzt vernahm sie draußen das Geräusch von Schritten — und die Stimme der Großtante ... Es war ihr, als seien ihr alle Glieder plötzlich gelähmt. Ganz bleich, ohne sich vom Fleck zu rühren, mit dem Ausdruck der Angst hörte sie dieses entsetzliche leise Klopfen an der Tür.

„Ich stehe nicht auf ... ich kann nicht ..." flüsterte sie.

Das Klopfen wiederholte sich. Sie sprang plötzlich mit einem Aufwand an Kraft, der in solchen Augenblicken dem Menschen aus irgendeiner geheimen Quelle zuströmt, vom Diwan auf, brachte ihre Kleider in Ordnung, trocknete ihre Tränen und ging lächelnd der Großtante entgegen.

Tatjana Markowna, die von Marfinka gehört hatte, daß Wjera nicht wohl sei und den ganzen Tag nicht herunterkommen würde, kam nun selbst, um nach ihr zu sehen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf Wjera und setzte sich auf den Diwan.

„Ach, bin ich müde geworden ... habe mich kaum die Treppe hinaufgeschleppt," begann sie. „Wir waren nämlich in der Kirche, zur Messe ... Was fehlt dir denn,

Wjerotschka? Bist du krank?“ fragte sie und ließ ihren forschenden Blick auf Wjeras Gesichte ruhen.

„Ich gratuliere zum heutigen Tage!“ versetzte Wjera munter, die Stimme eines kleinen Mädchens nachahmend, das zum erstenmal sein Mütterchen zum Geburtstag beglückwünscht. Und während sie der Großtante die Hand küßte, wunderte sie sich selbst im stillen darüber, daß ihr diese Worte so glatt über die Lippen gingen. „Es hat gar nichts zu bedeuten, Tantchen — ich habe nur gestern Abend nasse Füße bekommen, und nun tut mir der Kopf etwas weh,“ fügte sie hinzu und versuchte dabei zu lächeln. Doch ihre Lippen lächelten nicht, nur zwei oder drei der oberen Zähne wurden sichtbar.

„Du hättest gleich gestern die Schläfen mit Weingeist einreiben sollen — hast du keinen da?“ sagte die Großtante zurückhaltend; sie sah dabei Wjera nicht an — der gezwungene Ton, in dem diese sprach, und das seltsame Lächeln, das so ganz anders war als ihr sonstiges Lächeln, legten ihr die Vermutung nahe, daß Wjera ihr nicht die Wahrheit sagte.

„Kommst du zu uns herunter?“ fragte sie dann.

Wjera erschrak bei dieser Frage — dort unten zu erscheinen, wäre für sie eine Folter gewesen, die zu ertragen über ihre Kräfte ging. Sie blickte bestürzt auf die Großtante.

„Du brauchst dir keinen Zwang anzutun,“ sagte Tatjana Markowna entgegenkommend. „Es könnte dir vielleicht schaden . . .“

Der freundliche Ton, in dem die Großtante sprach, ließ Wjera das Schlimmste befürchten. Das Bewußtsein der Schuld spiegelte ihr vor, daß die Großtante bereits alles erraten habe, und daß sie mit ihrer Beichte zu spät komme. Noch ein Augenblick, noch ein Wort — und sie warf sich

ihr an die Brust und sagte ihr alles. Aber der Gedanke, daß dann das ganze Haus zum Zeugen ihres Dramas werden würde, hielt sie zurück.
„Nur zum Mittagessen möchte ich nicht kommen, Tantchen, wenn Sie es gestatten," sagte sie, mit Mühe ihre Haltung bewahrend. „Nach Tisch werde ich vielleicht erscheinen ..."
„Wie du willst; ich lasse dir das Mittagessen heraufschicken ..."
„Ja ... ja ... ich habe schon jetzt Hunger ..." sagte Wjera, um nur irgend etwas zu sagen.
Tatjana Markowna küßte sie, strich ihr leicht mit der Hand über das Haar und entfernte sich. Noch im Gehen ermahnte sie Wjera, durch Marinka, oder Maschka, oder Nataschka das Zimmer in Ordnung bringen zu lassen — „denn schließlich könnte doch jemand von den Gästen auf den Einfall kommen, dir einen Krankenbesuch abzustatten." Damit ging sie zur Tür hinaus.
Wjera sank erschöpft auf den Diwan, saß dort ein Weilchen, nahm dann das Eau de Cologne-Fläschchen und befeuchtete sich den Scheitel und die Schläfen.
„Ach, wie das hier hämmert, wie das schmerzt!" flüsterte sie, die Hand auf den Kopf legend. „O Gott, wann wird diese Qual endlich aufhören? Wenn sie es doch recht bald, recht bald erführe! Und dann, sobald sie es erst weiß, mag alle Welt es erfahren und denken, was sie will! ..."
Sie blickte zum Himmel auf, fuhr erschauernd zusammen und sank voll Verzweiflung auf den Diwan.
Die Großtante kam mit bekümmertem Gesichte in ihr Kabinett — sie machte eine Miene, als sei sie eben aus dem Wasser gezogen worden. Sie empfing die Gäste, ging zwischen ihnen auf und ab, bewirtete sie — aber Raiski sah, daß sie nach dem Besuche bei Wjera nicht mehr

dieselbe war. Sie hatte nicht mehr die sichere Haltung wie sonst, ließ bei Tisch verschiedene Gerichte an sich vorübergehen, ohne sie zu berühren, und merkte es nicht einmal, daß Petruschka einen Teller fallen ließ und zerschlug; sie machte bei der Unterhaltung mitten im Satze Halt und verfiel in stilles Brüten.

Als die Gäste nach dem Mittagessen auf die breite Terrasse hinausgingen, um, von den kargen Strahlen der Septembersonne beschienen, draußen den Kaffee und Likör zu trinken und eine Zigarette zu rauchen, ging Tatjana Markowna zwischen ihnen auf und ab, als wenn sie sie gar nicht bemerkte, und zog und zupfte nur immer an ihrem türkischen Schal herum. Von Zeit zu Zeit nur schien sie zu erwachen, sprach in gezwungenem Tone mit diesem und jenem ein paar Worte und versank dann wieder in ihr Brüten.

Raiski beobachtete sie mit düsterem Ausdruck und wandte kaum einen Blick von ihr ab.

„Was ist mit Wjera los?“ flüsterte sie ihm im Vorübergehen zu. „Bist du bei ihr gewesen? Sie hat irgendeinen Kummer, wie es scheint ...“

Er sagte, er wisse von nichts. Die Großtante sah ihn mißtrauisch an.

Paulina Karpowna war nicht unter den Gästen. Sie hatte sich mit Krankheit entschuldigen lassen und Marfinka Blumen geschickt. Raiski hatte sie am Morgen besucht, um sich wegen der gestrigen Szene bei ihr zu entschuldigen und in Erfahrung zu bringen, ob sie irgend etwas bemerkt habe. Sie stellte sich zwar noch beleidigt, konnte jedoch ihren Triumph darüber, daß er selbst zu ihr kam, nur mit Mühe verbergen. Er erzählte ihr, er sei am Abend bei Bekannten gewesen, habe da ein Gläschen zu viel getrunken — nun, und davon sei dann alles gekommen.

Er erbat ihre Verzeihung, die sie ihm lächelnd gewährte. Sie ermangelte nicht, diese ganze Szene des „Verführungsversuchs“ dann später aller Welt zu erzählen, wobei sie statt „ich bin hingefallen“ jedesmal „ich bin gefallen“ sagte.
Auch Tuschin, der bereits am Abend vorher nach der Stadt gekommen war, fand sich zum Mittagessen ein. Er machte Marfinka einen prächtigen Pony zum Geschenk, auf dem sie fleißig spazierenreiten solle — falls, wie er bescheiden hinzufügte, die Großtante es erlaube.
„Jetzt habe ich nichts zu sagen — fragen Sie diesen Herrn da!“ antwortete die Großtante und zeigte auf Wikentjew, während sie selbst an ganz andere Dinge dachte.
Tuschin erkundigte sich nach Wjera und schien bestürzt, als er hörte, daß sie krank sei und zum Mittagessen nicht erscheinen werde. Als sie dann in der Tat nicht kam, war er sichtlich erregt.
Tatjana Markowna begann nun auch Tuschin mit mißtrauischen Augen anzusehen — es beunruhigte sie, daß er plötzlich so betroffen war, als Wjera sich nicht zeigte. Es war ihm doch nichts Neues, daß sie nicht herunterkam, wenn Gäste da waren — er hatte es schon öfter erlebt, ohne sich darüber zu verwundern.
„Was mag nur seit gestern abend mit ihr passiert sein?“ — diese Frage ging ihr nicht aus dem Kopfe.
Mit Tit Nikonytsch hatte sie sich wegen der Toilette, die er Marfinka geschenkt hatte, ganz gehörig gezankt, es wäre beinahe zu einer Prügelei zwischen ihnen gekommen. Dann hatten sie in ihrem Kabinett miteinander ein Gespräch unter vier Augen, und er kam mit ziemlich nachdenklicher Miene heraus, machte weniger Kratzfüße als sonst und blickte, wenn er auch die Damen nicht ganz vernachlässigte,

doch vorwiegend auf Raiski oder Tuschin, und zwar in so ernster, forschender Weise, daß ihre Blicke ihn ganz verwundert fragten, was er denn eigentlich von ihnen wolle. Er blickte dann rasch von ihnen weg und begann eifrig den Damen den Hof zu machen.

Tatjana Markowna hatte diesen Geburtstag Marfinkas so heiter und sorglos begrüßt und schon im voraus überlegt, wie der vierzehn Tage später stattfindende Namenstag Wjeras begangen werden sollte, damit es nicht aussähe, als wenn sie die eine ihrer Großnichten der andern vorzöge. Wjera hatte zwar ganz bestimmt erklärt, daß sie ihren Namenstag bei Tuschins Schwester oder ihrer Freundin Natalia zubringen wolle, davon hatte jedoch Tatjana Markowna durchaus nichts wissen wollen.

Bis zum Mittagessen hatte Tatjana Markownas Stimmung heute auch wirklich vorgehalten. Dann aber war sie plötzlich umgeschlagen, und sie spähte und lauschte voll Argwohn nach allen Seiten, als ob sie irgendeine heimlich lauernde Gefahr wittere. Raiski verglich sie mit einem Pferde, das, sein Maul bis an die Ohren in der Krippe vergrabend, ruhig seinen Hafer fraß, bis es plötzlich durch ein Geräusch aufgeschreckt wurde oder einen unbekannten, unsichtbaren Feind witterte. Es spitzt die Ohren, wirft den Kopf empor, wendet ihn in schönem Schwunge zurück und lauscht unbeweglich, mit weit geöffneten Augen und kräftig atmenden Nüstern: nein, es ist nichts. Dann kehrt es sich langsam wieder der Krippe zu, schüttelt dreimal, immer noch lauschend, ohne Hast den Kopf, schlägt dreimal in gemessenen Abständen mit dem Hufe auf, teils um sich zu beruhigen, teils um dem Feinde ein Zeichen seiner Wachsamkeit zu geben, und frißt seinen Hafer weiter, doch mit Vorsicht, ohne viel Geräusch, wobei es von Zeit zu

Zeit immer wieder den Kopf hebt und lauschend zurückblickt. Es ist gewarnt und bleibt auf der Hut: wieder und wieder geht, während es weiterfrißt, ein Zucken über seinen Rücken, und die Ohren bewegen sich bald vorwärts, bald rückwärts.

So dachte auch die Großtante, während sie sich mit ihren Gästen beschäftigte, immer wieder daran, daß mit Wjera irgendetwas los sei, daß sie nicht so sei wie sonst, daß es nicht gut um sie stehe. Noch niemals war sie ihr so sonderbar vorgekommen, immer von neuem mußte sie an sie denken. Als Marfinka ihr sagte, daß Wjera sich nicht wohl fühle und nicht in die Kirche mitkommen werde, war Tatjana Markowna erst recht ärgerlich geworden.

„Schon um deinetwillen, des Familienfestes wegen, hätte sie ihre Launen aufstecken können," hatte sie gesagt, und war schließlich ohne sie gefahren.

Als sie jedoch hörte, das Wjera vielleicht auch nicht zu Tisch kommen werde, ward sie um ihre Gesundheit ernstlich besorgt und suchte sie in ihrem Zimmer auf. Der Vorwand, daß Wjera sich erkältet habe, vermochte sie nicht zu täuschen. Sie hatte es an ihrem Gesichte gesehen, daß die Erkältung nur vorgeschützt war, und als sie ihr dann das Haar zurechtgestrichen und dabei, ohne daß Wjera es merkte, ihre Stirn befühlt hatte, war diese Annahme nur bestätigt worden.

Doch Wjera war blaß, ihre Züge waren wie verstört; sie lag in den Kleidern auf dem Diwan, als hätte sie sie gar nicht abgelegt gehabt. Das alles, vor allem aber das todesstarre Lächeln Wjeras, machte sie betroffen.

Sie erinnerte sich, daß Wjera und Raiski am Abend vorher aus dem Zimmer verschwunden und nicht zum Abendbrot erschienen waren. Und sie fuhr fort, Raiski voll Argwohn zu betrachten, und daß dieser ihrem Blicke aus-

zuweichen suchte, gab ihrem Verdachte nur neue Nahrung.

Was Raiski in diesen Stunden litt, war bitterer als alle Qualen, die er je erduldet. Sein Herz härmte sich um die Großtante wie um die arme, einsame, zitternde, keinem Troste zugängliche Wjera.

Sie hatte ihm zugelächelt, ihm die Hand gereicht, ihm all die zarten Rechte der Freundschaft eingeräumt — und doch war sie unter der Schwere des Schlages, der sie so jäh und unerwartet wie ein Blitz vom heiteren Himmel getroffen, vor seinen Augen verzweiflungsvoll zusammengebrochen.

Er sah, daß sein Mitgefühl weit mehr ihm selbst Erleichterung brachte als ihr, wie denn überhaupt das Mitleid der Angehörigen die Schmerzen, die ein Übel verursacht, niemals mildert.

Das Übel, sagte er sich, mußte mit der Wurzel ausgerottet werden — aber diese Wurzel steckte nicht nur in Wjera, sondern auch in der Großtante, und überhaupt in diesem ganzen Zusammenhange von betrübenden Umständen. Entschwindendes Glück, hinwelkende Lebenshoffnung, Trennung und Abschied — nein, es war nicht leicht, Wjera zu trösten!

Und die arme Großtante — wie leid tat sie ihm! Welcher furchtbare, unerwartete Schmerz wird den Frieden ihrer Seele zerstören! „Wie, wenn sie plötzlich zusammenbricht?" sagte er sich. Jetzt schon ist sie ganz außer sich, und dabei weiß sie noch gar nichts! Die Tränen waren ihm nahe bei diesem Gedanken.

Er hatte es als eine unabweisbare Pflicht übernommen, den Dolch in das Herz dieser Frau zu stoßen, die ihm stets eine Mutter gewesen.

„Wie, wenn sie beide erkranken? Soll ich nicht vielleicht Natalia Iwanowna kommen lassen?" dachte er. „Ich müßte freilich erst Wjera fragen, doch diese..."

Er hatte seinen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als sich plötzlich die Tür öffnete und Wjera inmitten der Gäste erschien. Sie trug ihr neues helles Kleid, hatte jedoch ein Tuch um den Hals gebunden und eine warme Mantille um die Schultern genommen.

Raiski war verblüfft durch ihr Erscheinen. Vor wenigen Stunden noch war sie ihm wie gebrochen erschienen und konnte kaum sprechen, und nun kam sie selbst herunter!

„Woher nehmen die Frauen diese Kraft?" dachte er, während er sie beobachtete, wie sie sich bei den Gästen entschuldigte, wie sie mit ihrem gewohnten Lächeln all die Beweise der Teilnahme entgegennahm und Marfinkas Geschenke betrachtete.

Sie aß nichts von dem Konfekt, das ihr gebracht wurde, verzehrte jedoch mit Appetit ein Stück von der kühlenden Wassermelone, sagte, daß sie starken Durst habe, und bat um Nachsicht dafür, daß sie die Gäste leider bald wieder verlassen müsse.

Die Großtante wurde durch ihr Kommen ein wenig beruhigt. Sie hatte jedoch bemerkt, daß bei ihrem Eintreten in Raiskis Zügen eine Veränderung vor sich ging, und daß er bemüht war, sie nicht anzusehen. Wohl zum erstenmal in ihrem Leben verwünschte sie die Anwesenheit ihrer Gäste. Nun nahmen sie gar am Kartentisch Platz, blieben also auch zum Tee und zum Abendbrot, und Wikentjew würde gar erst morgen abfahren.

Raiski befand sich gleichsam zwischen zwei Feuern.

„Was ist mit ihr?" flüsterte Tatjana Markowna von der einen Seite ihm zu — „du mußt es wissen..."

„Ach, wenn sie doch recht bald alles wüßte!“ las er in Wjeras verzweifeltem Blicke.

Raiski hätte in den Boden sinken mögen.

Auch Tuschin sah auf Wjera heute mit ganz besonderem Ausdruck. Nicht nur der Großtante und Raiski fiel es auf, auch Wjera selbst bemerkte es.

Diese Blicke Tuschins erfüllten sie mit Schrecken.

„Hat er vielleicht etwas erfahren? Ist ihm etwas zu Ohren gekommen?“ flüsterte ihr die Stimme des Gewissens zu. Er schätzte sie so hoch, hielt sie für die Trefflichste von allen! Wenn sie jetzt schweigt, stiehlt sie seine Achtung ... nein, auch er mag es wissen! Sie will nicht als Lügnerin erscheinen, will nicht Betrug üben — lieber will sie noch neue Qualen zu den alten erdulden!

Leise, ohne ihn anzusehen, begrüßte sie Tuschin. Er sah sie teilnahmsvoll an und senkte auf ganz besondere, schüchterne Art die Augen.

„Nein, ich kann das nicht ertragen! Ich will wissen, was er von mir denkt ... Ich breche hier vor allen zusammen, wenn er mich noch einmal mit diesem sonderbaren Blicke ansieht ...“

Und eben wieder sah er sie mit diesem Blicke an.





Fünftes Kapitel

Sie hielt es nicht länger aus — sie empfahl sich bei den andern und gab Tuschin, ohne daß jemand es merkte, ein Zeichen, er solle ihr folgen.

„Bei mir oben kann ich Sie nicht empfangen," sagte sie — „aber wir wollen in die Allee gehen und einen kleinen Spaziergang machen."

„Ist es nicht zu feucht? Sie sind nicht wohl..."

„Tut nichts, tut nichts, kommen Sie nur..." sprach sie hastig.

Er sah auf die Uhr und sagte, daß er in einer Stunde wegfahren müsse. Er ließ inzwischen seinen Wagen anspannen, nahm die Peitsche mit dem silbernen Griff in die Hand und den Reisemantel über den Arm und ging mit Wjera nach der Allee.

„Ich will ganz offen mit Ihnen reden, Iwan Iwanowitsch," sagte Wjera, innerlich erbebend — „was ist heute mit Ihnen? Sie sind so sonderbar, ganz anders als sonst... als ob Sie etwas Besonderes beschäftigte..."

Sie schwieg, hüllte sich fester in die Mantille und bewegte die Schultern, als ob sie fröstelte.

Er ging schweigend, wie über irgend etwas nachdenkend,

neben ihr her, während sie es vermied, die Augen zu ihm aufzuheben.

„Sie sind heute nicht wohl, Wjera Wassiljewna," sagte er nachdenklich. „Ich will es lieber auf ein andermal verschieben. Sie haben recht gesehen, ich wünschte mit Ihnen zu sprechen ..."

„Nein, Iwan Iwanowitsch, tun Sie es heute!" unterbrach sie ihn mit Hast. „Was haben Sie auf dem Herzen? Ich will es wissen ... Auch ich möchte mit Ihnen reden ... vielleicht komme ich schon zu spät ... Ich kann nicht stehen, ich will mich setzen," fügte sie hinzu und nahm auf einer Bank Platz.

Er merkte nichts von der bangen Sorge, die sich in ihren Zügen malte, zerbrach sich nicht den Kopf, was sie wohl mit ihm zu sprechen habe. Er war ganz von seinen eignen Gedanken in Anspruch genommen. Sie aber ward von dem Gedanken gequält, daß er alles erfahren habe und ihr jetzt gleich, wie Raiski, einen Dolchstich versetzen werde.

„Wohl — mag er es tun, wenn sie nur alle auf einmal zustechen wollten!" flüsterte sie.

„Wohlan denn, sprechen Sie!" sagte sie dann, von der Frage gepeinigt, wo und wie er es wohl erfahren haben konnte.

„Als ich heute hierher ging ..." begann er.

„Bitte, sprechen Sie nur!" schrie sie ihn fast an.

„Ich kann nicht, Wjera Wassiljewna ... beim besten Willen nicht ..."

Er entfernte sich um zwei Schritte von ihr.

„Quälen Sie mich doch nicht!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich liebe Sie ..." begann er, plötzlich wieder zu ihr zurückkehrend.

„Nun, das weiß ich. Und auch ich habe Sie gern ... das ist doch nichts Neues mehr! Was weiter? ... Sie ... hörten etwas? ..."

„Wo? Was?" fragte er und sah sich um, da er meinte, sie deute auf irgendeinen Laut in der Nähe. „Ich habe nichts gehört."

Er sah ihre Erregung, und plötzlich stockte ihm der Atem vor Freude. „Sie ist so scharfblickend, sie hat mein Geheimnis längst erraten und teilt meine Gefühle ... Sie ist erregt, erwartet ein kurzes, offenes Wort ..."

Rasch jagten sich alle diese Gedanken in seinem Kopfe.

„Sie sind so edel, so schön, Wjera Wassiljewna ... Sie sind so rein ..."

„Ach!" schrie sie verzweifelt und versuchte, sich zu erheben, vermochte es jedoch nicht. „Sie verhöhnen mich ... gut, verhöhnen Sie mich — nehmen Sie diese Peitsche, ich verdiene sie! ... Ich halte still ... Aber sind Sie das wirklich, Iwan Iwanowitsch?"

In schmerzlicher Bestürzung faltete sie wie bittflehend die Hände vor ihm.

Er sah sie ganz erschrocken an.

„Sie ist krank!" sagte er sich.

„Sie sind nicht wohl, Wjera Wassiljewna," sprach er voll Angst und Erregung — „verzeihen Sie mir, daß ich so zur Unzeit davon anfing!"

„Ist's denn nicht gleich? ... Einen Tag früher oder später ... aber sagen Sie alles, ohne Umschweife, sofort! ... Auch ich werde Ihnen sagen, weshalb ich Sie hierher, in die Allee, gebeten habe ..."

Seine Stimmung schlug wieder um.

„Ist's denn wahr?" sagte er und konnte sich vor Freude kaum halten.

„Was soll wahr sein?“ fragte sie, während sie auf den unerwartet freundlichen Ton seiner Worte lauschte. „Sie wollen etwas anderes sagen, als ich dachte ...“ fügte sie ruhig hinzu.

„Nein, eben das ... ich nehme an ...“

„Sagen Sie es doch, quälen Sie mich nicht länger!“

„Ich liebe Sie ...“

Sie sah ihn einen Augenblick erwartungsvoll an.

„Wir sind doch alte Freunde — auch ich ...“ begann sie darauf.

„Nein, Wjera Wassiljewna, ich liebe Sie ... als Weib ...“

Sie richtete sich plötzlich empor und sah ihn wie versteinert, mit stockendem Atem, an.

„Als das erste, herrlichste Weib in der Welt! Wenn ich annehmen dürfte, daß Sie dieses Gefühl wenigstens zu ganz geringem Teil erwidern ... nein, das wäre zu viel, das verdiene ich nicht ... Wenn Sie es billigen, wie ich zu hoffen wagte ... wenn Sie keinen andern lieben, dann ... werden Sie meine Waldkönigin, meine Frau! Dann wird es auf Erden keinen Glücklicheren geben als mich ... Das ist's, was ich Ihnen sagen wollte — und lange nicht zu sagen wagte! Ich wollte es verschieben bis auf Ihren Namenstag, doch hielt ich's nicht aus und kam heute hierher, um Ihnen gelegentlich dieses Familienfestes, des Geburtstags Ihrer Schwester ...“

Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Iwan Iwanowitsch!“ kam es wie ein Stöhnen aus ihr hervor, während sie ihm in die Arme sank.

„Nein — das ist keine Freude!“ durchzuckte es ihn — und er fühlte, daß sich sein Haar emporsträubte. „So äußert sich keine Freude!“

Er half ihr sich auf der Bank zurechtsetzen.

sparsam war, so bewegte sie sich auch im Bereich des Denkens und Wissens nur mit vorsichtigen, mißtrauischen Schritten vorwärts. Sie hatte die Bücher in der Bibliothek des alten Hauses gelesen — anfangs nur, um sich die Langeweile zu vertreiben, ohne Auswahl und System, hatte aus den Fächern genommen, was ihr gerade unter die Hand kam, war auf den Inhalt neugierig geworden und hatte schließlich einzelnes mit Begeisterung verschlungen.

Bald aber fühlte sie die Unfruchtbarkeit und Zwecklosigkeit eines solchen Herumirrens in fremden Geistesgebieten heraus. In geschickter Weise wußte sie Koslow im Gespräche auf dies und das zu führen, was sie gerade las, ohne ihn geradezu zu fragen oder ihm mit besonderem Eifer zuzuhören, wie sie überhaupt vor niemandem damit prahlte, daß sie so mancherlei wußte und kannte, was den Leuten, mit denen sie zusammenkam, verschlossen blieb. Nachdem sie so an Koslows Urteil ihr eigenes geschärft, las sie die Bücher noch einmal und fand sie nun schon weit klarer und interessanter. Später bat sie der Priester, Nataschas Gatte, ihm doch Bücher zu bringen, und wiederum hörte sie, ohne gerade zum Seminaristen zu werden, mehr oder weniger zerstreut zu, wenn er sich über die bei der Lektüre empfangenen Eindrücke und Anregungen äußerte.

Nach ihnen kam dann Mark und trug in alles das, was sie gelesen, gehört und sich an Wissen angeeignet hatte, den neuen Gedanken einer totalen Verneinung aller bisherigen Vorstellungen und Begriffe, aller göttlichen und irdischen Autorität, alles bisherigen Lebens, aller alten Wissenschaften, aller hergebrachten Tugenden und Laster hinein. In vorschnellem Triumphgefühl war er, den Sieg

voraussehend, vor ihr aufgetaucht und — hatte eine Enttäuschung erlebt.

Mit Erstaunen hatte sie diesen neuen, plötzlich hervorbrechenden Strom von kühnen Ideen geschaut, doch hatte sie sich nicht blindlings von ihm fortreißen lassen, etwa in kleinlicher Furcht, daß sie sonst leicht als rückständig gelten könnte, sondern war erst einmal mit ihrer feinfühligen Vorsicht an die Prüfung der neuen Wahrheiten herangetreten, die dieser feurige Apostel so eifrig verfocht.

Vor allem fiel ihr das Schwankende und Einseitige seiner Ansichten auf — sie sah die Lückenhaftigkeit und Verlogenheit dieser Propaganda, auf die ihr Träger so viel lebendige Kraft, so viel Begabung, so viel kecken Witz verschwendete. Sie sah diese grenzenlose Eitelkeit und Dünkelhaftigkeit, die sich erhaben dünkte über die fertig vorliegenden, schlichten Lebensmaximen, einzig darum, wie sie meinte, weil sie schon fertig vorlagen.

Zuweilen glaubte sie in diesem unwiderstehlichen Drange nach einer neuen Wahrheit nur die Unfähigkeit zu sehen, sich in die alte Wahrheit hineinzufinden. Die „neue Wahrheit" erschien in der Darstellung ihres leidenschaftlichen Verfechters als ein Etwas, das man nicht erst durch Anspannung aller seelischen Kräfte, durch geistigen Kampf und geistige Anstrengung zu erringen brauchte, sondern fix und fertig in die Tasche stecken konnte, indem man einfach das Alte unterschiedslos verachtete und von den plötzlich Gott weiß woher aufgetauchten neuen Autoritäten ohne Namen und Vergangenheit, ohne Geschichte und Recht jenes Neue auf Treue und Glauben hinnahm.

Sie suchte in der neuen Lehre, die ihr Mark so begeistert vortrug, etwas Zuverlässiges und Lebendiges, auf das sie sich stützen, das sie liebgewinnen könnte — ein festes, un-

trügliches Fundament, wie sie es in dem alten Leben vorfand, dem sie um dieses Untrüglichen, Lebendigen und Zuverlässigen willen seine Lächerlichkeit, Schädlichkeit und Abgelebtheit verzieh.

Sie litt unter diesen offenbaren Mängeln der alten Ordnung, die sich als Hemmungen des Lebens erwiesen; sie fühlte oft genug ihre Fesseln und wäre wohl bereit gewesen, um der Wahrheit willen ihre Hand einem feurigen Kameraden zu reichen, der ihr Freund, ihr Gatte, oder was er sonst wollte, geworden wäre. Sie wäre mit ihm in den Kampf gezogen gegen die Feinde aus dem alten Lager, hätte mit ihm die Lüge bekämpft, den Schmutz fortgefegt, in die dunklen Ecken hineingeleuchtet, hätte nicht nur einen Lytschkow, sondern auch der Großtante, soweit sie sich ihrer eignen Einsicht zum Trotz auf das Alte stützte, die Gefolgschaft verweigert und sie, wenn möglich, auch selbst auf den neuen Weg geführt. Aber um dies zu können, hätte sie die feste, unerschütterliche Überzeugung gewinnen müssen, daß die Wahrheit auch wirklich bei dem Neuen war.

Sie traute noch nicht, war noch von schweren Zweifeln befangen, ob sie nicht irre, ob der Apostel sich auch wirklich im Besitze der Wahrheit befinde, ob dort, wohin er so leidenschaftlich strebte, in der Tat etwas so Hohes, Hehres und Heiliges sei, das die Menschen nicht nur von allen alten Fesseln zu befreien, sondern ihnen auch ein neues Amerika zu entdecken, ihnen frische Luft zuzuführen, sie über sich selbst zu erheben, ihnen mehr, als sie besaßen, zu geben vermöchte.

Sie hörte sich die Schilderungen an, die er von dem neuen Glückszustande der Menschheit entwarf, las die Bücher, die er ihr brachte, verglich, was sie an neuen Ideen darin

fand mit dem, was die alten Autoritäten lehrten — und konnte kein neues Leben, kein neues Glück, keine neue Wahrheit, kurz nichts von alledem, was der kühne Apostel versprach, darin finden.
Und doch folgte sie ihm, erfüllt von dem heißen Wunsche, endlich in Erfahrung zu bringen, was sich hinter dieser seltsamen, kühnen Erscheinung verbarg.
Die Sache lief vorläufig auf eine schonungslose Verurteilung und Verneinung alles dessen hinaus, an was die Mehrzahl der Lebenden glaubte, was sie liebte, worauf sie hoffte. Auf alles das drückte Mark den Stempel seiner Feindschaft und Verachtung. Aber Wjera sah doch auch selbst so vielerlei in der alten Zeit als verwerflich an. Sie sah und kannte all die Mängel und Leiden auch ohne ihn — und wollte von ihm nun wissen: wo ist Amerika? Doch ihr Kolumbus zeigte ihr statt der lebendigen Ideale des Wahren und Guten, der Liebe, der menschlichen Entwicklung und Vervollkommnung nur eine Reihe von Gräbern, die das zu verschlingen drohten, wovon die Menschheit bisher gelebt hat. Was sie da sah, waren die mageren Kühe des Pharao, die die fetten Kühe auffraßen, ohne selbst fett zu werden.
Er riß im Namen der Wahrheit die Krone vom Haupte des Menschen, degradierte ihn zum tierischen Organismus und beraubte ihn seiner anderen, untierischen Wesenheit. In der Liebe sah er nur eine Reihe flüchtiger Begegnungen und grober Sinnengenüsse, er entkleidete sie all der Illusionen, mit denen der Mensch sie schmückt, und von denen das Tier nichts weiß.
Der Lebensprozeß hatte nach der Auffassung dieses Neuerers seinen Endzweck in sich selbst. Indem er die Materie in ihre Teile zerlegte, glaubte er auch schon alles, was in dieser

Materie zum Ausdruck kam, zerlegt und ergründet zu haben. Indem er die Gesetze der Erscheinungen bestimmte, meinte er jene unbekannte Macht, die diese Gesetze gegeben, überwunden und vernichtet zu haben, einzig dadurch, daß er, unfähig, sie zu begreifen, sie schlankweg negierte. Indem er die Seele des Menschen und sein Recht auf Unsterblichkeit leugnete, predigte er gleichzeitig irgendeine neue Wahrheit, eine neue Ehrenhaftigkeit, ein neues Streben nach einer besseren Ordnung der Dinge und edleren Zielen und vergaß dabei ganz, daß alles dies doch im Grunde genommen überflüssig sei angesichts des Zufalls, der nach seiner Lehre die Welt regierte und die Menschheit als eine Art durcheinanderschwirrenden Mückenschwarms, eine wirre Masse von Individuen erscheinen ließ, die zweck- und ziellos hin und her rennen, sich nähren und vermehren, sich ein Weilchen an der Sonne wärmen und in dem sinnlosen Prozeß des Lebens wieder verschwinden, um einem neuen Schwarme Platz zu machen.

„Wenn sich das wirklich so verhält," dachte Wjera, „dann verlohnt es sich nicht, an sich selbst zu arbeiten, damit man gegen Ende des Lebens besser, reiner, aufrichtiger und edler werde. Warum dann dieses Streben nach Vervollkommnung? Verlohnt sich das um der wenigen Jahrzehnte willen, die der Mensch lebt? Für diesen Zweck genügt es doch, gleich der Ameise Futter für den Winter einzubringen, genügt das bißchen praktische Lebenskenntnis und Anpassungsfähigkeit, die es ermöglicht, das zuweilen recht kurze Leben halbwegs warm und behaglich hinzubringen ... Dazu bedarf es doch nur der besonderen Ameisenideale und Ameisentugenden. Doch — wo sind die Beweise, daß dem wirklich so ist? ..."

Und er verlangte nicht nur Ehrlichkeit und Wahrheit,

sondern auch Vertrauen und Glauben an seine Lehre, ganz so wie jene andere Lehre, die aber dafür das Leben nach dem Tode verspricht und als Pfand für dieses Versprechen schon in diesem Leben ihren Gläubigen tröstend zuruft: „Bittet, so werdet ihr empfangen, klopfet, so wird euch aufgetan!"

Diese neue Lehre gab tatsächlich nichts anderes als das, was schon vorher dagewesen, nur mit der Zutat von allen möglichen Demütigungen und Enttäuschungen, als Zukunftsbild aber zeigte sie nichts als Tod und Verwesung. Sie entnahm die Aufschriften ihrer Tugenden aus dem Buche der alten Lehre, begnügte sich mit dem leeren Buchstaben, ohne in Geist und Bedeutung einzudringen, und verlangte den Gehorsam gegen diesen Buchstaben mit einer zornigen Ungeduld, vor der die alte Lehre gerade gewarnt hatte. Und indem diese neue Lehre, diese „neue Kraft" sich einzig an dem animalischen Leben genügen ließ, erwies sie sich als unfähig, an Stelle des alten Lebensideals, das sie negierte, ein neues, besseres zu setzen.

Wenn Wjera so tiefer hineinschaute und hineinhorchte in alles das, was die Predigt des jungen Apostels für neue Wahrheiten und Entdeckungen, für eine neue Heilslehre ausgab, sah sie mit Erstaunen, daß alles das, was in seiner Predigt gut und zuverlässig war, keineswegs neu war, sondern vielmehr aus derselben Quelle stammte, aus der auch die Leute der alten Schule schöpften, daß die Keime aller dieser neuen Ideen, der neuen Zivilisation, die er so prahlerisch und geheimnisvoll verkündete, bereits in der alten Lehre enthalten waren.

Die Folge davon war, daß sie nur um so fester an dieser letzteren festhielt und überzeugt war, daß der Mensch, wie entwickelt er auch sein mag, sich doch von ihr nicht los-

lösen könne, ohne vom geraden Wege abzuweichen und Seitenpfade einzuschlagen oder gar rückwärts zu schreiten. Auch die Gegner der alten Lehre schienen ihre Argumente nur wieder aus ihr, der bekämpften, zu schöpfen — mit einem Wort, sie bot das einzige unfehlbare und vollkommene Lebensideal, außerhalb dessen es nur Irrtümer geben konnte.

Wjera hatte der Persönlichkeit des neuen Propagandisten gegenüber ihr Mißtrauen nicht unterdrücken können und war ihm im Anfang ausgewichen. Als sie ein paarmal seine kecken Reden vernommen hatte, machte sie sogar Tatjana Markowna auf ihn aufmerksam, und diese hatte ihre Leute beauftragt, darauf acht zu geben, daß er nicht in den Garten käme. Wolochow unternahm seine Streifzüge zumeist von der Schlucht aus, von der die Leute sich in abergläubischer Furcht vor dem Grabe des Selbstmörders fernhielten. Er hatte das Mißtrauen, das Wjera gegen ihn hegte, wohl bemerkt; er nahm sich vor, es zu überwinden, und es gelang ihm in der Tat, sie davon abzubringen.

Fast unmerklich war sie schließlich dazu gelangt, an die Aufrichtigkeit seiner einseitigen und oberflächlichen Überzeugungen zu glauben, und an Stelle ihres Mißtrauens war Erstaunen und Teilnahme getreten. Sie hatte zuweilen sogar Augenblicke, in denen sie an der Richtigkeit der von ihr selbst gesammelten Beobachtungen über das Leben und die Menschen wie an den für die Mehrzahl der Menschen maßgebenden Prinzipien zu zweifeln begann.

Sie begann über das, was bisher ihr geistiges Leben ausgemacht hatte, ernstlich nachzudenken. Eine innere Unruhe bemächtigte sich ihrer, neue Fragen tauchten vor ihr auf, und sie begann noch eindringlicher und gespannter auf

Mark hinzuhören, den sie anfangs irgendwo im Freien oder jenseits der Wolga, wohin er ihr zu folgen pflegte, und in letzter Zeit unten in der Schlucht, in dem alten Pavillon, zu treffen pflegte.

Wo sie auf handgreifliche Lügen und Sophismen stieß, trat sie ihnen lebhaft entgegen und wußte, auf ihre scharfe Beobachtungsgabe, ihre klare Logik und ihre freie Denkweise gestützt, alle Nebel zu zerstreuen. Mark stampfte oft wütend mit dem Fuße auf, ließ ganze Batterien von Argumenten, Theoremen und Aussprüchen seiner Autoritäten gegen sie auffahren — und sah sich schließlich doch nur einer unerschütterlichen Mauer gegenüber. Er raste und fletschte die Zähne wie ein Wolf. Aber dann schaute er in die schwarzen Samtaugen seiner Opponentin und fühlte ihre weiche, doch dabei kräftige Hand an seiner Stirn, und sein Wutgebrüll unterdrückend, streckte er sich friedlich zu ihren Füßen nieder, den Sieg und die sichere Beute in einer — wenn auch vielleicht noch fernen — Zukunft vorausahnend.

Wo Wjera sich nicht sicher genug fühlte, hörte sie ihm schweigend zu und suchte mit Scharfsinn zu ergründen, ob auch der Apostel selbst an seine Lehre glaubte, ob das, was er sagte, in eigener innerer Erfahrung einen festen Rückhalt hatte, oder ob er sich nur von einer geistvollen, glänzenden Hypothese mitreißen ließ. Er lockte sie vorwärts mit dem Bilde einer grandiosen Zukunft, einer nie dagewesenen Freiheit, einer endgültigen Beseitigung aller Schleier der Isis — und er glaubte diese Zukunft schon in allernächster Zeit, schon morgen hereinbrechen zu sehen. Er forderte sie auf, wenigstens einen Teil dieses Lebens vorauszukosten, alles Alte von sich zu werfen und, wenn nicht ihm, so doch der Erfahrung zu glauben.

„Wir werden sein wie die Götter!“ hatte er spöttisch hinzugefügt.

Wjera folgte ihm nicht, nahm den Kampf mit ihm auf — und übernahm allmählich, ohne daß sie es merkte, selbst eine aktive Rolle: sie versuchte, ihn auf den Weg des Wahren und Guten, das sie selbst erprobt, hinüberzuleiten, ihn zuerst durch eine wahre Liebe, ein nicht animalisches, sondern menschliches Glück zu gewinnen und ihn dann weiter auch in die Tiefe ihres Glaubens und Hoffens einzuführen ...

Und Mark hatte in der Tat begonnen, ihr nach und nach in diesen und jenen Punkten nachzugeben, er ließ ab von seinen tollen Streichen, versuchte nicht mehr, die Ortsbehörden zu ärgern, war in seiner Lebensführung nicht mehr so unordentlich und prahlte auch nicht mehr mit seinem Zynismus.

Sie war sehr glücklich über diesen Erfolg — und das eben war die Ursache jener Ekstase gewesen, die Tatjana Markowna und Raiski an ihr bemerkt hatten. Sie fühlte, daß ihre Kraftanstrengungen nicht vergeblich waren, wenn sich die Wirkung auch erst an seinem äußeren Leben zeigte, und sie hoffte, durch unermüdliche Arbeit, durch Opfer, die sie bringen würde, nach und nach ein Wunder zu vollbringen: und ihr Lohn würde dann das Glück des Weibes, die Liebe eines Menschen sein, den ihr Herz entdeckt und erobert hatte.

Sie würde der Gesellschaft einen neuen, starken Menschen zuführen. Er besaß Verstand und Energie, und wenn er noch dazu jene Schlichtheit und Freude an nützlicher Tätigkeit hinzugewänne, wie sie etwa Tuschin eigen war, dann war ihr Ziel erreicht, dann hatte sie nicht umsonst gelebt. Was weiter werden sollte, wußte sie nicht und bekümmerte sie nicht.

Inzwischen hatte sie sich, ihrem leidenschaftlichen, nervösen Temperament folgend, von seiner Persönlichkeit hinreißen lassen und sich in ihn selbst, in seine Kühnheit, seine tapfere Parteinahme für das Neue, seiner Meinung nach Bessere, verliebt — während sie ihre Liebe auf seine Lehre, seine neue Wahrheit, sein neues Leben nicht zu übertragen vermochte und den alten, zuverlässigen Vorstellungen von Glück und Leben treu blieb. Er rief sie zur neuen Tat, zur neuen Arbeit — sie sah aber nichts von dieser neuen Arbeit, außer etwa dem Verteilen einiger verbotenen Bücher.

Sie stimmte ihm darin zu, daß der Mensch arbeiten und sich betätigen müsse; sie warf sich selbst ihre eigene Untätigkeit vor und malte sich aus, daß sie schon in einer nicht fernen Zukunft sich einen schlichten, praktischen Wirkungskreis schaffen würde, während sie gleichzeitig Marfinka beneidete, die ihre Muße in einer ihren Kräften entsprechenden Weise der Wirtschaft und den Dorfbewohnern zu widmen verstand.

Sie wollte zunächst die Tätigkeit der Schwester teilen — wenn sie nur erst auf die eine oder andere Weise diesen schweren Kampf mit Mark überstanden hätte, der ja, wie es noch vor kurzem geschienen, unentschieden bleiben und mit einer Trennung für immer sein Ende finden mußte.

Alles dies war Wjera durch den Kopf gegangen, während Tatjana Markowna und Raiski die Gäste zur Wolga begleiteten.

„Was mag er jetzt treiben, dieser Wolf — ob er über seinen Sieg wohl triumphiert? . . .“ fragte sie sich.

Sie fand keine Antwort auf diese Frage und fuhr unwillkürlich zusammen.

Sie zog die Schublade heraus und entnahm ihr einen noch versiegelten Brief auf blauem Papier, den ihr Mark am

Morgen durch einen Fischer geschickt hatte. Sie sah einen Augenblick auf das Schreiben, dachte nach und warf den Brief entschlossen wieder in die Schublade zurück, ohne ihn geöffnet zu haben.

Sie barg alle sonstige Qual tief in ihrer Brust, und nur der eine Gedanke trat in ganzer Furchtbarkeit vor ihre Seele: was wird die Großtante sagen? Raiski hatte Gelegenheit gefunden, ihr zuzuflüstern, daß er am Abend, wenn niemand mehr da sein würde, mit Tatjana Markowna reden wolle — es sollte kein Mensch, auch niemand von der Dienerschaft, den Eindruck beobachten können, den seine Enthüllung auf sie machen würde.

Es ging ihr wie ein Stich durchs Herz, als Raiski ihr von diesen Vorsichtsmaßregeln sprach. Wie furchtbar mußte dieser Kummer sein, den sie da über das Haupt der armen Großtante heraufbeschworen hatte! Sie hätte am liebsten sterben mögen, noch bevor der Abend hereinbrach.

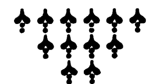
Es ward ihr ein wenig leichter ums Herz, nachdem sie Raiski und Tuschin alles offenbart hatte. Sie fühlte sich jetzt ruhiger — sie hatte, wie die Schiffer im Sturme, einen Teil der Ladung über Bord geworfen, um das Schiff zu erleichtern. Aber der schwerste Teil der Ladung lag noch auf dem Grunde ihrer Seele, ihr Fahrzeug ging tief, das Wasser schlug über Bord, und bei dem nächsten plötzlichen Windstoß konnte es umschlagen, um sich nicht wieder aufzurichten.

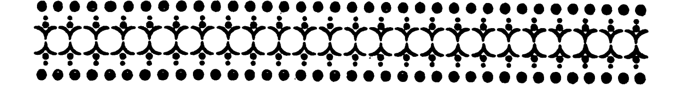
Sie warf sich in Gedanken bald Raiski, bald Tuschin an die Brust, ruhte für ein Weilchen aus und ließ dann wieder mutlos den Kopf sinken.

„Ich kann nicht leben, ich kann nicht! ..." flüsterte sie. Und sie ging nach der Kapelle, kniete dort an der Schwelle nieder und schaute voll Entsetzen auf das Bild des Gekreuzigten.

Nur ihre schmerzlichen Seufzer verrieten, daß nicht eine Statue, sondern ein lebendes Wesen, ein Weib dort kniete. Das Bild da drinnen starrte sie mit seinen nachdenklichen, halbgeöffneten Augen an — es schien sie nicht zu sehen, und die Hände waren wie zum Segnen ausgestreckt, ohne sie zu segnen.

Sie blickte mit heißem Begehren nach diesen Augen hin und erwartete irgendein Zeichen — doch das Zeichen blieb aus. Wie zerschmettert, in tiefer Verzweiflung, ging sie davon.





Siebentes Kapitel

Als die Großtante heimkehrte, machte sie sich an die Durchsicht der Rechnungen, die ihr die Nähterinnen und Modistinnen aus der Stadt eingereicht hatten, doch warf sie dann plötzlich alles zur Seite und fragte nach Raiski. Man sagte ihr, er habe sich für den ganzen Tag zu Koslow begeben. In der Tat war er dorthin gegangen, um nicht den Nachmittag allein mit Tatjana Markowna verbringen zu müssen.

Sie schickte zu Wjera und ließ fragen, ob ihre Kopfschmerzen vergangen seien, und ob sie zum Mittagessen kommen würde. Wjera ließ ihr sagen, der Kopfschmerz habe sich gelegt, sie bitte jedoch, auf ihrem Zimmer essen zu dürfen, und wollte sich zeitig zu Bett legen.

Inzwischen hatte ein Ereignis, das in seiner Art nicht mehr ganz neu war, den Hof in bebhafte Bewegung gebracht. Ssawelij hatte mit einem schweren Knüttel Marina beinahe das Rückgrat zerschmettert, weil er sie in aller Frühe dabei erwischt hatte, wie sie aus dem Zimmer, in dem Wikentjews Lakai untergebracht war, herausschlüpfte. Sie hatte sich den ganzen Morgen auf den Böden und im Garten versteckt gehalten und war dann, als sie annehmen

konnte, daß Ssawelij bereits alles vergessen habe, wieder zum Vorschein gekommen.

Er hatte sie mit dem Zügel ganz gehörig bearbeitet. Sie lief aus einer Ecke in die andere, leugnete alles und schwur Stein und Bein, er habe sich getäuscht — jedenfalls habe der Teufel wieder einmal ihre Gestalt angenommen, und so weiter. Als er jedoch an Stelle des Zügels zum Knüttel griff, begann sie zu heulen und zu stöhnen, warf sich ihm nach dem ersten Hiebe zu Füßen, bekannte sich schuldig und bat ihn um Verzeihung.

Sie schwur bei allen möglichen Dingen, unter anderem auch bei ihrem Magen, sie würde es nie mehr tun, und wenn sie es doch wieder täte, solle Gott sie auf der Stelle töten und mit ewiger Verdammnis bestrafen. Ssawelij hielt ein, stellte den Knüttel fort und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

„Gut also," sagte er, „es sei so, wie du eben selber sagtest — wenn du dich unterwirfst und Gott zum Zeugen anrufst, will ich dich schonen!"

Und er ließ sie laufen. Man hinterbrachte die Sache brühwarm Tatjana Markowna, aber sie runzelte nur mit dem Ausdruck des Widerwillens die Stirn und bedeutete Wassilissa, man solle sie mit der Sache in Ruhe lassen.

Gäste kamen vorgefahren — ein paar Damen aus der Stadt, ein Gutsbesitzer vom andern Wolgaufer, dann noch zwei Herren aus der Stadt, und alle blieben zum Mittagessen da.

Man erkundigte sich nach Wjera Wassiljewna, und Tatjana Markowna mußte nun allen vorlügen, daß Wjera sich erkältet habe, und daß sie zwei Tage auf ihrem Zimmer bleiben müsse. Sie litt schwer darunter, daß sie zu solchen Lügen ihre Zuflucht nehmen mußte, zumal sie selbst nicht

wußte, was eigentlich hinter dieser vorgespiegelten Krankheit steckte. Sie wagte auch nicht, den Arzt kommen zu lassen, der sogleich gesehen hätte, daß es sich nicht um eine Krankheit, sondern um einen Zustand moralischer Niedergeschlagenheit handelte, der entschieden eine tiefere Ursache hatte.

Sie aß nicht zum Abend, und auch Tit Nikonytsch sagte aus lauter Höflichkeit, daß er keinen Appetit habe. Zuletzt erschien auch Raiski, ein wenig blaß, und erklärte gleichfalls, er wolle nicht zum Abend essen. Schweigend saß er am Tische, wie in Gedanken versunken, und schien die fragenden Blicke nicht zu bemerken, die Tatjana Markowna ihm zuwarf.

Endlich hatte Tit Nikonytsch seinen Kratzfuß gemacht, ihr die Hand geküßt und sich nach Hause begeben. Die Großtante befahl Wassilissa, ihr das Bett zu machen, wünschte dann Raiski trocken eine gute Nacht und wandte sich, tief innerlich in ihren Gefühlen wie in ihrer Eigenliebe gekränkt, zum Gehen.

Sie fühlte deutlich, daß da in ihrer allernächsten Umgebung, zwischen diesen Menschen, die ihrem Herzen so nahe standen, irgend etwas Geheimnisvolles, Wichtiges vorging, wovon man ihr wie einer Fremden, oder wie einer Überlebten, nicht mehr für voll zu nehmenden Alten keine Mitteilung machte.

Sie konnte nicht ahnen, daß das ihr gegenüber beobachtete Schweigen nur in dem Bemühen, sie zu schonen und ihr das Bittere zu ersparen, seinen Grund hatte.

Als sie eben hinausgehen wollte, flüsterte Raiski ihr zu, er müsse mit ihr sprechen, sie möge die Leute möglichst unbemerkt hinausschicken. Ganz starr vor Schrecken und bis an die Nasenspitze erbleichend, sah sie ihn an.

„Ist ein Unglück geschehen?“ fragte sie jäh.

Er zögerte einen Augenblick.
„Nein ...“ antwortete er dann entschieden — „von meinem Standpunkte aus nicht ...“
„Und wenn es nun von meinem Standpunkte aus ein Unglück ist? Dann ist's eben ein Unglück!“ entgegnete sie leise. „Du bist so blaß geworden — du weißt also selbst, daß es ein Unglück ist!“
Sie schickte unauffällig die Dienerschaft ins Bett — sie sollten nur schlafen gehen, meinte sie, sie wolle noch mit Boris Pawlowitsch ein Weilchen plaudern. Dann führte sie ihn in ihr Kabinett. Hier rückte sie die Lampe auf dem Schreibtisch ganz zur Seite, bedeckte sie mit einem Schirm und setzte sich in ihren alten Voltairesessel. Sie saßen im Halbdunkel; sie hatte den Kopf vorgeneigt und wartete, ohne Raiski anzusehen. Dieser begann zu erzählen, indem er das, was sie das „Unglück“ nannte, möglichst schonend vorzubringen suchte.
Seine Lippen bebten, und die Zunge versagte ihm öfters den Dienst. Er hielt dann inne, holte tief Atem und sammelte neue Kraft, um fortzufahren.
Die Großtante rührte sich nicht, unterbrach ihn mit keinem Worte. Zuletzt flüsterte er nur noch kaum hörbar.
Der Tag begann schon zu grauen, und er war noch immer bei ihr in dem Kabinett. Als er geendet hatte, richtete sie sich langsam, mit sichtlicher Anstrengung, auf, ließ dann ebenso langsam den Kopf und die Schultern sinken und stand, die Hände auf den Tisch gestützt, da. Ein Laut entrang sich ihrer Brust, der wie ein Stöhnen, ein dumpfer, schwerer Seufzer klang.
„Tantchen!“ rief Raiski, ganz erschrocken über den Ausdruck ihres Gesichtes, und kniete vor ihr nieder — „retten Sie Wjera ...“

„Was ist Ihnen, Wjera Wassiljewna? Sie sind krank, oder Sie haben einen großen Kummer ...“ versetzte er fast ruhig, nachdem er seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte.

„Ja, einen sehr großen Kummer, Iwan Iwanowitsch ... ich werde sterben!“

„Was ist Ihnen? Sprechen Sie, um Gottes willen — was ist geschehen? Sie sagten, Sie wollten mit mir sprechen — Sie bedürfen also meiner ... Es gibt nichts, was ich nicht für Sie zu tun bereit wäre! Vergessen Sie meine törichten Worte ... und befehlen Sie über mich! Was ... soll ich tun?“

„Nichts sollen Sie tun ...“ flüsterte sie. „Ich wollte Ihnen nur sagen ... ach, auch Sie, armer Iwan Iwanowitsch! ... Wofür sollen Sie nun diesen bitteren Kelch trinken? O mein Gott!“ sagte sie und wandte die fieberglühenden Augen zum Himmel empor. „Ich kann nicht beten, nicht weinen ... nichts schafft mir Erleichterung, nichts hilft mir!“

„Was ist Ihnen denn, Wjera Wassiljewna? Was für Worte sind das, meine liebe Freundin, warum diese tiefe Verzweiflung?“

„Bedurfte es auch dieses Dolchstiches noch? War es nicht genug an dem andern? Wissen Sie auch, wen Sie lieben?“ sagte sie, die Worte kaum über die Lippen bringend, während sie ihn mit einem leblosen, müden Blicke ansah.

Er schwieg und suchte vergeblich nach dem Schlüssel zu ihren rätselhaften Worten. Er warf seinen Mantel auf die Bank und wischte sich den Schweiß vom Gesichte. Nur so viel sah er aus ihren Worten, daß seine Hoffnungen zerstoben waren, sie liebte offenbar einen andern. Er seufzte tief auf und saß, eine weitere Erklärung erwartend, unbeweglich da.

„Mein armer Freund!“ sagte sie und ergriff seine Hand. Sein Herz krampfte sich zusammen bei diesen schlichten Worten; er fühlte, daß er in der Tat arm war. Er tat sich selbst leid und fühlte zugleich Mitleid mit Wjera.

„Ich danke Ihnen für das offene Wort,“ flüsterte er; noch wußte er nichts Näheres, doch fühlte er das eine deutlich, daß sie ihm nicht angehören könne.

„Verzeihen Sie,“ fuhr er dann fort — „ich habe von nichts gewußt, Wjera Wassiljewna. Ihre Freundlichkeit gegen mich hatte in mir Hoffnungen erweckt. Ich war ein Dummkopf — weiter nichts ... Vergessen Sie meinen Antrag und lassen Sie mich, wie bisher, Ihren Freund sein ... wenn ich dessen wert bin,“ fügte er hinzu und ließ bei dem letzten Worte seine Stimme sinken ... „Kann ich Ihnen nicht helfen? Es schien mir, daß Sie irgendeinen Dienst von mir erwarten?“

„Wenn Sie dessen wert sind ... bin ich aber Ihrer Freundschaft wert?“

„Sie, Wjera Wassiljewna? Sie werden für mich stets so hoch stehen ...“

„Nein, mein armer Iwan Iwanowitsch, ich bin herabgesunken von der Höhe, und niemand vermag mich wieder empor zurichten ... Wollen Sie wissen, wohin ich gefallen bin? Kommen Sie, es wird Ihnen sofort leichter ums Herz werden ...“

Langsam, mit schwankenden Schritten, führte sie ihn, während sie sich auf seinen Arm stützte, nach dem Rande der Schlucht.

„Kennen Sie diesen Ort?“

„Ja ... dort unten ist ein Selbstmörder begraben ...“

„Dort unten ist auch Ihre reine Wjera begraben: sie existiert nicht mehr ... Sie ruht auf dem Grunde dieser Schlucht ...“

Sie war ganz bleich, und verzweifelte Entschlossenheit lag in ihren Worten.

„Was sagen Sie da? Ich verstehe Sie nicht ... Erklären Sie es mir, Wjera Wassiljewna," flüsterte er, während er sich mit dem Taschentuche über das Gesicht fuhr.

Sie richtete sich empor, stützte sich mit der Hand auf seine Schulter und stand ein Weilchen, ihre Kräfte sammelnd, da; dann ließ sie den Kopf sinken, erzählte flüsternd, in abgerissenen Phrasen nur zwei, drei Minuten lang, irgend etwas und fiel auf die Bank nieder. Er erblaßte, während sie sprach. Dann wankte er plötzlich und setzte sich, als verlöre er das Gleichgewicht, auf die Bank. Wjera sah im Dämmerlicht sein totenbleiches Gesicht.

„Und ich meinte immer ..." sagte er mit einem seltsamen Lächeln, als schämte er sich seiner Schwäche, und stand dabei langsam und schwerfällig von der Bank auf — „daß nur ein Bär mich zu Falle bringen könne!"

Dann trat er auf sie zu.

„Wer ist's, und wo ist er zu finden?" flüsterte er.

Sie zuckte bei seiner Frage zusammen — so verblüffend, so barsch und unnatürlich klang sie in seinem Munde. Sie begriff nicht, wie er so ohne jede Schonung des weiblichen Gefühls diese offne Preisgabe eines Geheimnisses verlangte, das keine Frau offenbart. „Warum fragt er danach?" verwunderte sie sich im stillen — „er muß seinen besonderen Grund haben ..."

„Es ist Mark Wolochow," sagte sie mutig, sich selbst überwindend.

Er war einen Augenblick wie erstarrt. Dann faßte er plötzlich den Griff seiner Peitsche mit beiden Händen und zerbrach ihn im Augenblick an seinem Knie in kleine Stücke.

In grimmiger Wut warf er die Holzsplitter samt dem zerbrochenen Silberbeschlag zu Boden.

„So wird es auch ihm gehen!“ brüllte er, sein Gesicht zu ihr vorbeugend, mit gesträubtem Haar, sich schüttelnd und schnaubend wie ein wildes Tier, das sich anschickt, den Feind anzufallen.

„Ist er jetzt dort?“ fragte er, auf die Schlucht zeigend. Man hörte seinen schweren, keuchenden Atem. Sie sah ihn voll Bestürzung an und trat hinter die Bank.

„Ich fürchte mich, Iwan Iwanowitsch, verschonen Sie mich! Gehen Sie fort!“ flüsterte sie voll Entsetzen, während sie beide Arme vorstreckte, als wollte sie ihn von sich abwehren.

„Zuerst schlage ich ihn tot, dann ... gehe ich fort!“ sagte er, seiner selbst kaum mächtig.

„Wollen Sie das um meinetwillen tun ... oder um Ihretwillen?“

Er schwieg und sah zu Boden. Dann begann er mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

„Was soll ich tun? Belehren Sie mich, Wjera Wassiljewna!“ sprach er, immer noch ganz außer sich vor Zorn.

„Vor allem beruhigen Sie sich und sagen Sie mir, warum Sie ihn töten wollen! Sie wissen nicht, ob ich das will ...“

„Er ist Ihr Feind, und folglich auch ... der meinige ...“ sagte er kaum vernehmlich.

„Soll man denn seinen Feind töten?“

Er senkte den Kopf auf die Brust und sah die Stücke der zerbrochenen Peitsche zu seinen Füßen. Er hob sie auf, als ob er sich seines Wutanfalles schämte, und steckte sie in die Tasche seines Mantels.

„Ich habe mich nicht über ihn beklagt, vergessen Sie das nicht! Ich allein bin schuld ... er ist im Recht ...“ sprach

sie leise mit so schmerzlichem, von furchtbarer innerer Qual zeugendem Ausdruck, daß Tuschin unwillkürlich ihre Hand ergriff.

„Sie müssen entsetzlich leiden, Wjera Wassiljewna!“ sagte er.

Sie schwieg, während er sie voll Teilnahme und Verwunderung ansah.

„Ich verstehe nicht ...“ fuhr er fort — „er soll im Recht sein, Sie beklagen sich nicht ... wovon wollten Sie dann mit mir reden? Warum haben Sie mich hierher gerufen? ...“

„Ich wollte, daß Sie alles wissen sollen ...“

Sie wandte sich ab und blickte schweigend nach der Schlucht. Auch er sah dorthin und blickte dann mit fragendem Ausdruck auf sie.

„Hören Sie, Wjera Wassiljewna, lassen Sie mich nicht im Dunkeln tappen! Wenn Sie es für notwendig hielten, mir ein Geheimnis anzuvertrauen, das ...“ — er mußte sich bei diesen Worten sichtlich Zwang antun — „das nur Sie allein angeht, dann erklären Sie mir die ganze Geschichte ...“

„Ich wußte nicht, wie ich Ihr heutiges Benehmen deuten sollte ... Der Ausdruck Ihres Gesichts, die sonderbaren Blicke, die Sie mir zuwarfen — das alles ließ mich annehmen, daß Sie um die Sache wissen. Ich wollte offen mit Ihnen reden, wollte Ihre Meinung ergründen ... Ich habe vorschnell gehandelt ... Doch das ist nun gleich, früher oder später hätte ich Ihnen alles gesagt ... Setzen Sie sich, hören Sie mich an — und dann stoßen Sie mich von sich!“

Er stützte die Ellbogen auf die Knie, barg sein Gesicht in den Händen und hörte zu, wie sie ihm in kurzen Worten

ihre Geschichte erzählte. Er stand auf, ging ein Weilchen auf und ab und blieb dann vor ihr stehen.

„Sie haben ihm vergeben?" fragte er.

„Was vergeben? Sie sehen, daß ... ich allein schuld bin. ..."

„Und ... Sie haben Abschied von ihm genommen? — Oder hoffen Sie, daß er sich besinnt und zurückkehrt?"

Sie schüttelte den Kopf. „Zwischen uns ist nichts Gemeinsames ... wir sind innerlich längst geschieden. Ich werde ihn niemals wiedersehen."

„Jetzt beginne ich ein wenig zu begreifen, wenn ich auch noch nicht ganz klar sehe," sagte Tuschin nach kurzem Besinnen und atmete tief auf wie ein Stier, von dessen Halse man das Joch genommen. „Ich dachte, Sie seien frech hintergangen worden ..."

„Nein, nein ..."

„Und Sie rufen mich zu Hilfe; ich dachte, Sie riefen den Bären, daß er Ihnen zu Diensten sei — es wäre ein rechter Bärendienst geworden," fügte er, die Trümmer seiner Peitsche aus der Tasche ziehend und ihr vorzeigend, hinzu. „Darum nur stellte ich diese ungehörige Frage nach dem Namen ... Verzeihen Sie mir, um Gottes willen, und sagen Sie mir noch das eine: warum haben Sie mir das alles anvertraut?"

„Ich wollte nicht, daß Sie von mir besser denken, als ich es verdiene ... wollte nicht eine Hochschätzung genießen, deren ich nicht wert bin ..."

„Wie wollen Sie das bewirken? Ich werde von Ihnen nie anders denken, als ich stets gedacht habe, und werde Sie genau so hochschätzen, wie ich es immer getan."

Ein Lichtstrahl erglänzte in ihren Augen und erlosch sogleich wieder.

„Sie wollen sich zu dieser Hochschätzung zwingen,“ sagte sie. „Sie sind gut und großmütig: die arme Gefallene tut Ihnen leid, Sie wollen sie aufrichten ... Ich kann Ihre Großmut verstehen, Iwan Iwanowitsch, doch ich bedarf ihrer nicht. Wessen ich bedarf, das ist, daß Sie alles wissen, daß Sie Ihre Hand nicht zurückziehen, wenn ich Ihnen die meinige reiche.“

Sie hielt ihm ihre Hand hin, und er küßte sie. Mit Ungeduld hatte er ihre Worte angehört.

„Ich kann mich nicht zwingen, Wjera Wassiljewna, jemanden hochzuschätzen,“ sagte er in zurückhaltendem, fast beleidigtem Tone. „Ein Tuschin lügt nicht. Wenn ich jemanden hochachte, so zeige ich ihm das auch, und wenn ich es nicht tue, lasse ich ihn darüber nicht im Zweifel, wie ich über ihn denke. Sie aber schätze ich ganz so, wie ich Sie bisher geschätzt habe, und ich liebe Sie — verzeihen Sie, daß ich das Wort schon wieder gebrauche — vielleicht noch mehr als früher, weil Sie ... unglücklich sind. Sie haben einen großen Kummer, ganz so wie ich. Sie haben die Hoffnung auf Glück verloren ... es war nicht notwendig, daß Sie mir Ihr Geheimnis anvertrauten ...“ fügte er düster, fast verzweifelt hinzu. „Hätte ich es selbst von anderer Seite erfahren, ich hätte nicht aufgehört, Sie zu achten. Sie sind nicht verpflichtet, dieses Geheimnis irgend jemandem preiszugeben. Es gehört Ihnen ganz allein, niemand darf sich darum zu Ihrem Richter aufwerfen.“

Nur mit Mühe stieß er diese Worte hervor und seufzte schwer auf, als er zu Ende gesprochen, wobei er sich bemühte, Wjera diesen Seufzer nicht hören zu lassen. Seine Stimme bebte wider seinen Willen. Man sah es ihm an, daß die Bürde dieses Geheimnisses, die er Wjera erleichtern

wollte, jetzt auch auf ihm schwer lastete. Er litt — und wollte es um jeden Preis vor ihr verbergen, daß er litt ...

„Ich hätte es Ihnen doch sagen müssen, sobald Sie mir Ihren Antrag machten ... Ich durfte Sie nicht belügen."

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Meinen Antrag konnten Sie mit einem kurzen ‚Nein' beantworten," sagte er. „Da Sie mich aber Ihrer besonderen Freundschaft würdigen, hätten Sie mir, um mir dieses ‚Nein' zu versüßen, in Ihrer liebenswürdigen, gütigen Art zu verstehen geben sollen, daß Sie einen andern lieben. Das hätte genügt. Ich hätte nicht einmal gefragt, wen Sie lieben. Das Geheimnis aber hätten Sie für sich behalten sollen, darin hätte durchaus kein Betrug gelegen. Ja, wenn Sie trotz der Liebe zu einem andern meinen Antrag angenommen hätten ... aus Furcht, oder aus sonst einem Grunde: das wäre ein Betrug gewesen ... ein Fehltritt, eine Ehrlosigkeit. Doch deren sind Sie eben nicht fähig. Und das da ..." er nickte mit dem Kopfe nach der Schlucht und fügte im Flüstertone, wie für sich, hinzu: „das ist ein Unglück ... ein Irrtum ..."

Nur schwer und langsam kamen die Worte aus seinem Munde, seine ganze Bärenkraft bot er auf, um den eignen Schmerz zu unterdrücken, damit sie nur ja nicht merkte, was in ihm vorging.

„Ein Unglück!" flüsterte er. „Er geht gerechtfertigt aus der Schlucht hervor — und Sie als die Schuldige! Wo steckt da die Wahrheit? ..."

„Ich hätte es Ihnen auf jeden Fall gesagt, Iwan Iwanowitsch. Nicht um Ihretwillen, sondern um meinetwillen hätte ich es getan ... Sie wissen, wie sehr ich Ihre Freund-

schaft schätzte: es wäre für mich eine Qual gewesen, es vor Ihnen zu verheimlichen. Jetzt ist mir leichter ums Herz — ich kann Ihnen in die Augen sehen, ich hintergehe Sie nicht, habe Sie nicht getäuscht ..."

Tränen erstickten Ihre Stimme, und sie barg ihr Gesicht in ihrem Taschentuch. Er selbst war nahe daran zu weinen, doch zuckte er nur zusammen, verneigte sich und küßte ihr wieder die Hand.

„Das ist eine andere Sache: ich danke Ihnen, Wjera Wassiljewna!" sprach er hastig und suchte seine Erregung zu verbergen. „Ihre Worte tun mir wohl ... ich sehe, daß Ihre Freundschaft für mich unter dem andern Gefühl nichts eingebüßt hat, daß sie stark ist, trotz des andern Gefühls ... Das ist ein großer Trost für mich! Auch das schon wird mich glücklich machen ... mit der Zeit, wenn wir uns beide beruhigt haben ..."

„Ach, Iwan Iwanowitsch, wenn es doch möglich wäre, dieses Jahr aus meinem Leben auszustreichen ..."

„Man muß es rasch vergessen — das ist so gut, als wenn es ausgestrichen würde ..."

„Wo aber soll ich die Kraft schöpfen, um das alles zu ertragen, um zu vergessen?"

„Bei den Freunden," flüsterte er — „und unter diesen ... auch bei mir ..."

Sie schien leichter zu atmen — als hätte sie wieder frische Luft geschöpft. Sie hatte das Gefühl, daß da neben ihr eine Kraft sich rege, die ihr Schutz versprach, daß in der Person dieses Mannes ein fester, granitener Berg sich vor sie stellte, in dessen Schatten sie sich flüchten und den ersten Ansturm der Verzweiflung und Enttäuschung, das Erlöschen der noch rauchenden Leidenschaft abwarten konnte.

„Ich glaube an Ihre Freundschaft, Iwan Iwanowitsch, und ich danke Ihnen," sagte sie, ihre Tränen trocknend. „Es ist mir ein wenig leichter ums Herz ... und es wäre mir noch leichter, wenn ... die Großtante nicht wäre."

„Sie weiß es noch nicht?" fragte er und schwieg dann plötzlich, in dem Gefühle, daß in seiner Frage ein Vorwurf liege.

Er neigte den Kopf und suchte sich vorzustellen, wie Tatjana Markowna das alles ertragen würde. Er konnte ein banges Gefühl nicht unterdrücken, suchte jedoch seine Befürchtungen vor Wjera zu verheimlichen.

„Heute ging es der Gäste wegen nicht, sehen Sie ... doch morgen soll sie alles erfahren ... Leben Sie wohl, Iwar Iwanytsch, ich leide entsetzlich ... Ich muß mich hinlegen ..."

Er sah Wjera lange an.

„Mein Gott!" dachte er, und er zitterte förmlich vor Wut — „was für ein blinder Tölpel muß dieser Wolochow sein ... oder ... was für eine Bestie!"

„Haben Sie nicht irgendeinen Auftrag für mich? Soll ich nicht irgendwo etwas ausrichten? ..." fragte er.

„Ja ... bitten Sie doch Natascha, sie möchte morgen oder übermorgen zu mir kommen."

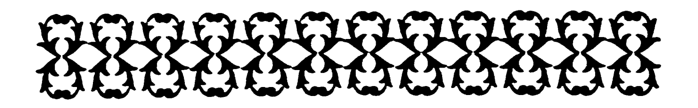
„Und ich — darf ich in der nächsten Woche kommen?" fragte er schüchtern — „darf ich mich erkundigen, ob Sie sich beruhigt haben? ..."

„Beruhigen Sie sich vor allem selbst, Iwan Iwanytsch — und leben Sie wohl! Ich kann mich kaum auf den Beinen halten."

Er verabschiedete sich von ihr und jagte mit seinen Pferden so rasch den steilen Berg hinab, daß er beinahe selbst in

die Schlucht abgestürzt wäre. Ab und zu wollte er nach seiner Gewohnheit zur Peitsche greifen, doch faßte er statt ihrer nur die zerbrochenen Bruchstücke in der Tasche, die er auf dem Wege zerstreute. Dennoch kam er zu spät, um noch über die Wolga setzen zu können; er übernachtete bei einem Freunde in der Stadt und fuhr erst am nächsten Morgen in aller Frühe nach seinem Walde.





Sechstes Kapitel

Am nächsten Tage gab es in Malinowka ein reges Leben und Treiben. Das ganze Haus war in Aufregung, Lakaien, Köche, Kutscher — alle liefen geschäftig durcheinander; die einen bereiteten das Frühstück, die andern spannten die Pferde vor die Equipagen, und alle waren vom frühen Morgen ab betrunken. Nur die Großtante verhielt sich wider ihre Gewohnheit schweigsam und war sogar ein wenig niedergeschlagen, als sie Marfinka zur Fahrt über die Wolga, wo sie ihre zukünftigen Verwandten besuchen sollte, abfertigte. Sie gab ihr keine guten Lehren mit auf den Weg, keine wohlgemeinten Ratschläge und Warnungen, ja sie gab sogar auf Marfinkas Fragen, welche Kleider und sonstigen Sachen sie mitnehmen sollte, nur ganz zerstreute Antworten. „Nimm mit, was du willst," sagte sie und beauftragte Wassilissa und die Kammerzofe Natalia, die Marfinka begleiten sollte, alles Erforderliche einzupacken.

Sie übergab ihr geliebtes Kind der Obhut Maria Jegorownas, der Mutter des Bräutigams, und schärfte diesem in ernsthaftem Tone ein, er solle dort, in seinem Dorfe, den Respekt vor seiner Braut nicht außer acht lassen, namentlich

wenn Fremde, etwa die Nachbarsleute oder sonst jemand, anwesend sein sollten. Die Freiheiten, die er hier unter ihren Augen und den Augen seiner Mutter sich im Verkehr mit Marfinka herausgenommen, würden von anderen Leuten leicht falsch ausgelegt werden; namentlich solle er es unterlassen, mit ihr in Wald und Garten umherzutollen, wie er es hier getan.

Wikentjew war bei diesen warnenden Worten ein klein wenig errötet, als hätte es ihn verletzt, daß die Großtante ihm nicht Takt genug zutraute, und auch seine Mutter biß sich leicht auf die Unterlippe und klopfte in leisem Takt, wie in leichter Ungeduld, mit dem Schuh auf den Fußboden auf. Als Tatjana Markowna diese Wirkung ihrer Worte bemerkte, schlug sie sogleich einen freundschaftlichen Ton an, klopfte ihrem lieben Nikolenjka auf die Schulter und meinte, sie wisse ja selbst, wie überflüssig ihre Worte seien, aber es sei nun einmal die leidige Gewohnheit alter Weiber, Moral zu predigen. Dann seufzte sie still für sich und sprach bis zur Abfahrt der Gäste überhaupt nicht mehr.

Zum Frühstück erschien auch Wjera — sie war sehr blaß, und ihre Augen verrieten, daß sie nur wenig geschlafen hatte. Sie sagte, sie fühle sich leichter, nur habe sie noch ein wenig Kopfschmerzen.

Tatjana Markowna war freundlich gegen sie, die Wikentjewa jedoch warf ihr mitten im Gespräch zwei oder drei verstohlene Blicke zu, die zu fragen schienen: „Was ist mit ihr? Warum hat sie Kopfschmerzen, ohne doch krank zu sein? Warum ist sie gestern nicht zum Mittagessen erschienen, warum kam sie nur auf einen Augenblick, um bald wieder mit Tuschin fortzugehen, mit dem sie eine ganze Stunde lang im Dämmerlicht spazieren ging? ...“ Und so weiter, und so weiter.

Die kluge und pfiffige Dame gab aber diesen Fragen weiter keine Folge, sie guckten nur so für einen Augenblick heimlich aus ihren Augen heraus. Wjera hatte jedoch die forschenden Blicke recht wohl bemerkt, obschon die Wikentjewa an Stelle des Zweifels rasch das teilnehmende Mitgefühl hatte aufmarschieren lassen. Auch Tatjana Markowna hatte die Fragen in den Augen der andern gelesen.

Wjera blieb dabei vollkommen gleichgültig, im Gegensatz zu Tatjana Markowna, die plötzlich den Kopf sinken ließ und zu Boden blickte.

„Nun werden auch schon fremde Leute stutzig — und ich weiß von nichts! Und dabei ist sie doch vor meinen Augen geboren, ist mein Kind, das mir vertrauen sollte!“ dachte sie traurig.

Wjera war bleich, ihr Gesicht war wie von Stein; nichts war darin zu lesen. Alles Leben darin war wie eingefroren, obschon sie mit Maria Jegorowna, mit Marfinka, mit Wikentjew über alles mögliche sprach. Sie fragte die Schwester besorgt, ob sie sich auch mit warmem Schuhwerk versehen habe, sie ermahnte sie, für die Fahrt ein dickes Wollkleid anzuziehen, bot ihr ihren eigenen Plaid an und gab ihr den dringenden Rat, bei der Überfahrt über die Wolga im Wagen sitzen zu bleiben, damit sie sich nicht erkälte.

Raiski hatte einen Spaziergang gemacht und kehrte zum Frühstück wieder heim. Auch er hatte ein so ernstes, entschlossenes Gesicht, als ob ihm ein Zweikampf oder sonst ein ernster Schritt bevorstände, auf den er sich vorbereiten müsse. Es schien sich in seinem Wesen etwas geklärt und geformt zu haben, das düstere Gewölk von gestern schien verschwunden. Er blickte auf Wjera ebenso ruhig wie auf

die andern und wich auch den Blicken der Großtante nicht mehr aus, was dieser wieder Anlaß zu neuer Beunruhigung gab.

„Der führt etwas Neues im Schilde: er blickt ganz anders als gestern, spricht auch anders, wie sich selbst zum Possen. O Gott, welch ein Wirrwarr ... was ist nur mit ihnen?" dachte sie.

Raiski hatte den Wikentjews versprochen, sie auf zwei Tage zu besuchen, und ging mit Vergnügen auf den Vorschlag des Bräutigams ein, mit ihm auf die Jagd und den Fischfang zu gehen.

Endlich brachen die Gäste auf. Tatjana Markowna und Raiski fuhren bis ans Ufer mit, während Wjera, nach einem zärtlichen Abschied von Marfinka, sich auf ihr Zimmer zurückzog.

Es war eine enge Welt, in der Wjeras Leben sich bisher abgespielt hatte, und sie sollte nun noch enger werden. Ihre ungewöhnliche, tief angelegte Natur hatte sich lange Zeit mit dem Vorrat von kleinen Beobachtungen und Erfahrungen begnügt, die sie rings um sich eingesammelt hatte. Einige wenige Menschen ersetzten ihr die große Welt; was ein anderer durch viele Begegnungen, in vielen Jahren und an vielen Orten sich erwirbt, das hatte sie in zwei, drei stillen Winkeln diesseits und jenseits der Wolga, im Verkehr mit fünf, sechs Personen, die für sie die Menschenwelt repräsentierten, in den wenigen Jahren seit dem Erwachen ihres selbständigen Denkens sich zusammensuchen müssen. Ihr Instinkt und ihr Eigenwille hatte ihr bisher die Gesetze ihres Mädchenlebens diktiert, und ihr Herz hatte mit feinem Gefühl erraten, wem sie ohne Bedenken ihre Sympathien zuwenden dürfe.

Sie war mit dem Verschenken dieser Sympathien sehr vor-

sichtig gewesen — sie teilte sie nicht so verschwenderisch an alle Welt aus wie Marfinka. Abgesehen vom Kreise der Ihrigen unterhielt sie nur zu der Frau des Priesters, die ihre Busenfreundin war, und zu Tuschin, den sie ganz offen ihren Freund nannte und als solchen behandelte, engere Beziehungen. Niemand sonst konnte auf ihre Zuneigung Anspruch erheben.

Sie verlor dabei den roten Faden des Lebens nicht aus dem Auge, und die kleinen Erscheinungen rings um sie herum, die schlichten, wenig komplizierten Menschen, mit denen sie in stetem Verkehr stand, gaben ihr Gelegenheit, auch für das größere Leben da draußen ihre Schlußfolgerungen zu ziehen und ihre Willenskraft an den veralteten Begriffen, dem Despotismus und den groben Sitten ihrer Umgebung zu messen und zu üben.

Auf diesem einfachen Grunde hatte sie mit Geschick und gutem Verständnis sich den breit angelegten, kühnen Plan eines komplizierteren Lebens mit anderen Forderungen, andern Ideen und Gefühlen zurechtgelegt, die sie zwar nicht kannte, wohl aber erriet, indem sie gleichsam zwischen den Zeilen des einfachen Wirklichkeitslebens, das sie umgab, die Sprache eines anderen, höheren Lebens herauslas, nach dem ihr Geist sich sehnte und ihre Natur verlangte.

Sie hatte rings um sich geschaut und dabei nicht das gesehen, was ist, sondern das, was sein sollte, was sie gern als Wirklichkeit gesehen hätte, und da es tatsächlich nicht existierte, so entnahm sie dem einfachen Leben, das sie umgab, nur das wirklich Lebendige, Zuverlässige und schuf sich so ein Bild des Lebens, das zu jenem, welches sie umgab, bis auf wenige Ausnahmeerscheinungen im Gegensatz stand.

Und wie sie mit ihren Sympathiebeweisen vorsichtig und

„Sie schickt recht spät zu ihrem Tantchen," flüsterte sie. „Gott möge sie retten! Tröste und schütze sie, so gut du kannst! Sie hat kein Tantchen mehr."
Sie tat einen Schritt vorwärts, doch er versperrte ihr den Weg.
„Tantchen — was sagen Sie da, was ist mit Ihnen?" rief er voll Angst.
„Ihr habt kein Tantchea mehr ..." sagte sie zerstreut, während sie vor dem Sessel stand und zu Boden sah. „Geh, geh!" rief sie fast zornig, als sie bemerkte, daß er zögerte. „Komm nicht an mich heran ... laß niemanden herein ... Kümmere dich nur selbst um alles ... und mich laßt zufrieden — alle, alle ..."
Sie stand noch immer wie festgebannt an ihrem Platze mit leblosem, gleichsam schlafendem Blick. Er wollte ihr irgend etwas sagen, doch sie winkte ihm mit ungeduldiger Handbewegung ab.
„Geh zu ihr, steh ihr bei! Ich vermag es nicht ... Sie hat kein Tantchen mehr ..." flüsterte sie.
Mit einer gebieterischen Geste bedeutete sie ihm, daß er sie verlassen solle. Ganz bleich, mit beklommenem Herzen, ging er hinaus. Er trug Jakow, Wassilissa und Ssawelij auf, sich um Haus und Hof zu bekümmern, und verwandte seine ganze Aufmerksamkeit darauf, möglichst unbemerkt zu beobachten, was weiter mit der Großtante vorging. Kein Auge verwandte er von dem Kabinett.
Sie hatte, als er gegangen war, sich mechanisch wieder in den Sessel zurücksinken lassen, war hier in einen Zustand unbewußten starren Halbschlummers verfallen und darin regungslos bis zum Morgen, da es völlig Tag geworden, verblieben.
In den frühen Morgenstunden sahen dann Raiski, der sich

gar nicht schlafen gelegt hatte, wie auch Jakow und Wassilissa, wie Tatjana Markowna mit bloßem Kopfe, den türkischen Schal um die Schultern und sonst in denselben Kleidern, die sie am Tage vorher getragen, aus dem Kabinett kam, wie sie, die Türen mit dem Fuße aufstoßend, die Zimmer und den Korridor durchschritt, in den Garten ging und gleich einer Bronzefigur, die ihren Sockel verlassen, nicht links noch rechts schauend, dahinschwebte.
Sie durchschritt den Blumengarten, ging die Alleen entlang und kam an die Schlucht. Dort ging sie mit gleichmäßigen, langsamen, großen Schritten den Abhang hinunter, den Kopf gerade emporgerichtet, ohne sich umzuwenden, irgendwohin in die Ferne schauend, und tauchte im Dickicht unter.
Behutsam hinter den Bäumen Deckung suchend, war Raiski ihr heimlich gefolgt. Sie schritt immer weiter, immer tiefer hinab, bis sie zu dem Pavillon kam, wo sie, den Kopf sinken lassend, wie festgebannt stehen blieb. Mit verhaltenem Atem stand Raiski hinter ihr im Gebüsch und beobachtete sie.
„Meine Sünde!" tönte es wie ein Stöhnen aus ihrem Munde, während sie die Hände an die Stirn legte. Dann ging sie plötzlich mit beschleunigten Schritten weiter, gelangte an die Wolga und stand unbeweglich am Ufer.
Ihr Haar wehte im Winde, der ihr den Schal von den Schultern riß und die Kleider um die Glieder flattern ließ; doch sie merkte nichts.
Der Atem stockte Raiski bei dem jähen Gedanken: will sie ins Wasser gehen?
Doch sie machte langsam Kehrt und schritt weiter, fest auftretend und tiefe Spuren in dem feuchten Sande zurücklassend.

Raiski atmete freier auf. Als er jedoch aus seinem Versteck hervor einen Blick auf ihr Gesicht warf, wie sie jetzt in der gleichen breiten, langsamen Gangart sich wieder der Schlucht zuwandte, ward er von bangem Schreck ergriffen.
Er erkannte die Großtante nicht wieder. Wie eine schwere Wolke lag es über ihren Zügen, und diese Wolke war der Schmerz, der Gram über das Unglück, den er in dieser Nacht über sie heraufbeschworen hatte. Und er sah keine hilfreiche Hand, die diesen Gram von ihr genommen hätte.
Sie hatte die Wahrheit gesprochen, als sie sagte, es gebe kein Tantchen mehr. Das war nicht die Großtante, nicht Tatjana Markowna, die liebend und zärtlich wie eine Mutter für die Ihrigen sorgte, nicht die Gutsherrin von Malinowka, wo alles durch sie lebte und glücklich war, wo auch sie selbst zufrieden und glücklich lebte und mit Weisheit ihr kleines Reich regierte. Nein — das war eine ganz andere Frau.
Es war, als ginge sie nicht selbst, sondern würde von außen her durch eine fremde Kraft bewegt. Wie breit sie dahinschreitet, wie hoch und gerade sie Kopf und Schultern trägt, auf denen die Last dieses Unglücks ruht! Sie schreitet wie unbewußt durch den Wald, den Abhang der Schlucht hinauf; der Schal hängt ihr von der Schulter herab und schleift durch Schmutz und Staub. Mit starrem, gläsernem Blick schaut sie irgendwohin in die Ferne, und der steinerne Ausdruck hilflosen Entsetzens liegt in ihren Augen.
Einzig das Bewußtsein dieses Unglücks prägt sich in ihren Zügen aus, jede andere Regung scheint zurückgedrängt; wie eine Mondsüchtige, eine Tote schreitet sie daher.
Raiski, der hinter ihr herschlich und sie nicht aus den Augen ließ, um in jedem Augenblick an ihrer Seite sein zu können,

konnte ihr nur mit Mühe folgen. Mit ungewöhnlicher Kraftanstrengung schritt sie den steilen Berg hinan: nur einmal blieb sie stehen, stützte sich gegen einen Baum und legte wieder die Hände an den Kopf.

„Meine Sünde!" kam es von neuem, wie aus tiefstem Seelengrunde, über ihre Lippen. „Wie schwer ist das doch! Oh! Nimm die Last von mir, ich ertrage sie nicht!" flüsterte sie dann, richtete sich empor und schritt weiter den Abhang hinan, überwand den steilen Aufstieg mit Aufbietung aller Kraft und achtete dessen nicht, daß die Dornen Fetzen von ihrem Kleide und dem Schal losrissen.

Ganz im Banne seines Staunens und Schreckens, sah Raiski auf diese ihm fremde, neue Frau. „Nur große Seelen vermögen so schweren Kummer mit solcher Kraft zu überwinden," dachte er. „Sie schweben wie die Adler unter den Wolken hin und schauen hinab in die Abgründe. Nur eine gläubige Seele erträgt den Schmerz so, wie diese Frau ihn trägt — und nur Frauen vermögen ihn so zu tragen. In der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechts," dachte er weiter — „ruhen große, weltbewegende Kräfte verborgen. Nur sind sie noch nicht recht begriffen, noch nicht anerkannt, noch nicht nutzbar gemacht — weder von den Frauen selbst noch von den Männern. Noch werden sie unterdrückt und mit Füßen getreten, oder von der männlichen Hälfte mißbraucht, die, von ihrem Dünkel geblendet, es nicht versteht, diesen gewaltigen Kraftquell zu benutzen und für vernünftige Ziele zu verwenden. Die Frauen aber, die sich selbst über ihre natürlichen Kräfte und Anlagen täuschen, suchen gewaltsam in den Bereich männlicher Kraftbetätigung einzubrechen, und aus diesem gewaltsamen Eindringen in den fremden Besitzstand ergeben sich all die Mißverständnisse zwischen beiden Lagern."

„Das ist nicht die Großtante!“ sagte sich Raiski, als er sie so ansah, und war aufs tiefste betroffen. Sie erschien ihm wie eine jener großen weiblichen Persönlichkeiten, die in schicksalsschweren Augenblicken als Heroinnen aus dem Schoße der Familie hervorwachsen, ganz plötzlich, wenn ringsum Schlag auf Schlag niedersaust und die Menschen nicht grober Muskelkraft noch des Stolzes trotziger Geister bedürfen, sondern seelischer Widerstandsfähigkeit, um einen großen Schmerz zu tragen, um zu leiden und zu dulden und doch nicht zusammenzubrechen.

Und eine Reihe historischer Frauengestalten, die er unwillkürlich mit der Großtante in Parallele stellte, schwebte an seinem Geiste schattengleich vorüber. Er sah die stolze, alte Herrscherin von Jerusalem, die hochmütig lächelnd die im Volke umgehenden Prophezeiungen vernahm: „Es wird die Krone von dem Volke genommen werden, das seine Heimsuchung nicht erkennet — es werden die Römer kommen und Land und Stadt einnehmen!“ Sie glaubte nicht daran, sie hielt die Krone für unerschütterlich, die Jehovah auf Israels Haupt gesetzt. Als aber die Stunde wirklich kam, als die Römer Land und Stadt einnahmen und sie begriff, woher der Schlag gekommen — da erhob sie sich, nahm die Krone von ihrem Haupte und ging schweigend, ohne Murren, ohne kleinmütige Tränen — wie sie die Männer an der Klagemauer vergossen — mit dem starren Ausdruck des Entsetzens in den Augen mitten durch ihr gefallenes Reich. Sie achtete nicht der von den Dornen zerrissenen Kleider, sondern schritt dahin, wohin Jehovahs Hand sie führte, ganz so wie diese Frau, die dort den Abhang emporschritt, das Heiligtum ihres Schmerzes auf dem Antlitz zur Schau tragend, als sei sie stolz darauf, daß ein

so gewaltiger Schlag sie getroffen, und daß sie imstande war, ihn zu ertragen.

Und noch einer zweiten Königin des Schmerzes gedachte Raiski — der großen russischen Märtyrerin Marfa von Nowgorod, die, von den Moskauer Adlern gefangen gesetzt und zerfleischt, noch im Kerker ihre Größe und die Majestät ihres Schmerzes um den dahingeschwundenen Ruhm des alten Nowgorod bewahrte. Körperlich gedemütigt, hatte sie doch im Geiste gesiegt und starb als die Herrscherin, die kühne Feindin Moskaus, die noch im Tode das Schicksal ihrer freien Stadt in der Hand hielt.

Und noch weitere große Schatten hehrer Dulderinnen tauchten aus der Vergangenheit vor ihm auf: russische Zarinnen, die auf Geheiß ihrer Gatten den Schleier nehmen und Geist und Kraft in einer Klosterzelle begraben mußten, und andere Zarinnen, die in schicksalsschwerer Stunde an die Spitze des Reiches traten und es retteten.

Und dieselbe Seelenstärke wohnte auch den Frauen unserer himmelstürmenden Titanen inne — jenen Bojarinnen und Fürstinnen, die, ihren Gatten in die Verbannung folgend, zwar Stand und Titel hatten ablegen müssen, aber dafür die Kraft ihres weiblichen Herzens und ihre seelische Schönheit bewahrt hatten. Sie hatten selbst diese Schönheit bis dahin nicht gekannt, und auch den andern war sie entgangen, nun aber ward sie gleich dem Golde, das im Feuer gereinigt wird, durch ein hartes, arbeitsreiches Leben, in hingebender Pflichterfüllung gegenüber ihren Gatten, deren Unglück sie neben ihrem eigenen mit tragen halfen, geläutert und veredelt. Und die Männer neigten ihre Knie vor dieser für sie neuartigen Schönheit und trugen ihre Strafe mannhafter und mutiger. In Not und Entbehrungen geprüft, von Arbeit und Gram aufgerieben,

bewahrten sie doch ihre Seelengröße und strahlten inmitten des Elends in unvergänglicher Schönheit, wie jene erhabenen Statuen, die jahrtausendelang in der Erde geruht haben und dann wieder aufgefunden wurden, vom Zahn der Zeit zwar benagt, aber doch von dem unvergänglichen Glanze verklärt, den ihnen die Meisterhand verliehen.

Und dieselbe Seelengröße, die, während alles ringsum zusammenbricht, den Schlägen des Schicksals standhält, besitzt, obschon unbewußt, auch die schlichte russische Frau aus dem Volke; wenn die Feuersbrunst ihre Hütte verzehrt und sie ihrer Habe und ihrer Kinder beraubt, dann tritt dieser Schatz zutage und wird ihr zum Heil, zur Rettung. Mit demselben stummen, steinernen Ausdruck des Entsetzens, wie hier die Großtante, wie dort die heldenmütige Marfa von Nowgorod, wie die verbannten Zarinnen und Fürstinnen schreitet sie daher, den Blick unbeweglich zum Himmel emporgerichtet, und ohne sich umzuschauen nach der Feuersäule in ihrem Rücken, geht sie mit großen, kräftigen Schritten davon, den dem Flammenmeere entrissenen Säugling an der Brust, die gebrechliche alte Mutter an der Hand, mit Blick und Fuß den kleinmütigen Gatten vorwärtstreibend, der zu Boden sinkt, sich verzweifelt in die Erde festbeißt und zurückschauend das Element verflucht ...

Fest und sicher mit den sonnenverbrannten Füßen ausschreitend, geht sie daher, weiter und weiter, ohne zu wissen, wo sie Halt machen, ob sie nicht entkräftet zusammenbrechen wird. Sie glaubt fest daran, daß neben ihr eine zweite Kraft dahinschreitet und ihr Unglück trägt, das sie allein nicht zu tragen vermöchte.

In ihrem weitgeöffneten, starr schauenden und nichts sehenden Auge drückt sich die Kraft aus, zu dulden und

zu leiden. Ihr Antlitz strahlt im Glanze der Schönheit, im hehren Nimbus des Martyriums.
Donner und Blitz entladen sich über ihr, und Flammenglut umlodert sie, vermag jedoch ihre seelische Kraft, ihre Frauengröße nicht zu vernichten.
In jähem Erschauern suchte Raiski sich dieser von seiner unermüdlich arbeitenden Phantasie ihm vor die Seele gezauberten Gestalten zu erwehren, um seine ganze Aufmerksamkeit der vor ihm herschreitenden Dulderin widmen zu können, sie nicht aus den Augen zu lassen und zu erraten, welcher Art wohl die Qual und Pein sein mochte, die von ihrer Seele Besitz ergriffen hatte.
Zusammengebrochen war das Reich Tatjana Markownas, verödet ihr Haus, vernichtet der kostbare Schatz, der edle Perlenschmuck ihres Stolzes. Sie irrte einsam zwischen den Trümmern der zerstörten Herrlichkeiten umher. Und auch ihre Seele schien vereinsamt, verödet. Der Geist des Friedens, des ruhigen Stolzes, des Glückes und Wohlbehagens schien für immer verscheucht aus diesem lauschigen Winkel.
Der Greuel der Verwüstung starrte ihr jetzt hier von allen Seiten entgegen, und ein Überdruß an allem, an der ganzen Welt, dem ganzen Leben bemächtigte sich ihrer. Wenn sie ihren Schritt hemmte, um neue Kraft zu schöpfen, um tiefer Atem zu holen und die trockenen, heißen Lippen zu erfrischen, fühlte sie, wie ihre Knie zitterten; noch ein Augenblick, und sie wäre zu Boden gestürzt, doch eine innere Stimme verlieh ihr Stärke und flüsterte ihr zu: „Immer geh, verlier den Mut nicht — du wirst ans Ziel gelangen!“
Und die greise Schwäche, die sie angewandelt, schwindet wieder, und sie geht weiter. Bis zum Abend ging und

ging sie, saß die Nacht hindurch in quälendem Halbschlummer, aus Fieberträumen aufstöhnend, in ihrem Sessel, erwachte mit dem Bedauern, erwacht zu sein, erhob sich mit dem Morgenrot und ging wieder nach der Schlucht, zu dem Pavillon im Dickicht, saß dort lange auf der halbzerfallenen Treppe, mit dem Kopfe auf den kahlen Brettern des Fußbodens, schritt dann ins Feld hinaus, wandte sich dem Strom zu und irrte wie verloren durch das Ufergebüsch.
Wie von ungefähr kam sie zu der Kapelle im Felde, hob den Kopf auf, sah das Bild des Erlösers da drinnen — und neues Entsetzen, größer als das frühere, blickte aus ihren weitgeöffneten Augen. Es war, als wenn sie etwas zur Seite stieße.
Wie ein verwundetes Tier sank sie auf ein Knie, erhob sich mit Mühe und lief hastig, immer wieder hinfallend und sich erhebend, das Gesicht vor dem Antlitz des Heilandes mit dem Schal verhüllend, an der Kapelle vorüber und stöhnte: „Meine Sünde! Meine Sünde!"
Die Leute im Hause waren ganz entsetzt. Wassilissa und Jakow kamen fast gar nicht mehr aus der Kirche heraus, beständig lagen sie auf den Knien und beteten. Wassilissa gelobte, zu Fuß eine Pilgerreise zu den Wundertätern von Kiew zu unternehmen, wenn die Gnädige wieder in Ordnung käme, und Jakow wollte der Kirche des Ortes eine dicke, vergoldete Wachskerze spenden.
Die übrigen Leute versteckten sich in den Winkeln und Ecken und spähten heimlich, wie ihre Gebieterin gleich einer Irrsinnigen Flur und Wald durchwanderte. Selbst Marina war ganz bestürzt und ging wie im Traum umher.
Nur Jegorka versuchte es kichernd mit seinen Späßen und Neckereien bei den Mädchen, doch sie jagten ihn fort, und Wassilissa nannte ihn einen ungläubigen „Supostaten."

Den dritten Tag bereits nahm die Großtante nicht einen Bissen zu sich. Raiski wußte es so einzurichten, daß er ihr entgegenkam, sie aufhielt und anredete, doch sie bedeutete ihm jedesmal mit einer gebieterischen Handbewegung, daß er weitergehen solle.

Endlich nahm er eine Kanne Milch, trat entschlossen auf sie zu und faßte sie am Arme. Sie sah ihn an, als erkenne sie ihn nicht, blickte dann auf die Kanne, nahm sie mit zitternder Hand mechanisch aus seinen Händen und trank begierig, in langen, langsamen Zügen, die Milch bis auf den letzten Tropfen aus.

„Tantchen, ich bitte Sie — kommen Sie nach Hause, quälen Sie sich selbst und uns nicht!" flehte er. „Sie können den Tod davon haben!"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Gott hat mich heimgesucht, ich tu's nicht aus eigenem Willen. Seine Kraft ist's, die mich führt — ich muß es bis ans Ende tragen. Breche ich zusammen, dann hebt mich auf ... Meine Sünde!" flüsterte sie und ging weiter. Nachdem sie etwa zehn Schritte weit gegangen war, wandte sie sich um. Er eilte auf sie zu.

„Wenn ich's nicht ertrage ... wenn ich sterbe ..." begann sie und machte ihm ein Zeichen, sich näher zu ihr hinzuneigen.

Er kniete vor ihr hin.

Sie preßte seinen Kopf an ihre Brust, küßte ihn innig auf die Stirn und legte ihre Hand auf seinen Scheitel.

„Nimm meinen Segen," sagte sie — „und bring ihn auch Marfinka ... und ihr, meiner armen Wjera ... hörst du: auch ihr! ..."

„Tantchen!" rief er aus und küßte, während ihm die Tränen in die Augen traten, ihre Hand.

Sie entzog ihm ihre Hand und ging davon, um weiter durch die Büsche, am Ufer entlang, und durch die Felder zu wandeln.

„Sie hat ihr eignes Reich, diese gläubige Seele!" dachte Raiski, als er hinter ihr herschaute und seine Tränen trocknete. „Nur sie vermag so für alles, was sie liebt, zu leiden, so zu lieben und so für eigne und fremde Schuld Buße zu tun!"

Und Furchtbares litt auch Wjera in diesen Tagen. Raiski hatte ihr sein nächtliches Gespräch mit der Großtante mitgeteilt. Als sie tags darauf, ganz bleich und verhärmt, schon am frühen Morgen ihn zu sich bitten ließ und ihn fragte, wie es um Tantchen stehe, wies er statt jeder Antwort auf Tatjana Markowna, die soeben wieder durch den Garten und die Allee aufs Feld hinauswanderte. Wjera stürzte ans Fenster und blickte hinaus nach der hinwandelnden Gestalt der Großtante, die mit der Last des Unglücks auf den Schultern über die Felder schritt. Sie konnte ganz flüchtig den Ausdruck ihres Gesichtes bemerken und fiel, über den Anblick entsetzt, zu Boden. Dann raffte sie sich auf, lief von Fenster zu Fenster, rang die Hände und streckte sie flehend, wie im Gebet, nach der Großtante aus. Sie irrte selbst wie verstört durch die großen, verlassenen Säle des alten Hauses, öffnete eine Tür nach der andern und schloß sie wieder, ließ sich auf die alten Kanapees niedersinken, stolperte über die Möbel.

Es zog sie mit Gewalt zu der Großtante hin, doch die Angst, das Entsetzen hielt sie zurück; ihr jetzt vor die Augen zu treten, hieß vielleicht sie töten.

Wahre Folterqualen hatte Wjera zu erdulden. Jetzt erst fühlte sie, wie tief sie den Dolch in ihr eigenes wie in dieses andere, ihr teure Leben hineingestoßen hatte, als sie sah,

wie diese gramgebeugte Greisin ihretwegen litt — sie, die noch vor kurzem so glücklich gewesen und jetzt in zerfetzten Kleidern, ganz gelb, ganz erschöpft, schwer büßend für fremde Schuld, durch die Felder irrte.

„Warum trifft nun sie diese Schuld? Sie ist eine Heilige — und ich! . . ." dachte sie, von Reue zerknirscht. Als Raiski ihr den Segen Tatjana Markownas überbrachte, war sie ihm um den Hals gefallen und hatte lange, lange geschluchzt.

Am Abend des zweiten Tages hatte man Wjera in einer Ecke des großen Saales, halbentkleidet auf dem Boden sitzend, gefunden. Boris und die Frau des Priesters, die an diesem Tage zu Besuch gekommen war, hatten sie fast mit Gewalt fortbringen müssen und sie zu Bett gebracht. Raiski hatte den Arzt kommen lassen und ihn, so gut es ging, über die nervösen Zufälle aufgeklärt. Der Arzt hatte ihr eine beruhigende Arznei verschrieben, und Wjera hatte sie genommen, jedoch keine Ruhe gefunden. Immer wieder war sie aus dem Schlafe aufgefahren, hatte gefragt: „Was ist mit Tantchen?" und war dann wieder in einen unruhigen Halbschlummer verfallen.

Sie hörte nicht auf das Geflüster ihrer geliebten Freundin, die wohl geeignet war, Wjeras Geheimnisse im verschwiegenen Busen zu bewahren, sich ihr jedoch als der Stärkeren, Überlegeneren in allem unterordnete, ihre Ansichten widerspruchslos teilte und ihren Wünschen stets auf halbem Wege entgegenkam, sobald dagegen das drohende Unwetter über Wjeras Haupte heraufzog, sich als zu schwach erwies, um ihr Hilfe oder Beruhigung zu bringen.

„Gib mir zu trinken!" flüsterte Wjera, ohne auf ihr leichtes Geplauder zu hören. „Und sprich nicht so viel . . . Laß niemanden herein, sitz nur so neben mir da . . . Oder geh und höre einmal, was mit Tantchen ist!"

Und ganz ebenso war's in der Nacht. Aus unruhigem Schlummer auffahrend, flüsterte Wjera immer wieder: „Tantchen kommt nicht zu mir! Tantchen liebt mich nicht! Tantchen verzeiht mir nicht!"

Am dritten Tage war Tatjana Markowna aus dem Hause gegangen, ohne daß jemand sie bemerkt hatte. Raiski, der zwei Nächte schlaflos verbracht, war zu Bett gegangen, hatte jedoch Auftrag gegeben, ihn zu wecken, sobald sie fortgehe.

Aber Jakow und Wassilissa waren zur Frühmesse gegangen, und Paschutka, die die Herrin beim Fortgehen gesehen hatte, war vor lauter Schreck hinter die Besen und Flederwische in der Rumpelkammer gekrochen und dort eingeschlafen. Die andern waren da und dort im Hause zerstreut gewesen.

Nur Ssawelij hatte gesehen, daß die Gnädige den Abhang der Schlucht hinuntergeschritten war, daß ihr Gang unsicher gewesen, daß sie sich an den Bäumen festgehalten und dann dem Felde zugewandt hatte.

Raiski eilte ihr nach und sah, hinter einer Hausecke versteckt, wie sie langsam vom Felde heimkehrte. Sie blieb stehen und blickte zurück, als nähme sie Abschied von den Bauernhäusern. Er trat auf sie zu, wagte jedoch nicht, sie anzusprechen. Er war bestürzt, als er den neuen Ausdruck ihres Gesichtes sah: an Stelle des hilflosen Entsetzens war eine gewisse Bewußtheit getreten, in der jedoch etwas Trostloses lag. Sie hatte ihn nicht bemerkt — sie sah vor sich hin, als blicke sie ihrem Unglück ins Gesicht.

Sie träumte mit offenen Augen, daß ihr Reich zusammengebrochen und der Greuel der Verwüstung an seine Stelle getreten sei. Sie selbst erzählte später Raiski dieses unheimliche Traumbild, das sie wachen Auges gesehen.

Als sie sich nach dem Dorfe umgewandt, hatte sie statt der wohlgefügten Ordnung, in der sich sonst die Häuser befunden, einen Haufen halbverfaulter Bauernhütten erblickt, die jeder Aufsicht und Fürsorge entrieten und ein Schlupfwinkel von Dieben und Landstreichern, Bettlern und Säufern waren. Die Felder lagen verödet da, Beifuß, Kletten und Brennesseln wuchsen darauf.

Sie wandte sich entsetzt von diesem Dorfbilde ab und ging nach dem Garten. Sie blieb stehen, sah sich um — und erkannte weder Haus noch Hof.

Der Park, die Blumenanlagen, der Gemüse- und Obstgarten — alles bildete einen einzigen wüsten Haufen, ein vom Graswuchs überwuchertes Durcheinander. Kein Mensch wohnte an dieser Stätte, nur der Weih stieß aus den Lüften herab, um seine Beute zu packen und in die Höhe zu entführen.

Das neue Haus war verfallen und schief und halb in den Boden gesunken; die Hofgebäude waren eingestürzt; zwischen den Trümmern schlich eine kläglich miauende Katze umher, und ein ausgebrochener Sträfling verbarg sich unter dem verfallenen Dache.

Die Alte erschauerte und blickte nach dem alten Hause hinüber. Es hatte alles überdauert — während sonst alles Leben wie erschreckt von dieser Stätte geflohen war, stand es selbst in seinem düstren Trotz mit seinem dunklen Ziegelgemäuer, von dem der Bewurf abgefallen, fest und sicher an seiner Stelle.

Die Scheiben fehlen in den Fenstern, die Fensterrahmen sind vermorscht, und durch die verfallenen Räume streicht der Wind und vertilgt die letzten Spuren des Lebens. Im Kamin hat ein Uhu sich ein Nest gebaut, kein lebender Schritt läßt sich vernehmen, nur ihr Schatten ... der

Schatten ihrer Wjera, die nicht mehr ist, die gestorben ist ... schwebt über das rissige, dunkle Parkett, und ihr gespenstischer Seufzer gesellt sich dem Heulen des Windes, folgt ihm in den Garten, in die Schlucht — dorthin, zum Pavillon ...

Raiski sah, daß über das Antlitz der Großtante langsam eine Träne floß, die wie erstarrt an ihrer Wange hängen blieb. Die Alte wankte, griff in die Luft, als suche sie eine Stütze, und schien zusammenbrechen zu wollen ...

Er stürzte nach ihr hin, führte sie mit Wassilissas Hilfe nach Hause, ließ sie in einen Sessel gleiten und eilte fort, um den Arzt zu holen. Sie blickte um sich, ohne jemand zu erkennen. Wassilissa begann bitterlich zu weinen und stürzte ihr zu Füßen.

„Mütterchen Tatjana Markowna!" jammerte sie — „so kommen Sie doch zu sich, machen Sie das heilige Kreuzzeichen!"

Die Alte bekreuzte sich, stieß einen tiefen Seufzer aus und gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie nicht sprechen könne, und daß sie durstig sei.

Sie legte sich ins Bett, fast mechanisch, als wisse sie nicht, was sie tue. Wassilissa entkleidete sie, hüllte sie in warme Tücher, rieb ihr die Arme und Beine mit Franzbranntwein ein und brachte sie schließlich so weit, daß sie ein Glas Wein trank. Der Doktor ordnete an, man solle sie nicht weiter beunruhigen, sondern sie schlafen lassen und ihr dann die Arznei eingeben, die er ihr verschrieben.

Irgendein unvorsichtiges Wort verriet Wjera, daß die Großtante krank zu Bette liege. Sie warf die Decke von sich ab, stieß Natalia Iwanowna zur Seite und wollte zu ihr eilen. Doch Raiski hielt sie zurück, indem er sagte, daß Tatjana Markowna in festen Schlaf gesunken sei.

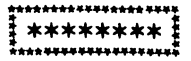
Gegen Abend war auch Wjera erkrankt, sie hatte Fieber und phantasierte. Die ganze Nacht war sie in heftigster Unruhe, rief im Traume die Großtante und weinte.

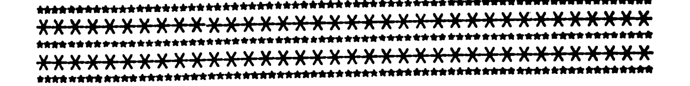
Raiski verlor ganz und gar den Kopf und entschloß sich schließlich, den alten Hausarzt Peter Petrowitsch kommen zu lassen. Er suchte ihm Wjeras Zustand zu erklären, ohne natürlich die Ursache zu erwähnen. Voll Ungeduld erwartete er den Morgen und ging unaufhörlich zwischen Wjera und Tatjana Markowna hin und her.

Die Großtante saß mit umwickeltem Kopfe da. Er fürchtete sich hinzusehen, ob sie schlafe, oder ob sie noch immer mit ihrem Kummer ringe. Auf den Zehen schlich er dann zu Wjera und fragte Natalia Jwanowna, wie es dieser gehe.

„Sie fährt jeden Augenblick aus dem Traume auf und weint und phantasiert,“ sagte Natalia Jwanowna, die am Kopfende des Bettes saß.

„Mein Gott!“ sagte Raiski, als er, an Leib und Seele ermattet, in sein Zimmer kam und sich auf sein Bett hinstreckte — „hätte ich wohl je gedacht, daß ich hier in diesem Winkel auf solch ein Drama, auf solche Persönlichkeiten stoßen würde? Wie gewaltig, wie furchtbar in seiner Schlichtheit, in seiner nackten Wahrheit ist doch das Leben, und wie vermögen die Menschen nur solche Katastrophen zu überdauern? Und wir, die wir dort in den großen Städten auf dem Haufen leben — wir kochen mühsam unsere dünnen Bettelsuppen und nennen das Leben und Leidenschaft!...“





Achtes Kapitel

Wjera befand sich am Morgen nicht besser. Sie schlief zwar, hatte jedoch immer noch Fieber und phantasierte.

Raiski begab sich zu Tatjana Markowna und betrat zugleich mit Wassilissa ihr Schlafzimmer.

Sie lag noch immer genau so wie am Tage vorher, in unveränderter Lage da.

„Sieh doch nach, Wassilissa, was mit Tantchen ist! Ich fürchte mich näherzutreten, um sie nicht zu erschrecken," flüsterte Raiski.

„Soll ich die gnädige Frau nicht wecken?"

„Es wäre wohl nötig, Wjera ist krank... Ich weiß nicht, ob wir nicht vielleicht nach dem Arzt schicken sollten?..."

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als Tatjana Markowna sich plötzlich im Bett aufrichtete.

„Wjera ist krank?" wiederholte sie.

Raiski atmete erleichtert auf.

Auf dem Antlitz der Großtante, das gestern noch wie versteinert erschienen war, zeigte sich plötzlich der Ausdruck des Lebens, der Furcht und Sorge. Sie machte ihm ein

Zeichen mit der Hand, er solle hinausgehen, und nach einer halben Stunde hatte sie ihre Toilette beendet.
Mit großen, eiligen Schritten, bange Besorgnis in den Zügen, schritt sie über den Hof nach dem alten Hause — zu Wjera. Jede Spur von Müdigkeit war aus ihrem Wesen gewichen. Das Leben war in sie zurückgekehrt, und Raiski begrüßte die Furcht, die sich in ihren Zügen malte, als ein willkommenes Zeichen der Besserung.
Sie betrat leise Wjeras Zimmer, richtete einen tiefen, forschenden Blick auf das bleiche Gesicht der Schlafenden und flüsterte Raiski zu, er solle den alten Doktor holen lassen. Jetzt erst bemerkte sie die Frau des Priesters, die ganz ermüdet und abgespannt aussah. Sie umarmte sie und sagte ihr, sie möchte hinübergehen und drüben bei ihr einen ganzen Tag ausruhen.
„Jetzt ist hier niemand nötig: ich bin da," sagte sie und machte sich neben Wjeras Bett einen Sitz zurecht.
Der Doktor kam. Tatjana Markowna suchte ihn, so gut es ging, über Wjeras leidenden Zustand aufzuklären. Er verschrieb ihr etwas gegen das Fieber und meinte, sobald dieses geschwunden, sei nichts weiter zu befürchten.
Wjera nahm im Halbschlummer die Arznei und sank gegen Abend in einen festen Schlaf.
Tatjana Markowna setzte sich ihr zu Häupten nieder — so, daß sie den Kopf auf Wjeras Kissen legen konnte. Sie schlief nicht, sondern achtete aufmerksam auf jede Bewegung, jeden Atemzug Wjeras.
Wjera erwachte und fragte: „Schläfst du, Natascha?" Und als sie keine Antwort erhielt, schloß sie die Augen, um sie von Zeit zu Zeit, sobald sie sich ihrer Lage wieder bewußt ward, mit einem schmerzlichen Seufzer zu öffnen.
Sie suchte wieder in ihren Schlummerzustand zurück-

zusinken; die Nacht, die sie umgab, erschien ihr wie ein schreckliches, finsteres Gefängnis.

Nach einiger Zeit bewegte sie sich und verlangte zu trinken. Eine Hand reichte ihr über das Kopfkissen hin den erfrischenden Trank.

„Was macht Tantchen?“ fragte sie, öffnete die Augen und schloß sie wieder.

„Wo bist du denn, Nataſcha? Komm doch hierher, warum versteckst du dich?“

Keine Antwort erfolgte.

Sie seufzte tief auf und verfiel wieder in einen Halbschlummer.

„Tantchen kommt nicht! Tantchen liebt mich nicht!“ flüsterte sie bang, als sie für einen Augenblick erwachte. „Tantchen verzeiht mir nicht!“

„Tantchen ist gekommen! Tantchen liebt dich! Tantchen hat dir verziehen!“ erklang eine Stimme zu ihren Häupten.

Wjera fuhr jäh empor, sprang aus dem Bett und stürzte zu Tatjana Markowna hin.

„Tantchen!“ schrie sie auf und barg, einer Ohnmacht nahe, ihren Kopf an der Brust der Alten.

Tatjana Markowna brachte sie ins Bett und legte ihren grauen Kopf auf das Kissen, neben das bleiche, schöne, verhärmte Gesicht, das in dem dichten, dunklen Haar halb verschwand.

An die Brust der Greisin geschmiegt, die ihr mehr war als selbst eine Mutter ihr sein konnte, ließ Wjera ohne Worte, in einer Flut von Tränen, in krampfhaftem Schluchzen ihre Beichte und Reue, ihren ganzen plötzlich mit jähem Ungestüm hervorbrechenden Gram und Schmerz hervorströmen.

Die Großtante hörte schweigend dieses Schluchzen und trocknete mit ihrem Taschentuche Wjeras Tränen; sie ließ sie schluchzen und weinen und preßte nur den Kopf der Weinenden an ihre Brust, ihn immer wieder mit Küssen bedeckend.

„Liebkosen Sie mich nicht, Tantchen ... ich verdiene es nicht ... lieben Sie Marfinka ..."

Aber die Großtante drückte sie nur noch fester an ihre Brust.

„Deine Schwester bedarf meiner Liebe nicht mehr — ich aber bedarf der deinigen ... Stoß mich nicht von dir, Wjera, wende dich nicht länger ab von mir ... ich bin so verwaist!" sagte sie und begann selbst zu weinen.

Wjera schloß sie mit aller Kraft, die ihr zu Gebote stand, in ihre Arme.

„Meine Mutter ... verzeihen Sie mir ..." flüsterte sie.

„Schweig ... nicht ein Wort davon ... niemals!"

„Ich habe nicht auf Sie gehört ... Gott hat mich gestraft, um Ihretwillen ..."

„Was sprichst du da, Wjera?" rief Tatjana Markowna jäh, vor Schreck erbleichend, und glich wieder jener trostlosen Alten, die wie geistesgestört durch Wälder und Schluchten geirrt war.

„Ich dachte, daß mein Wille und Verstand mir genug sein würde fürs ganze Leben, daß ich klüger sei als ihr alle ..."

Tatjana Markowna atmete frei auf. Sie hatte offenbar einen andern Sinn aus Wjeras Worten herausgelesen.

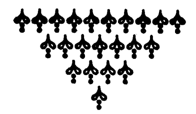
„Du bist klüger als ich und hast mehr gelernt," sagte sie. „Gott hat dir einen reichen Geist gegeben — aber du bist nicht erfahrener als Tantchen ..."

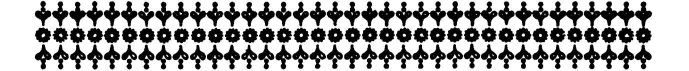
„Jetzt ... bin ich auch erfahrener ..." dachte Wjera und

preßte ihr Gesicht gegen die Schulter der Tante. „Nehmen Sie mich fort von hier ... lassen Sie mich Ihre Marfinka sein ... es soll keine Wjera mehr geben ...“ flüsterte sie. „Ich will fort aus diesem alten Hause ... dorthin will ich, zu Ihnen!“

Die Großtante liebkoste sie schweigend.

Beider Köpfe lagen nebeneinander auf dem Kissen, und weder Wjera noch die Großtante sprach fernerhin ein Wort. Sie schmiegten sich dicht aneinander und schliefen so, sich innig umarmend, gegen Morgen ein.





Neuntes Kapitel

Wjera erhob sich am Morgen ohne Fieber und Schüttelfrost, nur blaß und abgespannt war sie. Sie hatte die Krankheit an der Brust der Großtante in einer Flut von Tränen ausgeweint. Der Doktor meinte, es wäre nun wohl alles gut, sie solle jedoch ein paar Tage im Zimmer bleiben.

Die alte Ordnung kehrte allmählich wieder zurück. Wjeras Namenstag ging auf ihren Wunsch ganz still vorüber. Weder Marfinka noch die Wikentjews kamen — man hatte ihnen durch einen Expreßboten sagen lassen, daß Wjera Wassiljewna sich nicht ganz wohl befinde und das Zimmer hüten müsse.

Tuschin gratulierte schriftlich und fragte an, ob er wohl seinen Besuch machen dürfe. Wjera antwortete ihm: „Warten Sie noch, bitte, ich bin noch nicht wieder ganz wohlauf.“

Die Gratulanten aus der Stadt wurden dahin beschieden, daß Wjera auf Anordnung des Arztes das Zimmer hüten müsse. Nur die Dienerschaft trug dem Festtage Rechnung: die Stubenmädchen zogen ihre bunten Kleider an, salbten ihre Köpfe mit Nelkenpomade und schmückten sich mit

Bändern, während die Kutscher und Lakaien sich ganz gehörig betranken.

Wjera und die Großtante waren in ein neues Verhältnis zueinander getreten. Die Großtante vermied in ihrem Benehmen gegen Wjera jede Spur von demütiger Herablassung, nahm die Sache jedoch anscheinend auch nicht so leicht wie Raiski. Noch weniger aber bekannte sie sich zu jener grundsätzlichen Verurteilung, wie sie der landläufigen strengen Auffassung von der Bedeutung eines solchen Irrtums, oder Unglücks, oder Fehltritts, wie man zu sagen pflegt, beliebt — dieser rücksichtslosen, brutalen Auffassung, die von keiner Entschuldigung, keiner Motivierung eines solchen Fehltritts etwas wissen will.

Beide sahen einander mit ernstem Blicke an und sprachen nur wenig, zumeist von gleichgültigen, alltäglichen Angelegenheiten; ihre Augen jedoch redeten in stummer Sprache von ernsten, wichtigen Dingen.

Sie schienen sich gegenseitig zu beobachten, fürchteten sich jedoch offenbar, miteinander zu sprechen. Tatjana Markowna sagte nicht ein Wort, das als Rechtfertigung oder Entschuldigung des Fehltritts hätte gelten können, nicht mit einer Silbe tat sie des Geschehenen Erwähnung, anscheinend in dem Bestreben, Wjera erst zur Ruhe kommen zu lassen. Sie behandelte sie doppelt zärtlich, doch lag in ihrer Zärtlichkeit nichts Gemachtes, Beabsichtigtes, als wollte sie damit nur irgendwelche andern Gefühle oder Meinungen maskieren. Sie war tatsächlich zärtlicher gegen Wjera, als stehe sie nach diesem offenen Bekenntnis, ja selbst nach diesem Fehltritt ihrem Herzen näher.

Und Wjera bemerkte wohl diese Aufrichtigkeit und Herzlichkeit im Verhalten der Großtante, doch empfand sie keine Erleichterung davon. Sie hatte strenge Verurteilung

und Strafe erwartet, ja sie begehrte nach solcher. Sie hätte es nur als gerecht und billig hingenommen, wenn die Großtante sie für ein halbes oder ein ganzes Jahr irgendwohin fortgeschickt hätte, vielleicht nach ihrem entlegenen Gute, bis sie vergessen hätte, wie sehr ihr Vertrauen und ihre Liebe getäuscht worden. Dann, nach dieser Frist, hätte sie ihr vielleicht verzeihen und sie zurückrufen sollen, um ihr jedoch die alte Liebe und Zärtlichkeit erst dann wieder zuzuwenden, wenn Wjera sich durch jahrelange, ernsthafte Arbeit, unter Anspannung aller Kräfte ihres Herzens und Verstandes, das Recht auf diese mütterliche Liebe wiedererobert hätte. Eine solche strenge Buße und Sühne hätte ihrem Gemüte Ruhe und Gleichgewicht wiedergegeben oder sie wenigstens ihre Schuld vergessen lassen — wenn anders es wahr ist, was Raiski ihr zum Troste sagte: daß die Zeit alles im Leben auslösche und verwische.

„Wirklich alles?" dachte sie, und dumpfe Traurigkeit beschlich sie. Nein, die Zeit war nicht imstande, alle die furchtbaren Qualen, die sie schon erduldet, und die ihr noch bevorstanden, hinwegzuwischen.

So viel Schreckliches hatte sie schon erfahren, so Schweres trug sie noch jetzt, nachdem sie das liebende Herz dieser zärtlichen Mutter wiedergefunden — und doch schien da noch eine böse, bittere Erfahrung zu lauern, für die vielleicht auch die Zeit ihr kein Heilmittel, keinen Trost zu bieten haben würde.

Sie bemühte sich, nicht daran zu denken — und dachte doch im nächsten Augenblick wieder daran: wie sie wohl die Großtante mit diesem furchtbaren Schmerz, den sie ihr angetan, wieder aussöhnen, wie sie ihr den Schlag, den sie durch ihre Schuld empfangen, erträglich machen könnte.

Sie suchte dieses Schweigen der Großtante, diese verdoppelte Zärtlichkeit, mit der sie ihr entgegenkam, zu begreifen — und machte dabei die Beobachtung, daß die Großtante ihr, wenn sie sich unbeobachtet wähnte, ganz seltsame Blicke zuwarf, die Wjera nicht zu deuten wußte.
Daß die Großtante unaussprechlich leiden mußte, war ihr klar. Der Kummer hatte ihr ganzes Wesen verwandelt, sie ging zuweilen gekrümmt, war gelb geworden, und die Runzeln in ihrem Gesichte hatten sich vermehrt. Dann aber, wenn sie Wjera ansah oder ihr zuhörte, richtete sie sich plötzlich wieder auf, und in ihren Augen leuchtete eine so zärtliche Glut, als hätte sie in Wjera jetzt erst so recht — nicht die liebe, kleine Enkelin von früher, sondern die eigene Tochter entdeckt, die ihr nun doppelt lieb, doppelt teuer geworden.
Warum nur diese Fülle, dieses Übermaß von Liebe? Vielleicht, dachte Wjera, wollte die Großtante sie jetzt ganz besonders schonen und hegen, das ganze Mitgefühl über sie ausströmen lassen, dessen ihr tiefempfindendes Frauenherz fähig war. Sie wollte die arme, kranke, reuige Büßerin nicht die Schuld entgelten lassen, wollte ihr Verfehlen mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken.
„Ja, das wird es wohl sein," dachte Wjera demütig. „Doch, o Gott — welche Qual ist das, dieses Mitleid zu ertragen, dieses Almosen hinzunehmen! Gefallen zu sein und sich nicht wieder aufrichten zu können — nicht nur in den Augen der andern, sondern auch in den Augen dieser zärtlich liebenden, treuen Mutter!"
Sie wird sie hätscheln und streicheln, mehr vielleicht als früher — aber sie wird sie hätscheln, wie man einen unglücklichen Idioten hätschelt, den die Natur stiefmütterlich behandelt hat, indem sie ihm den Verstand nahm. Oder,

was noch schlimmer ist: wie man einen unglücklichen, verirrten Bruder streichelt, dem man durch das bißchen Zärtlichkeit sein Unglück erträglich zu machen sucht.
Ihr Stolz, ihre menschliche Würde, das Recht auf die Achtung der Welt, ihre eigene Selbstachtung — alles das war in Trümmer geschlagen. Man reiße diese Blumen aus dem Kranze, der die Stirn des Menschen umwindet — und er ist entwürdigt, zur Sache herabgedrückt. Die Menge schaut mitleidig auf den Gefallenen und straft ihn mit ihrem Schweigen, wie die Großtante sie jetzt straft. Wer einmal diesen berechtigten menschlichen Stolz in seiner Seele empfunden, wer sich dieses Anrechtes auf die Achtung der andern einmal bewußt geworden und sein Haupt aufrecht auf den Schultern zu tragen gelernt hat — der kann nicht weiterleben, wenn ihm dieses Anrecht genommen ist.
Sie erinnerte sich einiger Beispiele, in denen die Welt, die öffentliche Meinung über solche Gefallene, wie sie jetzt eine war, erbarmungslos Gericht gehalten hatte.
„Bin ich denn besser als sie?" dachte Wjera. „Mark versicherte zwar, und auch Raiski tat es, daß jenseits dieses ... Rubikon ... ein anderes, neues, besseres Leben beginne. Ja, ein neues wohl — doch inwiefern ein besseres?"
Die Großtante bemitleidete sie — das allein war zum Sterben genug. Früher hatte sie sie geschätzt, war stolz auf sie gewesen, hatte ihr das Recht zuerkannt, nach freiem Ermessen zu denken und zu handeln, hatte sie gewähren lassen, ihr vertraut. Alles dies war nun für immer dahin! Sie hatte ihr Vertrauen gemißbraucht, war gestrauchelt bei all ihrem Stolze.
Sie war eine Bettlerin im Kreise der Ihrigen. Diejenigen, die ihr am nächsten standen, waren Zeugen ihres Falles

gewesen und kamen nun, ihr Gesicht abwendend, zu ihr, um aus Mitleid ihre Schmach mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, während sie dabei stolz im stillen dachten: „Du wirst nie wieder aufstehen, du Ärmste, nie wieder gleichberechtigt neben uns stehen — so nimm denn wenigstens um Christi willen unsere Verzeihung hin!"
„Wohlan denn — um Christi willen will ich ihre Verzeihung hinnehmen und mich demütigen. Ich will es, ja — doch mein Herz begehrt auf, es will kein Mitleid, es will Zorn und Gewitter ... Schon wieder dieser Stolz ... wo bleibt dann aber die Demut? Demütig sein heißt für mich so viel, wie den strafenden Blick einer reinen Frau ertragen, jahrelang, ein ganzes Leben lang vor diesem Blick erbleichen, ohne darob auch nur einen Augenblick zu murren. Wohl denn — ich will nicht murren! Ich will alles ertragen: das großherzige Mitleid eines Tuschin, eines Raiski, und das Erbarmen der Großtante, hinter dem sich vielleicht stille Verachtung birgt ...
„Tantchen verachtet mich!" dachte sie, in bitterem Harm erbebend, und verbarg sich vor ihren Blicken, saß schweigend und gedrückt in ihrem Zimmer, wandte sich ab oder schlug die Augen nieder, wenn Tatjana Markowna sie so mit innigster Zärtlichkeit — oder, wie sie meinte, mit christlichem Mitleid — ansah.
Und sie vergegenwärtigte sich, wie sie selbst vor dem Zusammentreffen mit Mark gewesen — vor jenem verhängnisvollen Abend, der ihre Ruhe zerstört hatte: so rein war sie da, so voll natürlichen Reizes, voll frischen, prickelnden Lebens ... Und unwillkürlich erschauerte sie!
Es erwies sich, daß auch ihre Geringschätzung der Meinung anderer, auf die sie sich früher so viel zugute getan, nicht standhielt. Es war ihr schmerzlich, auch in den Augen der

„Banausen", wie Mark sich ausdrückte, als eine Gefallene zu gelten. Sie seufzte nach ihrer Achtung, ihrer Bewunderung und Verehrung, die sie nun eingebüßt hatte.
„Hätte ich mir doch damals an der unglücklichen Kunigunde ein Beispiel genommen!" dachte sie mit schmerzlicher Selbstironie.
Sie wollte beten und vermochte es nicht. Um was sollte sie beten? Ihr blieb nichts weiter übrig, als demütig das Haupt zu neigen und den Schlag, der auf sie niederfiel, entgegenzunehmen. Und sie beugte sich und trug die Last und Strafe der Verachtung, die, wie sie meinte, ihr nun mit Recht zuteil geworden.
Äußerlich erschien sie allen vollkommen ruhig, aber ihre Augen waren eingesunken, keine Spur von Farbe war in dem bleichen Gesicht, die Grazie ihres Ganges, die Freiheit ihrer Bewegungen war fort. Sie magerte ab, und man sah es ihr an, daß sie des Lebens überdrüssig war. Sie hatte für niemand und für nichts ein Interesse. Natalia Iwanowna war auf ihren Wunsch heimgefahren, und sie saß nun zumeist allein in ihrem verschlossenen Zimmer und ging nur zum Mittagessen zur Großtante hinüber. Wenn diese sie mit ihrem forschenden Blicke ansah oder in zärtlichem Tone ein Wort an sie richtete, ließ sie den Kopf sinken und wurde noch düsterer, noch in sich gekehrter. Und wenn Tatjana Markowna auch nur durch ein Wort oder einen Blick einen Wunsch äußerte, erfüllte sie ihn demütiger als selbst Paschutka.
Man sah und hörte gleichsam im ganzen Hause nichts von ihr. Ganz leise, wie ein Schatten, ging sie umher, und wenn sie jemanden um etwas bitten mußte, tat sie es flüsternd, ohne den Blick aufzuheben. Sie wagte nicht, einen Befehl zu erteilen. Es war ihr, als schauten Wassi-

lissa und Jakow nur mit Mitleid auf sie, und in Jegorkas Augen glaubte sie kecken Hohn, in denen der Stubenmädchen heimlichen Spott zu lesen.

„Das also ist das neue Leben," dachte sie und blickte zur Seite, um den Leuten nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Und doch wußte niemand im Hause außer Raiski und der Großtante auch nur das geringste. Sie aber meinte, allen ihr Geheimnis vom Gesicht lesen zu können.

Wie nun Tatjana Markowna sie so beobachtete, wurde sie selbst nachdenklich und steckte sich förmlich mit Wjeras Traurigkeit an. Auch sie sprach kaum mit jemandem, schlief nur wenig, kümmerte sich nur wenig um die Wirtschaft, empfing die Kaufleute nicht, die auf dem Gute erschienen, um Getreidekäufe abzuschließen, und kommandierte nicht mehr wie sonst im Hause herum. Die Stirn auf den Ellbogen gestützt, saß sie oft lange, lange einsam in ihrem Zimmer.

Gleich Wjera war auch sie jetzt Raiski seelisch nähergetreten. Die schlichte Sanftmut seines Gemüts, die Aufrichtigkeit, die aus jedem seiner Worte sprach, seine bis zur Redseligkeit ausartende Offenheit, der kühne Flug seiner Phantasie — alles dies gewährte der einen wie der andern einigen Trost.

Er wußte zuweilen sogar ein Lächeln auf ihr Gesicht zu locken. Aber die Wolke der Trauer, die sich über die beiden Frauen, wie über das ganze Haus gesenkt hatte, vermochte er trotz aller Bemühungen doch nicht ganz zu bannen. Er wurde selbst traurig gestimmt, als er sah, daß weder seine unverminderte Achtung noch die Zärtlichkeit der Großtante der armen Wjera ihre frühere Frische, ihren Stolz, ihr Selbstvertrauen, ihren klaren Verstand und starken Willen wiederzugeben vermochte.

„Tantchen verachtet mich, sie liebt mich nur noch aus Mitleid. Ich kann so nicht leben, ich werde sterben!" flüsterte sie Raiski zu. Dieser stürzte sogleich zu Tatjana Markowna und sagte ihr, was Wjeras Seele nun wieder bedränge. Er war sehr bestürzt, als die Großtante, statt Wjera zu trösten, seine Worte mit verlegener, unruhiger Miene aufnahm und nichts Besseres wußte, als zu beten.

„Bete auch du!" flüsterte sie Wjera zuweilen, wenn sie an ihr vorüberging, zu.

„Ich kann nicht — beten Sie für mich!" antwortete Wjera.

„Dann weine!" sagte die Großtante.

„Ich habe keine Tränen mehr!" antwortete Wjera, und sie gingen schweigend voneinander, jede nach ihrem Winkel.

Raiski wurde mehr und mehr der Freund und Vertraute beider. Wjera sowohl wie die Großtante erschienen ihm wie zwei Heilige, wie Märtyrerinnen; er suchte begierig jedes ihrer Worte, jeden Blick zu erhaschen und wußte nicht, welche von beiden ihn inniger, tiefer rührte.

Das Bild harmonischer Schönheit, das er stets in Wjera gesehen, gedieh nun gleichsam vor seinen Augen zur Vollendung. Und neben ihr ragte in der Großtante die kraftvolle Gestalt des antiken Weibes, der klassischen Matrone empor. Jene sah er durch das Feuer der Leidenschaft und die Erfahrung sich zum Selbstbewußtsein, zur Selbstbeherrschung hindurchringen, und diese setzte ihn durch ihren überlegenen Verstand in Erstaunen. Woher kam ihr diese reife Einsicht — ihr, die doch eine Unvermählte, ein Mädchen war? Er konnte sich ihr Wesen, ihr Verhalten nicht erklären: die Großtante war für ihn ein Rätsel, dessen Lösung er vergeblich suchte.

Beide drangen mit herzlichen Worten in ihn, er solle doch

für immer bei ihnen bleiben, solle heiraten und ein eigenes Haus führen.

„Ich fürchte, ich halte es nicht aus," antwortete er ihnen — „meine Phantasie wird nach neuen Idealen verlangen, meine Nerven werden neue Sensationen suchen — die Langeweile wird mich bei lebendigem Leibe verzehren. Solch eine arme Künstlerseele kennt nun einmal nichts als diesen ewigen Drang ... nach dem Schaffen ... Nehmt es mir schon nicht übel, ich werde mich bald auf die Beine machen," pflegte er zu erwidern, und seine melancholischen Worte stimmten sie nur trauriger.

Die Großtante hing ihren stillen Gedanken nach, während Wjera sich in heimlichem Gram verzehrte. So gingen Tage auf Tage hin. Wjeras Niedergeschlagenheit wich nun kaum noch von ihr, und Tatjana Markownas Betrübnis wuchs in dem Maße, wie sie Wjera schärfer und schärfer beobachtete.

Solange Wjera sich nicht wohl befand, hatte die Großtante drüben im alten Hause geschlafen — aufdem Diwan, Wjeras Bett gegenüber, hatte sie ihr Lager aufgeschlagen, um bei der Schlummernden zu wachen. Oft jedoch lagen beide da, ohne den Schlummer zu finden, und jede von ihnen lauschte, ob die andere wohl schlafe.

„Du schläfst nicht, Wjerotschka?" fragte die Großtante.

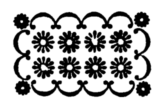
„Doch, ich schlafe," antwortete Wjera und schloß die Augen, um die Großtante zu täuschen.

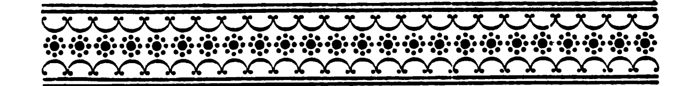
„Sie schlafen nicht, Tantchen?" fragte ihrerseits Wjera, als sie die Augen der Großtante auf sich gerichtet sah.

„Den Augenblick bin ich aufgewacht," sagte Tatjana Markowna und legte sich auf die andere Seite.

„Ich kann nicht leben! Ich finde keine Ruhe, werde sie niemals finden!" zuckte es durch Wjeras gequältes Hirn.

„Ich muß es tun — Gott will, daß ich mir selbst diese Buße auferlege, um ihrem Herzen Ruhe zu schaffen ...“ dachte die Großtante mit einem tiefen Seufzer.
„Wann werden Sie mich hier fortnehmen, Tantchen — zu Ihnen hinüber?“
„Nach der Hochzeit, sobald Marfinka fort ist ...“
„Ich möchte jetzt schon hinüberziehen, ich fühle mich hier so unglücklich, finde keinen Schlaf ...“
„Warte noch ein Weilchen — sobald es mit deiner Gesundheit besser geht, wollen wir zusehen ...“
Wjera schwieg — sie wagte nicht, auf ihrem Wunsche zu bestehen.
„Sie will mich nicht bei sich haben,“ dachte sie — „sie verachtet mich ...“





Zehntes Kapitel

Am folgenden Tage, nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht, schickte Tatjana Markowna früh am Morgen nach Tit Nikonytsch. Er kam in aufgeräumter Stimmung an, drückte seine Freude darüber aus, daß die Krankheit Tatjana Markownas wie der lieben Wjera Wassiljewna einen so glücklichen Verlauf genommen, übergab der Großtante eine riesige Melone und eine Ananas, die er mitgebracht, machte seine Kratzfüße, brachte mit zuckersüßem Lächeln seine Komplimente vor und machte sich in dem blendend weißen Hemd, den gelben Nankingpantalons und dem blauen Frack mit goldenen Knöpfen ganz allerliebst.

„Ich habe nun zum Herbst wieder das Wams hervorgeholt," berichtete er lächelnd — „das mir unser sehr verehrter Boris Pawlowitsch zum Geschenk gemacht hat . . ."

Er warf einen Blick auf Tatjana Markowna und ward plötzlich starr vor Schreck.

Zum Ausgang gerüstet, einen Pelzkragen um die Schultern und ein Tuch auf dem Kopfe, stand sie da und machte ihm schweigend ein Zeichen, er solle ihr folgen. Sie gingen in den Garten. Auf Wjeras Lieblingsbank nahmen sie

beide Platz, und wohl zwei Stunden lang sprachen sie miteinander. Dann kehrte die Großtante, den Blick zu Boden gerichtet, nach ihrem Zimmer zurück, während Tit Nikonytsch wie zerschmettert, ohne erst das Haus zu betreten, sich entfernte. Er ging schnurstracks nach seiner Wohnung, befahl dem Kammerdiener, seinen Koffer zu packen, bestellte sich Extrapost und fuhr nach seinem Gute, auf dem er seit mehreren Jahren nicht mehr gewesen.

Raiski sprach bei Tit Nikonytsch vor und hörte zu seinem Erstaunen, daß er abgereist sei. Er erkundigte sich bei Tatjana Markowna nach dem Grunde der Abreise, doch sie konnte ihm nur so viel sagen, daß da irgend etwas mit den Bauern nicht in Ordnung sei.

Wjera war niedergeschlagener denn je. Sie lag zumeist auf dem Diwan, sah mechanisch, ohne Teilnahme an irgend etwas, vor sich hin oder ging in den Zimmern des alten Hauses auf und ab — bleich, mit gelben Flecken um die Augen. Auf ihrer Stirn erschien dann eine scharfe Linie, gleichsam die Andeutung einer zukünftigen Furche. Wenn sie sich im Spiegel sah, lächelte sie schmerzlich. Zuweilen trat sie an den Tisch, in dessen Schublade, noch uneröffnet, der Brief auf dem blaßblauen Papier lag; sie griff nach dem Schlüssel und wollte die Schublade herausziehen, trat aber sogleich wieder, wie von Entsetzen erfaßt, zurück.

„Wohin soll ich gehen? Wo soll ich mich vor der Welt verbergen?“ dachte sie.

Der heutige Tag zog sich einförmig bis zum Abend hin, wie der gestrige, und wie aller Wahrscheinlichkeit nach auch der morgige. Auf die Nacht folgte der Tag, auf den Tag die Nacht. Wjera legte sich zu Bett, löschte das Licht aus und starrte mit offenen Augen ins Dunkel. Sie

wollte vergessen, wollte einschlafen, aber der Schlummer floh sie.

Im nächtlichen Dunkel glaubte sie seltsame Flecke zu sehen, die noch schwärzer waren als das Dunkel. Geheimnisvolle Schatten schienen, an den matt schimmernden Fenstern vorüber, durchs Zimmer zu huschen. Doch sie schreckten sie nicht, ihre Nerven waren ganz erschöpft; sie wäre nicht einmal mehr erschrocken, wenn plötzlich ein Gespenst aus der Ecke vor sie hingetreten wäre, wenn ein Dieb oder Mörder sich eingeschlichen hätte; sie wäre auch gleichgültig geblieben, wenn man ihr gesagt hätte, daß sie nicht mehr aufstehen würde.

Und sie fuhr fort, ins Dunkel hineinzustarren, auf die vorüberhuschenden Schatten, auf die schwarzen Flecke, die sich im Dunkel zusammenzogen, auf die wie in einem Kaleidoskop daherwirbelnden Kreise...

Plötzlich schien es ihr, als öffne sich ganz langsam, mit leisem Knarren, die Tür ihres Zimmers.

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf und blickte hin.

Eine Kerze erschien und eine Hand, die wie ein Schirm das Licht abhielt. Wjera legte den Kopf auf das Kissen zurück und tat, als schlafe sie. Sie sah, daß es Tatjana Markowna war, die, mit einer kleinen Lampe in der Hand, vorsichtig eintrat. Sie ließ den Umhang, den sie um die Schultern trug, auf den Stuhl gleiten und trat im weißen Nachtgewand, ohne Haube, unhörbar an Wjeras Bett. Die Lampe hatte sie auf das Tischchen zu Häupten des Bettes gestellt, so leise, daß es nicht eine Spur von Geräusch gab, und ebenso leise setzte sie sich auf die Causeuse neben dem Bett.

Sie sah forschend auf Wjera, die mit geschlossenen Augen dalag. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß sie da und

verwandte keinen Blick von Wjera, während sie von Zeit zu Zeit schwer aufatmete, als wolle sie, möglichst unhörbar, ihre Brust von den aufsteigenden Seufzern erleichtern.
Über eine Stunde verging. Wjera öffnete plötzlich die Augen, und Tatjana Markowna sah sie durchdringend an.
„Du kannst nicht schlafen, Wjerotschka?"
„Nein."
„Weshalb nicht?"
Wjera antwortete nicht. Sie sah Tatjana Markowna ins Gesicht, und es fiel ihr auf, daß sie sehr bleich war.
„Sie kann den Schlag noch immer nicht verwinden," dachte Wjera. „Sie kann sich nicht länger verstellen, die Wahrheit dringt mit Gewalt durch..."
„Warum quälen Sie mich auch jetzt in der Nacht noch, Tantchen?" sagte sie dann leise.
Die Großtante sah sie schweigend an, und Wjera antwortete ihr gleichfalls mit einem langen, stummen Blick. Sie sprachen durch die Augen miteinander, und sie verstanden sich gegenseitig.
„Sehen Sie mich nicht so an, Ihr Mitleid tötet mich," begann darauf Wjera. „Jagen Sie mich lieber von Haus und Hof, statt mich so Tropfen für Tropfen Ihre Verachtung kosten zu lassen... Tantchen! Ich ertrage das nicht länger! Verzeihen Sie mir endlich, und wenn Sie es nicht können, dann begraben Sie mich irgendwo bei lebendigem Leibe. Ich würde den Tod im Wasser suchen..."
„Warum spricht deine Zunge anders, Wjera, als dein Kopf denkt?"
„Und Sie — warum schweigen Sie? Was haben Sie im Sinne? Ich verstehe Ihr Schweigen nicht, und es peinigt mich. Ich sehe: Sie wollen irgend etwas sagen, und Sie sagen es nicht..."

„Es ist so schwer, es zu sagen, Wjera. Bete — und suche dein altes Tantchen ohne Worte zu verstehen ... wenn du es vermagst ..."

„Ich habe es mit dem Beten versucht, aber ich konnte nicht beten. Um was sollte ich auch bitten? Vielleicht um einen raschen Tod ..."

„Was härmst du dich denn noch, da doch alles vergessen ist?" sagte Tatjana Markowna, in dem Bestreben, Wjera zu beruhigen, und setzte sich von der Causeuse zu ihr aufs Bett.

„Nein, nichts ist vergessen. Ich lese meine Schuld aus Ihren Augen heraus ... sie sagen mir alles ..."

„Was sagen sie dir?"

„Daß ich nicht länger leben kann, daß ... alles vorüber ist ..."

„Du verstehst recht schlecht in Tantchens Augen zu lesen!"

„Ich werde sterben, ich weiß es. Ach, wenn es doch recht, recht rasch ginge!" sagte Wjera und kehrte ihr Gesicht der Wand zu.

Tatjana Markowna schüttelte leise den Kopf.

„Ich kann nicht leben!" wiederholte Wjera mit düsterer Bestimmtheit.

„Du kannst es!" sagte Tatjana Markowna mit einem tiefen Seufzer.

„Nach dem, was geschehen? ..." fragte Wjera, während sie sich nach ihr umwandte.

„Nach dem, was geschehen ..."

Wjera seufzte, und es klang so hoffnungslos aus ihrem Seufzer.

„Sie verstehen das nicht, Tantchen ... Sie sind nicht ... eine solche ..."

„Ich bin ... eine solche! ..." sagte Tatjana Markowna kaum hörbar, während sie sich über Wjera neigte.

Wjera sah sie an — mit einem jähen Blicke, zwei-, dreimal; dann ließ sie traurig den Kopf in das Kissen zurücksinken.
„Sie sind eine Heilige! Sie haben sich niemals in meiner Lage befunden ...“ sprach sie gleichsam vor sich hin. „Sie sind eine Gerechte, eine Makellose!“
„Ich bin eine Sünderin!“ flüsterte Tatjana Markowna kaum hörbar.
„Wir alle sind Sünder ... Aber Sie sind keine Sünderin in dem Sinne wie ich ...“
„Ganz in demselben Sinne ...“
„Wie?“ fragte Wjera, sich jäh emporrichtend, mit dem Ausdruck des Schreckens in Blick und Stimme.
„Ich bin eine Sünderin — ganz so wie du ...“
Wjera faßte krampfhaft mit beiden Händen in das Nachtgewand der Großtante und schmiegte ihr Gesicht an das ihrige.
„Warum verleumdest du dich selbst?“ fragte sie mit bebender Stimme, die fast wie ein Zischen klang. „Um die arme Wjera zu beruhigen, zu retten? Tantchen, warum lügst du?“
„Ich lüge niemals,“ flüsterte die Alte, kaum noch ihrer selbst mächtig — „das weißt du. Warum sollte ich jetzt lügen? Ich bin eine Sünderin ... eine Sünderin ...“ sagte sie, glitt vor Wjera auf die Knie nieder und neigte ihr graues Haupt gegen ihre Brust. „Verzeih auch du mir! ...“
Wjera war starr vor Schrecken.
„Tantchen ...“ flüsterte sie, und ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen, als sei sie eben erwacht — „ist denn das möglich?“
Und mit einer plötzlichen Bewegung drückte sie den Kopf der Alten an ihre Brust.

„Was tust du? Warum sagst du mir das?... Schweig! Nimm dein Wort zurück! Ich habe nichts gehört, ich will deine Worte vergessen, will sie für eine Ausgeburt meiner Träume halten... Peinige dich nicht so um meinetwillen!"
„Laß mich! Gott hat es mich sagen heißen!" sagte die Alte, die immer noch vor dem Bette kniete und den Kopf tief herabneigte.
„Steh auf, Tantchen!... Komm hierher, zu mir!..."
Die Großtante weinte an ihrer Brust, und auch Wjera begann laut, wie ein Kind, zu schluchzen.
„Warum hast du es gesagt?..."
„Ich mußte es sagen! Er heißt uns demütig sein," sprach die Alte, nach dem Himmel emporzeigend. „Er hieß mich meine arme Enkelin um Verzeihung bitten. Vergib du mir zuerst, Wjera — dann kann auch ich dir vergeben... Vergeblich war all mein Bemühen, das Geheimnis zu bewahren, es mit ins Grab zu nehmen... Ich habe dich, mein Kind, durch meine Sünde zugrunde gerichtet..."
„Du rettest mich, Tantchen... vor der Verzweiflung..."
„Ich rette auch mich, Wjera. Gott wird uns verzeihen, doch er verlangt, daß wir unsere Seelen läutern. Ich dachte, meine Sünde sei vergessen und vergeben. Ich schwieg und erschien vor den Menschen als eine Gerechte: ich war es nicht! Ich war wie ein übertünchtes Grab, in dem eine ungesühnte Schuld lauerte. Nun ist sie offenbar geworden — in deiner Schuld, die Gott zuließ, um mich zu strafen... Verzeih mir von Herzen..."
„Wie kann ich denn meiner Mutter verzeihen, Tantchen? Du bist eine Heilige, es gibt keine zweite solche Mutter... Wenn ich dich gekannt hätte, wie ich dich jetzt kenne — hätte ich mich denn je gegen deinen Willen aufgelehnt?..."
„Das eben ist meine andere Schuld," unterbrach Tatjana

Markowna sie — „ich schwieg und hielt dich nicht zurück vor dem Abgrund! Deine Mutter blickt strafend aus dem Grabe zu mir her — ich sehe sie im Traume, sehe sie bei offenen Augen... Sie ist jetzt hier, zwischen uns... Verzeih mir, teure Tote!" sprach die Alte, während sie wie verstört um sich schaute und die Arme zum Himmel emporstreckte. „Verzeih auch du mir, Wjera — verzeiht mir alle beide! Wir wollen beten, beten!..."

Ein Schauer überlief Wjera bei den Worten der Alten. Sie suchte Tatjana Markowna emporzurichten, und mit Mühe erhob sich diese und nahm auf der Causeuse Platz. Wjera reichte ihr das Eau de Colognefläschchen, befeuchtete ihre Schläfen mit Wasser, gab ihr beruhigende Tropfen ein, ließ sich dann auf dem Teppich neben ihr nieder und begann ihre Hände zu küssen.

„Es ist nichts so fein gesponnen," begann Tatjana Markowna, als sie sich ein wenig erholt hatte — „es kommt ans Tageslicht! Durch fünfundvierzig Jahre haben nur zwei Menschen darum gewußt: er und Wassilissa, und ich dachte, wir würden alle drei mit dem Geheimnis ins Grab steigen. Und nun ist doch alles zu Tage gekommen. Mein Gott!" rief sie mit dem Ausdruck des Entsetzens, ja fast des Wahnsinns, während sie sich erhob und die gefalteten Hände nach dem Bilde des Heilands ausstreckte — „wenn ich gewußt hätte, daß dieser Schlag jemals auf einen anderen... auf mein liebes, herziges Kind niederfahren könnte: ich hätte öffentlich auf dem Markte, oder vor der Kirche, vor der Menge der Gläubigen meine Sünde bekennen und Buße tun mögen!"

Wjera sah sie mit großen Augen voll Bestürzung an — sie fürchtete sich, das alles für wahr zu halten, was sie da hörte, sie suchte jeden Blick und jede Bewegung der Sprechen-

den aufzufangen und war im Zweifel, ob es nicht vielleicht eine heroische Tat, ein der großmütigen Seele entsprungenes Phantasiegebilde war, das den Zweck hatte, sie, die Gefallene, zu retten. Aber das Gebet der Alten, ihre Tränen, die Art, wie sie in die Knie sank und den Schatten der Verstorbenen beschwor ... nein, keine noch so geniale Schauspielerin hätte das alles so vorspiegeln können, und die Großtante in ihrer Aufrichtigkeit und ehrlichen Schlichtheit war alles andere als eine Schauspielerin.

Ein warmes Gefühl durchströmte Wjeras Brust, es wurde ihr leichter ums Herz. Sie fühlte gleichsam, wie sie sich innerlich aufrichtete, wie sie erwachte, wie neues Leben ihre Adern durchflutete, wie der Friede gleich einem lieben Freunde an die Tür ihrer Seele pochte und in dieser Seele, die wie ein verwüsteter, düstrer Tempel dagelegen, von neuem Gebete und hoffnungsfrohe Hymnen erklangen. Das Blut pulsierte wieder kräftig und frei durch ihre Adern; alles kam wieder, wie bei einem verdorbenen Uhrwerk, das von der Hand des Meisters repariert ward, in richtigen Gang. Die Menschen blickten sie wieder freundlich an, die Natur schmückte sich wieder für sie mit dem Kleide der Schönheit.

Morgen wird sie wieder frisch, lebendig und innerlich ruhig aufstehen können, wird die geliebten Gesichter sehen, wird sich davon überzeugen, daß Raiski nicht übertrieb, als er sagte, daß sie sein poetisches Ideal, sein liebster und teuerster Gedanke sei.

Tuschin wird wieder, wie früher, stolz auf sie sein und sich durch ihre Freundschaft beglückt fühlen — er wird sie „noch viel, viel mehr lieben als bisher“, wie er selbst sich einmal ausdrückte. Zur Großtante stand sie nun nicht mehr im Verhältnis der gehorsamen Enkelin — sie waren

Freundinnen geworden, waren unzertrennlich als zwei Gleichberechtigte.
Unwillkürlich hatte sie die Großtante, wie auch Raiski, zu duzen begonnen. Ihr Herz verlangte nach diesem vertraulichen „Du“, setzte sich hinweg über alle kalten Formen.
Jetzt erst verstand sie, warum die Großtante nach jenem Abend, an dem Raiski ihr alles gesagt, gegen sie doppelt zärtlich und rücksichtsvoll geworden war. Ja, die Großtante hatte diese schier unerträgliche Last ihres Kummers auf die eignen alten Schultern genommen, hatte durch das Bekenntnis ihrer eignen Schuld die Schuld Wjeras gesühnt und ihre Ehre, die ihr schon verloren schien, als unangetastet anerkannt. Verlorene Ehre! Sollte diese rechtschaffene, kluge, herzensgute Frau, die Beste in der ganzen Welt, die alle Menschen liebte, alle ihre Pflichten gewissenhaft erfüllte, nie jemanden beleidigte noch übervorteilte, die, mit einem Wort, ihr ganzes Leben für die andern hingab — sollte sie, die von allen verehrt ward, wirklich eine „Gefallene“ sein, die die Ehre verloren?
Sie sah nun, was ihr bevorstand: sie mußte sich bemühen, ihrerseits so zu werden wie die Großtante, mußte ihr Leben für die andern hingeben, mußte in strenger Pflichterfüllung, in Arbeit und Opfern ein neues Leben beginnen, ungleich jenem, das sie auf den Grund der Schlucht hinabgezogen ... Die Menschenliebe, die Wahrheit und Herzensgüte mußten ihre Leitsterne werden ...
Alles dies ging ihr wie ein Wirbel durch den Kopf und trug sie im Geiste zu steilen Wolkenhöhen empor. Sie fühlte sich so leicht, so frei wie ein Gefangener, dem die Fesseln von Händen und Füßen losgeschmiedet worden.
Sie richtete sich plötzlich auf ...
„Tantchen,“ sagte sie — „du hast mir verziehen, du liebst

mich mehr als alle andern, mehr als Marfinka — ich sehe das! Und weißt du auch, wie sehr ich dich liebe? Ach, ohne Grenzen liebe ich dich, über alle Maßen! Hätte ich denn so schwer gelitten, wenn ich dich nicht so sehr liebte? Wie lange sind wir doch nebeneinander hergewandelt, ohne einander zu kennen!..."

„Du sollst gleich alles hören, meine ganze Beichte — und dann verurteile mich oder verzeih mir! Auch Gott wird uns beiden verzeihen..."

„Nein, nein, ich will nicht — ich darf es nicht hören, schweig! Warum das?..."

„Warum? Damit ich jetzt das dulde, was ich damals vor fünfundvierzig Jahren hätte dulden sollen. Ich habe mich der Sühne meiner Schuld entzogen! Nun sollst du alles hören, und auch Boris soll es hören. Mag der Enkel mit dem grauen Haar der alten Kunigunde seinen Spott treiben!..."

Die Großtante ging ein paarmal erregt durchs Zimmer und schüttelte in fanatischer Entschlossenheit den Kopf. Sie glich wieder dem alten Frauenporträt in der Familiengalerie, mit der strengen Würde, der Größe, dem überlegenen Selbstvertrauen, dem von den durchlebten Qualen zeugenden Gesichte und dem Stolze, der dieser Qualen Herr geworden. Wjera kam sich ihr gegenüber wie ein törichtes kleines Mädchen vor, sah ihr schüchtern in die Augen und maß in Gedanken ihre junge, eben erst zum Kampfe mit dem Leben herausgeforderte Kraft mit dieser alten, in harten Lebenskämpfen erprobten, immer noch widerstandsfähigen, ungebeugten Energie.

„Ich hatte sie nicht verstanden! Wo blieb dieser Tiefe gegenüber meine vielgerühmte Einsicht und Klugheit?..." dachte sie, und sie stürzte gleichsam der Großtante Hals

über Kopf zu Hilfe, um sie von ihrer Beichte abzuhalten, um ihrer gefolterten Seele diese überflüssige Qual zu ersparen. Sie kniete vor ihr hin und ergriff ihre beiden Hände.

„Du wirst es selbst ermessen können, Tantchen," sagte sie — „was du jetzt für mich getan hast: mein ganzes Leben wird nicht ausreichen, dir das zu vergelten. Doch geh nicht weiter: laß hier deine Qual zu Ende sein! Wenn du darauf bestehst, will ich dem Bruder ein Wort über deine Vergangenheit zuflüstern — dann aber senke für immer den Schleier darüber! Und ich — warum soll ich diese Beichte durchaus hören? Ich will es nicht! Ich habe ja deine Seelenqual gesehen! Ich will nichts hören, will nicht über dich zu Gericht sitzen! Laß mich verehrungsvoll aufschauen zu deinem grauen Haar, laß mich es mein Leben lang segnen! Ich will, ich werde dich nicht anhören — *das ist* mein letztes Wort!"

Tatjana Markowna seufzte und schloß sie in ihre Arme.

„Nun gut, es sei so, wie du willst," sagte sie — „ich nehme deine Entscheidung als ein Zeichen, daß Gott mir verziehen hat, und ich danke dir, daß du mein graues Haupt so liebevoll schonst..."

„Laß uns nun zu dir hinübergehen und ausruhen," sagte Wjera.





Elftes Kapitel

Tage vergingen, und mit ihnen trat wieder Ruhe ein in Malinowka. Das Leben, das durch die Katastrophe wie durch eine Stromschnelle aufgehalten worden war, hatte das Hindernis überwunden und floß gleichmäßig weiter.

Aber dieser Ruhe fehlte die Sicherheit. Wie über der äußeren Natur, so lag auch über den Menschen herbstliche Stimmung. Alle waren nachdenklich, in sich gekehrt, schweigsam. Ein kühler Hauch ging von allen aus, und wie das Laub von den Bäumen, so war das Lächeln, der heitere Frohsinn von den Gesichtern geschwunden. Kummer und Gram waren wohl verweht, aber das Kolorit und der Ton des früheren Lebens waren gleichfalls dahin.

Zwischen Wjera und der Großtante hatten sich stillschweigend sehr enge und intime Beziehungen gebildet. Seit jenem Abend, an dem sie einander gegenseitig gebeichtet hatten, war zwischen ihnen Ruhe und Frieden eingetreten, doch fürchtete immer noch eine für die andere, und mit unsicherem, fragendem Blick, wie in Angst vor den kommenden Dingen, schauten sie in die Zukunft.

Wird die Großtante diesen unvorhergesehenen Kummer, der wie ein Erdbeben den Frieden ihrer Seele erschüttert hat, wohl auf die Dauer überwinden? So fragte sich Wjera, und sie suchte in Tatjana Markownas Augen zu lesen, ob sie sich wohl an die neue Wjera und das ungewisse Schicksal, das dieser Wjera bevorstand, gewöhnen würde. War sie nicht im stillen ungehalten darüber, daß sie so jäh aus dem glücklichen Hindämmern ihrer Greisentage herausgerissen worden war? Wird die ruhige Klarheit ihrer Seele wohl jemals wiederkehren?

Und Tatjana Markowna suchte ihrerseits die Zukunft Wjeras zu erraten, sie fragte sich bang, ob sie auch stark genug sein würde, um in Demut das Kreuz zu tragen, das nach ihrer Meinung das Schicksal ihr zur Buße und Sühne auferlegt hatte. Wird der verletzte Stolz und das verwundete Selbstgefühl ihre zarten jugendlichen Kräfte nicht untergraben? War ihr Kummer zu heilen, würde er nicht die Form eines chronischen Leidens annehmen?

Mechanisch ergriff die Großtante wieder die Zügel der Regierung in ihrem Reiche. Wjera vertiefte sich mit Eifer in die häuslichen Sorgen, namentlich bekümmerte sie sich um Marfinkas Ausstattung, bei deren Herrichtung sie ihren guten Geschmack und ihren Fleiß bekunden konnte.

Während sie einerseits irgendeine ernsthafte, ihren geistigen Kräften entsprechende Aufgabe vom Leben erwartete, ging sie doch andrerseits keiner noch so einfachen und anspruchslosen Tätigkeit, die sich ihr darbot, aus dem Wege. Sie fand, daß die Verachtung gegen das Kleinliche, Alltägliche und die vergebliche Erwartung irgendwelcher unerhörten Taten und Aufgaben, wie sie von manchen Leuten zur Schau getragen wurde, bei den meisten nur ein Vorwand war, um Trägheit und Unfähigkeit oder eine krankhafte,

über die Grenzen des eignen Könnens hinausstrebende Eitelkeit zu verbergen.
Sie war der Meinung, daß solche nie dagewesenen Aufgaben sich nicht auf Wunsch und Kommando einstellen, daß sie vielmehr im gegebenen Augenblick durch die Macht der Umstände aus den Verhältnissen heraus erwachsen, und daß nur Werke und Taten, die auf diesem natürlichen Wege zustande kommen, von Wert und Bedeutung sind. Es hieß daher, so folgerte sie weiter, sorgfältig Umschau halten, ob nicht irgendwo ein noch ungetanes, notwendiges Werk der zugreifenden Hand harre, und sich in acht nehmen, daß man nicht irgendeinem Irrlicht, irgendeiner trügerischen Fata Morgana, wie Raiski sich ausdrückte, nachjage.
Vor allem durfte sie nicht die Hände in den Schoß legen, nicht dem lähmenden Frieden des Nichtstuns, der untätigen Muße verfallen.
Sie war jetzt noch blasser als früher, in ihren Augen war weniger Glanz, in ihren Bewegungen weniger Lebhaftigkeit. Alles dies konnte eine Folge der Krankheit, des noch rechtzeitig unterdrückten Fiebers sein; so wenigstens dachten alle, mit denen sie zusammenkam. In Gegenwart der Hausgenossen hielt sie sich einfach, wie immer, nähte und trennte auf, plauderte mit den Schneiderinnen, führte die Bücher und Rechnungen, tat alles, was die Großtante ihr auftrug. Und niemand merkte ihr auch nur das Geringste an.
„Unser Fräulein erholt sich wieder," meinten die Leute.
Auch Raiski bemerkte die Wandlung zum Besseren, die sich in ihrem Wesen vollzog. Wenn er sie zuweilen so recht nachdenklich sah oder eine heimliche Träne in ihrem Auge bemerkte, dann erriet er, daß dies nur die letzten Spuren der verrauchten Leidenschaft, des abgezogenen Gewitters

waren. Er war mit ihr zufrieden, und seine eigne Erregung legte sich nach und nach in dem Maße, wie all die aufreizenden Momente, die Zweifel, die Ungewißheit, die Eifersucht seinem Gemüte fernblieben.

Die Großtante hatte darauf bestanden, daß Wjera ihm über ihre Beziehungen zu Watutin eine oberflächliche Aufklärung gab. Tatjana Markowna selbst hätte ein solches Geständnis ihm gegenüber nicht über die Lippen gebracht. Daß irgendeine Schuld mit hineingespielt hätte — darüber schwieg auch Wjera, und so blieb es für Raiski noch immer ein ungelöstes Rätsel, woher die Großtante, die er für eine Jungfrau hielt, die Kraft und die fast männliche, bei einem Mädchen jedenfalls befremdende Energie nahm, um nicht nur selbst diese schwere Prüfung der letzten Wochen zu ertragen, sondern obendrein auch Wjera noch zu trösten und vor dem sittlichen Untergange, der Verzweiflung zu bewahren.

Und doch hatte sie dieses Werk vollbracht. Wie war es ihr nur gelungen, Wjeras Vertrauen zu erobern, sie so willfährig zu machen? Er sann und sann darüber — und empfand für die Großtante nur immer mehr Bewunderung, die er unverhohlen zum Ausdruck brachte.

Er legte ihr gegenüber eine tiefe, zärtliche Verehrung und respektvolle Ergebenheit an den Tag. Der halb ernste, halb scherzhafte Kampf der Meinungen, der früher zwischen ihnen bestanden, hatte auf seiner Seite einer ganz besonderen Ehrerbietung, die jedes Wort, jeden Wunsch, jede Absicht von ihren Lippen abzulesen suchte, Platz gemacht. Selbst in seinen Bewegungen, die etwas Zurückhaltendes, fast Schüchternes annahmen, kam diese Ehrerbietung zum Ausdruck.

Er wagte es nicht, wie früher, sich in ihrer Gegenwart auf

den Diwan zu legen, erhob sich, wenn sie näher kam, folgte ihr achtungsvoll, wenn sie ins Dorf oder aufs Feld ging und ihn aufforderte, sie zu begleiten, hörte geduldig ihre Ausführungen über die Wirtschaft an. Alle, auch die unbedeutendsten Beziehungen zwischen ihm und ihr verrieten etwas von jener Bewunderung, die eine Frau von starker geistiger Macht unwillkürlich einflößt.

Sie selbst aber verwandelte sich, nachdem sie in diesen Stürmen, die jede schwächere Natur niedergeworfen hätten, siegreich geblieben und nicht nur die eigne, sondern auch noch eine fremde Bürde großherzig auf sich genommen, nunmehr vor seinen Augen allmählich wieder in die einfache, schlichte Frau, die mit ganzer Seele bei den kleinen Interessen des Lebens war und ihre Seelengröße bis zu einer neuen, geeigneten Gelegenheit verwahrt zu haben schien. Von ihrer Größe, ihrem Heldentum schien ihr nichts mehr bewußt zu sein.

Unter dem Hofgesinde herrschte, nachdem das Ungewitter vorübergegangen, eine auf mangelndem Verständnis beruhende dumpfe Verblüffung. Die Leute gingen schweigend umher, man hörte kein Lärmen, Lachen und Schelten; wenn Jegorka mit den Mägden zu spaßen versuchte, gingen sie nicht darauf ein.

In einer ganz besonders schwierigen Lage befand sich Wassilissa. Sie hatte, gleich Jakow, für den Fall, daß die gnädige Frau wieder gesund würde, ein Gelübde getan: er wollte, wie bereits berichtet, für das Heiligenbild in der Ortskirche eine vergoldete dicke Wachskerze stiften, während sie versprochen hatte, zu Fuß nach Kiew zu pilgern.

Jakow war eines schönen Morgens vom Hofe verschwunden — er hatte von dem Gelde, das ihm die gnädige Frau regelmäßig anwies, damit er die Lämpchen vor den Heiligen-

bildern im Hause mit Öl versorge, einen Teil genommen, um dafür die angelobte Kerze zu kaufen. Nachdem er diese fromme Angelegenheit erledigt hatte, war ihm noch ein Rest von der mitgenommenen Summe verblieben. Unter häufigen Bekreuzungen und Verbeugungen verließ er die Kirche und begab sich nach der Vorstadt, wo er den Rest des Kerzengeldes in geeigneter Weise anlegte. In heiterer Stimmung, mit einer zarten Röte auf Wangen und Nase, kehrte er heim, und das Unglück wollte es, daß Tatjana Markowna ihm begegnete. Sie roch schon von weitem, daß er Branntwein getrunken hatte.

„Was ist mit dir, Jakow?" fragte sie verwundert. „Du hast wohl gar ..."

„Ich habe ein Gelübde erfüllt, gnädige Frau!" antwortete er, legte den Kopf andächtig auf die Seite und faltete die Hände über der Brust.

Auch Wassilissa erklärte er, daß er ein Gelübde erfüllt habe. Diese geriet bei seinen Worten förmlich in Bestürzung: auch sie hatte ja ein Gelübde abgelegt, doch über der Sorge um die Gnädige und den Vorbereitungen für Marfinkas Hochzeit hatte sie es ganz und gar vergessen. Und nun hatte Jakow sein Gelübde bereits erfüllt, an einem einzigen Vormittag, und ging voll innerer Glückseligkeit im Hause umher, während ihr noch die Wallfahrt nach Kiew bevorstand!

„Wie soll ich denn den langen Weg zurücklegen, das halt' ich gar nicht aus!" dachte sie voll Verzweiflung, während sie ihren Körper betastete. „Ich habe ja gar keine Knochen im Leibe, alles nur weiches Fleisch! Ich komme ja gar nicht bis Kiew — Gott verzeih' mir!"

Damit, daß sie keine Knochen im Leibe hatte, mochte sie fast recht haben. In den dreißig Jahren, die sie auf ihrem

Stuhle am Fenster, zwischen all den Aufgußflaschen, immer nur um ihre Herrin herumtrippelnd und nie an die Luft gelangend, verbracht hatte, war ihr Körper ganz weich geworden, und die Kartoffeln und Gurken, die großen Mengen von Kaffee und Tee, die sie, selbst wenn keine Fastenzeit war, vertilgte, hatten diesen Zustand der Erweichung nur gefördert.

Sie begab sich zu Vater Wassilij, um ihre Zweifel zu beschwichtigen. Sie hatte gehört, daß die guten Väter häufig von solchen Gelübden, die man nicht erfüllen kann, ganz entbinden oder sie durch andere Gelübde ersetzen. „Aber was kann er mir wohl statt dessen auferlegen?" fragte sie sich, während sie zu Vater Wassilij ging.

Sie erzählte ihm, aus welchem Anlaß sie das Gelübde geleistet hätte, und fragte, ob sie wohl nach Kiew gehen müsse.

„Wenn du es versprochen hast, mußt du natürlich hingehen," meinte Vater Wassilij. „Das ist doch selbstverständlich!"

„Aber ich habe das doch damals nur in meiner Angst gelobt, weil ich dachte, unsere gnädige Frau würde sterben. Nun ist sie schon nach drei Tagen wieder aus dem Bett aufgestanden, warum soll ich da eine so große Reise machen?"

„Ja, weit genug ist es schon bis Kiew. Aber das geht doch nicht, daß man etwas verspricht und es dann nicht hält!" schalt er sie. „Wenn du nicht gehen wolltest, hättest du es nicht versprechen sollen."

„Ich wollte schon gehen, Väterchen, aber die Kraft reicht nicht zu, meine Glieder sind doch ganz erweicht. Schon wenn ich hierher, bis zur Kirche, gehe, wird mir das Atmen schwer. Ich gehe doch bereits auf die Siebzig los. Etwas

anderes wäre es, wenn die Gnädige so drei Monate lang krank im Bett gelegen hätte, wenn sie die Ölung und das Abendmahl bekommen und Gott sie auf mein Gebet hin gesund gemacht hätte — dann wäre ich gegangen, sei's auch auf allen Vieren. Aber so hat ihre Krankheit doch noch keine Woche gedauert."

Vater Wassilij mußte lächeln.

„Ja — was machen wir dann nur?" sagte er.

„Ich möchte etwas anderes geloben. Kann ich mein Gelübde denn nicht ändern?"

„Was möchtest du denn geloben?"

Wassilissa begann nachzudenken.

„Ich möchte mir ein Fastengebot auferlegen; daß ich zum Beispiel bis an mein Lebensende kein Fleisch mehr essen will."

„Ißt du denn Fleisch so gern?"

„Gott bewahre! Nicht sehen kann ich's. Ich weiß gar nicht mehr, wie es schmeckt..."

Vater Wassilij mußte wieder lächeln.

„Ja, wie denn? Wenn du schon dein Gelübde ändern willst, dann mußt du doch etwas gleich Schweres an die Stelle setzen, oder etwas noch Schwereres. Und du hast dir das Leichteste ausgesucht!"

Wassilissa seufzte.

„Fällt dir nichts ein, was du nur ungern und mit Überwindung tun würdest? Denk einmal nach!"

Wassilissa dachte nach und sagte, daß ihr nichts einfalle.

„Ja, dann wirst du wohl nach Kiew gehen müssen!" entschied er.

„Ich würde ja gehen, bei Gott, wenn nicht diese Knochenerweichung wäre."

Vater Wassilij dachte nach.

„Wie soll ich dir nur die Sache erleichtern?" sagte er dann. „Was ißt oder trinkst du denn ganz besonders gern?"
„Na, Tee, Kaffee... Pilzensuppe, Kartoffelsuppe..."
„Kaffee trinkst du also gern?"
„Sehr gern."
„Na, dann enthalte dich einmal des Kaffees, trink ihn gar nicht mehr!"
Sie stieß einen tiefen Seufzer aus.
„Ach, das ist doch gar zu schwer," dachte sie — „das ist ja fast dasselbe, als ob ich eine Wallfahrt nach Kiew machte! Was soll ich denn dann genießen, Väterchen?" fragte sie.
„Iß Fleisch."
Sie sah ihn an, ob er nicht vielleicht lache. Und er sah sie wirklich lächelnd an.
„Du ißt es nicht gern — also überwinde dich! Das ist auch ein Opfer."
„Fleisch ist doch keine Fastenspeise, Väterchen — welchen Nutzen habe ich denn dann?"
„Du brauchst es nur dann zu essen, wenn kein Fasttag ist. Auch Nutzen wirst du davon haben: deine Knochenerweichung wird sich verlieren. Ein halbes Jahr lang halte es so — dann mag dein Gelübde erfüllt sein."
Tief bekümmert verließ sie den Geistlichen, und vom nächsten Tage an begann sie gehorsam das neue Gelübde zu erfüllen. Aber ein Seufzer entfuhr ihr unwillkürlich, und unwillkürlich mußte sie die Nase wegwenden, wenn sie des Morgens der gnädigen Frau den Kaffee servierte. Um dieselbe Zeit trug sich auch mit Marina etwas Unangenehmes zu. Noch vor der Erkrankung der Gnädigen war sie ganz verstört und nachdenklich umhergegangen, hatte sich dann öfters hinlegen müssen, um auszuruhen,

und blieb schließlich ganz liegen, mit der Erklärung, daß sie krank sei und nicht aufstehen könne.
„Das ist Gottes Strafe!“ sagte ihr Mann, während er krächzend um ihr Lager herumkroch und sie in warme Decken hüllte.
Wassilissa machte der gnädigen Frau Meldung, und Tatjana Markowna ließ die Quacksalberin rufen, der sie für gewöhnlich die erkrankten Dienstboten sowie sonstige kranke Leute zum Kurieren übergab.
Die Quacksalberin nahm eine sorgfältige Untersuchung der Kranken vor und flüsterte Wassilissa heimlich zu, daß ihre Kenntnisse nicht zureichten, um Marina wieder gesund zu machen. Man brachte daher Marina nach einer Klinik in einer zweihundert Werst entfernten Stadt. Ssawelij selbst brachte sie hin, und als er zurückkehrte und die Leute vom Hofe ihn mit Fragen bestürmten, sah er nur alle nacheinander an, zog die Haut auf seiner Stirn noch höher empor, daß sich eine fingerdicke Falte bildete, spuckte aus, kehrte den Fragern den Rücken und verschwand in seiner Wohnung.
Nach etwa anderthalb Wochen kehrte Marfinka mit ihrem Bräutigam und dessen Mutter wieder von jenseits der Wolga zurück, noch heiterer, glücklicher und gesünder, als sie abgefahren war. Sie sowohl wie Wikentjew waren stärker geworden. Sie brachten ihr helles Lachen, ihr fröhliches Geplauder, ihr lebhaftes Lärmen und Rumoren nach Malinowka mit.
Kaum aber waren sie zwei Stunden lang im Hause, als sie auch schon ganz scheu und schüchtern geworden waren, da sie für ihre lärmenden Kundgebungen bei niemand ein Echo fanden. Ihr munteres Lachen und Plaudern verhallte wie in einem leeren Raume.

Über allem schien gleichsam ein Nebel zu liegen. Selbst das Geflügel fand sich nicht mehr vor dem Balkon ein, von dem aus Marfinka ihm früher Futter gestreut hatte. Die Schwalben, Stare und sonstigen sommerlichen Bewohner des Hains waren davongeflogen, und auch die Kraniche ließen sich nicht mehr über der Wolga sehen. Die jungen Katzen lagen nicht mehr in der Sonne, sondern hatten sich irgendwo verkrochen.

Die Blumen waren verwelkt, der Gärtner hatte sie auf den Kehrichthaufen geworfen, und vor dem Hause sah man statt des Blumengartens schwarze Häufchen aufgeworfener Erde, die mit bleichem Rasen eingefaßt waren, und kahle Streifen — die einstigen Blumenbeete, die jetzt leer waren. Die Obstbäume waren teilweise in Bastmatten eingehüllt. Der Hain hatte schon fast ganz seinen Blätterschmuck verloren, und die Wolga, deren Fluten nun dunkler erschienen, war dem Zufrieren nahe.

Doch das war die Natur, die zwar die grämliche Stimmung der Menschen steigern, aber sie doch nicht ganz allein verursachen konnte. Was war aber mit den Menschen, dem ganzen Hause vor sich gegangen? fragte sich Marfinka, während sie voll Bestürzung ihren Blick in die Runde gehen ließ?

Marfinkas Nestchen, ihr kleines Zimmer im Oberstock, hatte ganz seinen heiteren Anstrich verloren. Düsteres Schweigen war mit Wjera darin eingezogen.

Tränen traten in Marfinkas Augen. Wie konnte sich nur alles so verändern? Warum war Wjerotschka aus dem alten Hause hierher übergesiedelt? Wo steckte Tit Nikonytsch? Warum schalt Tantchen so gar nicht mehr? Nicht ein Wort hatte sie darüber gesagt, daß Marfinka statt einer Woche vierzehn Tage weggeblieben war. Vielleicht ist ihre Liebe

erkaltet? Warum geht Wjerotschka nicht mehr allein auf dem Felde und im Hain spazieren, wie sie es früher getan? Warum machen alle einen so trübseligen Eindruck — keins spricht mit dem andern, niemand zieht sie mit ihrem Bräutigam auf, wie es vor der Abreise der Fall gewesen. Was hat das Schweigen von Tantchen und Wjera zu bedeuten? Was ist hier im Hause vorgefallen?

Als Marfinka zu fragen begann, gab man ihr irgendeine beliebige oder auch gar keine Antwort. Wjera, so hieß es, sei aus dem alten Hause übergesiedelt, weil der Ofen dort nichts taugte. Tit Nikonytsch habe sich nach seinem Gute begeben, weil die Bauern dort unruhig geworden seien. Und wenn Wjera jetzt nicht mehr so viel spazieren gehe, so geschehe es aus Vorsicht — sie habe sich das letztemal erkältet, habe drei Tage im Bett zugebracht und beinahe das Fieber bekommen.

Als Marfinka das Wort Fieber hörte, erschrak sie ganz gewaltig und begann zu weinen. Auf die Frage, warum Tantchen und Wjera so schweigsam seien, warum jene nicht mehr schelte, ob sie sie denn nicht mehr gern habe, gab Tatjana Markowna keine Antwort, sondern nahm nur ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie nachdenklich, mit einem Seufzer, auf die Stirn. Das stimmte Marfinka nur noch trauriger.

„Wir sind viel geritten, Nikolaj Andreïtsch hat einen Damensattel kommen lassen. Ich bin auch allein gerudert, bin mit den Bauernfrauen in den Wald gegangen!“ erzählte Marfinka, in der Hoffnung, daß sie für diese losen Streiche doch endlich ein Wort des Tadels hören würde.

Tatjana Markowna schüttelte zwar den Kopf, als ob sie das alles mißbillige, aber Marfinka sah, daß dies nur zum Schein geschah, daß die Großtante an ganz andere

Dinge dachte. Zuweilen sagte sie auch gar nichts, sondern ging einfach zu Wjera und setzte sich neben sie.

Marfinka war wirklich recht bekümmert und dabei von Eifersucht auf die Schwester geplagt, doch fürchtete sie sich, etwas zu sagen, und weinte nur im stillen. Es war wohl der erste ernsthafte Kummer, den Marfinka in ihrem Leben hatte. Unwillkürlich kam auch sie in jene verschleierternste Stimmung, die über Malinowka und seinen Bewohnern lag.

Schweigend saß sie neben Wikentjew da; sie hatten sich nichts zuzuflüstern, wie sie denn auch früher über ihre Geheimnisse immer ganz laut vor den andern gesprochen hatten. Nur selten einmal gelang es Raiski, Marfinka zum Plaudern zu bringen, und nur ab und zu vermochte Wikentjew sie so weit zu bringen, daß sie laut auflachte, worauf sie dann freilich erschrak, sich ängstlich umsah und ihm schweigend mit dem Finger drohte.

Wikentjew fand dieses Schweigen, diese Zurückhaltung, diesen ganzen traurigen Ton durchaus nicht nach seinem Geschmack. Er ließ seiner Mutter keine Ruhe, bis sie bei Tatjana Markowna für Marfinka die Erlaubnis ausgewirkt hatte, noch einmal nach Koltschino mitzugehen und bis zu der auf Ende Oktober festgesetzten Hochzeit da zu bleiben. Die Erlaubnis wurde zu seiner Freude leicht und rasch erteilt, und die jungen Leutchen flogen gleich einem Schwalbenpaar unter munterem Zwitschern davon, um das herbstlich gestimmte Malinowka gegen ihr zukünftiges Nest zu vertauschen, in dem Wärme, Licht und fröhliches Lachen herrschte.

Marfinkas Betrübnis war der Großtante nicht entgangen, doch sie war bemüht gewesen, ihre Aufmerksamkeit möglichst abzulenken und allen Nachforschungen und Ver-

mutungen einen Riegel vorzuschieben. Es gelang ihr, sie zu beruhigen, und unter zärtlichen Liebkosungen entließ sie sie in heiterer, sorgloser Stimmung, nachdem sie versprochen hatte, sie selbst abzuholen, wenn sie sich dort hübsch klug und artig aufführte.

Raiski begab sich nach dem Gute von Tit Nikonytsch, um ihn wieder zurückzuholen. Er brachte ihn als Halblebenden an, ganz mager und gelb war er geworden, konnte sich kaum bewegen und kam erst wieder zu sich, als er Tatjana Markowna erblickte und wieder in ihrem Reiche weilen durfte. Hier, an ihrem Tische, mit der hinter den Kragen gesteckten Serviette, oder auf dem Taburett am Fenster, neben ihrem Sessel, mit dem von ihr eingeschenkten Glas Tee in der Hand, erholte er sich nach und nach wieder und wurde so vergnügt und lustig wie ein Kind, dem man unerwartet ein weggenommenes Spielzeug wiedergegeben. Vor lauter Freude lachte er zuweilen unvermutet hell auf und versteckte sich hinter der Serviette, oder er rieb sich voll Eifer die Hände, oder er stand auf, verneigte sich ohne jede Veranlassung vor allen Anwesenden und machte seinen Kratzfuß. Und wenn dann alle über ihn lachten, lachte er am lautesten mit, nahm seine Perücke ab und rieb sich den kahlen Schädel, falls er nicht zufällig Wassilissa, die er mit Paschutka verwechselt hatte, die Wange streichelte.

Er war, mit einem Wort, ganz aus dem Häuschen und kam erst am dritten Tage wieder zu sich, worauf er dann ebenso nachdenklich und ernst gestimmt wurde wie die andern.

Der Familienkreis von Malinowka vermehrte sich in dieser Zeit um ein neues Mitglied. Raiski erschien eines Tages in Begleitung seines Freundes Koslow zum Mittagessen. Herzlicher als dieser von seiner ungetreuen Frau verlassene

Ehegatte wurde wohl nie ein Mensch irgendwo empfangen. Tatjana Markowna ließ es ihn mit feinem weiblichen Takte nicht merken, daß sie um sein eheliches Ungemach wußte. Für gewöhnlich wird ein Gast unter gleichen Umständen mit betretenem Schweigen empfangen, sie aber schlug sogleich einen scherzhaft munteren Ton an, der ihm alle Verlegenheit ersparte, und die anderen folgten ihrem Beispiel.

„Sag' einmal, Leontij Iwanowitsch — hast du uns denn ganz und gar vergessen?" begann sie, ihn mit dem traulichen „Du" anredend. „Borjuschka meinte, ich verstände nicht, dich richtig zu bewirten, meine Kocherei sei nicht nach deinem Geschmack. Stimmt das?"

„Wieso denn? Wann soll ich das gesagt haben?" wandte Leontij sich in strengem Tone an Raiski.

Alle lachten laut auf.

„Ach so, Sie haben nur gespaßt!" versetzte Leontij mit gezwungenem Lächeln.

Er hatte sich mit seinem Herzeleid bereits so weit abgefunden, daß er es als notwendig erkannte, wenigstens vor den Leuten den Schleier des Anstands über sein persönliches Unglück zu ziehen.

„Ja, ich bin schon lange nicht bei Ihnen gewesen, meine Frau ist nämlich ... nach Moskau gefahren ... zu Verwandten," sprach er leise, während er die Augen niederschlug. „Und da konnte ich ..."

„Zieh doch ganz zu uns her," sagte Tatjana Markowna — „du langweilst dich doch sicher zu Hause, wenn du so allein bist ..."

„Ich erwarte sie doch ... und ich möchte nicht, daß sie ankommt, während ich nicht zu Hause bin ..."

„Man wird dich doch gleich benachrichtigen. Und dann

muß sie ja hier vorüberfahren — sowie ihr Wagen sich zeigt, halten wir sie an. Aus dem Fenster des alten Hauses kann man sehen, wenn jemand auf der Straße daherkommt."

„Ja, in der Tat... man übersieht von oben die Straße nach Moskau," bemerkte Koslow, indem er mit lebhaftem, fast freudigem Gesichtsausdruck zu Tatjana Markowna aufblickte.

„Na, siehst du — dann zieh doch her!..."

„Ich möchte ja ganz gern..."

„Ich lasse dich einfach nicht mehr fort, Leontij," sagte Raiski. „Ich langweile mich ohnedies so allein. Wir quartieren uns beide drüben im alten Hause ein. Und dann, nach Marfinkas Hochzeit, reise ich ab, und du bleibst hier bei Tantchen und Wjera als Premierminister, Hausfreund und Trabant zurück."

Leontij sah alle Anwesenden nacheinander an.

„Ich danke herzlich für die Einladung — wenn ich nur keine Ungelegenheiten bereite..."

„Schäm' dich doch, so zu reden!..." sagte die Großtante.

„Iß lieber, statt solchen Unsinn zu reden — deine Suppe wird kalt..."

„Ja, ich habe wirklich Hunger!" sagte er plötzlich, griff nach dem Löffel und begann mit Appetit zu essen. „Ich habe schon lange nichts Rechtes mehr gegessen..."

Er wandte den verträumten Blick irgendwohin in die Ferne, nach der Richtung des Moskauer Weges, aß mechanisch seine Suppe, dann die ihm vorgelegte Pastete, eine Portion Braten und die Nachspeise.

„Bei Ihnen ist es so ruhig, so nett," sagte er nach dem Mittagessen, während er durchs Fenster schaute. „Auch

Grün sieht man noch, und die Luft ist so rein. Höre einmal, Boris Pawlowitsch — ich möchte die Bibliothek wieder hierher bringen..."

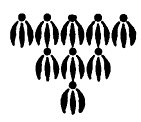
„Gut, bring sie meinetwegen schon morgen, sie gehört ja dir. Mach' mit ihr, was du willst..."

„Nicht doch, nicht doch, was soll sie mir jetzt? Ich werde sie herbringen und achtgeben, daß nicht wieder dieser Mark..."

Raiski räusperte sich so laut, daß es im ganzen Zimmer widerhallte. Wjera hob den Kopf von ihrer Näharbeit nicht auf, und Tatjana Markowna blickte schweigend zum Fenster hinaus.

Raiski führte Koslow nach dem alten Hause hinüber, besichtigte das Zimmer, in das die Großtante bereits ein Bett für den Gast hatte stellen lassen, und ordnete an, daß man die Winterfenster einsetzen und den Ofen für die Nacht heizen solle.

Koslow ging sogleich nach den Fenstern und suchte festzustellen, aus welchem man am besten die Straße nach Moskau übersehen konnte.





Zwölftes Kapitel

Als Wjera an einem der nebligen Herbsttage, die nun anbrachen, nach dem Frühstück bei einer Näharbeit auf ihrem Zimmer saß, überreichte ihr Jakow wieder einen auf blaßblauem Papier geschriebenen Brief, den ein Knabe überbracht hatte. Er solle auf Antwort warten, hatte der Überbringer gesagt.

Wjera blickte ganz starr vor Bestürzung auf den Brief und nahm ihn wohl eine Minute lang nicht aus Jakows Händen entgegen. Endlich griff sie danach, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Es ist gut, du kannst gehen."

Als Jakow zur Tür hinaus war, blies sie nachdenklich in ihren Fingerhut und wollte mit ihrer Arbeit fortfahren, aber die Hände fielen ihr plötzlich zugleich mit der Arbeit in den Schoß.

Sie stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Welche Qual! Wann wird diese Folter ein Ende nehmen?" flüsterte sie verzweifelt.

Dann stand sie auf, nahm den früheren, noch nicht geöffneten Brief aus der Schublade, legte ihn neben den jetzt gebrachten und setzte sich in derselben Haltung,

das Gesicht mit den Händen bedeckend, wieder an den Tisch."

„Was soll ich tun? Welche Antwort kann er noch erwarten, nachdem wir für immer voneinander geschieden sind? Ruft er mich von neuem?... Nein, er wird es nicht wagen!... Und wenn er es doch tut?..."

Ein Zittern überlief sie.

Sie blickte in ihre Seele und lauschte, ob ihr von dort vielleicht eine Eingebung kam, welche Antwort sie, falls er noch hoffte, ihm geben sollte. Und wiederum erzitterte sie. „Ich kann ihm diese Antwort nicht geben," sagte sie sich — „solche Antworten kleidet man nicht in Worte. Wenn er die Antwort nicht selbst errät — von mir soll er sie nie hören!"

Sie blickte nach den beiden Briefen mit der ihr bekannten Handschrift. Sie hatte es nicht eilig, sie zu öffnen — nicht, als ob sie um das Geschehene Reue empfunden oder gefürchtet hätte, wieder die Zähne des Tigers zu schauen. Sie beobachtete gleichsam von der Seite, wie die Schlange, die sie noch jüngst in ihren schrecklichen Umwindungen gewürgt hatte, jetzt abseits von ihr dahinkroch, wie die bunte Schuppenhaut, die sie nicht mehr zu blenden vermochte, schillernd und schimmernd lockte. Sie wandte sich ab und fuhr zusammen, in einem Gefühl, das dem früheren nicht mehr glich.

Sie fühlte sich beklommen beim Anblick dieser Briefe, die sie gleichsam nach der andern Seite des Abgrunds zurückversetzten, nachdem sie bereits, vom Kampfe ermüdet und geschwächt, für immer mit allem gebrochen hatte, was sie drüben gefesselt, und nachdem sie alle Brücken, die hinüberführten, selbst verbrannt hatte. Sie verstand es nicht, wie er ihr jetzt noch schreiben konnte. Warum war er selbst nicht schon längst auf und davon gegangen?

Hätte er gewußt, welche Wandlung inzwischen oberhalb der Schlucht sich vollzogen, dann hätte er sicherlich nicht geschrieben. Man mußte ihn davon unterrichten, der Bote wartete auf Antwort... Sollte sie die Briefe lesen?... Ja, unbedingt!...

Sie erbrach beide Briefe zugleich und las zuerst den früher übersandten.

„Sollen wir uns wirklich nie mehr wiedersehen, Wjera? Das scheint doch ganz unmöglich. Vor einigen Tagen hätte das noch einen Sinn gehabt, jetzt aber wäre es ein überflüssiges, für beide Teile allzu schweres Opfer. Wir haben über ein Jahr im Verlangen nach dem Glück gekämpft, und nun, da es uns zuteil geworden ist, ergreifst du zuerst die Flucht — und dabei warst du es doch, die immer von einer Liebe, die kein Aufhören kennt, geschwärmt hat. Ist das wohl logisch?"

„Ob das logisch ist?" wiederholte sie, halblaut vor sich hinflüsternd, und hielt einen Augenblick inne. Und dann las sie, sich gleichsam Zwang antuend, weiter.

„Ich habe die Erlaubnis zur Abreise erhalten, doch es wäre unehrenhaft, wenn ich jetzt abreiste und Dich verließe... Es könnte so scheinen, daß ich triumphiere, und daß es mir leicht falle, von hier fortzugehen... Ich möchte nicht, daß Du das denkst. Ich kann Dich nicht verlassen, weil Du mich liebst..."

Ihre Hand, in der sie den Brief hielt, sank auf ihren Schoß, und nach einem Weilchen las sie langsam weiter:

„...Und weil ich selbst in Leidenschaft erglüht bin, laß uns glücklich sein, Wjera! Sei überzeugt, daß unser ganzer Kampf, alle unsere endlosen Streitigkeiten nichts weiter waren als eine Maske der Leidenschaft. Die Maske ist gefallen — und wir haben keinen Grund mehr zum Streit.

Die Frage ist entschieden. Wir stimmen in Wirklichkeit längst überein. Du stellst Dir vor, die Liebe könne ewig dauern: schon viele haben das gedacht, es ist jedoch unmöglich ..."

Wiederum hielt sie für einen Augenblick inne.

„Er spricht von Liebe — und meint das Feuer der Leidenschaft," dachte sie und lächelte mitleidig. Dann las sie weiter:

„Ich habe den Fehler begangen, daß ich diese Wahrheit viel zu früh Dir gegenüber aussprach: das Leben hätte uns von selbst zu ihr hingeführt. Ich will hinfort Deine Überzeugungen nicht antasten: nicht auf sie kommt es uns an, uns ist allein die Liebe, die Leidenschaft wichtig. Diese aber hat ihre eigenen Gesetze, sie spottet Deiner Überzeugungen und wird mit der Zeit auch der ewigen Liebe spotten, die Du verlangst. Jetzt zeigt sie sich zunächst einmal stärker als ich und meine Pläne... Ich unterwerfe mich ihr, unterwirf auch Du Dich. Vielleicht werden wir, wenn wir gemeinsam handeln, leicht und wohlbehalten von ihr loskommen, während uns bittere Qual bevorsteht, wenn jedes für sich allein vorgeht.

„Unsere Überzeugungen vermögen wir so wenig zu ändern wie unsere Natur, und zu heucheln verstehen wir beide nicht. Das wäre auch nicht logisch und nicht ehrlich. Wir müssen uns aussprechen und zusehen, ob wir zu einer Übereinstimmung gelangen. Wir haben es ja schon versucht, ohne eine Übereinstimmung zu erzielen; dann müssen wir eben schweigen und unseren Überzeugungen zum Trotz glücklich sein; die Leidenschaft fragt nicht nach den Überzeugungen. Ich hoffe, daß Du dieser Logik zustimmen wirst."

Wiederum zuckte um Wjeras Mund ein Lächeln, das voll Bitterkeit war.

„Man wird Dir wohl nicht erlauben, mit mir abzureisen, und das geht auch nicht an. Nur sinnlose Leidenschaft könnte Dich zu einem solchen Schritte bestimmen, doch darauf rechne ich eben nicht: Du bist keine kopflose Törin, und ich bin kein Knabe. Vielleicht würdest Du Dich zur Abreise mit mir entschließen, wenn Du meine Überzeugungen teiltest und nicht ein sicheres Dasein, wie die Deinigen es für Dich planen, sondern ein unbestimmtes und unsicheres Los, ohne eigenes Nest, ohne Herd und Hof, ohne sichere Existenz, wie es mir beschieden ist, Dir erstrebenswert erscheinen würde. Ich gebe zu, daß es für Dich unmöglich ist, von hier wegzugehen. Folglich muß ich ein Opfer bringen, und ich bin jetzt dazu bereit und will es bringen. Wenn Du glaubst, daß Deine Großtante ihre Einwilligung gibt, wollen wir uns trauen lassen, und ich will so lange hier bleiben, als ... nun, sagen wir auf unbestimmte Zeit. Ich habe alles getan, was ich konnte, Wjera, und ich werde erfüllen, was ich einmal verspreche. Jetzt mußt Du handeln. Bedenke, daß, wenn wir uns jetzt trennen, dies eine törichte Komödie sein wird, bei der Dir die undankbarere Rolle zufällt — eine Rolle, über die keiner so lachen würde wie Raiski, falls er davon erfahren sollte.

„Du siehst, daß ich Dich über alles im voraus aufkläre, wie ich es schon früher getan habe ..."

Sie machte eine ungeduldige Handbewegung und las flüchtig die letzten Zeilen des Briefes, der mit den Worten schloß: „Ich erwarte Deine Antwort unter der Adresse meiner Wirtin Sekleteja Burdalachowa."

Wjera war durch das Lesen des Briefes ermüdet. Sie legte ihn gleichgültig zur Seite und nahm den zweiten Brief zur Hand, den ihr Jakow kurz vorher

gebracht hatte. Er war hastig mit einem Bleistift niedergeschrieben.
„Ich bin jeden Tag unten auf dem Grunde der Schlucht umhergeirrt und habe Dich dort nach meinem ersten Briefe erwartet. Diesen Augenblick nun erfahre ich zufällig, daß es bei euch im Hause mit der Gesundheit nicht zum besten steht. Das erklärt mir auch, warum Du Dich gar nicht zeigst. Komm doch, Wjera, oder wenn Du krank bist, dann schreib mir recht bald ein paar Worte. Ich bin sonst imstande, in das alte Haus zu kommen ..."
Wjera hielt voll Angst im Lesen inne, dann las sie hastig den Brief zu Ende. Es hieß darin: „Wenn ich heute keine Antwort bekomme, werde ich morgen um fünf Uhr im Pavillon sein ... Ich muß mich nun rasch entscheiden: ob ich abreisen oder dableiben soll. Komm wenigstens auf ein Wort, um Abschied zu nehmen, wenn ... doch nein, ich kann es nicht glauben, daß wir uns jetzt trennen sollten. Auf jeden Fall erwarte ich Dich oder eine Antwort von Dir. Solltest Du krank sein, dann komme ich selbst hin ..."
„Mein Gott! Er ruft mich noch immer dorthin, nach dem Pavillon! ... Er droht mir, hierher zu kommen ... Der Bote wartet ... die Schlange windet sich noch immer durchs Gras ... Noch ist nicht alles vorüber ... nicht alles tot ..."
Sie griff rasch in das Schubfach, nahm ein paar Briefbogen und eine Feder heraus, tauchte diese in die Tinte ein, wollte schreiben — und vermochte es nicht. Ihre Hände zitterten.
Sie legte die Feder fort, barg ihr Gesicht wieder in den Händen, schloß die Augen und suchte ihre Gedanken zu sammeln. Doch sie schossen so wirr und zusammenhangslos durcheinander, und ihr Herz klopfte so stark, und es

war ihr so beklommen zumute. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als wollte sie die Qual, die sie empfand, zurückdämmen; sie griff wieder zur Feder, um ihm zu schreiben — und warf im nächsten Augenblick die Feder wieder fort.

„Ich kann nicht, ich habe nicht die Kraft dazu, ich ersticke!" Sie goß sich ein wenig Eau de Cologne auf die Hand und rieb sich damit die Stirn und die Schläfen ein. Dann warf sie wieder einen Blick in den zweiten Brief, dann in den ersten, legte beide auf den Tisch und sagte sich: „Ich kann nicht ... ich weiß nicht, wie ich anfangen, was ich ihm schreiben soll! Ich weiß nicht mehr, was ich ihm früher schrieb, welchen Ton ich da anschlug ... alles hab' ich vergessen! ...

„Welche Antwort soll der Bote ihm bringen? Ich weiß ihm keine Antwort zu geben ... fühle nicht die Kraft in mir ... ich kann ihm gar nichts, gar nichts sagen lassen!" Sie ging hinunter, huschte durch den Korridor, suchte Jakow auf und befahl ihm, dem Knaben zu sagen, er solle nur gehen, eine Antwort werde später erfolgen.

„Ja, später — aber wann?" fragte sie sich, während sie wieder nach oben ging. „Werde ich die Kraft finden, ihm noch bis zum Abend eine Antwort zu schicken? Ich glaube es nicht. Ich habe nicht Willenskraft genug, es ist nichts mehr von früher in meinem Herzen übrig geblieben ... Und morgen wird er dort, im Pavillon, warten ... Die getäuschte Erwartung wird ihn aufreizen, er wird wieder Signalschüsse abfeuern, es wird zu einem Renkontre mit den Leuten, mit der Großtante kommen ... Ich will selbst gehen und ihm sagen, daß er nicht ehrlich und nicht logisch verfährt ... Von Großmut ist bei ihm überhaupt nicht die Rede, die ist den Wölfen unbekannt ..."

Alles dies ging ihr durch den Kopf; sie griff zur Feder, warf sie wieder hin, wollte selbst gehen und ihn aufsuchen, wollte ihm alles ins Gesicht sagen, kehrt machen und wieder zurückkommen. Sie griff bald nach der Mantille, bald nach dem Tuche — wie früher, wenn sie nach der Schlucht eilen wollte. Und ebenso wie damals ließ sie Mantille und Tuch wieder aus den Händen gleiten, die Hände sanken kraftlos an ihr herab, sie ließ sich in den Diwan fallen und wußte nicht, was sie tun sollte.

Ob sie es Tantchen sagte? Die würde schon Rat wissen — aber diese Briefe würden ihr neuen Kummer bereiten, und das wollte Wjera vermeiden.

Sollte sie sich Boris anvertrauen und ihn beauftragen, Marks Hoffnungen und Erwartungen ein für allemal ein Ende zu machen? Raiski war ihr natürlicher Beschützer, ihr intimster Freund. Aber war seine eigene Leidenschaft, oder dieses Reflexspiel der Leidenschaft in seiner Phantasie, das er selbst für die Leidenschaft hielt, schon geschwunden? „Und wenn es geschwunden ist," überlegte sie weiter — „vielleicht ist es dann nur darum geschwunden, weil der Kampf, die Nebenbuhlerschaft geschwunden und alles ringsum still geworden ist?" Wenn nun der Nebenbuhler wieder auf dem Plane erschien und das Gefühl der Kränkung, der erlittenen Niederlage aufs neue in ihm weckte, würde er kaum die Rolle des selbstlosen Vermittlers durchhalten können, sondern sich von seinem hitzigen Temperament leicht zu irgendeinem gefährlichen Schritte hinreißen lassen.

Tuschin! Ja, der wird die Rolle durchführen, wird keinen Fehler machen und zweifellos sein Ziel erreichen. Aber durfte sie es ihm zumuten, Aug in Auge dem Rivalen gegenüberzutreten, durfte sie ihn mit dem Menschen zu-

sammenführen, der ganz heimlich, wie von ungefähr, seine Hoffnungen auf Glück vernichtet hatte?
Sie vergegenwärtigte sich, was dieser treue Freund, der sie so vergötterte, bei einem Zusammentreffen mit dem Helden der Wolfshöhle, der ihre Zukunft, ihr Glück vernichtet hatte, wohl empfinden würde. Welche Willenskraft und Selbstbeherrschung mußte er an den Tag legen, damit das Zusammentreffen zwischen ihm und dem anderen dort unten in der Schlucht nicht zu einem Zusammentreffen zwischen dem Wolf und dem Bären wurde!
Sie schüttelte abwehrend den Kopf — nein, das ging nicht an. Sie wollte zwar Tuschin von den beiden Briefen Mitteilung machen, er sollte jedoch keinesfalls in die Lösung ihres Dramas eingreifen. Sie mußte seinem Herzen diesen bitteren Kelch ersparen; und dann — hätte es nicht so ausgesehen, als beschwere sie sich über Mark bei ihm, wenn sie ihn jetzt darum bat, mit ihm abzurechnen? Und sie hatte doch keine Beschwerde, keine Anklage gegen jenen zu erheben ... Gott bewahre!
So war also wirklich niemand da, an den sie sich in ihrer Bedrängnis hätte wenden können. An der Brust dieser drei Menschen hatte sie Schutz gefunden vor ihrer Verzweiflung, hatte sie allmählich das verlorene Selbstvertrauen wiedergewonnen und wieder den Frieden der Seele empfunden.
Noch ein paar Wochen oder Monate der Ruhe, des Vergessens, des freundschaftlichen Mitgefühls — und sie hätte wieder fest auf den Füßen gestanden und ein neues Leben begonnen. Wenn sie jetzt zögerte, vertrauensvoll die Hand nach ihnen auszustrecken und sie um Hilfe zu bitten, so geschah es nicht mehr aus Stolz, sondern aus Liebe zu ihnen, in dem Bestreben, sie zu schonen. Andererseits jedoch durfte sie nicht zögern und warten. Morgen wird man

ihr wieder solch einen Brief bringen, und wenn sie nicht antwortet, wird er selbst erscheinen...
Und das durfte um keinen Preis geschehen! Wenn sie schon zwischen zwei Übeln wählen sollte, so wollte sie doch wenigstens das kleinere wählen; sie wollte die Briefe der Großtante geben und es ihr überlassen, die nötigen Schritte zu tun. Die Großtante wird schon das Rechte treffen, sie verstanden einander jetzt beide.
Sie überlegte jedoch noch einmal und schrieb dann ein paar Zeilen an Tuschin nieder. Und hatte die Feder ihr noch vor einer halben Stunde den Dienst versagt — jetzt glitt sie willig über das Papier hin. Zwei Zeilen nur warf sie hin: „Kommen Sie doch morgen früh herüber," schrieb sie — „ich habe Sie schon lange nicht gesehen — und möchte Sie sprechen. Ich habe Langeweile."
Sie schickte den Brief mit Prochor nach dem Landungsplatz — er sollte ihn dort Tuschins Leuten, die täglich auf ihren Booten zur Stadt gefahren kamen, zur Weiterbestellung übergeben.
Früher hatte Wjera ihre Geheimnisse sorgfältig behütet, sie war ganz in sich gekehrt, ganz in ihr Innenleben versunken gewesen und hatte den Verkehr mit den Menschen ihrer Umgebung, denen sie sich überlegen fühlte, nach Möglichkeit gemieden. Jetzt trat das Umgekehrte ein. Das Vertrauen auf die eigene Kraft hatte sich gleich bei der ersten ernstlichen Prüfung als trügerisch erwiesen. Ihr Stolz war gebeugt, in der Stunde des Ungewitters hatte sie sich schwach erwiesen, und als das Ungewitter vorübergezogen war, fühlte sie sich als die hilflose, bemitleidenswerte Waise, die, wie ein schwaches Kind auf dem Arme der Wärterin, die Hände nach den Menschen ausstreckte.
Früher hatte sie ihr Vertrauen nur einer einzigen — der

Frau des Priesters, ihrer Freundin — geschenkt, und auch das war mehr aus Gnade als aus innerem Bedürfnis geschehen. Sie hatte ihr gleichsam aus Laune ein paar Brosamen hingeworfen. Jetzt ging sie mit gesenktem Kopfe, die andern um Hilfe zu bitten; ihr Selbstgefühl war gedemütigt, sie hatte das Walten einer Kraft gespürt, die stärker war als die ihrige, und wußte, daß es eine Weisheit gab, vor der ihr selbstwilliger Nacken sich nur beugen konnte.
Wjera hatte ihrer Freundin stets den ganzen Kalender ihrer alltäglichen kleinen Leiden und Freuden, ihrer Eindrücke, Meinungen und Gefühle mitgeteilt, und auch über ihre Beziehungen zu Mark war jene unterrichtet gewesen. Die Katastrophe jedoch verheimlichte sie vor ihr — sie hatte ihr nur gesagt, daß alles zu Ende sei, daß sie sich für immer getrennt hätten, nichts weiter. Die Frau des Priesters wußte den Ausgang nicht, kannte die Geschichte nicht, die sich dort unten auf dem Grunde der Schlucht zugetragen, und sie führte die Krankheit Wjeras auf ihre Verzweiflung über die Trennung zurück.
Wie für Natalia Iwanowna, so hegte Wjera auch für Marfinka ein aufrichtiges Gefühl der Liebe, aber sie liebte sie, wie man Kinder oder gute Bekannte, mit denen man gern zusammen ist, liebt. Sobald ihr Leben wieder in ruhigem Gange dahinfließen wird, wird sie Natalia Iwanowna wieder zu sich rufen und ihr ihre alltäglichen Erlebnisse mit allen Einzelheiten anvertrauen, und jene wird ihr wieder in allem recht geben, wird mit ihr flüstern und ihr die Langeweile vertreiben helfen.
In schicksalsschweren Augenblicken jedoch wird Wjera sich stets an die Großtante wenden, oder zu Tuschin schicken, oder bei Bruder Boris anklopfen.
Und diesmal wandte sie sich an alle drei.

Dreizehntes Kapitel

Sie steckte beide Briefe in die Tasche, ging still und nachdenklich zu Tatjana Markowna und setzte sich neben sie.

Die Großtante hatte soeben Marfinkas Brautbett besichtigt, hatte gemeinsam mit den Nähterinnen nachgemessen, wieviel Musselin und Spitzen für das Kopfkissen nötig waren, und ruhte nun in ihrem Sessel aus.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf Wjera, sah wieder weg und blickte darauf von neuem mit unruhigem Ausdruck nach ihr hin.

„Was gibt es, Wjera? Du bist verstimmt, wie es scheint?"

„Nicht verstimmt, sondern müde. Ich habe von dort einen Brief bekommen ..."

„Wie — von dort?" wiederholte die Großtante fragend, und ihre Miene veränderte sich plötzlich.

„Eigentlich sind es zwei Briefe; den einen bekam ich vor längerer Zeit, ich habe ihn gar nicht aufgemacht, und der andere kam heute an. Da sind sie beide — lies sie, Tantchen."

Sie legte beide Briefe auf den Tisch.

„Warum soll ich sie lesen, Wjerotschka?" sprach Tatjana

Markowna, die kaum ihre Fassung zu bewahren vermochte und absichtlich nicht nach den beiden Briefen hinsah.
Wjera schwieg. Es schien der Großtante, daß in ihrem Gesichte ein Ausdruck des Kummers lag.
„Ist es nötig, daß ich weiß, was darin steht?"
„Ja, Tantchen, es ist nötig. Lies nur!"
Die Großtante setzte ihre Brille auf und begann zu lesen.
„Ich werde nicht klug daraus, meine Liebe," sagte sie und legte den Brief, den sie in die Hand genommen, mit unruhiger Miene wieder fort. „Sag' mir lieber ganz kurz, um was es sich handelt..."
„Ich will es dir vorlesen," sagte Wjera — „ich fühle in mir nicht Kraft genug, es zu erzählen..."
Im Flüsterton las sie der Großtante die beiden Briefe vor, ab und zu ein Wort oder einen Absatz unterdrückend. Dann knüllte sie die Schreiben zusammen und steckte sie in die Tasche.
Tatjana Markowna reckte sich im Sessel auf und neigte sich dann wieder vor, gleichsam einen Schmerz unterdrückend. Hierauf sah sie Wjera mit einem forschenden Blicke an.
„Was hältst du davon, Wjerotschka?" fragte sie mit unsicherer Stimme.
„Du fragst mich, was ich davon halte," sagte Wjera, und es klang wie ein leichter Vorwurf aus ihren Worten. „Ganz dasselbe wie du, Tantchen!"
„Das weiß ich. Aber er will... dich heiraten, will hierbleiben. Warum nicht?... Wenn er so leben will wie die anderen... wenn er dich liebt..." sprach Tatjana Markowna ängstlich. „Wenn du davon... dein Glück erwartest..."
„Er nennt die Trauung eine Komödie — und will sich doch

mit mir trauen lassen! Er denkt, daß nur dies noch zu meinem Glücke fehle... Du weißt, Tantchen, wie ich zu alledem stehe — warum fragst du mich da noch?"

„Du kamst doch, um mich zu fragen, wie du dich entscheiden sollst..."

Die Großtante sagte dies in ganz unsicherem Tone, da sie nicht recht wußte, weshalb ihr Wjera eigentlich die Briefe vorgelesen hatte. Sie war über Marks Keckheit aufgebracht und zitterte in banger Sorge um Wjera, in der vielleicht die Leidenschaft von neuem Oberhand gewinnen konnte. Doch wußte sie ihre Erregung wohl zu verbergen.

„Nicht darum bin ich zu dir gekommen, Tantchen," sagte Wjera. „Die endgültige Entscheidung ist ja längst getroffen, ich erwarte nichts mehr von dort. Ich halte mich kaum noch aufrecht, und wenn ich wieder aufzuleben hoffe, so will ich das doch jedenfalls vergessen... Und er ruft die Erinnerung wieder in mir wach! Er ruft mich dorthin, spiegelt mir das Glück vor, will mich heiraten... mein Gott!..."

Sie zuckte verzweifelt die Achseln. Tatjana Markowna fühlte, daß die Unruhe von ihrem Herzen wich. Sie rückte erleichtert in ihrem Stuhle hin und her, strich eine Falte an ihrem Kleide zurecht und fuhr mit der Hand über den Tisch, um irgendwelche Krümchen, die dort lagen, zu entfernen. Sie lebte, mit einem Worte, wieder auf, wurde wieder munter — ganz so wie ein Mensch, der, vom Schreck gelähmt, doch sogleich wieder ins Bewußtsein zurückgerufen ward.

„Ich will nichts mehr von ihm, Tantchen!" versetzte Wjera, die ihre Kräfte wieder gesammelt hatte. „Und wenn er durch irgendein Wunder sich jetzt ganz und gar änderte, wenn er so würde, wie ich früher ihn wohl zu sehen wünschte,

wenn er an alles das glaubte, woran ich glaube, und mich so liebte, wie ich ihn ... zu lieben gedachte: selbst dann würde ich seinem Rufe nicht folgen ..."

Sie schwieg. Die Großtante hielt den Atem an und lauschte ihren Worten mit heimlichem Entzücken.

„Ich würde mit ihm nicht glücklich werden — ich würde nie den früheren Menschen in ihm vergessen und dem neuen Menschen, als den er sich gäbe, nicht trauen. Ich habe zu schwer gelitten," flüsterte sie und legte ihre Wange auf die Hand der Großtante. „Aber du hast ja meinen Schmerz selbst gesehen, hast mich verstanden und gerettet ... du — meine Mutter! ... Warum fragst du und zweifelst du? Welche Leidenschaft sollte standhalten solchen Qualen gegenüber? Kann man denn einen solchen Irrtum wiederholen? ... In mir ist nichts mehr vorhanden ... öde und kalt ist's in meinem Herzen ... und Verzweiflung wohnte darin, wenn du nicht wärest ..."

Tränen rannen über Wjeras Wangen. Sie lehnte ihren Kopf an die Schulter der Großtante.

„Denk nicht daran, rege dich nicht unnütz auf!" sagte die Großtante, während sie selbst ihre Bewegung kaum zu meistern vermochte und Wjeras Tränen mit der Hand von der Wange wischte. „Wir sind doch übereingekommen, nie wieder davon zu sprechen ..."

„Ich würde auch nicht davon sprechen, wenn nicht diese Briefe wären. Ich bedarf des Friedens. Bring mich fort, Tantchen, versteck' mich irgendwo — oder ich sterbe! Ich bin so matt ... so kraftlos ... Laß mich Ruhe finden! ... Und er ruft mich dorthin. Er will selbst hierher kommen ..."

Ihre Tränen begannen noch reichlicher zu fließen. Die Großtante erhob sich langsam, ließ Wjera an ihrer Stelle

in dem Sessel Platz nehmen und richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf.

„Gut — wenn dem so ist, wenn er dir noch immer zusetzen und dich quälen will — dann soll er mir für diese Tränen büßen!..." sprach sie mit zitternder Stimme. „Sei ruhig, mein Kind — Tantchen wird dich vor ihm zu verbergen und zu schützen wissen: du wirst nichts mehr von ihm zu hören bekommen..."

Die Großtante bebte am ganzen Leibe, als sie dies sagte.

„Was willst du tun?" fragte Wjera bestürzt, indem sie plötzlich aufstand und neben Tatjana Markowna hintrat.

„Er ruft dich; ich will zu ihm hinabsteigen, will statt deiner zu dem Stelldichein gehen — und dann wollen wir sehen, ob er noch einmal an dich schreibt, noch einmal herkommt und dich ruft!..."

Zorn überkam die Großtante, und sie begann im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Wann will er denn morgen in dem Pavillon sein? Um fünf Uhr, nicht wahr?" fragte sie plötzlich.

Wjera sah sie voll Erstaunen an.

„Du hast mich nicht richtig verstanden, Tantchen," sagte sie sanft, während sie die Hand der Großtante ergriff. „Ich will mich nicht bei dir über ihn beschweren. Vergiß nie, daß ich allein schuld bin — an allem... Er weiß nicht, was mit mir vorgegangen ist, und darum schreibt er. Er braucht nichts weiter zu wissen, als daß ich krank und geistig niedergedrückt bin — und du willst, wie es scheint, mit ihm Abrechnung halten! Nicht das ist's, was ich von dir erhoffte. Ich wollte ihm selbst schreiben, vermochte es jedoch nicht — und um ihn wiederzusehen, reicht meine Kraft beim besten Willen nicht aus..."

Tatjana Markowna wurde still und sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich wollte Iwan Iwanowitsch bitten," fuhr Wjera fort — „aber du weißt selbst, wie sehr er mich liebt, welche Hoffnungen er betreffs meiner genährt hat. Soll ich ihn nun mit dem Menschen zusammenbringen, der alles das vernichtet hat? Das ist doch unmöglich ..."

„Ja, das ist unmöglich!" sagte Tatjana Markowna bekräftigend und schüttelte energisch den Kopf. „Warum soll er da hineingezogen werden? Gott weiß, welchen Verlauf die Sache dann nimmt ... Nein, nein, das geht nicht ... Aber du hast doch jemanden, der dir nahe steht, der alles weiß, der dich liebt wie ein Bruder: Borjuschka ..."

Wjera schwieg.

„Wie ein Bruder — ja, wenn es so wäre, wenn er nicht noch andere Gefühle hegte!" dachte sie, doch wollte sie der Großtante nichts von Raiskis Leidenschaft für sie verraten, da sie meinte, daß es sich dabei nicht um ihr Geheimnis handle.

„Wenn du es wünschest, will ich mit ihm reden ..." sagte Tatjana Markowna.

„Laß nur, Tantchen, ich will es ihm selbst sagen," antwortete Wjera, die doch Bedenken trug, Raiski mit der Angelegenheit zu befassen. Sie vertraute wohl seinem wackeren Herzen und seiner klugen Einsicht, war jedoch nicht sicher, ob seine launische Phantasie und sein allzu begeisterungsfähiges Temperament ihm nicht einen Streich spielen würden.

„Ich werde ihm durch Boris Nachricht senden, oder mich vielleicht so weit aufraffen, daß ich selbst auf die Briefe antworte und jede Hoffnung auf ein Wiedersehen ein für allemal zerstöre. Vorläufig möchte ich ihn nur benachrich-

tigen, daß er nicht mehr nach dem Pavillon kommen und nicht vergeblich warten soll . . ."

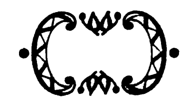
„Ich will es übernehmen, ihn zu benachrichtigen," sagte die Großtante plötzlich.

„Aber du wirst nicht selbst hingehen, wirst ihn nicht zu treffen suchen?" sagte Wjera, während sie der Tante forschend in die Augen sah. „Vergiß nicht, daß ich ihn nicht anklage, ihm nichts Böses wünsche . . ."

„Auch ich wünsche ihm nichts Böses!" flüsterte die Großtante, während sie zur Seite blickte. „Beruhige dich nur, ich werde nicht hingehen — ich werde nur dafür sorgen, daß er nicht mehr in dem Pavillon wartet . . ."

„Verzeih mir, Tantchen, daß ich dir noch diese neue Sorge auf den Hals lade!"

Tatjana Markowna stieß einen Seufzer aus und küßte Wjera auf die Stirn.





Vierzehntes Kapitel

Nur halb beruhigt verließ Wjera die Großtante. Sie zerbrach sich den Kopf darüber, was für Maßnahmen wohl diese treffen würde, um Mark davon abzuhalten, daß er sie morgen in dem Pavillon erwartete. Sie fürchtete, daß Tatjana Markowna vielleicht Raiski, von dessen Leidenschaft für Wjera sie nichts wußte, irgendeinen *Auftrag* geben würde, und daß dieser sich bei der Erledigung der Angelegenheit von seinen noch nicht ganz erloschenen Empfindungen beeinflussen lassen könnte.

Sie hörte, daß Raiski zu Hause war, und begab sich zu ihm nach dem alten Hause, wohin er mit Koslow zusammen übergesiedelt war. Sie wollte ihm von den beiden Briefen sprechen, wollte sehen, wie die Nachricht auf ihn wirken würde, und ihn für den Fall, daß die Großtante ihm die Auseinandersetzung mit Mark übertragen sollte, auf seine Rolle vorbereiten.

Wie ein Schatten huschte sie durch die Zimmer des alten Hauses, über das im Laufe der Zeit dunkel gewordene Parkett, an den verhüllten alten Spiegeln, Säulenuhren und Möbeln vorüber, ging an der Tür ihres einstigen Zimmers entlang und trat in einen behaglichen kleinen Raum,

dessen Fenster nach der Vorstadt und dem freien Felde hinausgingen. Hier, in diesem Zimmer, hatte Raiski sich einquartiert. Sie öffnete ganz leise die Tür und blieb auf der Schwelle stehen.

Raiski saß am Tische und blätterte in seiner Künstlermappe. Skizzen von Landschaften, Porträts in Aquarell, Entwürfe von unvollendeten Gemälden, verkleinerte Kopien von berühmten Kunstwerken, Haufen von Tagebuchblättern, Notizen, Skizzen, begonnenen und unvollendet gebliebenen Erzählungen und Dichtungen lagen vor ihm aufgetürmt.

Er hatte soeben einen Stoß von Blättern vorgenommen — das angesammelte Material für seinen Roman, in das er ganz und gar vertieft schien. Sein Blick hatte etwas Düsteres; er schlug Blatt für Blatt um, schüttelte sinnend den Kopf, seufzte tief auf und gähnte, daß ihm die Tränen in die Augen traten.

„So habe ich auch damals, vor sechs Jahren, das große Gemälde für die Ausstellung in Angriff genommen," ging's ihm durch den Sinn. „Und schließlich stellte sich heraus, daß solch eine Arbeit Jahre der Anstrengung verlangt... Und nun habe ich mir diese neue Bürde auferlegt: ich will einen Roman schreiben! Allein an Material gibt das einen halben Zentner... wie viel Notizen, Beobachtungen, Erkundungen sind da erforderlich! Ob die Sache wohl zustande kommt? All die Charaktere, Situationen und Szenen zu entwerfen — welch eine Aufgabe!... Und schließlich konzentriert sich das ganze Interesse doch auf Wjera, die Hauptperson meines eigenen, erlebten Romans. Wie, wenn ich nur sie allein zum Gegenstand meiner Darstellung nähme? Das wäre eine Aufgabe!... Alles andere, Nebensächliche fiele weg, nur sie allein stände da!...

Ich würde mir die Sache sehr erleichtern, diesen ganzen Ballast hier könnte ich fortlassen. Was habe ich da nicht alles zusammengetragen!"

Er begann mit Lebhaftigkeit alles, was sich nicht auf Wjera bezog, beiseite zu schieben, und es blieb kaum ein Dutzend Blätter übrig, auf denen er charakteristische Bemerkungen über sie, sowie Szenen und Gespräche, die er mit ihr gehabt, sorgfältig zusammengetragen hatte.

Plötzlich legte er die Blätter zur Seite — ein neuer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Warum habe ich eigentlich ihr Porträt noch nicht mit dem Pinsel festgehalten?" fragte er sich. Von Marfinka hatte er gleich nach der ersten Begegnung, unter dem frischen Eindruck, ein Porträt gemalt, und es war Wahrheit, Treue, Leben darin, bis auf die Schultern und Hände. Und Wjera hatte er noch nicht gemalt — sollte er abreisen, ohne das noch nachzuholen?... Jetzt stand doch nichts im Wege: seine Leidenschaft ist verraucht, sie flieht ihn nicht mehr... Wenn er erst ihr Porträt hat, wird es ihm auch leicht fallen, den Roman zu schreiben: er wird sie dann immer wie lebend vor den Augen haben...

Er blickte von seinem Portefeuille auf — vor ihm stand Wjera in eigener Person, wie sie leibte und lebte. Er erschrak.

„Das ‚Schicksal' sendet dich gerade jetzt zu mir, um die Worte der Großmutter zu gebrauchen," sagte er.

Wjera hatte sein Erschrecken bemerkt, und ein Lächeln zitterte um ihr Kinn. Er aber konnte seinen Blick nicht von ihr abwenden. Ihre Schönheit fesselte wieder seinen Sinn, wenn es auch nicht jene frühere Schönheit war mit ihrem eigenartigen Glanz, mit dem warmen, lebendigen Kolorit, dem stolzen, flammenden Blick der Samtaugen,

dem heimlichen Flimmern der Nacht, wie er einmal selbst den funkensprühenden Reiz ihrer eigenartigen, ihn damals so geheimnisvoll anmutenden Schönheit bezeichnet hatte. Dieses unbewußte Schimmern und Gleißen ihrer jugendlichen Reize, das gleichsam einen hellen, wärmenden Strahlenschein um sie verbreitete, war verschwunden.

Eine müde Schwermut, eine tiefe Ermattung sprach jetzt aus ihren Augen. An Stelle der warmen, lebendigen Töne in ihrem Gesichte war eine durchsichtige Blässe getreten. In ihrem Lächeln lag nicht mehr der Stolz der ungeduldigen, kaum gebändigten Jugendkraft. Sanftmut und Traurigkeit ruhten still auf ihren Zügen, und ihre ganze schlanke Gestalt war gleichsam erfüllt von schwermütiger Grazie und gedankenvollem Frieden.

„Wie sie der Lilie gleicht! Wo ist die frühere Wjera geblieben? Und welche von beiden ist vorzuziehen — die jetzige oder die frühere?" dachte er und streckte voll Rührung die Hände nach ihr aus.

Sie trat auf ihn zu — nicht mehr, wie früher, mit geschmeidigem Gang und leichtem Wiegen der Hüften, sondern mit leisen, gleichmäßigen, kaum merklich knarrenden Schritten.

„Ich störe dich wohl," sagte sie. „Was treibst du denn hier? Ich wollte mit dir reden ..."

Er wandte den Blick nicht von ihr ab.

„Wart' einmal, Wjera!" flüsterte er — er hatte ihre Frage nicht gehört und sah sie noch immer mit weitgeöffneten Augen an. „Setz' dich doch einmal dahin — so!" sagte er und ließ sie auf dem kleinen Diwan Platz nehmen.

Dann lief er geschäftig nach einer Ecke des Zimmers, suchte dort einen mit Leinwand bespannten Rahmen heraus, holte eine Staffelei hervor und begann, seinen Farbenkasten suchend, in einer Ecke zu kramen.

„Was hast du denn vor?“ fragte sie.

„Schweig, schweig, Wjera — ich habe schon lange deine Schönheit nicht bemerkt, als wenn ich blind geworden wäre! Doch in dem Augenblick, als du eintratst, wirkten ihre Strahlen wieder auf meine Nerven, der Künstler in mir ist neu erwacht! Fürchte dich nicht vor meiner Ekstase ... nur rasch, rasch, ehe der Augenblick entflieht! ... Schenk' mir etwas von deiner Schönheit ... ich habe dich ja noch nie gemalt ...“

„Was für ein Einfall, Boris! Wie kannst du jetzt nur noch von Schönheit reden? Wie sehe ich denn aus? Wassilissa meint, wenn man die Leute in den Sarg lege, sähen sie besser aus ... Laß es doch für ein andermal ...“

„Du hast selbst kein Verständnis für deine Schönheit: du bist ja ein Chef-d'oeuvre! Nein, nein, das läßt sich nicht auf ein andermal verschieben. Sieh doch, das Haar sträubt sich mir empor, es zuckt mir in den Fingern! ... Die Tränen werden mir gleich in die Augen treten ... Setz' dich — wenn ich den Augenblick verpasse, ist alles vorüber!“

„Ich bin so müde, Bruder ... ich kann wirklich nicht, habe nicht die Kraft dazu ... Und dann frier' ich; es ist so frisch hier bei dir ...“

„Ich werde dich gut einhüllen, dich in eine ganz bequeme Pose bringen. Du brauchst mich gar nicht anzusehen, sitz ganz frei und ungezwungen, als wenn ich überhaupt nicht da wäre ...“

Er schob ihr ein paar Kissen hinter den Rücken und unter die Arme, hing seinen schottischen Plaid um Schultern und Brust, gab ihr ein Buch in die Hand und hieß sie so auf dem Diwan niedersitzen.

„Den Kopf kannst du halten, wie du willst,“ sagte er —

„wie es dir am bequemsten ist. Beweg' dich ganz frei, blicke, wohin du willst, oder blicke überhaupt nirgendshin — und vergiß, daß ich da bin!"

Sie gab ihm schließlich nach und saß gleichgültig in müder, sinnender Haltung da.

„Ich wollte eigentlich mit dir reden ... dir ein paar Briefe zeigen ..." sagte sie.

Er schwieg, schaute sie an und begann mit Kohle auf der Leinwand zu zeichnen.

Zehn Minuten vergingen.

„Ich habe zwei Briefe bekommen ... von Mark ..." wiederholte sie leise.

Er sprach kein Wort, sondern zeichnete nur immer weiter. Eine Viertelstunde war vergangen. Er nahm die Palette, tat Farben darauf, wandte den heißen, verzehrenden Blick immer wieder Wjera zu und übertrug hastig, als wenn er einen Diebstahl beginge, ihre Züge auf die Leinwand.

Sie sprach ihm abermals von den Briefen. Er schwieg und blickte sie an, als ob er sie zum erstenmal sähe.

„Hörst du nicht, Bruder?"

„Ja ... ja ... ich höre ... Du hast Briefe von Mark ... nun, wie geht es ihm denn, ist er gesund?" sprach er rasch und obenhin.

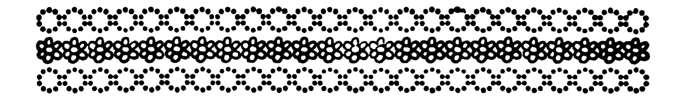
Sie sah ihn ganz verwundert an. Sie hatte es kaum gewagt, den Namen Mark zu nennen, hatte gefürchtet, daß er zusammenzucken würde, als wenn sie ihn mit einem glühenden Eisen berührte — und er erkundigte sich nach Marks Gesundheit!

Sie sah ihn nochmals an und hörte auf, sich zu wundern. Wenn sie statt Mark irgendeinen Karp oder Sidor genannt hätte, wäre die Wirkung auf ihn ganz dieselbe gewesen,

Er hatte nur mechanisch hingehört, nur den Klang ihrer Stimme vernommen, ohne auf den Sinn der Worte zu achten. Er war ganz und gar in seine Arbeit vertieft und hatte den Namen Mark völlig unbewußt nachgesprochen.
„Warum gibst du mir keine Antwort?“ fragte sie.
„Später, später, um des Himmels willen! Sprich jetzt nicht mit mir ... Denke an sonst etwas! Tu, als ob ich gar nicht existierte ...“
Wjera versuchte nochmals, ihn anzusprechen, doch er hörte sie nicht mehr und ging ganz darin auf, ihr Gesicht zu malen.
Sie versank in ein wirres Chaos von Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen; ihre Unruhe, ihre Besorgnis, ob Mark wohl kommen und was die Großtante wohl tun werde, bekam etwas Verschwommenes, Formloses, und sie vermochte nicht, ihre Gedanken auf einen bestimmten Moment, einen einzelnen Gegenstand zu richten.
Sie hüllte sich fest in den Plaid, um sich zu wärmen, und blickte von Zeit zu Zeit auf Raiski, fast ohne zu bemerken, was er trieb und tat. Tiefer und tiefer geriet sie in ein grübelndes Hinbrüten; in ihren Augen reflektierte sich gleichsam ihr trotz ihrer Jugend schon so tief aufgewühltes, noch nicht wieder zur Ruhe gekommenes Leben, ihre Sehnsucht nach Ruhe, ihre heimliche Qual und bange Zukunftserwartung.
Raiski aber arbeitete inzwischen schweigend, mit konzentrierter Aufmerksamkeit, bleich vor künstlerischer Erregung, an ihren Augen, sah von Zeit zu Zeit zu ihr hinüber oder weilte in Gedanken bei seinen Erinnerungen an die erste Begegnung mit ihr und dem tiefen Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte. Grabesstille herrschte im Zimmer.

Plötzlich hielt er inne und suchte das Geheimnis ihres nachdenklichen, auf nichts Bestimmtes gerichteten, abgrundtiefen Blickes zu ergründen.
Er tupfte mit dem Pinsel über die Pupille auf der Leinwand, er glaubte die Wahrheit schon erfaßt zu haben — dort aber, in Wjeras lebendigem Blick, glomm noch irgendein etwas wie eine geheime, ruhende Kraft. Er setzte eine zweite Farbe an, legte einen Schatten daneben — aber soviel Mühe er sich auch gab: es waren wohl ihre Augen, was er da gemalt hatte, aber nicht ihr Blick.
Vergeblich rief er die beiden Zauberpunkte seines alten Lehrers zu Hilfe, die er so glücklich und erfolgreich bei dem Porträt seiner Cousine Sophie verwandt hatte.
„Nein, hier genügen die beiden Punkte nicht!" sagte er sich, nachdem er immer von neuem sich bemüht hatte, diesen Ausdruck der Augen, diesen Blick zu erhaschen.
Er blickte sinnend vor sich hin, mischte die Farben, trat von dem Porträt zurück und sah wiederum hin.
„Ich muß warten!" entschied er schließlich und begann die Wangen, die Nase und das Haar weiter auszuführen.
Nachdem er damit wohl eine halbe Stunde zugebracht, nahm er sich wieder die Augen vor.
„Noch einmal versuch' ich's!" dachte er — „und wenn es diesmal nichts wird, dann lass' ich es überhaupt: dann kann ich's eben nicht!"
„Nun sieh einmal fünf Minuten lang auf diesen Punkt da, Wjera," sagte Raiski, nach dem betreffenden Punkt zeigend, und sah sich nach Wjera um.
Sie schlief. Ganz verblüfft sah er hin und schaute und schaute — schweigend, mit verhaltenem Atem.
„O, welche Schönheit!" flüsterte er dann voll Rührung. Im rechten Augenblick war sie eingeschlafen. Ja, es war

keck und zudringlich, ihren Blick malen zu wollen, in dem ihr ganzes Drama, ihr Roman zum Ausdruck kam. Hier hätte selbst ein Greuze seinen Pirsel weggelegt.
Er malte ihre Augen geschlossen. Schweigend stand er da und betrachtete verzückt dieses lebendige Bild des ruhenden Denkens und Fühlens, der schlummernden Schönheit.
Dann legte er Palette und Pinsel hin, neigte sich leicht vor, berührte leise mit den Lippen ihre bleiche Hand und ging mit unhörbaren Schritten aus dem Zimmer.



Fünfzehntes Kapitel

Am nächsten Tage, um die Mittagsstunde, vernahm Wjera vom Hoftor her das Geräusch von Hufschlägen. Sie sah aus dem Fenster, und ihre Augen blitzten einen Augenblick freudig auf, als sie Tuschins stattliche Gestalt erblickten, der auf seinem Rappen in den Hof geritten kam.
Unwillkürlich trat Wjera vor den Spiegel und strich ihr Haar zurecht. Mit einem Seufzer sah sie ihr Bild da drinnen und dachte: „Was konnte Boris nur an mir finden, daß er mich durchaus malen wollte?"
Sie ging die Treppe hinunter, durchschritt alle Zimmer und faßte eben nach dem Griffe der Tür, die aus dem Salon nach dem Vorzimmer führte. In demselben Augenblick hatte Tuschin den Griff von der anderen Seite gefaßt. Sie öffneten die Tür, stießen aufeinander und lächelten sich gegenseitig an.
„Ich sah Sie von oben und ging Ihnen entgegen. Sind Sie nicht wohl?" fragte sie plötzlich, während sie ihn forschend ansah.
„Was sollte mir fehlen?" antwortete er verwirrt und blickte dabei zur Seite, damit sie nicht bemerke, wie sehr er sich verändert hatte. „Und wie geht es Ihnen?"

„Ich danke, ich fühle mich ganz wohl. Eine Zeitlang fürchtete ich, ernstlich krank zu werden, doch ist das jetzt vorüber ... Wo ist Tantchen?“ wandte sie sich an Wassilissa.
Diese sagte, die gnädige Frau sei nach dem Tee irgendwohin gegangen und habe Ssawelij mitgenommen.
Wjera bat Tuschin, mit ihr nach ihrem Zimmer hinaufzukommen. Hier setzten sie sich beide auf den Diwan, jedes an einem Ende, schwiegen und blickten sich verstohlen von der Seite an.
„Er ist so blaß geworden,“ dachte sie, „und auch mager; sein gekränktes Selbstgefühl, seine getäuschten Hoffnungen zehren an ihm ...“
In der Tat war Tuschin in dieser letzten Zeit recht erregt und unruhig gewesen, doch nicht aus gekränktem Selbstgefühl, sondern aus banger Sorge, was wohl mit ihr weiter geworden, ob ihr Drama nun zu Ende sei oder nicht.
Sein eigner Kummer und Schmerz, sein beleidigtes Ehrgefühl und seine getäuschten Hoffnungen hatten wohl in den ersten Tagen schwer auf ihm gelastet, und es hatte seiner ganzen bärenhaften Widerstandsfähigkeit und seines reichen Vorrats an seelischer Kraft bedurft, um diese Last zu tragen. Und er hatte sie getragen und den inneren Kampf siegreich bestanden — dank eben dieser Kraft, dank seiner schlichten, reinen Natur, der aller Neid und Haß und alle kleinliche Eitelkeit fremd war.
Er glaubte an Wjeras Schuldlosigkeit, und dieser Glaube, auf dem seine tief sittliche, reine Neigung zu ihr beruhte, überwand in Verbindung mit dem Reiz ihrer bezaubernden Schönheit und dem Vertrauen auf ihren klaren Verstand und die Echtheit ihres Fühlens in ihm die Selbstsucht der sinnlichen Leidenschaft. Dieser Glaube bewahrte ihn vor

der Verzweiflung seines Kummers und verhütete die Erkaltung seines Gefühls für Wjera.

Vom ersten Augenblick an, als sie ihm mit solcher Offenheit alles gesagt, hatte er trotz der furchtbaren Qual, die er selbst dabei litt, in strenger Unparteilichkeit daran festgehalten, daß keine Schuld sie treffe, daß sie nur unglücklich sei. Er hatte es ihr damals sogleich gesagt, und er hatte auch jetzt noch diese Auffassung. Für den einzigen Schuldigen hielt er Mark — und auch er war ihm mehr ein Unglücklicher, mit Blindheit Geschlagener.

Alles das hatte bewirkt, daß ganz still und ihm selbst noch unbewußt, trotz allem Schmerz, trotz dem Chaos von bittren Empfindungen, von Gram und Kränkung ein schwacher Hoffnungsstrahl in ihm lebte. Nicht, als ob er noch das große, volle Glück gegenseitiger Neigung erhofft hätte — aber die Aussicht, sie doch nicht ganz zu verlieren, ihre Freundschaft zu behalten, vielleicht einmal in ferner Zeit ihre dauernde Sympathie zu gewinnen — diese Aussicht wenigstens schien ihm nicht verschlossen.

Was aus dieser Sympathie dann weiter erwachsen könnte — davon wagte er nicht mehr zu schwärmen und zu träumen. Der Flug seiner Phantasie ward gelähmt durch die sich von selbst aufdrängende Frage, was nun wohl mit ihr werden würde? War ihr Drama wirklich schon zu Ende? War nicht vielleicht Mark doch zu der Erkenntnis gelangt, was er an ihr verlor, hatte er nicht doch noch versucht, das fliehende Glück zu verjagen? Kroch er nicht am Ende vom Grunde der Schlucht empor, um sie hier oben, auf der Höhe, zu erhaschen? Und hatte sie sich nicht wieder umgewandt und nach ihm zurückgeschaut? Hatten sie einander nicht die Hände gereicht — für immer, um glücklich zu sein, so, wie er, Tuschin, und wie Wjera selbst das Glück verstand?

Derselbe Zweifel und dieselbe Frage, die sich auch Tatjana Markowna aufgedrängt hatte, als Wjera ihr die beiden Briefe zeigte, nagten auch an Tuschins Herzen. Es erschien ihm unwahrscheinlich, daß Mark auf seinem Standpunkte beharren und sich damit zufrieden geben würde, dort unten auf dem Grunde der Schlucht zu verbleiben. „Er ist doch kein Narr und kein Blinder!...“ sagte er sich. „Irgend etwas muß er doch an sich haben, das ihre Liebe zu ihm erklärt... Aber nein, sie kann ihn nicht lieben — es war nur ein Rausch, eine Verirrung ihres Gefühls...“ dachte er. „Doch er — wenn er zur Vernunft kommt und zu ihr zurückkehrt... vielleicht wird sie dann noch glücklich... Nun, Gott gebe es, Gott gebe es!“ So hatte er gegrübelt und für ihr Glück gebetet — und in diesen Stunden des Gebets war er bleich und mager geworden von der Hoffnungslosigkeit, dem trostlosen Ausblick in ein Leben ohne Glück, ohne Ziel, ohne Wjera...

„Was für ein Leben wäre das wohl?“ dachte er. „So wie früher, als ich noch nicht wußte, daß es eine Wjera auf der Welt gibt, kann ich nun nicht weiter leben. Ohne sie wird ein Stillstand eintreten in meinem Leben, meinem Wirken...“

Um seine Gedanken abzulenken, hatte er sich mit verdoppeltem Eifer in die Arbeit gestürzt. Am liebsten hätte er selbst die Bäume in seinem Walde gefällt, die als Mastbäume stromabwärts gingen. Er nahm seinen Buchhaltern im Kontor alle Arbeit ab und begann selbst die Bücher zu führen. Oder er bestieg sein Reitpferd und jagte zwanzig Werst weit durch den Forst und wieder zurück, bis das Tier ganz mit Schweiß und Schaum bedeckt war. Er wollte seinen Schmerz betäuben und all den quälenden Fragen entfliehen, die sich ihm aufdrängten; doch so wenig

wie der Herbstwind in seinem Rücken wich die eine Frage von ihm: was mag jenseits der Wolga jetzt vor sich gehen? ...

Wie oft war er ans Stromufer geritten, um über die Fluten hinweg nach der anderen Seite zu schauen! Wie zog es ihn, hinüberzuspringen auf die Fähre, die eben abstieß, und den steilen Uferhang dort drüben emporzureiten, um zu fragen und Gewißheit zu erlangen ...

Aber sie hatte ihm damals ausdrücklich gesagt: „Warten Sie!" — und dieses Wort war ihm heilig.

Jetzt war er mit ihrem Brief in der Tasche hergekommen. Sie hatte ihn gerufen, doch war er nicht rasch den Berg hinangesprengt, sondern langsam hergeritten und ebenso langsam vom Pferde gestiegen, und jetzt wartete er geduldig, bis ihn die Stalleute von der Gesindestube her bemerken und ihm das Pferd abnehmen würden. Mit heimlichem Bangen hatte er dann nach dem Türgriff gefaßt — und selbst in ihrem Zimmer verließ ihn seine Bangigkeit nicht. Nur ganz verstohlen und ängstlich sah er sie an, denn er wußte ja nicht, wie es um sie stand, warum sie ihn gerufen, was er zu erwarten hatte.

Verlegen standen sie beide einander gegenüber. Sie war befangen, weil er um ihr Geheimnis wußte. Wenn er auch ihr Freund war, stand er ihr doch immer noch fern. Sie hatte ihm damals in ihrer nervösen Erregung, im Fieber sozusagen, ganz unerwartet ihr Geheimnis offenbart, weil sie aus einigen seiner Äußerungen schließen zu müssen glaubte, daß er ohnedies schon alles wisse.

Sie konnte nicht anders, als es ihm sagen: sie schätzte die kostbare Gabe seiner Freundschaft viel zu hoch und wollte sich seine Achtung nicht erschleichen. Er hatte ihr überdies einen Antrag gemacht, ein Grund mehr für sie, offen und

aufrichtig zu sein. Bei alledem fiel es ihr jetzt doch schwer aufs Herz, daß er um dieses Geheimnis wußte. Sie neigte verschämt den Kopf und vermied es, ihm gerade in die Augen zu sehen.

Er aber empfand es peinlich, daß er ihr so zur Unzeit von seinen stillen Hoffnungen gesprochen, die dann durch ihre erschreckende Offenheit so jäh zerstört schienen. Um seiner selbst wie um ihretwillen war es ihm peinlich.

Jedes von ihnen erriet, was in dem andern vorging, und sie schwiegen.

„Haben Sie mir verziehen?“ sprach sie schließlich in tiefklingendem Flüsterton, ohne ihn anzusehen.

„Ich — Ihnen verziehen? Was denn?“

„Alles das, was Sie ertragen haben, Iwan Iwanowitsch. Sie haben sich verändert, sind abgemagert, haben sich gehärmt — ich sehe das. Ich empfinde es als eine schwere Strafe, daß ich Ihnen und Tantchen solchen Kummer bereitet habe.“

„Mein Kummer braucht Sie nicht zu beunruhigen, Wjera Wassiljewna. Er gehört mir allein. Ich habe mir ihn selbst aufgeladen, und Sie haben ihn nur gelindert. Sie haben auch jetzt wieder an mich gedacht und mir geschrieben, daß Sie mich sehen wollen. Ist das wahr?“

„Ja, es ist wahr, Iwan Iwanowitsch. Wenn Sie drei — Tantchen, Sie und Bruder Boris — mir genommen würden, ich könnte das Leben nicht länger ertragen.“

„Nun — und Sie reden von Kummer! Sehen Sie mich doch einmal an: ich meine, ich habe jetzt, in diesem Augenblick, gleich wieder an Kraft gewonnen!“

Er lächelte und seine Wangen röteten sich in plötzlicher froher Erregung.

„Um so schwerer,“ sagte Wjera, „empfinde ich das, was ich

Ihnen allen angetan habe. Wenn ich daran denke, was Tantchen allein hat durchmachen müssen!"

„Was denn? Ich wagte nicht, danach zu fragen..."

Sie erzählte ihm alles, was in diesen letzten zwei Wochen vorgefallen war; nur das Geständnis, das Tatjana Markowna ihr gemacht hatte, verschwieg sie.

Er erwartete mit Ungeduld, ob sie nicht von Mark sprechen würde. Doch sie sagte kein Wort von ihm.

„Wenn Sie nur recht bald wieder die Ruhe Ihres Gemüts wiederfinden möchten!" sprach er nachdenklich. „Alles wird vergehen und vergessen werden..."

„Vergessen — vielleicht, aber nicht vergeben!"

„Niemand hat Ihnen etwas zu vergeben..."

„Wenn auch die anderen vergessen und mir vergeben — ich selbst darf es nicht..." flüsterte sie und hielt in ihrer Rede inne. Ein schmerzlicher Ausdruck erschien auf ihrem Gesichte.

„Ich begann ein wenig, mich zu beruhigen, zu vergessen..." fuhr sie fort. „Jetzt kommt nun die Hochzeit, es gibt viel zu tun, das lenkte mich ab... und ich konnte wieder an andere Dinge denken..."

„Da kam eine Störung dazwischen?..."

„Ja... Ich war gestern sehr beunruhigt, und auch jetzt habe ich meine Ruhe noch nicht ganz wiedergefunden. Die muß ich vor allem wiederfinden, wie Sie ganz richtig sagten. Ich dachte, es sei alles zu Ende... ach, wenn ich doch von hier fort könnte!" Er schwieg und blickte zu Boden. Der Ausdruck der Freude wich aus seinen Zügen.

„Ist etwas vorgefallen?" fragte er. „Bedürfen Sie nicht... irgendeines Dienstes, Wjera Wassiljewna?"

„Es ist allerdings etwas vorgefallen... Ihre Dienste

jedoch möchte ich nicht in Anspruch nehmen, Iwan Iwanowitsch ..."
„Sie meinen, ich eigne mich nicht? ..."
„Nicht doch, das ist es nicht ... Sie wissen ja alles, lesen Sie diese Briefe, die ich bekommen habe."
Sie nahm die beiden Briefe aus dem Schubfach und reichte sie ihm. Tuschin las sie, und er wurde wieder ganz so bleich und mager, wie er bei seiner Ankunft gewesen.
„Ja, hier bin ich allerdings überflüssig, da können nur Sie allein ..."
„Nein, Iwan Iwanowitsch, das kann ich eben nicht ..."
Er sah sie fragend an.
„Ich kann ihm weder die zwei Worte schreiben, die er verlangt, noch ihn sehen ..."
Er gewann wieder seine Fassung, richtete den Kopf empor und sah sie an.
„Eine Antwort aber muß ich ihm geben: er wartet dort, im Pavillon, oder er kommt hierher, wenn ich sie ihm nicht gebe ... Und ich bringe es nicht über mich ..."
„Was für eine Antwort?" fragte Tuschin, während er wieder den Kopf neigte und auf seinen Stiefel blickte.
„Sie fragen ganz so wie Tantchen. Haben Sie nicht gelesen? Er verheißt mir das Glück, bietet mir seine Hand an ..."
„Nun — und?"
„Nun — und ..." wiederholte sie in einem Tone, der ein wenig gereizt klang. „Ich habe gestern versucht, ihm ein paar Zeilen zu schreiben. ‚Ich war mit Ihnen nicht glücklich und werde es niemals sein, auch wenn wir uns heiraten, ich werde Sie niemals wiedersehen, leben Sie wohl!'"
So wollte ich ihm schreiben — doch ich vermochte es nicht. Ich wollte hingehen, es ihm selbst sagen und wieder fort-

gehen, doch die Beine versagten mir den Dienst, ich sank kraftlos nieder. Er weiß nichts von alledem, was ich durchgemacht habe, er meint, ich sei immer noch im Banne dieser Leidenschaft, darum hofft er noch immer und schreibt mir. Er muß unbedingt alles erfahren, und ich kann es ihm nicht sagen!... Ich wüßte auch niemanden, der es sonst tun könnte: Tantchen explodierte förmlich wie ein Pulverfaß, als sie diese Briefe gelesen hatte... ich fürchte, sie hält das nicht aus... und ich..."

Tuschin erhob sich plötzlich und trat auf sie zu.

„Und da dachten Sie an mich: Tuschin wird's aushalten, der wird mir den Dienst schon leisten... dachten Sie, und darum riefen Sie mich — ist's nicht so?"

Er strahlte über das ganze Gesicht.

„Nein, Iwan Iwanowitsch, so ist es nicht. Ich rief Sie, um... Sie zu sehen in diesen Stunden banger Sorge. Wenn Sie hier sind, bin ich ruhiger."

„Wjera Wassiljewna!" rief er aus, und das Rot kehrte wieder auf seine Wangen zurück, er fühlte sich nahezu glücklich.

„Sie dorthin zu schicken," fuhr sie fort — „nein, diese neue Kränkung würde ich Ihnen nicht antun. Ich möchte Sie nicht Aug' in Auge einem Menschen gegenüberstellen, den Sie unmöglich sehen können, ohne Ihren Gleichmut zu verlieren... Nein, nein!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie sprechen von Kränkung, Wjera Wassiljewna..."

Er wollte weitersprechen, fand jedoch keine Worte und faltete nur wie bittend die Hände vor ihr. Seine Augen glänzten, als er sie jetzt so ansah.

Voll Staunen und Dankbarkeit ließ sie ihren Blick auf ihm ruhen — schon diese kleine Rücksicht, die der bloße Anstand

ihr gebot, dieser Brocken schon machte ihn glücklich, nach alledem, was vorhergegangen!

„Wie er mich liebt! Warum nur?..." dachte sie, und ein Gefühl stiller Traurigkeit beschlich sie.

„Kränkung!" wiederholte er. „Ja, wenn Sie mich mit dem Ölzweig des Friedens zu ihm senden wollten, wenn Sie mir zumuteten, ich solle ihn hier herauf holen vom Grunde der Schlucht — das würde mir wohl schwer fallen!... Eine solche Taubenrolle wäre nicht nach meinem Geschmack — und doch würde ich sie übernehmen, würde Sie beide aussöhnen, wenn ich wüßte, daß Sie dadurch glücklich würden..."

„Das würde wohl Tantchen tun," dachte Wjera bei sich — „und auch meine Mutter täte es, wenn sie noch lebte... Daß aber dieser Mann bereit ist, sein Glück zu opfern, um das meinige zu begründen — das ist mehr als Großmut!"

„Iwan Iwanowitsch," sagte sie, und die Tränen erstickten fast ihre Stimme — „ich glaube Ihnen, daß Sie auch das tun würden! Aber ich würde Sie nicht hinschicken..."

„Ich weiß das... obwohl Sie es ruhig wagen könnten. Doch in Wirklichkeit würde es sich ja um etwas handeln, wobei ich ruhig in meiner Bärenrolle bleiben könnte: ihn aufsuchen, ihm die zwei Worte überbringen, die Sie ihm nicht schreiben konnten — das würde mich glücklich machen, Wjera Wassiljewna!"

Sie schlug die Augen nieder.

„Nur dieses Glück vermag ich ihm zu bieten — für alles, was er für mich fühlt!..." dachte sie.

Als er sie jetzt so betroffen sah, verlor er gleich wieder den Mut: seine stolze Haltung, der Glanz seiner Augen, das Rot der Wangen — alles schwand hin. Er bereute, seine

Freude auf so unvorsichtige Art gezeigt, so vorzeitig das Wort „Glück" gebraucht zu haben.

„Nun habe ich wieder eine rechte Dummheit gemacht!" dachte er, im stillen über sich selbst ärgerlich. „Einen freundschaftlichen Auftrag, für dessen Ausführung ihr sonst niemand zu Gebote steht, betrachte ich schon als einen Ansporn für meine Hoffnungen!"

Sie mußte diese unerwartete Freude und dieses „Glück", das er gebracht, als eine Wiederholung seines Liebesgeständnisses und seines Heiratsantrags ansehen, und dieses selbstsüchtige Gefühl der Genugtuung darüber, daß sie mit Mark für immer brach, mußte ihn ihr in recht schlechtem Lichte zeigen.

Als Wjera ihn jetzt so sah, erriet sie wohl, daß er zum zweitenmal vom Gipfel seiner Glückshoffnungen abgestürzt zu sein glaubte. Ihr Herz, ihr weiblicher Instinkt, ihr Freundschaftsgefühl — alles kam nun dem armen Tuschin zu Hilfe, und sie beeilte sich, ihm doch wenigstens die eine Aussicht zu lassen, die sie in ihrer Lage ihm gewähren konnte: nämlich die Gewißheit, daß ihr Vertrauen und ihre Hochachtung ihm noch immer gehörten.

„Ja, Iwan Iwanowitsch, ich sehe nun, daß ich insgeheim doch immer auch in dieser Angelegenheit auf Sie gerechnet habe, nur daß ich es mir selbst nicht eingestehen mochte und es nie gewagt hätte, einen solchen Dienst von Ihnen zu erbitten. Wenn Sie jedoch sich selbst großmütig dazu erbieten, dann bin ich froh darüber und danke Ihnen. Niemand scheint mir jetzt so sehr zu meinem Helfer berufen wie Sie, da niemand mich so sehr liebt wie Sie..."

„Sie sind zu gütig gegen mich, Wjera Wassiljewna... Doch es ist wahr, was Sie da sagen: Sie haben mein Wesen ganz klar erkannt..."

„Und wenn es Ihnen nicht peinlich ist, ihn zu sehen ...“ fuhr sie fort.

„Nein, ich werde davon nicht in Ohnmacht fallen!“

„... dann gehen Sie doch heute um fünf Uhr nach dem Pavillon und sagen Sie ihm ...“

Sie dachte nach, was er Mark sagen sollte. Dann nahm sie einen Bleistift und ein Blatt Papier und schrieb die zwei Zeilen genau so nieder, wie sie sie ihm vorher mündlich hergesagt hatte.

„Das ist meine Antwort,“ sagte sie und übergab ihm den offenen Zettel. „Geben Sie ihm das und fügen Sie, wenn Sie es für nötig halten, hinzu, was Sie wollen; Sie wissen ja alles ...“

Er steckte den Zettel in die Tasche.

„Vergessen Sie das eine nicht,“ fügte sie hastig hinzu — „daß ich ihm keinen Vorwurf mache, keine Klage über ihn führe ... also ...“

Sie zögerte einen Augenblick. Er stand erwartungsvoll da.

„Ihre Reitpeitsche brauchen Sie nicht mitzunehmen ...“ fügte sie leise, fast zur Seite sprechend, hinzu.

„Das habe ich verdient,“ sagte er mit einem schweren Seufzer.

„Verzeihen Sie mir,“ sprach sie, ihm die Hand reichend — „das sollte kein Vorwurf sein, Gott behüte! Es fiel mir nur so ein ... Und vielleicht wird dieses eine Wort Sie rascher als irgendwelche lange Ausführungen darüber aufklären, was mein Wunsch ist, wie ich dieses Zusammentreffen gern verlaufen sehen möchte ...“

„Ich bin nur durch eins beunruhigt: daß Sie annehmen konnten, ich würde ohne diesen Wink Ihre Wünsche nicht begreifen ...“

„Verzeihen Sie, Iwan Iwanowitsch, einer Kranken ...“

Er drückte herzlich die Hand, die sie ihm reichte.



Sechzehntes Kapitel

Nach einer Weile kehrte Tatjana Markowna zurück, und auch Raiski fand sich ein. Tatjana Markowna und Tuschin gerieten beide ein wenig in Verlegenheit, als sie einander begegneten: er wurde verlegen, weil er wußte, daß die Großtante von seinem Heiratsantrag unterrichtet war, und ihr fiel es peinlich auf die Seele, daß ihm Wjeras Roman und dessen letzte Episode bekannt war.

In seinen Augen lag etwas Wehmütiges, und aus ihren Worten wiederum sprach eine gewisse Bangigkeit um Wjera, zu der sich die Teilnahme an seinem eigenen Schicksal gesellte. Es lag etwas Gezwungenes in ihrer Unterhaltung, auch dann, wenn sie sich auf ganz alltägliche Dinge bezog. Gegen Mittag jedoch hatten die alten, natürlichen Sympathien wieder die Oberhand gewonnen, und sie konnten einander wieder, im Vertrauen auf die gegenseitigen aufrichtigen Empfindungen, offen in die Augen blicken. Immer näher und näher kamen sie einander, und wenn sie schwiegen, lasen sie in ihren Blicken, wie sie beide über das Geschehene dachten, und verstanden einander.

Bis zum Mittagessen blieb Wjera beständig in der Gesellschaft Tatjana Markownas — sie fürchtete noch immer,

daß die Großtante irgendwelche Vorkehrungen getroffen haben könnte, um zu verhindern, daß Mark sich zu dem Stelldichein unten im Pavillon einfinde. Sie wollte auch nach dem Mittagessen nicht von Tantchens Seite weichen, damit sie nicht etwa in plötzlicher Aufwallung sich doch noch nach der Schlucht begäbe. Sie erwartete, daß Tatjana Markowna auf Marks Briefe zu sprechen kommen würde; vor Tisch jedoch kam sie nicht mit einem Worte auf die gestrige Unterredung zurück, und nach Tisch, als Raiski sich auf sein Zimmer begeben hatte und Tuschin unter dem Vorwande irgendeiner geschäftlichen Angelegenheit fortgegangen war, brachte sie das ganze Mägdezimmer auf die Beine, um das für Marfinkas Aussteuer bestimmte Silberzeug, all die Teekannen, Kaffeekannen, Präsentierteller usw. einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Von seiten der Großtante glaubte nun Wjera nichts befürchten zu müssen, und so begleitete sie in Gedanken Tuschin nach dem Pavillon. „Wenn nur da unten nichts Schlimmes sich ereignet! Wenn doch endlich heute diese Qual aufhörte! Was mag jetzt dort wohl vorgehen?" dachte sie voll Unruhe, und bange Befürchtungen stürmten auf ihr Herz ein.

Dort aber schritt Tuschin, genau eine Viertelstunde vor fünf Uhr, auf den Pavillon zu. Er hatte den Platz, wo dieser stand, früher wohl gekannt, doch war er offenbar schon lange nicht hier gewesen, denn er blickte suchend nach rechts und links, ging dann auf dem kaum erkennbaren Fußpfad bald dahin, bald dorthin und konnte den Pavillon gar nicht finden. Mitten im Dickicht blieb er stehen und suchte sich zu erinnern, wo eigentlich der Pavillon wohl stehen könnte. Voll Unruhe spähte er nach allen Seiten aus, blickte nach der Uhr und sah, daß der Zeiger schon ganz

nahe an voll war. Und weder der Pavillon noch Mark war in Sicht!

Plötzlich vernahm er von ferne das Geräusch hastiger Schritte, und in dem niedrigen Nadelholz erschien eine Gestalt, die bald aus dem Grün emportauchte, bald wieder verschwand.

„Das scheint er zu sein ..." dachte Tuschin, atmete zweimal aus voller Brust auf, wie ein müdes Pferd, schüttelte einen neben ihm stehenden jungen Tannenbaum zweimal kräftig hin und her, steckte beide Hände in die Taschen seines Paletots und stand wie in den Boden gerammt da. Mark schoß wie aus einem Hinterhalt auf die Stelle los, an der Tuschin stand, sah sich um und ward starr, als er diesen erblickte.

Sie maßen einander einen Augenblick und faßten dann nach der Mütze. Wolochow sah sich noch immer höchst verwundert um.

„Wo ist denn der Pavillon?" fragte er endlich laut.

„Auch ich suche ihn und weiß nicht, nach welcher Richtung er liegt."

„Nach welcher Richtung? Er stand doch hier an der Stelle, wo wir jetzt stehen. Gestern morgen noch war er da ..." Beide schwiegen und wußten nicht, was mit dem Pavillon vorgegangen. Dieser aber war auf höchst natürliche Weise verschwunden. Tatjana Markowna hatte Wjera die Versicherung gegeben, daß Mark sie „nicht im Pavillon" erwarten würde. Schon zwei Stunden später hatte sie ihre Anordnungen getroffen, um ihre Worte buchstäblich wahr zu machen: mit fünf Bauern aus dem Dorfe schritt Ssawelij in ihrem Auftrage nach der Schlucht hinab, und unter ihren Beilen verschwand der Pavillon vom Erdboden, während die Balken und Bretter auf ihren Schultern nach

dem Dorfe wanderten. Die letzten Spuren, die Späne und Splitter, wurden auf Tatjana Markowunas Geheiß von den Weibern und Kindern beseitigt. Am nächsten Morgen war sie dann selbst mit Ssawelij, dem Gärtner und noch zwei Leuten selbst nach dem Platze gekommen, hatte diese ebnen und mit Rasen bedecken lassen, und ein paar junge Tannen und Kiefern, die sie einpflanzen ließ, machten die Stelle vollends dem umgebenden Walde ähnlich.

„Hinterher wird man schlau," dachte sie dabei mit stillem Selbstvorwurf. „Hätte ich den Pavillon damals abbrechen lassen, als Wjerotschka mir alles erzählte, dann hätte der Halunke gleich gewußt, wie der Hase läuft, und ihr nicht erst noch die verdammten Briefe geschrieben!"

Der „Halunke" erriet denn auch jetzt sogleich den wahren Sachverhalt.

„Die Alte scheint alles zu wissen — nur sie kann auf diesen Einfall gekommen sein," dachte er. „Und Wjera hat ‚edelmütig' gehandelt: sie hat ihr alles entdeckt!"

Er wandte sich nach Tuschin um, nickte ihm zu und wollte gehen, doch bemerkte er den durchdringenden, eisig kalten, stahlharten Blick des andern.

„Sie gehen wohl hier ein bißchen spazieren?" fragte er. „Warum sehen Sie mich denn so an? Sie sind wohl oben zu Besuch?"

„Ja, ich bin zu Besuch da, aber ich gehe hier nicht bloß spazieren, sondern ich wollte Sie treffen," sagte Tuschin trocken, doch dabei höflich.

„Mich?" fuhr Wolochow lebhaft heraus und sah Tuschin fragend an. „Was bedeutet das?" dachte er. „Hat er vielleicht auch von der Sache erfahren? Es scheint, daß er zu Wjeras Verehrern gehört. Will dieser Othello aus der

Wildnis hier vielleicht ein Drama aufführen: lechzt er nach Blut, nach Blut?"

„Ja, Sie," wiederholte Tuschin. „Ich habe einen Auftrag an Sie auszurichten."

„Von wem? Von der Alten?"

„Von welcher Alten?"

„Na, von der Bereschkowa; von welcher denn sonst?"

„Nein, nicht von ihr."

„Also wohl von Wjera?" fragte Mark fast erschrocken.

„Von Wjera Wassiljewna, wollen Sie sagen?"

„Nun, meinetwegen — von Wjera Wassiljewna. Was macht sie denn? Ist sie gesund? Was läßt sie mir denn sagen?"

Tuschin reichte ihm schweigend Wjeras Zettel. Mark überflog ihn rasch, steckte ihn nachlässig in die Tasche seines Paletots, nahm darauf die Mütze ab und fuhr sich mit den Händen durchs Haar. Er war offenbar bemüht, seine Verlegenheit, seinen Schmerz und Ärger vor Tuschin zu verheimlichen.

„Sie ... wissen alles?" fragte er.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Antwort auf diese Frage schuldig bleibe und meinerseits frage, ob Sie auf den Zettel da irgendeine Erklärung abzugeben haben?"

„Ich werde dir sonst etwas geben, aber keine Erklärung!" dachte Mark und sagte dann laut, in kühlem Tone: „Ich habe nichts zu erklären."

„Aber Sie werden natürlich ihre Bitte respektieren, werden sie nicht mehr beunruhigen, sich ihr nicht mehr in Erinnerung bringen? ... Sie werden nicht mehr schreiben noch sich hier in der Nähe zeigen? ..."

„Was geht Sie das an? Sind Sie ihr erklärter Bräutigam, daß Sie diese Fragen stellen?"

„Ich brauche, um Ihren Auftrag auszurichten, nicht ihr Bräutigam zu sein — es genügt, daß ich ihr Freund bin."
„Und wenn ich nun doch schreibe und doch hierher komme — was dann?" fragte Wolochow aufbrausend, mit einem Stich ins Herausfordernde.
„Ich weiß nicht, wie Wjera Wassiljewna das aufnehmen wird. — Wenn sie mir dann wieder einen neuen Auftrag gibt, werde ich wieder tun, was die Situation erfordert."
„Was für ein treuer und ergebener Freund Sie doch sind!" sagte Mark mit Ironie.
Tuschin sah ihn ein Weilchen ernst und eindringlich an.
„Ja, Sie haben recht, der bin ich in der Tat," sagte er dann ruhig, und gleich darauf fügte er hinzu: „Vergessen Sie nicht, Herr Wolochow, daß Sie jetzt nicht mit Tuschin sprechen, sondern mit jemandem, der im Auftrage einer Dame hier ist. Ich nehme hier gleichsam die Stelle dieser Dame ein und werde demgemäß sprechen und handeln, was Sie auch sagen mögen. Ich dachte, auch Ihnen würde es genügen zu wissen, daß sie von Ihnen nicht mehr beunruhigt zu werden wünscht. Sie beginnt eben erst wieder, nach einer ernsthaften Krankheit zu sich zu kommen..."
Mark war schweigend auf dem Rasen hin und her gegangen und trat bei den letzten Worten auf Tuschin zu.
„Was hat ihr gefehlt?" fragte er fast weich.
Tuschin schwieg.
„Verzeihen Sie nur — ich bin etwas aufgeregt, obschon ich weiß, daß das dumm ist... Sie sehen, ich bin... wie im Fieber..."
„Das tut mir sehr leid; jedenfalls wird auch Ihnen dann Ruhe not tun... Werden Sie auf den Zettel irgendeinen Bescheid geben?"
Mark wollte ihm noch immer nicht Rede stehen.

„Ich werde selbst antworten, werde schreiben ..."

„Sie wünscht ganz ausdrücklich, daß Sie dies nicht tun sollen — und ich kann Ihnen mein Ehrenwort darauf geben, daß sie nicht anders handeln kann ... Sie ist krank ... ihr Gesundheitszustand erfordert vor allem Ruhe, die aber wird ihr erst werden, sobald Sie sich ihr nicht mehr in Erinnerung bringen. Ich wiederhole nur, was mir gesagt worden ist, und gebe nur wieder, was ich selbst sah ..."

„Sagen Sie — ohne Zweifel wünschen Sie doch ihr Bestes?" versetzte Wolochow.

„Allerdings."

„Sie sehen, daß sie mich liebt, sie hat es Ihnen gesagt ..."

„Nein, das sehe ich nicht, und sie hat mir auch nichts von Liebe gesagt, sondern sie hat mir nur diesen Zettel gegeben und mich gebeten, zu bestätigen, daß Sie sie nicht sehen kann noch sehen will, und daß sie ebenso wenig Briefe von Ihnen zu empfangen wünscht."

„Wie abgeschmackt — sich selbst so zu quälen, und noch einen anderen dazu!" sagte Mark, während er seinen Fuß in die lockere, erst am Morgen aufgeschüttete Erde hineinbohrte. „Sie könnten sie von dieser Qual, von aller Krankheit und Entkräftung ... kurz, von allem ... erlösen, wenn Sie wirklich ihr Freund sein wollten. Die Alte hat den Pavillon hier verschwinden lassen — mit der Leidenschaft aber wird ihr das nicht gelingen, und die Leidenschaft wird Wjera zerbrechen ... Sie sagten doch selbst, daß sie krank sei ..."

„Ich sagte nicht, daß ihre Krankheit von der Leidenschaft herrühre ..."

„Wovon denn sonst?"

„Davon, daß Sie ihr schreiben, daß Sie hier auf sie warten, daß Sie ihr Ihren Besuch oben androhen. Das alles ist

ihr unerträglich — und das allein sollte ich Ihnen ausrichten."

„Sie spricht nur so, während sie in Wirklichkeit ..."

„Sie spricht stets die Wahrheit."

„Warum hat sie nun gerade Ihnen diesen Auftrag gegeben?" fragte Mark plötzlich.

Tuschin schwieg.

„Sie schenkt Ihnen Vertrauen, Sie sollten Ihr also klarmachen, wie töricht es ist, seinem Glücke zu widerstreben. Sie wird es dort oben in ihrer Vereinsamung nicht finden... Raten Sie ihr, sie solle sich selbst und andere nicht quälen, suchen Sie diese Tantenmoral in ihr zu erschüttern ... Überdies habe ich ihr ja vorgeschlagen ..."

„Wenn Sie sie wirklich verstanden hätten," fiel Tuschin ihm ins Wort — „dann müßten Sie wissen, daß sie zu denjenigen gehört, denen man nichts klarmachen, nichts raten kann. Und was die ‚Tantenmoral', wie Sie sich auszudrücken belieben, anbelangt, so finde ich es nicht für notwendig, die zu erschüttern, da ich mich selbst zu dieser Moral bekenne."

„Ah — so! Sie sind ein vortrefflicher Diplomat und wissen die Aufträge, die man Ihnen gibt, sehr geschickt auszuführen," sagte Mark in gereiztem Tone.

Tuschin beobachtete ihn schweigend und wartete ruhig ab, bis er — freiwillig oder unfreiwillig — ihm die erwartete Antwort geben würde.

Diese schweigsame Ruhe versetzte Mark in eine wahre Wut. Die Beseitigung des Pavillons und das Erscheinen Tuschins in der Rolle eines Vermittlers legten ihm den Schluß nahe, daß seine Hoffnungen zu Ende seien, daß Wjera nun nicht länger schwanke, sondern fest entschlossen sei, ihn niemals wiederzusehen.

Allmählich dämmerte in ihm das drückende Bewußtsein,

daß, wenn Wjera litt, jedenfalls nicht die Leidenschaft für ihn daran schuld war — sonst hätte sie sich nicht der Großtante, und noch weniger Tuschin entdeckt. Er hatte auch früher schon ihren hartnäckigen Trotz kennen gelernt, den auch nicht die Leidenschaft zu brechen vermochte hatte, und so hatte er, wenn auch widerwillig, ihr nachgegeben und sich bereit erklärt, sie zu heiraten und noch eine Zeitlang, solange seine Leidenschaft vorhalten würde, keinesfalls jedoch für immer, in der Stadt zu bleiben. Er war von der Richtigkeit seiner Ansichten über die Liebe fest überzeugt und sah voraus, daß sie über kurz oder lang für beide Teile auf gleiche Weise enden würde: sie würden sich gegenseitig auf dem Halse liegen, solange es eben dauert, und dann ... Er dachte nicht weiter darüber nach, was dann sein würde — er hoffte, daß Wjera mit der Zeit selbst von der Tantenmoral abkommen würde, sobald erst die Abkühlung eingetreten wäre.

Nun schien aber auch dieses Opfer von seiner Seite — sein Anerbieten, Wjera zu heiraten — vergeblich gewesen zu sein. Man nahm es eben nicht an. Er war nicht gefährlich, war einfach überflüssig. Man wies ihm die Tür. Er litt in diesem Augenblick selbst jene innere Qual, über die er sich noch vor kurzem lustig gemacht hatte, an die er nicht hatte glauben wollen. „Das ist nicht logisch!“ mußte er sich sagen.

„Ich weiß nicht, was ich tun werde,“ sagte er, immer noch seinen Stolz zur Schau tragend — „und ich kann Ihnen auf Ihre diplomatische Sendung keinen Bescheid geben. In den Pavillon werde ich natürlich nicht mehr kommen, denn er existiert ja nicht mehr ...“

„Auch Briefe werden Sie nicht mehr schreiben,“ antwortete Tuschin statt seiner — „sie werden einfach nicht angenommen

werden. Und auch ins Haus werden Sie nicht kommen, man wird Sie nicht empfangen ..."

„Wer wird mich nicht empfangen — Sie?" versetzte Mark boshaft. „Sie werden wohl das Haus bewachen?"

„Gewiß, wenn Wjera Wassiljewna es wünscht. Im übrigen hat das Haus ja seine Herrin, und die hat ihre Domestiken. Doch ich nehme an, daß Sie selbst wissen werden, was der Anstand verlangt, und was Sie der Ruhe einer Frau schuldig sind ..."

„Was für ein Blödsinn, weiß der Teufel!" brüllte Mark förmlich heraus. „Was für Fesseln sich doch die Menschen anlegen ... mit Gewalt wollen sie die Märtyrer spielen! ..."

Er suchte noch immer seine Haltung zu bewahren und sich einen guten Abgang zu sichern, indem er sich das Recht vorbehielt, auf Tuschins Fragen seine Antwort zu geben. Aber Tuschin wußte bereits, daß Mark keinen andern Ausweg hatte, als sich zu fügen. Und auch Mark gab sich nicht länger seiner Selbsttäuschung hin und trat allmählich den Rückzug an.

„Ich reise bald ab," sagte er — „in etwa einer Woche ... Könnte Wjera ... Wassiljewna mir nicht noch eine Zusammenkunft bewilligen, nur für einen Augenblick? ..."

„Nein, das kann sie auf keinen Fall — sie ist krank."

„Nimmt sie Arznei?"

„Die beste Arznei für sie ist, daß Sie sie vollkommen in Ruhe lassen ..."

„Ich traue Ihnen nicht recht," fiel Mark ihm giftig ins Wort — „es scheint, Sie sind ihr gegenüber nicht ganz gleichgültig ..."

Tuschin sprach kein Wort, sondern schüttelte nur unwillkürlich den Stamm der jungen Tanne. Er suchte sich in Marks Lage zu versetzen und erriet sehr wohl, wie sehr Schmerz

und Zorn ihn bewegen mußten. Er beherrschte sich, um Mark auf seine boshaften Ausfälle nicht mit gleicher Münze zu dienen, und hegte nur noch die Befürchtung, daß jener in hochmütigem Trotz, von seiner noch nicht ganz verrauchten Leidenschaft getrieben, den Versuch machen könnte, Wjera zu sehen oder ihr zu schreiben und ihre Ruhe zu stören. Er wollte jedenfalls alle Versuche dieser Art für immer unmöglich machen.

„Sie trauen mir nicht," sagte er — „aber Sie haben doch den besten Beweis in der Tasche ..."

„Sie meinen den Zettel? Der hat nichts zu bedeuten. Die Leidenschaft ist wie das Meer — heute herrscht Sturm und morgen Windstille ... Vielleicht bedauert sie schon jetzt, daß Sie sie hergeschickt hat ..."

„Das glaube ich doch nicht; sie hätte eine solche Meinungsänderung sicher vorausgesehen und mich nicht hergeschickt. Ich sehe, daß Sie sie gar nicht kennen. Im übrigen habe ich Ihnen ja alles gesagt — Sie werden natürlich ihre Wünsche respektieren ... Ich bestehe nicht mehr auf einer Antwort ..."

„Ich gebe auch keine Antwort. Ich reise ab ..."

„Das eben ist die Antwort, die ihr genehm ist ..."

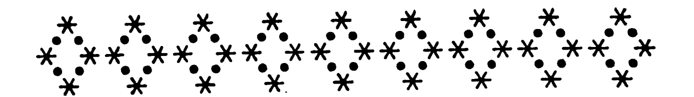
„Nicht ihr, sondern Ihnen, und vielleicht noch dem romantischen Herrn Raiski, und der Großtante ..."

„Ja, das kann schon sein — und vielleicht auch der ganzen Stadt! Ich übernehme Wjera Wassiljewna gegenüber die Bürgschaft dafür, daß Sie auch wirklich prompt Wort halten werden. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl ... edler Ritter ..."

„Wie?" fragte Tuschin mit leichtem Stirnrunzeln.

Mark, der ganz bleich war, sah zur Seite. Tuschin faßte mit der Hand leicht an die Mütze und schritt davon, während Mark noch immer auf dem Platze stand.



Siebzehntes Kapitel

Mark war ergrimmt darüber, daß sein Abgang sich so wenig pompös, so kläglich gestaltet hatte — weit kläglicher, als er selbst einmal Raiskis Abgang ausgemalt hatte. Sein Roman hatte dort unten auf dem Grunde der Schlucht geendet, die er nun verlassen sollte, ohne sich auch nur umzusehen. Kein Bedauern, kein Wort des Abschieds geleitete ihn — wie ein Feind wurde er hinausbefördert, und obendrein wie ein schwacher Feind, den man nicht fürchtete, den man vergessen hatte, sobald er hinter der nächsten Anhöhe verschwunden war.
Wie war das nur möglich gewesen? Er war doch an nichts schuld — und doch verweigerte man ihm eine letzte Zusammenkunft: nicht, als ob man irgendeine leidenschaftliche Aufwallung befürchtete, sondern einfach so, weil man ihn für erledigt hielt. Und um der Sache einen für ihn recht verletzenden Anstrich zu geben, wählte man einen anderen zum Vermittler.
Und dieser andere stellte sich ihm als Bevollmächtigter Wjeras vor, und ohne die Grenzen des Anstandes zu überschreiten, geleitet er ihn mit allen Vorsichtsmaßregeln zur Tür hinaus, wie man einen Gast hinausgeleitet, der sich

ungebührlich beträgt, oder einen Dieb, den man auf frischer Tat abgefaßt hat: Türen und Fenster werden geschlossen, und der Hund wird von der Kette gelassen. Von der Herrin des Hauses, von den Domestiken hatte Tuschin gesprochen, es hatte nur gefehlt, daß er den Polizeibüttel nannte.

Daran trug Mark nun allerdings, wie er gern zugab, selbst die Schuld — die Normen und Formen seiner Lebensführung, die er selbst für frei und vernünftig hielt, und die souveräne Verachtung, die er aller hergebrachten Ordnung gegenüber an den Tag legte, mußten in diesem Neste den Unwillen aller Philister erregen.

War dies vielleicht der Grund, daß Wjera sich ihrer Leidenschaft für ihn schämte? Suchte sie nun, nachdem sie sich vergeblich bemüht, ihn zu einer Änderung seiner Gewohnheiten zu bestimmen, von ihm abzurücken, wie man von einer unangenehmen Bekanntschaft abrückt, die man zufällig gemacht hat? Durch einen Dritten ließ sie ihm sagen, daß sie mit ihm nichts mehr zu tun haben wolle, und dieser Dritte achtete seiner kecken Herausforderung nicht, sondern beherrschte sich, blieb in den Grenzen der Höflichkeit, weil er offenbar in Wjeras wie in seinem eigenen Interesse jede peinliche Szene mit ihm, dem unanständigen Kerl, vermeiden wollte. Und zu alledem sollte er noch eine Antwort geben — und zwar gerade diese eine, ausschließliche Antwort, die dieser Ritter und Diplomat, dessen kalte Höflichkeit er so peinlich empfand, ihm diktierte! Und er hatte, trotz aller Winkelzüge und Ausflüchte, in der Tat diese Antwort gegeben.

Aber welchen Entschluß auch Wjera gefaßt haben mochte, — auf jeden Fall hätte sie angesichts dessen, was zwischen ihnen geschehen, ihm, wenn sie wirklich krank war und

nicht zu dem Stelldichein kommen konnte, doch die Gründe ihrer Entschließung brieflich mitteilen müssen. Mag immerhin die Glut ihrer Leidenschaft verraucht sein, so konnte sie doch in aller Freundschaft von ihm Abschied nehmen, konnte ihm sagen, daß die ungewisse Zukunft an seiner Seite sie zurückschrecke, daß seine Weltanschauung ihr als ein unübersteigbares Hindernis ihrer Vereinigung erscheine. So wären sie wenigstens in gegenseitiger Achtung voneinander gegangen — aber nun schickt sie ihn so nichtachtend fort, als ob sie es für überflüssig hielte, ihn noch eines letzten Wortes zu würdigen, als ob er irgend etwas Schlimmes verbrochen hätte ... Was hatte er denn getan? Er rief sich die letzte Begegnung mit ihr ins Gedächtnis zurück — und er konnte durchaus keine Schuld an sich entdecken.

Er war im Recht, unbedingt im Recht; was sollte diese schroffe, stumme Trennung? Sie hatte ihm doch wohl keinen Vorwurf zu machen, etwa im Sinne der Leute alten Schlages ... Nein! ... Und nun hatte er gar noch dieses selbstlose Opfer gebracht, hatte auf seine Tätigkeit verzichtet und sich bereit erklärt, sie zu heiraten! Warum nun dieser Dolchstoß, dieser lakonische Zettel statt eines freundschaftlichen Briefes, dieser vermittelnde Freund statt ihrer selbst?

Ja — das war ein Dolchstoß, der ihn tief verletzte. Ein kalter Schauer durchlief ihn vom Scheitel bis zu den Zehen. Doch welche Hand hatte den Stoß geführt? Steckte vielleicht die Alte dahinter? Nein, das sah Wjera nicht ähnlich — die brauchte sich nicht belehren zu lassen. Also hatte sie aus eigenem Antriebe gehandelt. Doch warum tat sie ihm das an, was hatte er verbrochen?

Langsam ging Mark auf den Zaun zu, kletterte lässig

hinauf und blieb, während seine Beine herunterbaumelten, oben sitzen. Eine ganze Weile saß er da oben, ohne abzuspringen, und suchte sich die Frage zu beantworten, was er denn eigentlich getan habe.
Er erinnerte sich, wie er beim letzten Zusammentreffen sie höchst ehrlicher Weise auf alles aufmerksam gemacht habe. „Merk' dir, daß ich dir alles vorhergesagt habe," das etwa war der Sinn seiner Worte gewesen. „Und wenn du nach allem, was ich dir gesagt, noch die Arme nach mir ausstreckst, dann bist du mein — die Schuld aber trifft nicht mich, sondern dich ..."
„Das ist doch vollkommen logisch!" sprach er fast laut vor sich hin. Und plötzlich war es ihm, als ob ein böser Qualm und Pestgeruch von der Erde zu ihm emporstiege. Er sprang vom Zaune auf den Weg hinab — ohne sich umzuschauen, ganz so wie damals ...
Er erinnerte sich weiter, wie er sie hier an dieser Stelle allein zurückgelassen hatte, gleichsam im Moment der Gefahr, über dem Abgrund hangend. „Ich gehe jetzt," hatte er ihr in seiner Ehrlichkeit gesagt, und er ging; doch wandte er sich um, und als sie ihm jenes verzweiflungsvolle, nervöse Lebewohl nachrief, da hatte er es so verstanden, als rufe sie ihn, und war zu ihr zurückgeeilt ...
Diese erste Antwort auf seine Frage, was er denn getan habe, sauste auf sein Haupt wie ein Hammerschlag nieder. Er schritt weiter und weiter — der Dolch aber, der ihm im Herzen saß, drang tiefer und tiefer. Sein Gedächtnis, das er zu Hilfe rief, brachte ihm die Tatsachen der letzten Tage in Erinnerung.
„Es ist eine Unehrlichkeit, sich kirchlich trauen zu lassen, wenn man von der Trauung nichts hält," hatte er stolz zu ihr gesagt. Er hatte von der Zeremonie, von dem Bunde

fürs Leben nichts wissen wollen, glaubte den Sieg auch ohne dieses Opfer erringen zu können — und nun hatte er ihr selbst die Vollziehung dieser Zeremonie vorgeschlagen! So wenig Voraussicht hatte er bewiesen! Er hatte Wjera nicht zur rechten Zeit zu schätzen gewußt, hatte sich von ihr abgewandt, ihr stolz den Rücken gekehrt — um nun auf einmal, nur wenige Tage später, ihren ganzen Wert zu erkennen...

„Das hast du getan!" gab eine Stimme ihm zur Antwort, und wie ein neuer Hammerschlag sauste das Wort auf ihn nieder.

„Die Logik und die Ehrlichkeit sollten dir gleichsam als Schutzwände dienen, hinter denen du dich mit deiner neuen Kraft versteckst," sagte ihm sein von dem Rausche der Selbstliebe ernüchtertes Bewußtsein. „Du hast es einem schwachen Weibe überlassen, ganz allein dafür zu büßen, daß ihr euch beide fortreißen ließet, hast ihr schlankweg erklärt, du würdest deiner Wege gehen und dich um keine Pflichten und Grundsätze bekümmern, hast ihren schwachen Schultern zugemutet, diese Bürde ganz allein zu tragen...

„Du warst nicht so ehrlich, sie zu schonen, als sie kraftlos strauchelte, warst nicht so logisch, deine Leidenschaft zurückzudämmen, sondern ließest ihr die Zügel schießen, um dann nachträglich, was wiederum so recht unehrlich war, dich dem Brauche, den deine Vernunft verwarf, zu unterwerfen, im selben Augenblick aber schon wieder an die Trennung zu denken. Du hast sie gelockt, genarrt — und schließlich selbst kapituliert. Das ist's, was du getan hast!" dröhnte zum drittenmal der Schlag des Hammers auf ihn nieder.

„Einen Wolf hatte sie dich öfters im Scherz genannt," sprach weiter die Stimme in seinem Innern — „und jetzt wird sie, wenn sie an dich denkt, nicht nur das Bild des

gierigen Wolfes, sondern auch das des listigen Fuchses und des auf alles losbellenden, alles grimmig anknurrenden Hundes vor Augen haben, vom Menschen jedoch wird sie nichts, rein gar nichts in dir sehen! Was sie dort aus der Schlucht mit hinaufgenommen, ist nichts als Qual und Pein, eine Pein fürs ganze Leben, die keine Linderung kennt, und verzweifelnde Reue darüber, daß sie so blind sein konnte, daß sie dich nicht längst durchschaute, daß sie sich hinreißen ließ, sich vergaß!... Ja, triumphiere nur — sie wird dich nie vergessen!"

Er begriff nun alles: ihren lakonischen Zettel, ihre Krankheit und das Erscheinen Tuschins dort auf dem Grunde der Schlucht, statt ihrer selbst.

Leontij Koslow sah ihn noch einmal in jenen Tagen und erzählte Raiski, Wolochow sei zunächst für einige Zeit zu einer alten Tante im Gouvernement Nowgorod gereist. Er habe dann wieder als Junker ins Heer eintreten und sich nach dem Kaukasus versetzen lassen wollen.





Achtzehntes Kapitel

Raiski unterhielt sich an diesem ganzen Abend sehr angelegentlich mit Tuschin. Sie traten einander jetzt erst persönlich näher, und der Eindruck, den sie beide voneinander hatten, war ein so günstiger, daß sie mit dem Wunsche schieden, sich recht bald näher zu befreunden.
Tuschin lud Raiski ein, doch für acht Tage nach seinem Waldgute zu kommen und sich dort sein Dampfsägewerk wie überhaupt seine ganze Waldwirtschaft anzusehen. Rsaiki wollte jedoch vorher das Porträt Wjeras beenden und schlug das Anerbieten aus. Am nächsten Morgen hörte er, als er erwachte, draußen im Hofe den Hufschlag eines Pferdes. Er blickte zum Fenster hinaus, sah Tuschin eben auf seinem Rappen davonreiten und verspürte plötzlich den lebhaften Wunsch, sich ihm anzuschließen.
„Iwan Iwanowitsch!" rief er durch das offene Luftfenster in den Hof hinaus — „ich reite mit Ihnen! Wollen Sie ein Viertelstündchen warten, bis ich angezogen bin?"
„Sehr gern," versetzte Tuschin und stieg sogleich aus dem Sattel. „Eilen Sie nicht so sehr, ich warte, und wenn's eine Stunde dauert!"
Er begab sich nach Raiskis Zimmer. Tatjana Markowna

und Wjera hatten ihr Gespräch gehört, zogen sich rasch an und baten sie, doch mit ihnen gemeinsam den Tee einzunehmen. Beim Tee drängte dann Tatjana Markowna, sie sollten wenigstens bis zum Frühstück bleiben, und entwarf ein so üppiges Menü, daß die beiden Herren ihr drohten, sogleich aufzubrechen, wenn sie es nicht bei einem einfachen Beefsteak bewenden lasse. Dem Beefsteak ging ein reichlicher Imbiß voraus, während ein Fischgericht und eine Wildbretschüssel folgten. Auch eine süße Speise sollte noch aufgetragen werden, doch da erhoben sich die beiden vom Tisch und verabschiedeten sich, eine baldige Wiederkehr versprechend.

Man sattelte ein Pferd für Raiski, und Tatjana Markowna schickte einen ganzen Wagen mit Geschenken für Tuschins Schwester hinter ihnen drein. Statt um acht Uhr, wie sie beabsichtigt hatten, waren die beiden Reiter erst nach zehn vom Hofe gekommen und bestiegen eine halbe Stunde später Tuschins Fähre, die sie über den Strom brachte.

Iwan Iwanowitsch verhielt sich in der Unterhaltung mit Tatjana Markowna und Raiski, auch als er mit diesem zu Hause angekommen war, auffallend still und zurückhaltend. Wjera wurde von ihnen nicht mit einem Worte erwähnt; jeder von ihnen wußte, daß ihr Geheimnis dem andern bekannt war, und um einander peinliche Empfindungen zu ersparen, brachten sie ihren Namen überhaupt nicht über die Lippen. Raiski zumal vergegenwärtigte sich, welche Rolle Tuschin in diesem Drama der letzten Wochen gespielt hatte, und was er gelitten haben mußte. Von dem Augenblick an, da er hiervon Kenntnis erhalten, war jede eifersüchtige Regung gegenüber Tuschin bei ihm verschwunden. Er begann ihn mit einer gewissen Neugier zu beobachten, und als Wjera ihm dann alles erzählt hatte, empfand er

achtungsvolle Teilnahme, ja sogar Bewunderung für ihn. Diese Bewunderung wuchs in dem Maße, wie Raiski den Freund Wjeras näher kennen lernte. Seine Phantasie leistete ihm auch hier den gewohnten Dienst: sie stellte ihm Tuschin im hellsten Lichte dar, ohne im übrigen aus ihm irgendein romantisches Ideal zu machen, wozu sich der schlichte, offenherzige, nüchtern denkende Tuschin auch recht wenig eignete.

Eine Woche wohl blieb Raiski auf Tuschins Waldgute Dymka, und er hatte reichliche Gelegenheit, ihn im Hause, in Feld und Wald, in seinem Sägewerk und im Verkehr mit seinen Leuten zu beobachten. Ganze Nächte brachte er am Kamin in seinem Kabinett plaudernd mit ihm zu, und er lernte ihn seinem ganzen Wesen nach kennen, wunderte sich wohl über manchen Zug an ihm, staunte aber vor allem über den Scharfblick und die feine Menschenkenntnis Wjeras, die den inneren Wert des schlichten, ganzen Mannes erkannt und ihm in ihrer Sympathie einen Platz neben der Großtante und Marfinka angewiesen hatte.

Diese Sympathie hatte sogar in der Glühhitze der krankhaften Leidenschaft, von der sie während dieser ganzen Zeit befallen gewesen, standgehalten, während sonst zumeist alle Zuneigungen und Freundschaften von einem solchen Seelenbrande schonungslos vernichtet werden. Ihre freundschaftlichen Gefühle für Tuschin waren frisch und stark geblieben, was in Raiskis Augen mehr als alles andere zu seinen Gunsten sprach.

Wjera hatte instinktiv gefühlt, daß diese Kraft, die sie in ihm kennen und lieben gelernt, etwas allgemein Menschliches hatte, wie auch ihre Vorliebe für ihn weniger den Charakter persönlicher Neigung als vielmehr einen Zug ins Allgemeine, im edlen Sinne Menschliche besaß.

Was sie zu ihm hinzog, war nicht die sinnliche Leidenschaft, die nicht vom Bewußtsein und Willen bestimmt wird, sondern von irgendeinem dummen, eine niedrige vitale Funktion erfüllenden Nerv — so hatte Raiski sich die Sache zurechtgelegt. Es war auch nicht lediglich Freundschaft, was sie mit ihm verband, obschon sie ihn ihren Freund nannte: sie erwartete von ihm keinen jener Dienste, die sonst nur zu leicht einem Freunde zugemutet werden. Sie hatte Tuschin lediglich als Menschen liebgewonnen, als Menschen schlechtweg, wie sie Raiski schon damals, beim ersten Zusammentreffen der beiden, erklärt hatte.
Raiski fand alles, was er von Wjera über Tuschin gehört, durch seine eigne Beobachtung in vollem Maße bestätigt. Sein Drang zu analysieren, der ihn so sicher und zuverlässig alles Rätselhafte, alles mit äußerem Schimmer und farbiger Pracht Ausgestattete in den menschlichen Charakteren richtig erfassen lehrte, trat gegenüber dieser einfachen, offenen Persönlichkeit, die so gar nichts von Schimmer und Farbenpracht an sich hatte, hinter dem Gefühl natürlicher Zuneigung zurück.
Es war gediegenes Edelmetall, was er hier vor sich sah — ein Mensch, der nicht nur pflichtgemäß von allen ihm Nahestehenden, von Gattin und Mutter, von Bruder und Schwester, sondern überhaupt von jedermann um seiner menschlichen Eigenschaften willen geliebt zu werden verdiente.
Mit steigender, fast naiver Verwunderung hörte und sah ihn Raiski, beobachtete ihn bei seiner Tätigkeit, wie er in der Wirtschaft seine Anordnungen traf, wie er mit den Leuten seiner Umgebung, den Bauern, den Arbeitern, dem Kontorpersonal verkehrte, wie er, sobald es nottat, mit ihnen zusammen Hand anlegte und fast wie einer der Ihrigen

erschien. Es setzte ihn in Erstaunen, wie sich in seinem Wesen der anscheinend schroffe Gegensatz zwischen einer gewissen Weichheit im Verkehr und einer fast pedantischen Bestimmtheit im Handeln ausglich, wie sich ein unbeirrt scharfer Blick zu einem strengen Gerechtigkeitssinn gesellte. Seine Güte, sein angeborenes, ungekünsteltes Humanitätsgefühl, sein rücksichtsvolles Benehmen gegen jeden anderen, dazu ein gewisses rührendes Mißtrauen gegen sich selbst, ein schüchterner, verschämter Zweifel am eigenen Können bei aller Kühnheit und Ausdauer in praktischen Dingen — das alles waren Züge und Eigenschaften, die Raiski mehr und mehr für seinen neuen Freund begeistern mußten.

Ganz unbewußt, auf natürlichstem Wege, fast ohne zu wissen, was er tat, traf er in allem, was er nur anfaßte, das Richtige und führte es in so vollkommener Weise durch, wie es sonst kaum ein Dutzend geschulter Geister unter Aufwendung noch so großer Mühe, Arbeit und Überlegung fertiggebracht hätten.

Raiski erinnerte sich des ersten Eindruckes, den Tuschin auf ihn gemacht hatte: er war ihm damals ein wenig beschränkt vorgekommen, und er konnte wohl auch anderen auf den ersten Blick leicht so erscheinen, namentlich Leuten von sogenannter Bildung, die gewohnt waren, den Menschen nach seinem ersten Auftreten zu beurteilen und von ihm Geist und Witz verlangten: Eigenschaften, die sie vielleicht selbst besaßen, während ihnen gerade jene tieferen Eigenschaften, die sich unter der äußeren Decke bargen, oft genug fehlen mochten.

Bei genauerer, völlig parteiloser Beobachtung mußte Raiski jetzt zugeben, daß jene vermeintliche Beschränktheit Tuschins nichts anderes war, als das Gleichgewicht zwischen

den Kräften des Verstandes und dem Inbegriff jener Eigenschaften, welche die Kraft des Gemütes und des Willens ausmachen. Alle seelischen Kräfte standen bei ihm in harmonischem Verhältnis zueinander, daß keine die anderen überragte, keine gleißend und blendend hervortrat, dafür aber das Ganze seines Wesens um so sicherer, wenn auch erst allmählich, wirkte.
Neben einem klaren Verstande besaß er ein warm empfindendes Herz, beides betätigte sich praktisch in lebendigem Wirken, und der starke Wille diente den intellektuellen wie den sittlichen Kräften als stets bereites Werkzeug.
Sein Leben spielte sich im harmonischen Gleichmaß der ihm verliehenen Kräfte wie eine wohlinstrumentierte musikalische Komposition ab.
Er hatte keine große Mühe damit gehabt, den „Rohstoff" seines Wesens erst in qualvoller, langer Arbeit zu formen — es fiel ihm alles gleichsam von selbst zu. Er war nicht der selbstschöpferische Gründer seines eigenen Glückes, der sich erst den Weg hatte bahnen müssen — seine Bahn war ihm, wie dem Planeten, schon vorgeschrieben, Wärme und Licht waren ihm von der Natur in richtigem Maße zugeteilt. Alle notwendigen Eigenschaften und Kräfte waren von vornherein in ihn hineingelegt, daß er nur auf dem vorgezeichneten Wege vorwärtszurollen brauchte.
Er war nun freilich nicht so ganz und gar ein „Planet", er hätte ebensogut auch die Bahn verlassen und abseits von ihr seinen Weg suchen können. Der Mechanismus seiner natürlichen Kräfte hätte dann, unter dem Einfluß äußerer Störungen und des eignen mißleiteten Willens, leicht in Unordnung geraten können. Doch diese Unordnung war bei ihm nicht zu befürchten. Seine innere Kraft bot allen ungünstigen Einwirkungen von außen Trotz,

sein inneres Feuer glühte unauslöschlich, er wich und wankte nicht, verlor nicht das harmonische Gleichgewicht zwischen Verstand, Gemüt und Wille, sondern wandelte unbeirrt und ohne zu straucheln seinen Weg, stets auf der gleichen Höhe seiner geistigen und sittlichen Entwicklung stehenbleibend, auf die ihn Natur und Schicksal, fast unbewußt, gestellt hatten.

Doch wie viele sind es denn, die jene Höhe der Entwicklung aus eigener Kraft, durch Leiden und Opfer, unter lebenslanger schwerer Arbeit an sich selbst, ganz ohne Hilfe von außen, ganz ohne günstige Glückszufälle erreichen? So wenig sind ihrer, kaum einer vielleicht auf viele Tausende, während unzählige andere müde, verzweifelt und des harten Kampfes überdrüssig auf halbem Wege stehenbleiben, oder vom Wege abbiegen und das Ziel ihrer sittlichen Vervollkommnung entweder aus dem Auge verlieren oder daran zu glauben aufhören.

Ein Tuschin aber wankt nicht auf seiner Höhe und steigt von ihr nicht herab. Er vergräbt nicht das ihm verliehene Talent, ein Mensch im wahren Sinne des Wortes zu sein, sondern wuchert damit, was ihm nicht nur keinen Verlust, sondern im Gegenteil Gewinn bringt, zumal der Quell, aus dem er schöpft, unerschöpflich ist.

„Nein, nicht Beschränktheit ist das," sagte sich Raiski — „sondern Schönheit der Seele, echte, strahlende, hehre Schönheit! Wahre, natürliche Seelengröße ist es, und Herzensgüte dazu, edelste menschliche Kraft in bestimmter, fertiger Form. Die Aufgabe des Menschen — und zugleich sein Verdienst — besteht hier einzig darin, diese Schönheit der natürlichen Einfachheit in sich zu empfinden und zu erhalten, sie mit Würde zu tragen, sie hochzuhalten, an sie zu glauben, in allem aufrichtig zu sein, die Anmut der

Wahrheit zu begreifen, in ihr und durch sie zu leben — mit anderen Worten: ein Herz zu besitzen und diese Gabe richtig — wenn auch nicht höher als den Verstand, so doch wenigstens ihm gleich — zu schätzen.
Solange die Menschen sich dieser Eigenschaft schämen, solange sie die Schlangenklugheit schätzen, die Taubenunschuld aber errötenden, naiven Naturen überlassen und die einseitige intellektuelle Überlegenheit der sittlichen Größe vorziehen, solange ist auch an die Erreichung jener wahren Größe und an einen wirklichen, sicheren menschlichen Fortschritt nicht zu denken.
Wenn man so hinhorcht, scheint es fast, als ob alle Menschen bereits eine gewisse notwendige Stufe sittlicher Entwicklung erreicht hätten, als ob jeder einzelne seine Portion Sittlichkeit als etwas Fertiges mit sich in der Tasche herumtrage, etwa wie eine Schnupftabakdose, als ob diese Sittlichkeit etwas Selbstverständliches sei, wovon man nicht weiter zu reden brauche. Alle stimmen darin überein, daß die Gesellschaft nicht existieren könnte, wenn dem nicht so wäre, daß die Humanität, die Ehrlichkeit, die Gerechtigkeit die Grundlage des privaten wie des öffentlichen Lebens bilden, alle deklinieren tapfer darauf los: „die Ehrlichkeit, der Ehrlichkeit, der Ehrlichkeit, die Ehrlichkeit" usw.
„Und alles ist Lüge!" sagte sich Raiski. „Bei der überwiegenden Mehrheit ist noch nicht einmal vom Beginn einer sittlichen Entwicklung die Rede, und selbst hochentwickelte Geister machen häufig keine Ausnahme hiervon und begnügen sich in sittlicher Beziehung mit ein paar unter der Hand aufgegriffenen Maximen und Anstandsregeln, deren Nichtbeachtung sie leicht in Verlegenheit bringen könnte, die aber mit sittlichen Prinzipien nichts zu tun haben.
Die Mehrzahl der Menschen wahrt nur ein gewisses De-

korum, das als Ersatz für alles, was Grundsatz heißt, dienen soll, um die Grundsätze selbst aber ist es recht schwach bestellt. Sie dienen, wie die Orden, nur einzelnen privilegierten Persönlichkeiten als Schmuck. „Er ist ein Mann von Grundsätzen," sagt man von einem Menschen etwa in dem gleichen Tone, als wenn man sagte: „Er hat eine Beule auf der Stirn."

Wer da behaupten wollte, daß die Verbreitung und Entwicklung sittlicher Grundsätze in der menschlichen Gesellschaft ebenso notwendig sei wie etwa der Bau von Eisenbahnen, der könnte sich leicht dem allgemeinen Gelächter preisgegeben sehen. Und dabei würde man es unverzeihlich finden, wenn er in intellektueller Hinsicht sich auch nur den geringsten Verstoß zuschulden kommen ließe — wenn er etwa die allerneueste französische oder englische Sensationsschrift nicht gelesen, oder die neueste volkswirtschaftliche Theorie, die letzte politische Konstellation, die jüngste physikalische Entdeckung nicht kennen sollte.

„Er versteht zu leben" — das ist ein Lob, das die Menschen unserer Tage sich gern gegenseitig spenden. Sie begreifen darunter die Kunst, etwas zu scheinen, ohne dabei das zu sein, was man in Wirklichkeit sein soll. Es kommt bei dieser Kunst darauf an, sich so zu verhalten, daß man mit aller Welt äußerlich in Frieden lebt, daß die eigenen wie die fremden Interessen halbwegs gewahrt bleiben, daß man seine guten Eigenschaften ins rechte Licht stellt und die schlechten geschickt versteckt, daß man, mit einem Worte, auf der Klaviatur des Lebens die rechte Fingerfertigkeit an den Tag legt, wobei auf die Musik nicht weiter Gewicht gelegt wird.

Was nun Tuschin anlangt, so lebte er recht und schlecht dahin, ohne zu wissen, ob er von der Kunst zu leben etwas

verstehe oder nicht — ganz so, wie Molières „Bourgeois gentilhomme“ keine Ahnung davon hatte, daß er Prosa spricht. Er lebte einfach und fragte nicht viel danach, ob er sich dabei wohl oder übel befinde. Er war schlechtweg „ein Mensch“, wie die scharfsinnige Wjera ihn kurz und treffend genannt hatte.

Alle diese Gedanken gingen Raiski durch den Kopf, als er nach achttägigem Aufenthalt in der Waldsiedelung Tuschins mit diesem im Wagen saß, um wieder nach Hause zu fahren. „Die Tuschins sind unsere wahre Aktionspartei, unsere hoffnungsfrohe Zukunft, die im gegebenen Augenblick in Wirksamkeit treten wird, sobald erst alles dies“ — er ließ seinen Blick über die Felder und Dörfer ringsum schweifen — „frei sein wird, sobald alle die Phantome, aller Hang zur Trägheit und Müßiggängerei und alles freiwillige Märtyrertum verschwunden sind und statt dessen die Freude an der Arbeit und an wirklichen greifbaren Aufgaben jedem einzelnen als Ideal vorschweben wird — dann, ja, dann ist die Zeit für die Männer der Tat, für die Tuschins, auf allen Stufen der Gesellschaft gekommen ...“

Sein leicht empfängliches Gemüt fühlte sich zu dieser neuartigen, einfachen, zugleich weichen und kraftvollen Persönlichkeit lebhaft hingezogen. Er wäre gern noch länger in Dymka geblieben, um in den ganzen inneren Mechanismus des Tuschinschen Betriebes einzudringen. Bei diesem ersten Besuche hatte er nur die äußere Ordnung und die in die Augen springenden wirtschaftlichen Resultate dieses Betriebes wahrnehmen können, ohne sich in ein Studium der Einzelheiten zu vertiefen. In dem zu dem Etablissement gehörenden Dorfe war ihm die Abwesenheit all der traurigen Mängel, die sonst dem russischen Dorfe eigen zu

sein pflegen, aufgefallen: die Unordnung, die baufälligen Hütten, die Düngerhaufen und schmutzigen Pfützen, die verfaulten Brunnen und Brücken, die Bettler, Kranken, Trunkenbolde und sonstigen typischen Erscheinungen des verkommenen Bauerntums.

Als Raiski sich Tuschin gegenüber höchst befriedigt und zugleich verwundert darüber äußerte, daß alle Bauernhäuser wie neu aussähen, so frisch, so sauber und nett, und daß er nicht ein einziges Strohdach bemerkt habe, war Tuschin seinerseits über seine Verwunderung sehr erstaunt.

„Da sieht man gleich, daß Sie kein Landwirt sind," sagte er — „wie sollen wir hier, mitten im Walde, zu Strohdächern kommen? Die kommen uns ja teurer als Holzdächer! Und wenn unsere Bauernhäuser hübsch ganz sind — nun, dafür haben wir doch Holz genug zur Hand!"

Raiskis ungeübtes Auge vermochte all die praktischen Einrichtungen, die Tuschin auf seinem [illegible]ngeführt hatte, nicht sogleich zu erkennen. Nur ganz flüchtig bemerkte er, daß es da eine Art Wohlfahrtspolizei gab, ein Krankenhaus, eine Schule und sogar etwas, das an ein Bankinstitut erinnerte.

Tuschin überging alle diese Dinge, die, wie er annahm, seinen Gast langweilen mußten, mit Stillschweigen — umso bereitwilliger dagegen zeigte er ihm, dem Künstler, seinen Wald, dessen Pflege ihm sehr am Herzen lag, und auf den er wirklich stolz war.

Tuschins Wald machte auf Raiski in der Tat einen großen Eindruck. Er war fast wie ein Park gehalten, auf Schritt und Tritt sah man greifbare Beweise rationeller Bewirtschaftung und durchdachter Arbeit. Die Arbeiter machten einen trefflichen Eindruck. Die Bauern erschienen wie selbstständige Wirte, die für eigene Rechnung arbeiteten.

„Sie stehen alle bei mir in festem Lohn, die hiesigen wie die fremden," antwortete Tuschin, als Raiski ihn fragte, woher es komme, daß seine Bauern einen so zufriedenen Eindruck machten.

Das Sägewerk erschien Raiski mit seinen stattlichen Gebäuden, seinen großen Lagerplätzen und seiner modernen Maschineneinrichtung als eine wahre Sehenswürdigkeit, ein Musteretablissement, das keiner englischen Anlage seiner Art etwas nachgab.

Tuschin war überall im Betriebe voran, er ging ganz in ihm auf, kannte alle maschinellen Einzelheiten, griff persönlich da und dort ein, war mitten zwischen den Rädern und Treibriemen wie zu Hause.

Mit höchstem Interesse beobachtete ihn Raiski im Kontor, wenn so ein halbes Hundert Arbeiter auf einmal hereintrat und ihn mit Bitten und Erklärungen bestürmte.

Wohl ein [illegible] brachte er mit den Leuten zu und bemerkte dann erst, da[illegible] er über ihnen seinen Gast ganz vergessen hatte. In höchster Verlegenheit entschuldigte er sich bei Raiski, führte ihn aus dem Gedränge heraus ins Freie und fuhr mit ihm in den Wald, um ihm dort die schönsten Partien zu zeigen.

Raiski war ganz entzückt von allem, was er gesehen, von dem Sägewerk wie von seinem Besitzer, und erstaunte aufs höchste über die ungeheure Menge von Waldprodukten, die von hier aus auf dem Wasserwege nach Petersburg und ins Ausland gingen. Gern wäre er noch länger dageblieben, aber ein Brief von Tatjana Markowna rief ihn nach Hause — sie habe für ihn etwas zu tun, schrieb sie kurz, er solle sofort kommen.

Tuschin erbot sich, ihn selbst nach Malinowka zu bringen. Es beunruhigte ihn, daß Tatjana Markowna Raiski so plötzlich zurückrief, und er wollte hören, ob nicht mit Wjera

wieder etwas vorgefallen sei, und ob er ihr nicht vielleicht nützlich sein könne. Nicht ohne Besorgnis dachte er daran, daß Wolochow bei ihrer Zusammenkunft nur ungern und zögernd erklärt hatte, er wolle die Stadt verlassen.
Ob er wohl abgereist ist? Ob er ihr nicht vielleicht wieder geschrieben oder sie sonst beunruhigt hat? — Diese und ähnliche Fragen drängten sich Tuschin unwillkürlich auf, als er mit Raiski nach der Stadt fuhr.
Das erste, was dieser nach seiner Heimkehr tat, war, daß er spornstreichs zu Wjera hinaufsprang und ihr unter der Wirkung des frischen Eindrucks in hellsten Farben ein fast überlebensgroßes Porträt von Tuschin entwarf. Voll Begeisterung schilderte er ihr die Bedeutung des Gerühmten für die Sphäre, in der er lebte und wirkte, gab seiner Bewunderung in den beredtesten Worten Ausdruck und sprach mit aufrichtiger Freude von der herzlichen Sympathie, die sich zwischen ihm und Tuschin entwickelt hätte.
In der Gestalt dieses echt russischen, schlichten, praktischen Mannes, der über Feld und Wald gebot, der sich als Arbeiter unter seinen Arbeitern und zugleich als Urheber und Hüter ihres Wohlergehens fühlte, sah Raiski gleichsam einen neuen, eigenwüchsigen Robert Owen.
„Du hast mir so wenig von seiner Tätigkeit erzählt!..." schloß er seinen von Lob überströmenden Bericht.
Wjera hatte frohbewegt den Worten Raiskis gelauscht, ihre Wangen hatten sich sogar mit einem leichten Rot bedeckt. Die geschäftige Eile, mit der Raiski ihr über den günstigen Eindruck berichtete, den der „Bär" samt seinem Waldlager auf ihn gemacht, das warme Kolorit, in dem Raiski die Gestalt Tuschins darstellte, sein scharfsinniges Eindringen in die tiefe Bedeutung dieser ganzen Erscheinung, die lebendige Schilderung, die er von dem in-

dustriellen Betriebe, von dem Leben und Treiben in dem Walddorfe und von seiner landschaftlichen Umgebung entwarf — alles dies war geeignet, auch Wjera in eine lebhafte Stimmung zu versetzen. Sie konnte unschwer aus Raiskis Worten ein Lob für ihre eigene Rechnung heraushören, daß sie so scharfsinnig Tuschins inneren Wert erkannt und die Echtheit dieser einfachen Natur liebgewonnen hätte.

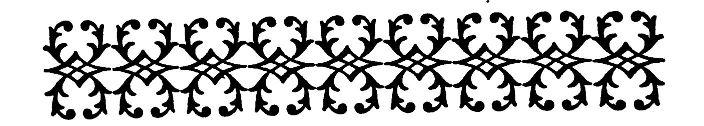
„Was du mir da sagtest," entgegnete sie — „dient weniger dazu, Jwan Jwanowitsch, den ich längst zu würdigen weiß, näher kennen zu lernen, als vielmehr dazu, in dein eigenes Wesen einen Einblick zu nehmen. Nun, ich muß sagen, daß dir diese Schilderung alle Ehre macht. Du rühmst es, daß ich in Tuschin den Menschen richtig erkannt habe — als ob das gar so schwer wäre! Auch Tantchen versteht ihn doch und hat ihn gern, und auch alle andern hier ..." Sie stieß einen Seufzer aus — als ob sie bedauere, daß sie diesem trefflichen Menschen nicht noch tiefer, mit einem innigeren Gefühle zugetan sei ...

Er wollte ihr irgendetwas erwidern, als von der Großtante die Botschaft kam, er solle sich sogleich in ihrem Kabinett einfinden.

„Sag' einmal, Wjera — warum hat sie mich eigentlich kommen lassen?" fragte Raiski plötzlich.

„Ich weiß es nicht, es scheint sie jedoch irgendetwas zu bedrücken. Sie hat mir nichts gesagt, und ich frage auch nicht, aber ich sehe es ihr an. Ich fürchte, es ist da wieder etwas vorgefallen," sagte Wjera, die plötzlich aus dem lebhaften, freundschaftlichen Unterhaltungtone wieder in ihre düstere Nachdenklichkeit zurückfiel.

Kaum hatte Raiski sie verlassen, als Tuschin zu ihr hinaufschickte und sie fragen ließ, ob sie ihn empfangen wolle. Sie ließ ihm sagen, daß er kommen möge.



Neunzehntes Kapitel

Die Großtante schickte, als Raiski bei ihr eintrat, sogleich Paschutka hinaus und verschloß die Tür des Kabinetts. Sie war anscheinend heftig erregt. Raiski erschrak.

„Ist etwas Schlimmes geschehen, Tantchen?“ fragte er und nahm ihr gegenüber Platz.

„Was geschehen mußte, ist eben geschehen,“ sagte sie niedergeschlagen, während sie zur Seite blickte.

„Sagen Sie es rasch — ich sitze wie auf Nadeln!“

„Der alte Spitzbube Tytschkow hat an uns beiden seine Rache genommen. Ja, auch über mich hat er sich da von einer verrückten Person eine alte Geschichte erzählen lassen ... Es ist aber nichts dabei herausgekommen ... die Vergangenheit interessiert die Leute nicht, und überdies stehe ich ja schon mit einem Fuße im Grabe und mache mir nichts daraus. Aber Wjera ...“

Sie seufzte.

„Was ist mit Wjera?“

„Ihre Geschichte ist kein Geheimnis mehr ... Es gehen Gerüchte in der Stadt um ...“ flüsterte Tatjana Markowna schmerzlich bewegt. „Ich achtete erst gar nicht darauf, daß

mich am Sonntag in der Kirche die Frau des Vizegouverneurs so angelegentlich nach ihr fragte, ob sie denn gesund sei, und daß ein paar Damen sogleich die Köpfe zwischen uns steckten und horchten, was ich wohl sagen werde. Ich sah mich ringsum und las auf allen Gesichtern die Frage: ‚Was ist mit Wjera?‘ Nun, sie war krank, sag' ich, ist aber jetzt wieder gesund. Alle fragten sogleich, was ihr denn gefehlt habe. Ich konnte mich ihrer gar nicht erwehren, wußte nicht, was ich ihnen sagen sollte ..."

„Ist etwas bekannt geworden?"

„Das, was wirklich vorgefallen ist, wissen sie Gott sei Dank nicht. Ich hörte gestern von Tit Nikonytsch dies und das, der Klatsch verfolgt eine falsche Spur ..."

Die Großtante wandte sich ab.

„Wen hat man in Verdacht?"

„Iwan Iwanowitsch — das ist eben das Schlimme. Er, der am wenigsten Anlaß gegeben hat ... Du wirst dich erinnern, daß er an Marfinkas Geburtstag herkam und erst ganz still und in sich gekehrt dasaß. Als dann Wjera hereinkam, war er plötzlich wie ausgewechselt. Alle Anwesenden sahen es, und es war ja ohnedies kein Geheimnis, daß er Wjera liebt, aufs Verheimlichen seiner Gefühle versteht er sich nicht. Es wurde allgemein bemerkt, daß er mit ihr in den Garten ging, und daß er bald darauf wegfuhr, während sie sich auf ihr Zimmer begab. Weißt du vielleicht, weshalb er damals kam?"

Raiski nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Du weißt es? Nun, siehst du — und jetzt sind Wjera und Tuschin in aller Munde."

„Was habe ich nun dabei zu tun? Sie sagten, daß Tytschkow auch an mir Rache genommen habe ..."

„Dich hat Paulina Karpowna in die Sache hineingezogen.

Sie suchte dich an jenem Abend im Parke, als du noch so spät mit Wjera spazieren gingst. Du hast ihr da irgendetwas vorgeredet — jedenfalls im Scherz, aber sie hat es eben auf ihre Weise aufgefaßt und sich eine Geschichte zurechtgemacht, in der auch du eine Rolle spielst. Sie sagt, du seiest in Wjera verliebt gewesen, doch habe sie dich ihr abspenstig gemacht: sie habe dich aus dem Abgrunde, wie sie sagt, emporgezogen. Ich werde daraus nicht recht klug. Was gab es denn zwischen euch, und was für Geheimnisse hattet ihr eigentlich mit Wjera? Du wußtest offenbar um ihre Heimlichkeiten schon lange, nur vor Tantchen habt ihr die Schlüssel versteckt. Da seht ihr, was bei all eurer Freiheit herauskommt!"

Sie seufzte so schwer, daß es im Zimmer widerhallte.

Raiski ballte die Fäuste.

„Diese alte Vogelscheuche hat noch nicht genug bekommen... Ich will morgen mit ihr abrechnen, daß sie zeitlebens daran denken soll!" sprach er in drohendem Tone.

„Das verlohnte sich gerade! Es hat keinen Sinn, sie zur Rechenschaft zu ziehen, sie ist eine komische Person, und kein Mensch schenkt ihr Glauben. Aber dieser alte Klätscher, der Tytschkow, hat da einen Brei eingerührt — er hat irgendwie erfahren, daß Wjera an Marfinkas Geburtstag in den Park hinausging, daß sie dort eine lange Unterredung mit Tuschin hatte, daß sie am Abend vorher sehr spät fortblieb und dann krank im Bett lag. Alles, was Paulina Karpowna erzählte, hat er sich auf seine Weise zurechtgelegt. ‚Nicht Raiski war es,' sagt er, ‚sondern Tuschin, mit dem sie an jenem Abend und schon in der Nacht vorher Spaziergänge machte!...' Er hat dann die Geschichte in der Stadt verbreitet... Außerdem ist da noch ein Geklätsch im Gange, das eine alte Trunkenboldin über mich auf-

gebracht hat... Tytschkow hat auch diese Geschichte aufgegriffen..."
Tatjana Markowna senkte die Augen zu Boden; ihr Gesicht wurde für einen Augenblick von einer Röte bedeckt.
„Ah, das ist etwas anderes!" sagte Raiski ernsthaft und begann erregt im Zimmer auf und ab zu gehen. „Die Lektion, die Sie damals dem alten Burschen erteilten, hat nicht gewirkt, ich muß sie wiederholen..."
„Was fällt dir ein? Gott bewahre! Rühr' lieber nicht daran. Es verlohnt wirklich nicht, die Sache breitzutreten. Es kommt jetzt nur darauf an, festzustellen, wo eigentlich Iwan Iwanowitsch an jenem Abend gewesen ist — wenn er zu Hause war, am anderen Wolgaufer: mit wem war dann Wjera zusammen? So werden die Leute fragen... Dich hat die Krizkaja doch im Park getroffen, du warst allein — wo steckte also Wjera?..."
Tatjana Markowna ließ den Kopf sinken.
Raiski warf sich heftig erregt in einen Sessel.
„Ja, was soll da geschehen?" sagte er in banger Sorge um Wjera.
„Was Gott uns schickt!" flüsterte Tatjana Markowna resigniert: „Gott richtet die Menschen durch die Menschen, darum dürfen wir ihr Urteil nicht geringachten. Da heißt es eben sich unterwerfen! Das Maß ist offenbar noch nicht voll..."
Wiederum stieß sie einen tiefen Seufzer aus.
Raiski ging im Kabinett auf und ab. Beide schwiegen — sie verhehlten sich nicht, daß die Sachlage recht schwierig und verworren war. Die Leute in der Stadt waren dahinter gekommen, daß sich da irgendein Drama abspielte, wenn sie zunächst auch nur gewisse äußere Momente bemerkt hatten. Daß Wjera sich stets für sich hielt, daß Tuschin ihr

eifriger, treuer Verehrer war, daß sie sich von der Autorität der Großtante freigemacht hatte — alles dies wußte man ja schon lange, und man hatte sich mit der Zeit daran gewöhnt.

Hierzu hatten sich jedoch in neuerer Zeit einige Nebelflecke gesellt, über die man sich nicht recht klar war. Daß Raiski Wjera den Hof machte, war den Beobachtern nicht entgangen, selbst Uliana Andrejewna hatte davon gehört und gelegentlich zu ihm eine Bemerkung darüber fallen lassen. Auch die Krizkaja hielt mit ihrem Wissen nicht hinterm Berge. Dennoch blieb man dabei, daß Tuschin der aussichtsreiche Bewerber um Wjeras Hand war, wie man auch Marfinka und Wikentjew schon lange für einander bestimmt hatte. Nun kamen alle diese Unbegreiflichkeiten, die sich an Marfinkas Geburtstag zugetragen hatten. Wjera erschien für einen einzigen kurzen Augenblick unter den Gästen, sprach mit niemand ein Wort, ging mit Tuschin in den Park und von da auf ihr Zimmer, während Tuschin abfuhr, ohne sich von der Dame des Hauses zu verabschieden.

Von der Krizkaja hörte man, daß Raiski am Abend vor dem Geburtstage lange Zeit mit Wjera spazieren gegangen war. Dann war nach dem Geburtstage Wjera erkrankt, und auch Tatjana Markowna war leidend. Das Haus war wie abgesperrt, niemand wurde vorgelassen. Raiski lief ganz verstört umher und ging allen Leuten aus dem Wege. Von den Ärzten war nichts Rechtes herauszubekommen, die sprachen nur ganz im allgemeinen von „Krankheit“... Von der Heirat Wjeras war es wieder ganz still geworden. Warum machte Tuschin keinen Antrag — oder, wenn er ihn schon gemacht hatte: warum hatte man ihn nicht angenommen? Es wurde der Verdacht ausgesprochen, daß

Raiski vielleicht mit Wjera angebändelt hatte — warum heiratete er sie dann aber nicht? Die öffentliche Meinung forderte unbedingt die Schuldigen wie die Unschuldigen vor ihr Tribunal, um ihr Urteil zu sprechen.

Tatjana Markowna sowohl wie Raiski verhehlten sich die Schwierigkeit der Lage nicht und sahen mit bangem Gefühl dem Urteil entgegen, das die öffentliche Meinung über Wjera fällen würde. Nur Wjera selbst fürchtete dieses Urteil nicht und wußte überhaupt von nichts. Andere Sorgen waren es, die sie bedrückten. Immer noch fühlte sie den tiefen Schmerz, der ihre Seele heimgesucht hatte, und auf seine Linderung verwandte sie alle ihre Kraft, wenn auch bisher noch vergebens.

„Hören Sie einmal, Tantchen!“ sagte Raiski plötzlich, nachdem er eine ganze Weile geschwiegen — „vor allem müssen Sie selbst Iwan Iwanowitsch alles sagen. Er ist in diesen Klatsch hineingezogen worden, ihm steht es daher zu, zu bestimmen, was dagegen zu geschehen hat. Er wird schon das Richtige treffen, Sie brauchen seine Entscheidung nicht zu fürchten. Ich kenne ihn jetzt und vertraue ihm ganz. Er wünscht sicherlich Wjera nur das Beste, denn er liebt sie — ohne daß wir nur ein Wort von ihr sprachen, habe ich das gesehen. Er beunruhigt sich um ihr Ergehen weit mehr als um sein eigenes. Er ist auch jetzt nur ihretwegen mit mir hierher gekommen. Ihr Brief an mich hat ihn beunruhigt, weil er fürchtete, daß ihr etwas zugestoßen sein könnte. Dann erst, sobald Sie mit ihm gesprochen haben werden, will ich mit Paulina Karpowna — und vielleicht auch mit Herrn Tytschkow reden ...“

„Ich will aber nicht, daß du mit diesem Menschen sprichst!“

„Ich kann ihn nicht gut umgehen, Tantchen! ...“

„Ich will es auf keinen Fall, Boris!“ sagte sie so ent-

schieden und streng, daß er den Kopf sinken ließ und nicht mit einem Worte widersprach. „Es kann wirklich nichts Gutes dabei herauskommen. Was du sonst sagtest, ist ganz vernünftig: ich will zuerst mit Iwan Iwanowitsch sprechen, und dann wollen wir sehen, ob es notwendig ist, daß du zur Krizkaja gehst, um von ihr zu hören, was eigentlich die Leute so reden. Je nach dem, was du da erfährst, wird man eben die Dinge anders deuten ... oder die Wahrheit sagen!" fügte sie mit einem Seufzer hinzu. „Wir wollen sehen, wie Iwan Iwanowitsch die Sache auffaßt. Geh, ruf ihn hierher zu mir, sag' aber Wjera kein Wort! Sie weiß von gar nichts, Gott behüte, daß sie überhaupt etwas erfährt!"

Raiski begab sich nach oben, um Wjera Gesellschaft zu leisten, während Tuschin ihn bei Tatjana Markowna ablöste.





Zwanzigstes Kapitel

Tatjana Markowna war von innerer Unruhe erfüllt, als Tuschin die Schwelle ihres Zimmers überschritt. Er begrüßte sie schweigend, mit niedergeschlagenen Augen — auch ihm erfüllte heimliche Besorgnis die Seele. Im ersten Augenblick sahen sie einander nicht an.

Zum ersten Male sollte sie von dieser schmerzlichen Angelegenheit reden, die bisher zwischen ihnen nicht mit einem Worte erwähnt worden war, obschon beide aus so manchem bedeutsamen Blicke wie aus dem düsteren Schweigen des anderen Teiles hatten entnehmen können, daß zwischen ihnen in dieser Angelegenheit kein Geheimnis bestand. Nun sollten sie offen, von Angesicht zu Angesicht, die Frage erörtern.

Sie schwiegen beide. Tatjana Markowna sah ihn von der Seite an und bemerkte die Veränderungen, die in diesen zwei, drei Wochen mit ihm vor sich gegangen waren: seine Haltung war nicht mehr so stolz und sicher wie früher, seine Augen blickten zuweilen trüb, seine Bewegungen erschienen langsamer. Auch blasser und magerer war er geworden.

„Sie waren soeben bei Wjera?“ fragte sie endlich. „Wie haben Sie sie gefunden?“

„Ganz wohlauf ... es scheint, daß sie gesund ist und ihre Ruhe wiedergewonnen hat ..."
Tatjana Markowna seufzte.
„Wenn es nur der Fall wäre! Doch nicht von ihr will ich reden, sondern von Ihnen, Iwan Iwanowitsch. Auch Sie sind beunruhigt worden ..." sagte sie leise, ohne ihn anzusehen.
„Nicht um mich geht es, sondern um Wjera Wassiljewna."
„Es scheint, daß das Schicksal es anders beschlossen hat als wir. Kaum ist sie ein wenig zu sich gekommen, kaum habe ich mich von dem häuslichen Kummer etwas erholt, als schon wieder neue Wolken aufsteigen. Bisher konnten wir unseren Kummer in den eigenen vier Wänden still verbergen, jetzt aber dringt er über sie hinaus ..."
Tuschin horchte plötzlich auf, als wenn er einen Schuß fallen hörte.
„Iwan Iwanowitsch," sagte Tatjana Markowna entschlossen, „es gehen allerhand Klätschereien in der Stadt um. Sie wissen, daß wir vor einiger Zeit hier mit Tytschkow einen Zusammenstoß hatten — wir haben ihm damals die heuchlerische Maske vom Gesicht gerissen. Es stand mir ja nicht recht zu, bei meinen Jahren, aber er nahm sich schon gar zu viel heraus, es war einfach unerträglich. Na, und da habe ich denn damals Borjuschka beigestanden. Jetzt aber reißt er uns die Maske vom Gesicht ..."
„Ihnen? Wie soll ich das verstehen?"
„Er hat über mich geklatscht — aber darauf gab man nicht viel, ich bin eine Tote. Doch auch über Wjera hat er geredet ..."
„Über Wjera Wassiljewna?"
Tuschin erhob sich.
„Setzen Sie sich, Iwan Iwanowitsch," sagte Tatjana Mar-

kowna. „Ja, auch über sie. Und vielleicht mußte das so sein … vielleicht war das die Vergeltung, die Strafe. Doch nun sind auch Sie mit der Sache in Verbindung gebracht worden …"

„Ich? Mit Wjera Wassiljewna?"

„Ja, Iwan Iwanowitsch — und das ist es, was mir so schwer auf die Seele fällt!"

„Darf ich fragen, was man gesagt hat?"

Tatjana Markowna erzählte ihm, was für Gerüchte in der Stadt umgehen.

„Es ist den Leuten aufgefallen, daß hier im Hause nicht alles so ist, wie es sein soll. Man hat bemerkt, daß Sie mit Wjera in den Park gingen, daß Sie dort am Rande der Schlucht neben ihr auf der Bank saßen und sehr lebhaft mit ihr sprachen, und daß sie dann Knall und Fall wegfuhren. Wir beide lagen dann krank und ließen niemanden vor … und daraus haben sich die guten Leutchen nun eine Geschichte zurechtgelegt."

Er hatte schweigend zugehört und wollte eben etwas erwidern, als sie in ihrer Rede fortfuhr:

„Lassen Sie mich zu Ende erzählen, Iwan Iwanowitsch, das ist noch nicht alles. Boris Pawlytsch hatte am Abend vor Marfinkas Geburtstag Wjera im Park gesucht …"

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Was weiter?" fragte Tuschin ungeduldig.

„Nun war ihm die Krizkaja nachgelaufen und hatte seine Erregung bemerkt … Er hatte ein paar Worte über Wjera fallen lassen … und die hat sie sich nun auf ihre Weise gedeutet. Man glaubte ihr natürlich nicht, denn man kennt sie ja — doch nun möchte man um jeden Preis dahinterkommen, mit wem eigentlich Wjera damals, am Abend vor dem Geburtstage, im Hain gewesen ist … Vom

Grunde dieser unseligen Schlucht ist eine Wolke aufgestiegen, die ihren Schatten auf uns geworfen hat ... und auch auf Sie ..."

„Was hat man denn von mir erzählt?"

„Daß Wjera auch damals, am Abend vor dem Geburtstage, mit Ihnen zusammen war ... dort unten, auf dem Grunde der Schlucht ..."

Sie schwieg.

„Und was soll ich nun nach Ihrer Meinung tun?" fragte er fast demütig.

„Sie sollen nichts tun. Es wird nichts weiter übrig bleiben, als die Wahrheit zu sagen. Vor allem müssen Sie aus der Sache ausscheiden," sprach Tatjana Markowna fest und bestimmt. „Sie waren stets rein und lauter und müssen es auch in Zukunft bleiben ... Ich reise mit Wjera sogleich nach Marfinkas Hochzeit auf mein Gut Nowosselowo, wo wir für immer bleiben wollen ... Gehen Sie zu Tytschkow und sagen Sie ihm, daß Sie an jenem Abend vor Marfinkas Geburtstag nicht in der Stadt waren, daß Sie also auch nicht in der Schlucht gewesen sein können ..."

Sie schwieg und versank in düsteres Nachdenken.

Tuschin saß mit vorgebeugtem Oberkörper da, hatte den Kopf vorgeneigt und blickte auf seine Füße.

„Und wenn ich das nun nicht sage? ..." begann er plötzlich, den Kopf in den Nacken werfend.

„Handeln Sie ganz nach Ihrem Ermessen, Iwan Iwanowitsch. Was wollten Sie denn sonst sagen?"

„Ich würde Tytschkow — oder vielmehr nicht ihm, denn mit ihm will ich mich gar nicht einlassen, sondern den andern — sagen, daß ich an jenem Abend in der Stadt war, was auch den Tatsachen entspricht, denn ich war damals nicht über die Wolga gefahren, sondern hatte zwei

Tage lang hier bei einem Freunde geweilt. Ich würde weiter sagen, daß ich an jenem Abend wirklich mit Wjera Wassiljewna ... in der Schlucht war ... wenn es auch nicht wahr ist ... Ich würde hinzufügen, daß ich ihr einen Antrag machte, jedoch abgewiesen wurde ... daß wir beide, ich und Sie, die Sie meine Partei nahmen, über meine Abweisung sehr ungehalten waren, was wiederum von Wjera Wassiljewna sehr übelgenommen wurde — daß aber unsere freundschaftlichen Beziehungen dadurch nicht zerstört wurden ... Ich kann vielleicht auch so nebenbei bemerken, daß mir noch eine entfernte Hoffnung geblieben ist ... daß Wjera Wassiljewna die Sache noch einmal überlegen will ..."

„Ja, das wäre eine Lösung ..." sagte Tatjana Markowna nachdenklich. „Sie boten ihr Ihre Hand an — und sie schlug sie aus. Ja, wenn Sie das sagten — es wäre ein edler Freundschaftsdienst von Ihnen. Aber sie werden sich dabei nicht beruhigen, sie werden warten und fragen: wann wird's denn nun endlich geschehen? Wenn sie ihm noch eine Hoffnung gelassen hat, dann muß es doch endlich kommen ..."

„Sie werden die Sache vergessen, Tatjana Markowna, namentlich, wenn Sie von hier fortgehen, wie Sie sagen ... Und wenn sie es auch nicht vergessen ... und Ihnen immer noch zusetzen sollten ... dann nimmt Wjera Wassiljewna eben meinen Antrag an ..." sprach Tuschin leise.

In Tatjana Markownas Gesichte ging eine Wandlung vor sich.

„Iwan Iwanowitsch!" sagte sie in vorwurfsvollem Tone — „wofür halten Sie mich und Wjera? Um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen, um eine Klatscherei aus der Welt zu schaffen, die doch leider auf einer traurigen

Tatsache beruht — sollten wir Ihre frühere Neigung für sie und Ihre Großmut mißbrauchen? Damit weder Sie noch Wjera jemals im Leben zur Ruhe kommen? Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet ..."

„Hier ist von keiner Großmut die Rede. Ich dachte, als Sie mir vorhin die Klatschgeschichte erzählten, Sie würden einfach kurz und bündig sagen: ‚Hör' mal, Iwan Iwanowitsch, nun haben sie auch dich in die Sache hineingezogen, nun sorge dafür, daß sie dich und sie nicht weiter beklatschen!' Dann hätte ich Sie einfach, wie Wikentjew, ‚Tantchen' genannt und wäre vor Ihnen niedergekniet. Ja, das wäre das Richtige gewesen," sagte er düster. „Aber bei Ihnen, Tatjana Markowna — verzeihen Sie mir meine Rede — geht alles noch seinen alten Gang, Sie müssen erst erforschen, wie denn alles zugegangen ist, und was die Leute sagen, und das eigene Herz, der eigene Verstand — die kommen erst später zu Wort. Hätten Sie mit denen angefangen, dann wäre Ihnen diese ganze traurige Erfahrung erspart geblieben, und ich hätte weniger graue Haare, und Wjera Wassiljewna ..."

Er hielt inne, als merke er jetzt erst, daß er über die Grenze des Zulässigen hinausgegangen war.

„Verzeihen Sie!" sagte er, plötzlich in einen schüchternen Ton verfallend. „Ich rede da von Dingen, die mich nichts angehen. Ich will mir herausnehmen, über Wjera Wassiljewna mit zu entscheiden — und weiß gar nicht, ob ihr das angenehm ist ..."

„Sehen Sie, nun haben Sie selbst das Richtige getroffen. Mein Herz und mein Verstand hatten längst für Sie gesprochen, aber das Schicksal hat anders entschieden. Sie würden sie jetzt doch nur aus Mitleid nehmen, und sie würde vielleicht um Ihrer Großmut willen ‚ja' sagen ... Wollen

Sie das wirklich? Wäre das nicht unehrlich und töricht von uns? Trauen Sie uns wirklich eine solche Handlungsweise zu? Sie kennen uns doch..."

„Weder unehrlich noch töricht wäre es, wenn sie wirklich so für mich fühlt, wie sie sagt. Sie liebt und schätzt mich als Menschen, als Freund — das sind ihre Worte, und natürlich überschätzt sie mich... Das erscheint mir als ein großes Glück! Das heißt doch, daß Sie mich mit der Zeit auch... als einen guten Gatten lieben würde..."

„Aber, Iwan Iwanowitsch — wieviel Schmerzliches würde diese Heirat für Sie mit sich bringen! Bedenken Sie das doch, mein Gott!"

„Ich mische mich nicht in fremde Angelegenheiten ein, Tatjana Markowna; ich sehe, daß Sie sich vom Schmerz niederdrücken lassen, und enthalte mich doch jeder Einwirkung auf Sie. Warum wollen Sie sich durchaus meinetwegen Sorgen machen? Überlassen Sie es doch mir selbst, darüber zu urteilen, was diese Heirat für mich bedeuten würde!" sagte Tuschin plötzlich in fast rauhem Tone. „Glück für ein ganzes Leben — das ist's, was sie mir bringen würde, und ich werde vielleicht noch fünfzig Jahre leben! Oder, wenn auch nicht fünfzig, so doch zehn, zwanzig — zwanzig Jahre Glück!...

Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, vor lauter Verzweiflung darüber, daß diese beiden Frauen ihn nicht verstehen, ihm das Glück nicht geben wollen, das da um ihn herumgaukelt, sich aber nicht fassen läßt und ihm zu entschlüpfen droht, während er es mit seinen Bärentatzen packen und nie wieder loslassen möchte.

Sie sehen nicht und begreifen nicht, sie wähnen immer noch, daß unübersteigbare Berge sich zwischen ihm und ihnen auftürmen — während er doch mit der gewaltigen Kraft

seiner Liebe in schwerem Seelenkampf diese Berge längst hinweggeräumt hat.
Sollte er diesen Kampf, in dem er fest auf den Beinen geblieben ist, umsonst gekämpft haben — sollte das Glück, das er ersehnt, ihm nun doch entschwinden? Was war denn das auch für ein Berg, der ihn von diesem Glücke trennen sollte? Wjera hatte einen anderen geliebt, hatte gehofft, mit diesem anderen glücklich zu werden — und hatte eine Täuschung erlebt. Nun war diese Hoffnung tot — sie sagte es selbst, und sie log nie und kannte sich sehr genau. Es war also gar kein Berg, kein Hindernis mehr vorhanden — nur in der Phantasie der beiden Frauen gab es noch Hindernisse.
„Nein, nein, nein — es gibt keine Hindernisse!" flüsterte Tuschin ganz verzweifelt leise vor sich hin und sah dabei Tatjana Markowna fast zornig an.
„Hören Sie mich an, Tatjana Markowna!" begann er plötzlich in leidenschaftlichem, kraftvollem Tone. „Wenn der Wald die Menschen am Vordringen hindert, dann roden sie ihn aus; wenn das Meer sich quer vor sie legt, durchschwimmen sie es; und wenn Berge sich vor ihnen auftürmen, bohren sie sich einen Tunnel hindurch oder sprengen sie. Immer kühner dringen die Menschen vor. Und hier gibt es weder Wald, noch Meer, noch Berg — nichts ist da: höchstens diese Schlucht mit dem jähen Absturz, doch über die habe ich eine Brücke geschlagen, auf der ich sicher hinüberschreite, ohne daß meine Beine zittern... Geben Sie mir Wjera Wassiljewna, geben Sie sie mir!" schrie er fast laut — „ich werde sie sicher über diesen Absturz und diese Brücke tragen, und kein Teufel soll mein Glück und ihre Ruhe stören, wenn sie selbst hundert Jahre alt wird. Sie wird meine Herzenskönigin sein, wird in meinen

Wäldern, unter meinem Schutze eine sichre Zuflucht finden vor allen Unwettern, wird alle Schluchten und Abstürze vergessen, wenn sie selbst nach Tausenden zählen sollten! Daß Sie mich so gar nicht verstehen wollen!"

Er hatte sich erhoben, zog plötzlich sein Taschentuch hervor, führte es an die Augen und begann verzweifelt im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ich kann Sie wohl verstehen, Iwan Iwanowitsch," sagte Tatjana Markowna nach kurzem Schweigen leise, mit tränenerstickter Stimme — „doch nicht auf mich kommt es hier an ..."

Er blieb plötzlich stehen, trocknete seine Augen, fuhr mit der Hand über sein dichtes Haar hin und ergriff beide Hände Tatjana Markownas. „Verzeihen Sie, Tatjana Markowna," sagte er — „ich vergesse immer das eine: daß es zwar keine Berge, Wälder und Abgründe gibt, wohl aber ein einziges, unüberwindliches Hindernis: Wjera Wassiljewna will nicht, sie muß also wohl in der Zukunft ein glücklicheres Los erwarten, als ich es ihr bieten könnte ..."

Tatjana Markowna war betroffen durch seine Worte und wollte etwas erwidern, er ließ sie jedoch nicht zu Worte kommen.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten," fuhr er fort, „ich bin da wieder in ein falsches Fahrwasser geraten. Lassen wir mich einmal ganz beiseite, und kommen wir auf das ursprüngliche Thema zurück. Sie ließen mich rufen, um mir von diesen Klatschgeschichten Mitteilung zu machen, und Sie dachten, ich würde mich Gott weiß wie darüber aufregen. Ist es nicht so? Beruhigen Sie sich darüber — und beruhigen Sie vor allem Wjera Wassiljewna, bringen Sie sie von hier, damit sie von dem ganzen Geschwätz

nichts erfährt. Und was mich betrifft — so machen Sie sich nur gar keine Sorgen!"
Er lächelte.
„Ich bin nicht so zart, daß mich so etwas beunruhigen könnte, ich spucke auf diese Klatschgeschichten. In der Stadt will ich erzählen, was ich Ihnen schon sagte: ich hätte einen Antrag gemacht, sei aber abgewiesen worden ... worüber Sie und ich und das ganze Haus ungehalten gewesen seien ... da ich mit Recht geglaubt hätte, einige Anwartschaft zu haben ... Nach jenem anderen habe ich mich erkundigt, er reist morgen oder übermorgen für immer ab, und alles wird vergessen werden. Und was mich betrifft — so ist es mir jetzt völlig gleichgültig, ob ich lebe oder nicht, da nun Wjera Wassiljewna doch nicht die Meine wird ..."
„Sie wird die Ihrige werden, Iwan Iwanowitsch," sagte Tatjana Markowna, ganz bleich vor innerer Bewegung — „wenn das alles ... erst wirklich vergessen und verschmerzt ist ..." Er machte eine ungeduldige, verzweifelte Handbewegung. „Ich habe jetzt erst begriffen, wie tief und innig Sie sie lieben ..."
Sie wagte noch immer nicht, seinen schlichten Worten und den Tränen, die ihm in den Augen standen, zu glauben — diesen Tränen, die eine so kostbare Bürgschaft für Wjeras Zukunft, für Wjeras Glück schienen, das sie schon fast vernichtet wähnte.
„Wird sie es wirklich werden?" fragte er, sich breit vor sie hinstellend, während er fühlte, daß sein Haar sich sträubte und ein Schauer ihn überlief. „Ich bitte Sie, Tatjana Markowna — machen Sie mir keine Hoffnungen, die sich dann nachträglich als trügerisch erweisen! Halten Sie mich nicht für einen Knaben, den man trösten muß. Was

ich sage, darauf kann man sich stets verlassen; ich verlange aber auch, daß man mir immer Wort hält. Wer bürgt mir dafür, daß dies wirklich einmal eintritt, daß Wjera Wassiljewna in der Tat ... irgend einmal ..."

„Ich bürge Ihnen dafür ... als ihre Großtante ... mein Wort ist jetzt so gut wie das ihrige ..."

Tuschin warf ihr einen dankbaren Blick zu und ergriff ihre Hand.

„Aber Sie müssen abwarten, Iwan Iwanowitsch!" fügte sie hastig, fast erschrocken, hinzu und entzog ihm ihre Hand, als sie sah, wie dieses eine Wort aus ihrem Munde ihn wieder belebt und förmlich verjüngt hatte. „Jetzt spreche ich zu Ihnen nicht mehr als ihre Großtante, sondern einfach als Frau: warten Sie noch, es ist noch zu früh, sie muß erst ganz wieder zu sich kommen. Sie ist noch zu tief erschüttert von dem, was sie durchgemacht hat, sie würde es jetzt nicht ertragen ... Sie würde Sie vielleicht mißverstehen, würde meinen, daß es Ihnen jetzt nur darauf ankomme, sie nicht aus den Händen zu lassen — daß Sie es aber später bereuen würden. Stören Sie ihre Ruhe nicht! Sie erwähnten vorhin rühmend mein Herz und meinen Verstand — nun, die sagen mir beide: wartet, wartet! Auch ich, ihre Großtante, ihre Mutter, rede jetzt nicht davon, sondern warte — um wie viel mehr müssen Sie es tun! Denken Sie an meine Worte!"

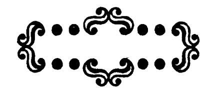
„Ich werde nur an ein Wort denken, das Sie mir gesagt haben — an das Wort: ‚sie wird die Ihrige werden'. Dieses Wort wird mich vorläufig am Leben erhalten — Sie sehen, Tatjana Markowna, wie es schon jetzt auf mich gewirkt hat ..."

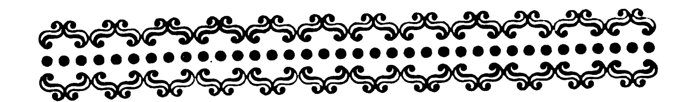
„Ich sehe es, Iwan Iwanowitsch, und ich bin davon überzeugt, daß das, was Sie sagen, nicht in den Wind gesprochen

ist. Ich vertraue Ihnen — darum habe ich auch jenes Wort gewagt und will hoffen, daß es Wahrheit wird ..."

„Auch ich werde hoffen und warten ..." sprach Tuschin leise und sah sie dabei mit bittendem Ausdruck an. „Vielleicht, daß auch ich einmal, wie Wikentjew, Sie ‚Tantchen' nennen kann ..."

Sie gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie allein bleiben wolle. Als er das Kabinett verlassen hatte, sank sie in den Lehnstuhl und barg ihr Gesicht in ihrem Taschentuche.





Einundzwanzigstes Kapitel

Am nächsten Morgen schrieb Raiski an Paulina Karpowna ein paar Zeilen und bat, sie noch an demselben Tage um halb ein Uhr mittags besuchen zu dürfen. Sie antwortete ihm umgehend: „Charmée, j'attends" usw. Die Vorhänge waren heruntergelassen, und die Zimmer dufteten, als er kam, nach Räucherkerzchen. Sie empfing ihn in ihrem Boudoir, in einer weißen Musselinbluse mit weiten Spitzenärmeln. Um die Taille trug sie einen Gürtel, an der Brust eine gelbe Georgine, und die Wangen waren leicht rot geschminkt. Der Tisch vor dem Diwan war gedeckt, zwei Kuverts lagen darauf.

„Ah — mein Abschiedsmahl!" sagte er, verneigte sich vor ihr und sah sie mit süßlichem Ausdrucke an.

„Wieso denn — Ihr Abschiedsmahl?" entgegnete sie ganz erschrocken. „Ich will nichts davon hören! Jetzt wollen Sie abreisen, nachdem Sie . . . Nein, das ist unmöglich! Sie scherzen doch nur — welch ein grausamer Scherz! Nein, nein, lachen Sie jetzt gleich — nehmen Sie das schreckliche Wort zurück!"

„Was haben Sie denn da?" sprach er freudig erregt, während er seinen Blick auf den Tisch richtete — „frischen Kaviar?!"

Sie legte ihren Arm in den seinigen und führte ihn zu dem Tische, auf dem ein opulentes Frühstück angerichtet war. Er musterte einen Teller nach dem andern: zwei tiefe Kristallschalen waren mit Kaviar gefüllt.

„Ich weiß, daß Sie ihn gern essen ... das stimmt doch, nicht wahr? ...“

„Kaviar? Ich begann förmlich zu zittern, als ich ihn sah! Und was ist denn das?“ fragte er, vor Behagen schmunzelnd, während er die Deckel der silbernen Terrinen nacheinander abhob. „Wie kokett Sie doch sind, Paulina Karpowna — selbst die Koteletts, die Sie essen, versehen Sie mit Schleifchen! Ah, auch Trüffeln gibt es — die Freude meiner jungen Jahre! Und hier ... und hier ... ach, was haben Sie nur mit mir vor!“ sagte er, sich zu ihr umwendend, und rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Was für Pläne schmieden Sie nur?“

„O, dieses Lächeln, diese Scherze, diese Fröhlichkeit — das ist's, wonach mich verlangt. Und Sie reden von Abreisen! Fort mit aller Traurigkeit. Vive l'amour et la joie!“

„Ei, ei — welch ungezwungener Ton! Mir wird fast ängstlich zumute! ...“ dachte er im stillen.

„Nehmen Sie Platz, da ... wir wollen nebeneinander sitzen!“ sagte sie mit einer einladenden Handbewegung und plazierte ihn an ihrer Seite, worauf sie ihm wie einem Kinde oder alten Manne die Serviette vorband.

Er fügte sich gehorsam und blickte dabei nur immer begehrlich nach dem Kaviar. Sie rückte ihm eine der beiden Kristallschalen hin, und er begann seinen ganz beträchtlichen Morgenappetit zu stillen. Dann legte sie ihm ein Kotelett vor und goß ihm Champagner in ein geschliffenes Glas, während sie selbst aus einem Pokal trank und dazu kleine Stückchen süßen Gebäcks kokett zum Munde führte.

Dann gab es Wild, und dann tranken sie wieder Champagner, wobei sie miteinander anstießen und sich gegenseitig in die Augen blickten — sie mit einem Ausdruck schelmischer Zärtlichkeit und er mit fragender, fast ängstlicher Miene. Endlich brachen sie das Schweigen.

„Nun, was sagen Sie?" fragte sie bedeutsam, als ob sie etwas ganz Besonderes erwarte.

„Nein, dieser Kaviar! Ich bin noch ganz weg!"

„Ja, ich sehe es ..." sagte sie mit verschmitztem Lächeln. „Nun, legen Sie die Maske ab, verstellen Sie sich nicht länger ..."

„Ach!" seufzte er, während er sein Glas zum Munde führte.

„Enfin la glace est rompue? Auf wessen Seite ist nun der Sieg? Wer hat das alles vorausgesehen und vorausgesagt? A votre santé!"

„A la vôtre!"

Sie stießen miteinander an.

„Denken Sie noch... an jenen Abend, als die ganze Natur ein Liebesfest beging, wie Sie sich da ausdrückten? ..."

„Ja, ich denke daran!" flüsterte er nachdenklich. „Dieser Abend hat alles entschieden! ..."

„Nicht wahr? Ich habe es ja gewußt! Wie konnte auch solch ein armseliges Ding einen Mann wie Sie in ihren schwachen Netzen festhalten! ... Une nullité, cette pauvre petite fille, qui n' a que sa figure! ... Sie hat doch keine Erfahrung, sie ist so simpel, noch das reine Gänschen ..."

„Nein, sie konnte mich nicht fesseln. Ich entfloh ihren Netzen ..."

„Und Sie fanden, was Sie längst ersehnt und gesucht hatten, gestehen Sie es!"

Er zögerte mit der Antwort.
„Buvez — et du courage!"
Sie schob ihm das Glas hin. Er trank es aus, und sie goß ihm sogleich wieder ein frisches ein.
„Gestehen Sie ..."
„Ich gestehe."
„Was ist eigentlich damals ... in dem Haine ... passiert? ... Sie waren so erregt. Es war ein schwerer Schlag für Sie — nicht wahr?"
„Ja, ein schwerer Schlag — und eine Enttäuschung."
„Wie konnte es auch anders sein? Dieses Mädchen vom Lande — und ein Mann wie Sie! ..."
Sie blickte stolz um sich, warf einen Blick in den Spiegel und zupfte die Spitzen an ihren Ärmeln zurecht.
„Was ging dort eigentlich vor?" fragte sie, offenbar bemüht, ihre Frage möglichst harmlos erscheinen zu lassen.
„Das ist nicht mein Geheimnis," sagte er, sich gleichsam plötzlich besinnend.
„Oh, je respecte les secrets de famille ... Trinken Sie doch!"
Sie schob ihm das Glas hin, und er nahm einen Schluck und noch einen zweiten.
„Ach," seufzte er dann so laut, daß es vernehmlich durch das Zimmer tönte. „Darf ich vielleicht das Luftfenster öffnen? ... Mir ist so beklommen ums Herz, so entsetzlich ..."
„Oh, je vous comprends," sagte sie und lief nach dem Fenster, um das Luftpförtchen zu öffnen. „Hier haben Sie Riechsalz, Toiletteessig ..."
„Nein, ich danke!" sagte er, während er sich mit dem Taschentuche frische Luft zufächelte,
„Wie schrecklich sahen Sie damals aus! Ich kam gerade

im richtigen Augenblicke dazu, nicht wahr? Wäre ich nicht gekommen, dann wären Sie vielleicht wieder dorthin, in die tiefe Schlucht, zurückgekehrt. Was war dort eigentlich los, in dem Dickicht ... wie?"

„O, fragen Sie mich nicht!"

„Buvez donc!"

Er trank langsam einen kleinen Schluck.

„Dort, wo ich das Glück zu finden hoffte ..." sprach er, wie vor sich selbst hin — „dort hörte ich ..."

„Was denn?" fragte sie, den Atem anhaltend, ganz leise.

„Ach!" seufzte er wieder laut — „könnte nicht auch die Tür aufgemacht werden?"

„Dort war wohl ... Tuschin, wie?"

Er nickte schweigend mit dem Kopfe und trank wieder einen Schluck Wein.

Böse Schadenfreude malte sich in ihren Zügen.

„Dites tout!"

„Sie wandelte dort ganz allein umher, in tiefes Brüten versunken ..." sprach er leise, während Paulina Karpowna mit seiner Uhrkette spielte und ihr Ohr ganz nahe an seine Lippen hielt. „Ich folgte ihren Spuren, ich wollte endlich ihre Antwort hören ... Sie ging ein paar Schritte den Abhang hinunter, da trat plötzlich aus dem Gebüsche, mir entgegen ..."

„Er?"

„Er!"

„Ich wußte es, und darum war ich auch in den Park gegangen ... O, ich wußte, daß da nicht alles stimmte! Nun, und was tat er?"

„Er sagte: ‚Guten Abend, Wjera Wassiljewna, wie geht es Ihnen?'"

„O, dieser Heuchler!" sagte die Krizkaja.

„Sie erschrak ..."

„Das war Verstellung!"

„Nein, sie erschrak wirklich, und ich versteckte mich — und lauschte. ‚Woher kommen Sie?' fragte sie — ‚wie kommen Sie hierher?' — ‚Ich bin heute für zwei Tage hergekommen,' sagte er, ‚um morgen, am Geburtstage Ihrer Schwester ... ich habe mit Absicht diesen Tag gewählt ...'"

„Eh bien?"

„Eh bien! ‚Entscheiden Sie, Wjera Wassiljewna,' sagte er, ‚ob ich leben oder sterben soll!'"

„Wie seltsam, daß sich die Leidenschaft in solch einen Klotz einnisten konnte!" bemerkte Paulina Karpowna.

„‚Iwan Iwanowitsch!' sagte Wjera mit flehender Stimme. ‚Wjera Wassiljewnà!' unterbrach er sie, ‚entscheiden Sie, ob ich morgen Tatjana Markowna aufsuchen und um Ihre Hand bitten darf, oder ob ich mich in die Fluten der Wolga stürzen soll' ..."

„Hat er wirklich so gesprochen?"

„Ganz buchstäblich so!"

„Wie lächerlich! Und was antwortete sie ihm? Natürlich gab es da manches Ach und Oh!?"

„‚Geben Sie mir Bedenkzeit, Iwan Iwanowitsch,' entgegnete sie — ‚damit ich entscheiden kann, ob ich Ihre tiefe, innige Neigung mit einem gleich tiefen Gefühl erwidern kann. Geben Sie mir ein halbes Jahr, oder ein Jahr Zeit, dann werde ich Ihnen entweder nein sagen oder Ihnen mein Jawort geben ...' Ach, wie stickig ist es hier bei Ihnen! Könnte man nicht ein wenig Luft durchziehen lassen?" sagte Raiski und sah dabei Paulina Karpowna an. Ihr Gesicht zeigte eine sehr enttäuschte Miene.

„C'est tout?" fragte sie ihn.

„Oui! Oui!" sagte er und ließ gleich danach einen Pfiff

hören. „Luschin ließ jedoch nicht ab von seiner Hoffnung, sondern sagte, er würde am nächsten Tage, das heißt an Marfinkas Geburtstage, wiederkommen, um ihr letztes Wort zu hören. Er ging wieder den Abhang hinunter durch den Hain, und sie gab ihm das Geleit ... Es scheint, daß seine Hoffnungen an diesem zweiten Tage ein wenig aufgefrischt wurden, während die meinigen ganz und gar entschwanden ..."

„Das ist alles? Und da hat man nun Gott weiß was erzählt! ... Nicht nur von ihr, sondern auch von Ihnen! Und nicht einmal Tatjana Markowna hat man verschont, diese ehrenwerte, man kann sagen heilige Person! ... Was für giftige Zungen gibt es doch auf der Welt! Dieser abscheuliche Tytschkow ..."

„Was hat er von der Großtante gesagt?" fragte Raiski nun seinerseits mit leiser Stimme, indem er den Atem anhielt und die Ohren spitzte.

Er hatte bereits von Wjera eine leise Anspielung gehört, daß die Großtante da irgendeinmal in eine Herzensangelegenheit verwickelt gewesen sei, und auch Wassilissa hatte gelegentlich ein Wort fallen lassen. Aber welche Frau hat nicht ihren kleinen Roman gehabt? Was für eine Lüge oder Klätscherei hatte man da nach vierzig Jahren wieder aus dem Staube hervorgeholt? Jedenfalls mußte er in Erfahrung bringen, um was es sich handelte, und dem boshaften alten Tytschkow den Mund stopfen.

„Was wurde denn von der Großtante erzählt?" fragte er nochmals mit leiser, einschmeichelnder Stimme.

„Ah, c'est dégoutant. Niemand glaubt es natürlich, sondern man lacht ihn nur aus, daß er sich so weit erniedrigen konnte, ein Weibsbild auszuhorchen, das seinen Verstand vertrunken hat ... Ich will es gar nicht wiederholen ..."

„Ich möchte Sie doch darum bitten ...“ flüsterte er zärtlich.
„Sie wünschen es zu hören?“ flüsterte sie, sich zu ihm vorneigend. „Wohl, ich tue Ihnen zu Liebe alles ...“
„Nun, also was war's? ...“ flüsterte er mit verhaltener Spannung.
„Dieses Weibsbild — man kann es alle Tage vor der Mariä-Himmelfahrtskirche betteln sehen — hat also erzählt, daß Tit Nikonytsch eine Liebschaft mit Tatjana Markowna hatte ...“
„Ja, davon habe ich gehört ...“ unterbrach er sie ungeduldig. — „Das wäre nicht weiter schlimm ...“
„Zu gleicher Zeit bewarb sich aber der verstorbene Graf Sergjej Iwanytsch um ihre Hand ...“
„Auch das weiß ich — sie wollte ihn nicht haben, und er hat dann eine andere geheiratet, während man ihr nicht gestattete, Tit Nikonytsch zu heiraten. Das ist die ganze Geschichte, Wassilissa kennt sie ...“
„Mais non, das ist noch nicht alles! ... Ich glaube natürlich nicht, was man da noch weiter erzählt ... Ich halte es einfach für unmöglich! Wie ich Tatjana Markowna kenne ...“
„Was hat denn das betrunkene Weibsbild noch weiter erzählt?“ fragte Raiski.
„Daß der Graf einmal mitten in der Nacht Tatjana Markowna und Tit Nikonytsch bei einem Stelldichein in der Orangerie erwischt habe ... und zwar in einer so unzweideutigen Situation ... Nein, nein ...“ Sie schüttelte sich nur so vor Lachen. „Tatjana Markowna! Wer sollte das für möglich halten!“
Raiski begann plötzlich höchst ernsthaft nach ihr hinzuhören. Seine Phantasie bemächtigte sich bereits der Sache, und er lauschte atemlos auf die vermoderte alte Klatschgeschichte.

„Was weiter?“ fragte er leise.

„Der Graf gab Tit Nikonytsch eine Ohrfeige ...“

„Das ist eine Lüge!“ unterbrach sie Raiski jäh und sprang von seinem Platze auf. „Tit Nikonytsch ist ein Gentleman ... er würde das nie ertragen haben ...“

„Auch ich sage ja, daß es Lüge ist!“ stimmte die Krizkaja ihm listig bei. „Und er hat es auch nicht ertragen ...“ fügte sie hinzu — „er warf den Grafen zu Boden, würgte ihn am Halse, erwischte ein Gartenmesser, das dort zufällig zwischen den Blumen lag, und hätte den Grafen um ein Haar umgebracht ...“

Raiskis Züge hatten sich ganz verzerrt.

„Nun?“ fragte er, vor Ungeduld kaum atmend.

„Tatjana Markowna fiel ihm in den Arm: ‚Du bist kein Bandit,‘ sagte sie, ‚sondern ein Edelmann — du hast doch einen Degen!‘ Und sie brachte beide auseinander. Nun konnten sie sich nicht gut schlagen, ohne sie ins Gerede zu bringen, und so verabredeten sie miteinander, daß der Graf über die Sache schweigen solle, Tit Nikonytsch aber sie nie heiraten dürfe. Sie gaben sich gegenseitig das Wort darauf, und das ist der Grund, daß Tatjana Markowna bis auf den heutigen Tag ledig geblieben ist ... Ist das nicht gemein, eine so ... abscheuliche Klätscherei unter die Leute zu bringen?“

Raiski seufzte tief auf vor Erregung.

„Sie sehen doch, daß das alles Lüge sein muß!“ sagte er. „Wer kann sie denn gesehen und gehört haben?“

„Der Gärtner schlief da irgendwo in einer Ecke und soll alles gesehen und gehört haben. Doch er schwieg darüber — er fürchtete sich, denn er war ja ein Leibeigener ... Dieses trunksüchtige Weibsbild aber ist seine Witwe, sie hat es von ihm gehört und schwatzt es jetzt aus ... Es

ist natürlich alles Unsinn — wer soll so etwas glauben! Ich bin die erste, die mit Ihnen ruft: Es ist eine Lüge, eine Lüge! Diese heilige, ehrwürdige Tatjana Markowna!"

Die Krizkaja schüttelte sich nur so vor Lachen und hielt dann plötzlich inne. „Aber was ist Ihnen denn?" sagte sie. „Ach, bitte, denken Sie nicht daran! Vive la joie! Warum blicken Sie denn so finster drein? Warum das? Ich werde noch Wein bringen lassen!"

„Nein, nein, ich habe Angst ..."

„Wovor denn, möcht' ich wissen? ..." fragte sie schmachtend.

„Daß mir schlecht werden könnte ... Ich bin nicht gewöhnt, so viel zu trinken," sagte er und erhob sich. Auch sie stand von ihrem Platze auf.

„Leben Sie wohl, für immer ..."

„Wohin denn? Nein, nein!"

„Ich will entfliehen aus diesem gefährlichen Lande, in dem es so viel Abgründe und Fallstricke gibt ... Leben Sie wohl, leben Sie wohl! ..."

Er nahm seinen Hut und ging rasch davon. Sie stand wie versteinert da und klingelte dann hastig.

„Der Wagen soll angespannt werden!" sagte sie zu dem eintretenden Mädchen. „Ich will mich anziehen und Visiten machen!"

Als Raiski sie verlassen hatte, dachte er an nichts anderes als einzig an diese Klatschgeschichte. Er fühlte, daß an dem Geschwätz jener trunksüchtigen Gärtnersfrau, wie überhaupt an dieser ganzen Klätscherei etwas Wahres sei ...

Er hielt nun den Schlüssel zu der Vergangenheit der Großtante, wie überhaupt zu ihrem ganzen Leben, in der Hand. Alles ward ihm jetzt klar: warum sie gerade so geworden,

wie sie war, woher sie diese moralische Kraft, diese praktische Klugheit, diese Kenntnis des Lebens wie des menschlichen Herzens nahm, wie es ihr gelingen konnte, Wjeras Vertrauen so rasch zu gewinnen, sie so bald zu beruhigen, und woher ihre eigene Unruhe stammte. Auch Wjera mußte wohl um alles dies wissen ...

Er sah nun die Gestalt der Alten in ihrer ganzen Größe vor sich.

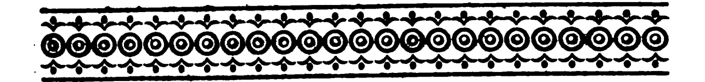
Er war nur in der Absicht gekommen, die Gerüchte, die über Wjera, über ihn selbst und über Tuschin verbreitet waren, nach einer anderen Richtung abzulenken — und nun war er plötzlich auf dieses zwar vergessene, aber doch immer noch lebendige Blatt in der Chronik seiner Familie gestoßen, auf ein zweites Drama, das wohl für seine Helden nicht mehr von unmittelbarer Bedeutung war, da es um volle vier Jahrzehnte zurückdatierte, das aber ihn selbst ganz außerordentlich fesselte.

Er verstand jetzt die Großtante ganz und gar. Aufs tiefste bewegt, trat er bei ihr ein. Er vergaß ganz, ihr über seinen Besuch bei der Krizkaja und die Darstellung, die er dieser von den Vorgängen an Marfinkas Geburtstag gegeben, Bericht zu erstatten, und sog sich förmlich mit gierigen Augen an ihr fest.

„Borjuschka!“ rief sie höchst verwundert, während sie vor ihm zurückwich — „was ist denn mit dir, mein Lieber? Du riechst ja nach Wein wie ein Faß ...“

Sie ließ ihr Auge vielleicht eine Minute lang auf ihm ruhen, bemerkte seinen durchdringenden Blick, sah ihn selbst forschend an und kehrte ihm dann den Rücken.

Sie hatte erraten, daß er die Klatschgeschichte erfahren hatte, die über sie selbst im Umlauf war.



Zweiundzwanzigstes Kapitel

Endlich kam auch der Tag, an dem Marfinka und Wikentjew ihre Hochzeit feierten. Wider Erwarten fiel die Hochzeit recht bescheiden aus. Nur die ersten Leute aus der Stadt und einige Gutsbesitzer aus der Umgegend wurden eingeladen; immerhin mochten etwa fünfzig Gäste anwesend sein.

Die Trauung fand an einem Sonntagnachmittag in der Dorfkirche statt. Dann wurden die Gäste zu einem Frühstück geladen, das im großen Saale des alten Hauses gegeben wurde. Wochenlang vorher war dieses gefegt, gesäubert und gewaschen worden, damit es sich bei dieser Gelegenheit recht gut präsentieren möchte.

Der Wein floß nicht in Strömen, die Gesichter wurden nicht erhitzt, die Zungen nicht gelöst, und keine Freudenrufe ertönten. Am meisten war das Hofgesinde durch die bescheidene Feier enttäuscht, und wenn die Leute auch ganz wacker tranken, so tranken sie doch nicht bis zur Bewußtlosigkeit, was sie veranlaßte, die Hochzeit für nicht eben lustig zu erklären.

Die Herrin des Hauses hatte mit gewohnter Voraussicht dafür gesorgt, daß die Kutscher, Köche und Lakaien nicht

über den Durst tranken. Sie hatten alle ihren Dienst, der nicht vernachlässigt werden durfte: die einen bereiteten das Frühstück, die andern servierten bei Tisch, und noch andere hatten das junge Paar samt dem ganzen Hochzeitsgefolge in der Paradekutsche nach dem Flußufer zu bringen, von wo aus sie dann über den Strom setzen sollten. Auch vorher schon hatte es eine Unmenge Arbeit gegeben. Eine ganze Woche lang wurde Marsinkas Aussteuer über den Fluß befördert: ihre Garderobe, ihre Möbel, eine Unmenge von Einrichtungsstücken aus dem alten Hause — mit einem Worte: ein ganzes Vermögen.

Marsinka strahlte wie ein Cherubim, in ihrer jugendlichen Schönheit erschien sie wie eine frisch erblühte Rose. Ein neuer Zug kam an diesem Tage in ihr Gesicht: ein nachdenkliches Lächeln, das darauf schließen ließ, daß sie das Leben in einem neuen Lichte zu sehen begann; zuweilen blinkte sogar eine Träne an ihren Wimpern.

Das Bewußtsein dieses neuen Lebens, der Ausblick in die Ferne, die Strenge der Pflicht, die Vorstellung des erreichten Zieles, das Gefühl des Glücks — alles dies verlieh ihrem Gesichte und ihrer Schönheit einen eigenen, rührenden Ausdruck. Der Bräutigam benahm sich still und bescheiden, ja fast schüchtern; sein keckes Wesen war verschwunden, seine Scherze waren verstummt, er war ganz hin vor lauter Rührung. Die Großtante hatte eine nachdenklich-glückliche Miene, und Wjera war bleich und unergründlich.

Raiski blickte mit Entzücken auf die junge Braut, und als sie völlig angekleidet aus ihrem Zimmer kam, entfuhr ihm ein Ach! der Bewunderung. Dann aber erschrak er plötzlich: er hatte in dem Hochzeitsbukett der Braut ein paar welke Zweiglein gesehen.

„Was ist das?" fragte er hastig, doch erriet er bereits selbst die Wahrheit.

„Das sind ein paar Zweige aus dem Bukett, das Wjera mir an meinem Geburtstage geschenkt hat," sagte sie naiv.

Raiski ruhte nicht, bis sie die welken Reiser aus dem Bukett entfernt hatte, und war ihr selbst dabei behilflich; zur Erklärung fügte er hinzu, daß welke Reiser eine böse Vorbedeutung haben.

Im übrigen ging alles glatt und vorschriftsmäßig vonstatten, auch das Abschiedsschluchzen der jungen Frau mit einbegriffen, die man buchstäblich von der Brust der Großtante losreißen mußte — doch auch das war durchaus vorschriftsmäßig.

Auch die Großtante behauptete nur mit Mühe ihre Fassung. Sie war sehr blaß, und man sah es ihr an, daß sie sich nur mit großer Kraftanstrengung auf den Beinen hielt, als sie vom Ufer aus das geliebte Kind, das sie so lange an ihrer Brust und auf ihrem Schoße gehegt hatte, buchstäblich davonschwimmen sah.

Ihren Tränen ließ sie erst zu Hause freien Lauf, als sie fühlte, daß sie doch nicht ganz verwaist sei, als Wjera sich leidenschaftlich in ihre Arme warf und die Liebe, die bisher zwischen beiden Mädchen geteilt gewesen war, sich nun ganz und ungeteilt dieser zweiten, bewußt lebenden, durch bittere Erfahrung gereiften Tochter zuwandte.

Tuschin war nach der Hochzeit nicht nach Hause gefahren, sondern bei einem Freunde in der Stadt geblieben. Am nächsten Tage erschien er bei Tatjana Markowna mit einem Architekten. Den ganzen Tag vertieften sie sich nun in allerhand Pläne, besichtigten beide Häuser, den Park, die Wirtschaftsgebäude, hielten Rat, zeichneten und rech-

neten und sprachen von den großen Veränderungen, die für den nächsten Frühling geplant wurden.
Aus dem alten Hause wurden alle Kostbarkeiten, alle Möbel und Bilder, ja selbst die Parkettafeln, soweit sie noch brauchbar waren, herausgenommen und teils in dem neuen Hause, teils in den geräumigen Vorratskammern und selbst auf dem Boden untergebracht.
Tatjana Markowna wollte zunächst nach Nowosselowo ziehen und dann bei Wikentjews einen längeren Besuch abstatten. Den Frühling und Sommer sollten sie nach Tuschins Wunsche bei dessen Schwester Anna Iwanowna auf seinem Waldgute Dymka verbringen.
Tatjana Markowna entgegnete auf diesen Vorschlag: „Ich weiß nicht, Iwan Iwanowitsch, ob das gehen wird! Ich fürchte mich ein wenig, es Ihnen sicher zu versprechen, doch ich will die Einladung auch nicht ausschlagen: wie Gott es fügt, und wie Wjera will ...“
Gleichwohl begann Tuschin, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, mit demselben Architekten über den Umbau seines Hauses zu sprechen, damit er die erwarteten lieben Gäste auch gebührend aufnehmen und unterbringen konnte.
Raiski zog aus dem alten Hause wieder nach seinem früheren Zimmer. Koslow war in seine Wohnung zurückgekehrt, hatte jedoch versprochen, nach der Abreise Tatjana Markownas und Wjeras von neuem nach Malinowka zu kommen. Tuschin hatte ihn eingeladen, sich bei ihm im Walde anzusiedeln und für seine Leute eine Schule einzurichten. Koslow kratzte sich den Kopf, sann eine Weile nach und blickte seufzend nach der Moskauer Chaussee hinaus.
„Später vielleicht, im Winter ...“ sagte er — „jetzt heißt es für mich warten und Auslug halten ...“

Er ließ den Satz unbeendet und versank in Nachdenken. Er wartete noch immer vergeblich auf einen Brief von seiner Frau. Uliana Andrejewna hatte jüngst an die Frau des Hauswirtes geschrieben, man möchte ihr den warmen Mantel, den sie zu Hause vergessen hatte, nachschicken. Sie hatte ihre Adresse mitgeteilt, von ihrem Mann jedoch nicht ein Wort erwähnt. Koslow hatte ihr den Mantel selbst nachgesandt und in einem leidenschaftlichen Briefe sie beschworen, doch wieder zu ihm zurückzukehren — von Freundschaft hatte er gesprochen, ja sogar von Liebe ...

Der Ärmste — er bekam keine Antwort! Er nahm allmählich wieder seine Tätigkeit am Gymnasium auf, war jedoch in den Stunden bald tief niedergeschlagen, bald ganz arg zerstreut; er bemerkte die Späße und dummen Streiche nicht, welche die Schüler vor seinen Augen trieben — sie hatten kein Mitleid mit dem Tiefbekümmerten und sahen in ihm nur den lächerlichen Menschen.

Während der Abwesenheit Tatjana Markownas hatte Tuschin die Verwaltung von Malinowka übernommen. Er nannte es sein Winterquartier und kam einmal in jeder Woche herüber, um nach der Wirtschaft in Haus und Dorf und der Dienerschaft zu sehen, von der nur Wassilissa, Jegorka, der Koch und der Kutscher mit der Großtante nach Nowosselowo übergesiedelt waren. Alle übrigen waren daheim geblieben, und Jakow und Ssawelij wurden von Tuschin zu ihrer Beaufsichtigung bestellt.

Raiski hatte die Porträts der Großtante und Wjeras beendet, und auf dem unfertigen Bildnis der Krizkaja hatte er noch als Brustzier eine gelbe Georgine hinzugefügt. Acht Tage nach Marfinkas Hochzeit erklärte er, daß er nach zwei Tagen abreisen wolle.

„Jegor, hol' doch den Reisekoffer vom Boden und leg' mir

Wäsche und Kleider zurecht — ich fahre ab," sagte er zu Jegorka.

Diesmal sah Jegorka, daß die Sache ernst gemeint war. Bei der Durchsicht der Kleider, der Wäsche und des Schuhwerks entdeckte er, daß drei oder vier von den feinen Hemden seines Herrn nicht mehr ganz neu waren, und so konfiszierte er sie zu seinen Gunsten. Ebenso verfuhr er mit einem Hosenpaar und einer Weste, die ihm überzählig erschienen, und auch ein Paar Schuhe mit niedergetretenen Absätzen stellte er zurück.

Am traurigsten war Tit Nikonytsch dran. Er wäre früher Tatjana Markowna bis ans Ende der Welt gefolgt, jetzt aber, nachdem diese Klatschgeschichte in Umlauf gekommen, durfte er, wenigstens für die erste Zeit, sich nicht allzu auffällig an sie halten. Das hätte den Leuten zu neuem Gerede Anlaß gegeben, wenn man auch jenen alten Klatsch, der nur durch ein dem Trunke ergebenes altes Weib bezeugt war, entweder nicht geglaubt oder bald wieder vergessen hatte. Tatjana Markowna gestattete ihm jedoch, zu Weihnachten nachzukommen und je nach den Umständen längere Zeit dazubleiben. Das war wenigstens ein Trost, aber der Gedanke, bis dahin allein bleiben zu sollen, ließ ihn gleichwohl tief aufseufzen, und umso größer war daher seine Freude, als Tuschin ihn für die Zwischenzeit auf sein Waldgut einlud.

Die Gerüchte, die über Wjera im Umlauf gewesen waren, verstummten plötzlich: statt dessen erwartete man nun ihre Verlobung mit Tuschin. Auf diesen war man nach dem Frühstück, das Raiski bei der Krizkaja eingenommen, nicht sehr gut zu sprechen, da seine nächtlichen Spaziergänge mit ihr dort unten in der Schlucht noch immer nicht recht aufgeklärt schienen.

Zwischen Tuschin, Wjera und Tatjana Markowna wurde seit der Aussprache des ersteren mit der Großtante von der ganzen Angelegenheit überhaupt nicht mehr gesprochen. Der „Nebelfleck" blieb bestehen, nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die handelnden Personen, das heißt für Tuschin und die Großtante.

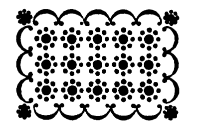
So sehr auch diese auf die freundschaftlichen Gefühle rechnete, die Wjera für Tuschin empfand, und so sehr sie sich auch auf ihre eigene Überredungskunst verließ, konnte sie doch insgeheim sich gewisser Befürchtungen nicht entschlagen. Sie glaubte nicht, daß Wjera, bei aller Willfährigkeit, sich ihr in dieser Frage ohne weiteres fügen würde, und so versuchte sie es nicht erst, auf ihren Willen einzuwirken.

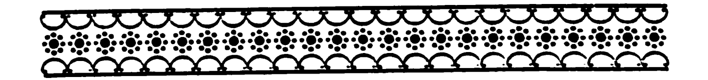
Sie rechnete darauf, daß Wjeras Herz bald selbst die Entscheidung treffen würde: es schien ihr ungereimt, daß sie, nachdem sie Iwan Iwanowitsch schon als Menschen und Freund liebgewonnen, ihn nicht auch als Mann lieben lernen sollte — und um ihn als solchen zu lieben, mußte sie ihn eben heiraten, womit ja sein sehnlichstes Ziel, wie auch das ihrige, erreicht war.

Sie erriet jedoch die seelische Stimmung Wjeras und entschied, daß jetzt für alles dies noch nicht die Zeit gekommen sei. Wird aber diese Zeit überhaupt einmal kommen? Wird Wjera jemals ihre volle Ruhe wiedergewinnen? Sie war gar zu eigenartig veranlagt, und es ging nicht an, sie nach andern zu beurteilen.

So empfand denn Tatjana Markowna im stillen eine gewisse Beklemmung, als sie hörte, daß man die Heirat Wjeras und Tuschins in der Stadt als eine ausgemachte Sache betrachtete. Das Gerücht schien ihr den Tatsachen doch gar zu rasch vorauszueilen.

Nur Wjera wußte nichts von allen diesen Dingen — sie sah in Tuschin immer noch einzig den früheren Freund, den sie noch mehr schätzte, seit sie gesehen, wie er mannhaft seinen eigenen Schmerz überwunden und ihr mit der alten Wertschätzung und Sympathie seine Hand gereicht hatte. Voll Rührung bewunderte sie seine Herzensgüte, Gerechtigkeit und Großmut, die ihm von der Natur selbst verliehen waren, während ein Raiski, bei aller Bildung und geistigen Entwicklung, erst auf dem Wege schmerzlichster Erfahrung zu gleicher Vollkommenheit gelangt war.





Dreiundzwanzigstes Kapitel

Am Tage vor Raisskis Abreise sah es in dessen Zimmer recht kunterbunt aus. Überall lagen und hingen Wäschestücke, Kleider, Stiefel und sonstige Sachen umher, und der Tisch war mit Portefeuilles, mit Zeichnungen und Heften bedeckt, die er alle mitnehmen wollte. In den letzten zwei, drei Tagen vor der Abreise hatte er noch einmal sein ganzes literarisches Material gesichtet und unter anderem auch die Blätter durchgesehen, die seine Notizen über Wjera enthielten und die Grundlage für den zukünftigen Roman gleichen Namens bildeten.

„Ich will's doch probieren — noch hier, am Orte der Handlung will ich mit der Sache anfangen!" sagte er sich in dieser letzten Nacht, die er unter dem Dache des väterlichen Hauses verbrachte, und setzte sich an den Schreibtisch. „Ein Kapitel wenigstens will ich niederschreiben! Und dann, in der Ferne, wenn ich von diesen Personen, von dem Gegenstande meiner Leidenschaft, von allen diesen Dramen und Komödien räumlich getrennt bin, werde ich das alles von weitem viel deutlicher sehen. Die Entfernung wird die Dinge mit einem poetischen Nimbus umgeben; ich werde mein Ideal in seiner Reinheit, ohne die Beimischung realistischer Einzel-

heiten, in dichterischer Verklärung sehen ... Ich will es versuchen! ..."
Und er schrieb:

„Wjera.
Ein Roman ..."

Er begann nachzudenken, in wieviel Teile er sein Werk gliedern sollte. „Schreibe ich nur einen Band, so kann ich es nicht einen Roman, sondern höchstens eine Erzählung nennen," dachte er. „Es fragt sich also, ob ich zwei oder drei Bände schreibe. Für drei Bände brauche ich wenigstens drei Jahre. Das dauert mir zu lange — sagen wir also zwei Bände!" Und er schrieb: „Ein Roman in zwei Bänden."
„Nun das Motto — doch das habe ich schon gewählt!" flüsterte er und schrieb aus dem Gedächtnis das bekannte Heinesche Gedicht nieder:

„Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Torheit entled'ge;
Ich hab' so lang als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Kulissen, sie waren bemalt
Im hoch romantischen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge:
Noch immer elend fühle ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Ach, Gott, im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab', mit dem Tod in der eignen Brust,
Den sterbenden Fechter gespielet!"

Er las die Verse noch einmal durch, seufzte dann, stützte die Ellbogen auf den Tisch, legte die Wangen in die Hände und betrachtete sich im Spiegel. Mit Betrübnis sah er, daß er stark abgemagert war, daß die lebhaften Farben und das bewegliche Mienenspiel von seinem Gesicht verschwunden waren. Die Frische der Jugend war dahin, nicht spurlos war dieses halbe Jahr an ihm vorübergegangen. Auch die silbernen Fäden in seinem Haar hatten sich stark vermehrt. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und sah, daß es auch nicht mehr so dicht war wie früher.

„Ja, so ist's: ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust den sterbenden Fechter gespielet!..." flüsterte er seufzend, nahm die Feder und schickte sich an zu schreiben.

In diesem Augenblick trat Jegor ein und fragte, wann er ihn wecken solle. Raiski sagte, er brauche ihn überhaupt nicht zu wecken, er werde von selbst erwachen. Vielleicht gehe er gar nicht schlafen, da er sehr viel zu tun habe. Jegor erzählte das beim Abendbrot den Mädchen und fügte hinzu, der Herr werde wohl in dieser Nacht wieder seine Schnurren loslassen, wie damals, im Anfang des Herbstes.

„Das war doch sehr lustig damals," meinte er — „aber ein bißchen ängstlich wird man doch dabei."

Unter das Motto schrieb Raiski das Wort „Widmung". Dann begann er nachzudenken, ging ein paarmal durchs Zimmer, setzte sich plötzlich und begann zu schreiben.

„O Frauen!" schrieb er rasch hin — „ihr habt mich zu dieser

Arbeit begeistert, und euch soll sie darum gewidmet sein. Nehmt meine Widmung gnädig entgegen! Sollte mein Werk unfreundlich aufgenommen werden, sollte es Spott ernten und Mißverständnisse hervorrufen, dann werdet ihr wenigstens es zu würdigen wissen und verstehen, was mein Gefühl, meine Phantasie und meine Feder geleitet hat. Eurem mächtigen Schutze will ich mich selbst wie mein Werk anvertrauen. Von euch allein erwarte ich ... meinen Lohn," hatte er zuerst geschrieben, durchstrich das Wort jedoch und schrieb statt dessen: „ein nachsichtiges Urteil."

„Lange schritt ich, wie ein Nachtwandler, mit der Diogeneslaterne zwischen euch umher," schrieb er weiter, „und suchte an euch die Züge unvergänglicher Schönheit für mein Ideal. Ich überwand alle Hindernisse und ertrug alle Folterqualen" — Hindernisse und Qualen werden bei der Sache ja nicht ausbleiben, dachte er, das sind eben die Wehen, unter denen alles Neue geboren wird — „und verfolgte rüstig meinen Weg, der mich der Vollendung meines Werkes entgegenführte. Ich sah eure Schönheit, sah aber auch eure Verirrungen, eure Leidenschaften und Fehltritte, sah euch straucheln und strauchelte selbst mit euch, um mich wieder emporzurichten. Ich lockte und rief euch auf einen hohen Berg, nicht, um euch, wie Satan, in Versuchung zu führen, um euch das Reich dieser Welt zu zeigen — nein, ich rief euch im Namen einer anderen Macht, auf daß ihr euch selbst und zugleich uns, eure Söhne, Väter, Brüder, Gatten und Freunde der Vollkommenheit entgegenführtet ...

„Begeistert durch eure erhabene Schönheit und die unüberwindliche Macht der Liebe, in deren Gebiet ihr die Herrscherinnen seid, habe ich es versucht, mit schwacher Hand das Bild der Frau — der Frau an sich — zu zeichnen,

in der stillen Hoffnung, daß ihr mein Konterfei wenigstens annähernd ähnlich finden werdet — nicht nur, soweit eure Blicke, euer Lächeln, eure Grazie, die Schönheit eurer Formen in Betracht kommt, sondern auch, soweit es sich um die wesentlichen Eigenschaften eurer Seele, eures Verstandes, eures Herzens, kurz um den ganzen Reiz und Zauber eurer besten Kräfte handelt.

„Nicht in die tiefen Abgründe gelehrten Wissens habe ich euch gelockt, noch zu rauher, harter Arbeit gerufen, die der Frau nicht zukommt. Ich habe mich auch auf keinen Disput um eure Rechte eingelassen, da ich euch unbestritten den Vorrang einräume. Nein, wir sind nicht gleichberechtigt: ihr seid uns überlegen, ihr seid die Kraft, und wir sind nur euer Werkzeug. Nehmt uns, so rufe ich euch zu, weder den Pflug noch den Spaten noch das Schwert aus der Hand. Wir werden für euch die Erde bestellen und verschönen, werden in ihre Tiefen hinabsteigen, werden die Meere durchschwimmen und die Sterne zählen — ihr aber, die ihr uns das Leben schenkt, möget wie eine gütige Vorsehung unsere Kindheit und Jugend behüten, möget uns zur Ehrbarkeit, zur Arbeitsamkeit, zur Menschlichkeit erziehen, möget uns das Gute lehren und die Liebe, die der Schöpfer in unsere Herzen gesenkt hat, auf daß wir die Kämpfe des Lebens tapfer bestehen und euch dahin folgen, wo alles vollkommen ist, wo die ewige Schönheit herrscht.

„Die Zeit hat euch schon manche Fessel abgenommen, die eine ebenso verschlagene wie brutale Tyrannei euch angelegt hatte: sie wird auch die letzten Ketten noch sprengen, die euch hemmen, wird den großen Kräften eures Geistes und Herzens volle Bewegungsfreiheit gewähren, und ihr werdet offen und kühn euren Weg verfolgen und eure Freiheit besser gebrauchen, als wir die unsrige benutzt haben.

„Entsagt eurer arglistigen Schlauheit, dieser Waffe des Schwachen, und all ihren Ränken und Schlichen, die im Dunkel schleichend ihr Ziel anstreben ..."

Er hielt inne, begann nachzusinnen — und durchstrich die beiden letzten Zeilen. „Es scheint, daß ich mich da zu plump ausgedrückt habe," flüsterte er vor sich hin. „Tit Nikonytsch meint, man solle den Damen nur immer Angenehmes sagen ..."

Hinter der Widmung schrieb er in großer Schrift die Worte:

„Erster Teil.
Kapitel 1."

Er stand auf, ging, sich die Hände reibend, im Zimmer auf und ab und überlegte, wie er das erste Kapitel beginnen lassen sollte, und was er am besten darin sagen könnte.

Nachdem er eine halbe Stunde hin und her gegangen war, mäßigte er seinen Schritt, als kämpfe er in Gedanken mit irgendwelchen Schwierigkeiten. Sein Schritt wurde immer langsamer und leiser. Endlich blieb er mitten im Zimmer wie verstört stehen, als sei er plötzlich auf einen Stein gestoßen.

„O Gott!" flüsterte er erschrocken — „ich habe doch versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen, und statt dessen führe ich sie ... was ist mir denn da in den Kopf gekommen?"

Er verfiel in tiefes Brüten.

„Ja, ich werde sie schreiben, diese Geschichte Wjeras," dachte er. „Wenn aber die russischen Jungfrauen plötzlich ihren Fehltritt, den ich da schildere, als ein nachahmenswertes Vorbild ansehen und wie die Ziegen eine nach der andern in die Schlucht hinunterhüpfen? Und es gibt so viel

Schluchten in unserem russischen Vaterlande... Was werden die guten Mütter und Väter dazu sagen?..."
Er stand wohl fünf Minuten auf einer Stelle, und dann lachte er plötzlich hell auf und begann wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.
„Wie würden unsere russischen Wjeras erbleichen und unsere russischen Marfinkas erröten, wenn sie hörten, daß ich sie... Ziegen genannt habe!... Doch das soll mich nicht abhalten, den Roman zu schreiben," sprach er zu sich und seufzte dabei traurig. „Aber es können andere Hindernisse eintreten... die Zensur zum Beispiel! Ja, die Zensur wird mir hinderlich sein," rief er fast freudig aus, als hätte er einen glücklichen Fund gemacht.
„Was könnte mir wohl sonst noch in die Quere kommen?"
Er begann nachzudenken.
„Es scheint, daß sonst weiter nichts im Wege steht — also wird wohl nichts weiter übrig bleiben, als daß ich drauflos schreibe...."
Er mäßigte seinen Schritt und vertiefte sich in das Gewebe des Romanes, in seine Handlung, in den Charakter Wjeras, die noch unaufgeklärte psychologische Aufgabe, die Umgebung der Heldin, das landschaftliche Milieu. In tiefem Sinnen setzte er sich an den Tisch, stützte die Ellbogen darauf und legte den Kopf in die Hände. Dann fuhr er mit der trockenen Feder über das Papier, tauchte sie langsam in das Tintenfaß und schrieb noch langsamer in der neuen Zeile, hinter der Überschrift „Kapitel I" die Worte: „Es war einmal..." nieder.
Er sann und sann, den Kopf bald so, bald so wendend, über die Fortsetzung nach. Eine Viertelstunde verging, seine Augen begannen immer häufiger zu blinzeln. Er wurde schläfrig.

Es war ihm unangenehm, so im Sitzen halb schlummernd hinzudämmern, und so ging er nach dem Diwan, legte den Kopf auf seine weiche Polsterung und streckte die Beine aus.

„Ich will ein wenig ausruhen und dann an die Arbeit gehen ...“ dachte er — und schlief sofort ein. Im Zimmer ließ sich sein gleichmäßiges, ruhiges Schnarchen vernehmen.

Als er erwachte, schien der Tag bereits zum Fenster herein. Er sprang auf und ließ die erstaunten, fast erschrockenen Augen in die Runde gehen, als hätte er im Traume etwas Unerwartetes, Überraschendes gesehen — als hätte er ein neues Amerika entdeckt.

„Immer wieder sehe ich Statuen!“ sprach er still für sich — „sogar im Traume verfolgen sie mich!“ Immer nur Statuen, Statuen! Was ist das? Ein Wink des Schicksals?“

Er trat an den Tisch, betrachtete aufmerksam die Blätter, die dort lagen, las die Einleitung, die er niedergeschrieben hatte, seufzte, schüttelte den Kopf und versank in ein schmerzliches Brüten.

„Was tue ich nur! Womit vergeude ich meine Zeit? Nun ist noch ein Jahr hingegangen ... Ein Roman — welch sonderbarer Einfall!“ flüsterte er ärgerlich vor sich hin.

Er schob das Manuskript zur Seite, begann hastig in dem Schubfach zwischen seinen Papieren zu suchen und holte einen Brief heraus, den er vor einem Monat von dem Maler Kirillow erhalten hatte. Er überlas ihn rasch, nahm einen Briefbogen und setzte sich an den Tisch.

„Ich benachrichtige Sie, lieber Kirillow,“ schrieb er, „sozusagen auf frischer Tat von einer unerwarteten neuen Perspektive, die sich mir für meine Kunstbetätigung eröffnet. Sie schreiben mir, daß Sie sich zu einer Reise nach Italien,

nach Rom, rüsten — und ich selbst bin in Begriff, nach Petersburg zurückzukehren. Warten Sie um Gottes willen: ich will mit Ihnen reisen! Nehmen Sie mich mit! Erbarmen Sie sich eines Blinden, Wahnsinnigen, der erst heute sehend geworden ist, erst jetzt seinen wahren Beruf erkannt hat. Lange tastete ich im Dunkeln und wurde fast zum Selbstmörder, indem ich durch Verfolgung eines falschen Weges mein Talent zugrunde richtete. Sie entdeckten in meinen Bildern Zeichen von Begabung — ich sollte nur dem Pinsel treu bleiben, meinten Sie. Ich aber warf mich der Musik in die Arme, und zuletzt gar der Literatur — und ward schließlich ganz und gar verworfen. Denken Sie sich: ich wollte einen Roman schreiben! Und weder Sie noch sonst jemand hielt mich davon zurück, kein Mensch sagte mir, daß ich in Wirklichkeit ein Plastiker, ein Heide, ein alter Grieche in der Kunst bin! Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, sozusagen eine beseelte, vernunftbegabte Venus zu schreiben — aber es ist doch, weiß Gott, nicht meine Aufgabe, die Sitten und Bräuche der Menschen zu schildern, die Grundlagen des Lebens zu erforschen und zu beleuchten, Psychologie zu treiben, die Erscheinungen zu analysieren!

„Nein — mein Gebiet ist die Form, die äußere, unmittelbar auf die Nerven wirkende Schönheit!

„Für den Roman bedarf es anderer Dinge, vor allem jahrelanger Arbeit. Vor der Arbeit würde ich mich ja nicht fürchten, und auch die Zeit würde ich opfern — wenn ich überhaupt überzeugt sein dürfte, daß meine Stärke wirklich in der Feder ruht.

„Ich will übrigens diese Blätter, die sich da angesammelt haben, für eine spätere Zeit aufbewahren, wer weiß, vielleicht ... doch nein, ich will mich nicht so trügerischen Hoff-

nungen hingeben. Meine produktive Kraft ist nicht für die Feder bestimmt. Es liegt nicht in meiner Natur, mich in den komplizierten Mechanismus des Lebens zu vertiefen. Ich bin ein Plastiker, sage ich noch einmal: meine Aufgabe ist es lediglich, die Schönheit mit dem Auge zu erfassen und sie schlecht und recht, ohne Winkelzüge, in meinen Schöpfungen wiederzugeben...

„Verwahren aber will ich diese Blätter doch, sie sollen mich dereinst daran erinnern, was ich hier mit angesehen und erlebt habe, wie ich selbst und andere es trieben, was ich gefühlt — oder richtiger empfunden — und erduldet habe...

„Nach meinem Tode wird dann vielleicht ein anderer meine Papiere finden... und den Roman schreiben, den ich schreiben wollte... Ich aber bin der Plastiker, der Bildhauer — und will es sein! Nein, widersprechen Sie mir nicht und schelten Sie mich nicht! Jetzt endlich bin ich dahinter gekommen und verstehe endlich diese Winke und Mahnungen, die gleichsam aus meinem innersten Wesen emporstiegen: verstehe, was es zu bedeuten hatte, daß ich Wjera und Sophie und so viele andere immer vornehmlich als Statuen sah. Jetzt ist mir klar, woher das gekommen!

„Ich bin Plastiker — und Sie wissen das, Sie haben mein Talent erkannt. Es kam nur darauf an, daß ich in die richtige Bahn gelange, um mein plastisches Talent zu betätigen, daß ich betreffs des Materials und Werkzeugs die richtige Wahl treffe. Die Hand des einen ist für den Pinsel geschaffen, der die Farbenträume seiner Phantasie wiedergibt, die Hand des andern für die Saiten oder Klaviertasten, und meine Hand ist, wie ich jetzt ganz bestimmt weiß, dazu berufen, den Ton zu kneten und den

Meißel zu gebrauchen ... Das Auge besitze ich, den Geschmack gleichfalls, und das heilige Feuer — nicht wahr, das werden Sie mir doch nicht abstreiten? Nein, streiten Sie nicht, ich werde doch nicht auf Sie hören, sondern retten Sie mich lieber, nehmen Sie mich mit und helfen Sie mir bei den ersten Schritten auf dem neuen Wege, dem Wege eines Phidias, Praxiteles, Canova und noch einiger wenigen anderen ...

„Wer will behaupten, daß ich nie zu diesen wenigen gehören werde? Ich habe eine ungemein reiche Phantasie. Ihre Funken sind, wie Sie selbst sagten, in meinen Porträts verstreut, sie leuchten sogar in meinen bescheidenen musikalischen Versuchen ... und wenn es mir nicht gelang, sie in einem Gedicht oder Roman, einem Drama oder einer Komödie zum Leuchten zu bringen, so lag das eben daran, daß ..."

Er mußte niesen.

„Ich habe es beniest — also ist es wahr, daß ich Plastiker bin, nichts als Plastiker," dachte er. Und dann schrieb er weiter: „Der Musik will ich ganz entsagen, sie war nur eine kleine Zugabe zu allem andern. Schade eigentlich um die Zeit und die Kraft, die ich auf sie und auf den Roman verwandt habe. — Nun denn, auf Wiedersehen, lieber Kirillow — und widersprechen Sie mir nicht: Sie töten mich, wenn Sie mir mein neues Kunst- und Lebensideal zerstören. Ihre Zweifel würden mich nur wieder schwankend machen, ich würde unrettbar in dem wogenden Meer der Phantome, der hilflosesten Langenweile versinken! Wenn auch die Plastik bei mir versagt — was Gott verhüten möge, und was ich auch nicht glauben will, da gar zu viel dafür spricht, daß sie für mich das Rechte ist — dann will ich mich selbst abstrafen und will den Mann, der zuerst am Zustande-

kommen meines Romans gezweifelt hat, Mark Wolochow heißt er, aufsuchen und ihm feierlich erklären: ‚Ja, du hattest recht — ich bin ein Stümper und Pechvogel!' Bis dahin aber lassen Sie mich leben und hoffen!...

„Nach Rom, nach Rom! Dahin, wo die Kunst nicht eine Unterhaltung, ein Amüsement ist, sondern Arbeit, Leben, seelisches Entzücken. Leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehen!"

Er raffte hastig alle Papiere in einen Haufen zusammen und steckte sie wirr durcheinander in ein großes, altes Portefeuille. Dann atmete er erleichtert auf, wie ein Buckliger, der plötzlich durch irgendeinen Zauber seinen Buckel abgeworfen hat, und rieb sich vergnügt die Hände.



Vierundzwanzigstes Kapitel

Am folgenden Tage, ganz früh am Morgen, war das ganze Haus in Bewegung, um dem abreisenden Gaste das Geleit zu geben. Auch Tuschin und die jungen Wikentjews fanden sich ein. Marfinka war entzückend in ihrer Schönheit und wonnigen Verschämtheit. Bei jedem Blick, jeder Frage, die an sie gerichtet wurde, bedeckte ihr Gesicht sich mit hellem Rot, und ein geheimnisvolles, nervöses Spiel feinster seelischer Regungen, zarter Töne und subtiler Gedanken, kurz all des neuen, köstlichen Lebens aus dem vollen, das ihr in diesen letzten acht Tagen aufgegangen, spiegelte sich hell in ihren Zügen. Wikentjew war wie ein Page hinter ihr her und suchte ihr an den Augen abzulesen, ob sie nicht etwas brauche, irgendeinen Wunsch habe oder durch irgendetwas beunruhigt werde.

Sie waren so recht egoistisch in ihrem jungen Glück und sahen und bemerkten niemanden ringsum außer sich selbst. Sie waren auch gar zu trübselig, gar zu ernst und nachdenklich gestimmt, diese anderen. Erst am Nachmittag begann das junge Pärchen aus seinem selbstischen Traumleben zu erwachen und auch für die andern Augen zu haben. Marfinka zeigte eine sehr betrübte Miene und war gegen Raiski

die Zärtlichkeit selbst. Beim Frühstück hatte niemand Appetit gehabt außer Koslow, der in seinem melancholischen Hinbrüten, den Blick in die unbestimmte Ferne richtend und von Zeit zu Zeit einen Seufzer ausstoßend, ganz allein, rein mechanisch eine ganze Schüssel Majonnaise verzehrte. Tatjana Markowna wollte die wirtschaftlichen Angelegenheiten aufs Tapet bringen und noch vor Übergabe des Gutes an die beiden Schwestern eine Generalabrechnung halten, doch Raiski sah sie mit so müden Augen an, daß sie die Abrechnung verschob und ihm nur einen ihm noch zustehenden Betrag von sechshundert Rubeln übergab. Die Hälfte der Summe händigte er noch in ihrer Gegenwart Wassilissa und Jakow ein — sie sollten das Geld unter das Hofgesinde verteilen und sich in seinem Namen für alle Freundlichkeiten und Gefälligkeiten bedanken, die sie ihm erwiesen hätten.

„Das ist viel zu viel — du bist nicht bei Troste! Sie werden es doch nur vertrinken!..." flüsterte Tatjana Markowna ihm zu.

„Lassen Sie sie, Tantchen... und schenken Sie ihnen die Freiheit..."

„Gewiß, meinetwegen können sie gleich jetzt vom Hofe laufen! Ich brauche jetzt mit Wjera zusammen nur einen Diener und ein Mädchen. Aber sie werden ja nicht gehen wollen! Wohin sollen sie sich denn wenden? Sie sind verwöhnt, hatten hier alles in Hülle und Fülle!"

Nach dem Frühstück waren alle um Raiski herum. Marfinka vergoß eine wahre Tränenflut, drei oder vier Taschentücher brauchte sie. Wjera hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und sah ihn mit einem müden Lächeln an, während Raiski mit ernstem Blick auf sie schaute. Auf Wikentjews Gesichte lag ein freundschaftliches Lächeln, und

an seiner Nase entlang rann eine Riesenträne herab, „so groß wie eine Kirsche", meinte Marfinka, als sie ihm verschämt mit ihrem Taschentuche das Gesicht abtrocknete.
Die Großtante blickte düster drein, hielt jedoch tapfer an sich, um nicht von ihrem Gefühl bewältigt zu werden.
„Bleib doch hier bei uns!" sprach sie vorwurfsvoll zu Raiski. „Wohin willst du eigentlich? Du weißt es selber nicht ..."
„Doch — ich will nach Rom, Tantchen ..."
„Was willst du denn dort? Dir den Papst ansehen?"
„Ton kneten will ich ..."
„Was?"
Es hätte gar zu lange gedauert, wenn er ihr seine neuen Pläne hätte auseinandersetzen wollen, und so verzichtete er lieber darauf.
„Bleiben Sie, bleiben Sie!" bat auch Marfinka und hing sich an seine andere Schulter. Wjera sagte nichts — sie wußte, daß er nicht bleiben würde; nicht ohne Besorgnis fragte sie sich — jetzt, nachdem sie seinen Charakter kennen gelernt hatte — was wohl nun mit ihm werden, wie er mit seiner Muse und seinen Talenten fertig werden würde. Wird er sie immer nur so „in sich fühlen", ohne das eine vielleicht wirklich vorhandene zu entdecken und zur Ausbildung zu bringen?
„Sag', Bruder ..." flüsterte sie ihm zu — „wenn dich wieder einmal die Langeweile plagt, willst du dann nicht in diesen stillen Winkel hier zurückkommen, in dem man dich jetzt versteht und liebt?"
„Unbedingt, Wjera! Mein Herz hat hier eine Zuflucht gefunden, ich liebe euch alle, ihr seid und bleibt meine Familie. Eine andere werde ich niemals haben! Tantchen, du und Marfinka — ihr drei werdet mich überallhin be-

gleiten, jetzt aber haltet mich nicht länger fest, die Phantasie treibt mich fort ... es gärt in meinem Kopfe ..." flüsterte er Wjera zu. „In einem Jahre vielleicht ... gedenke ich deine Statue zu machen ... in Marmor ..."
Um ihr Kinn zitterte ein verstohlenes Lächeln.
„Und der Roman?" fragte sie.
Er winkte mit der Hand ab.
„Wenn ich tot bin, mag sich mit meinen Papieren herumärgern, wer da will: Material ist genug da ... Mich aber hat das Schicksal ausersehen, deine Statue zu meißeln."
„Kein Jahr wird vergehen, und du wirst wieder bis über die Ohren verliebt sein und nicht wissen, wessen Statue du meißeln sollst ..."
„Wohl möglich, daß ich mich wieder verliebe — lieben aber werde ich keine mehr außer dir, und deine Figur modelliere ich ganz bestimmt, in Marmor. Ich sehe die Gestalt schon lebendig vor mir!"
Sie blickte ihn noch immer lächelnd an.
„Unbedingt, ganz unbedingt!" beteuerte er leidenschaftlich.
„Du sagst wieder ‚unbedingt'!" mischte Tatjana Markowna sich ins Gespräch. „Ich weiß nicht, was du wieder vorhast — sobald du aber ‚unbedingt' sagst, wird sicher nichts daraus!"
Raiski trat auf Tuschin zu, der nachdenklich in einer Ecke saß und schweigend die Abschiedsszene betrachtete.
„Wenn einmal das sich erfüllt, Iwan Iwanowitsch ... was wir alle wünschen ..." flüsterte er, sich zu Tuschin herabbeugend und ihm scharf in die Augen blickend.
Tuschin verstand ihn.
„Wirklich, alle, Boris Pawlowitsch?" fragte er — „und wird es sich auch erfüllen?"

„Ich glaube es ganz bestimmt, es kann ja nicht anders sein. Wenn Tantchen und ihr ‚Schicksal' es wollen ..."

„Es muß auch jemand anders es wollen ..."

„Es wird sicherlich eintreffen," sagte Raiski zuversichtlich.

„Und wenn es eintrifft — geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mich dann telegraphisch benachrichtigen ... wo ich auch sein mag? Ich will Wjeras Brautführer sein ..."

„Ja, wenn es eintrifft ... ich gebe Ihnen mein Wort ..."

„Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich komme."

Koslow führte nun seinerseits Raiski in eine Ecke und flüsterte lange mit ihm. Er bat ihn, seine Frau aufzusuchen, gab ihm einen Brief an sie mit samt ihrer Adresse und beruhigte sich erst, als Raiski den Brief sorgsam in seine Brieftasche gelegt hatte.

„Rede mit ihr ... und schreib mir darüber," bat er zum Schluß — „und wenn sie sich entschließt, hierher zurückzukehren, dann telegraphiere mir ... Ich fahre dann nach Moskau, um sie zu holen ..."

Raiski versprach alles und wandte sich mit schwerem Herzen von ihm ab. Er riet ihm, vorläufig noch auszuruhen und die Winterferien bei Tuschin zu verbringen.

Leise, in düsterem Schweigen, traten alle vor das Haus und umstanden die Equipage. Marfinka fuhr fort zu weinen, Wikentjew reichte ihr bereits das fünfte Taschentuch.

Im letzten Augenblick, als Raiski eben im Wagen Platz nehmen wollte, wandte er sich noch einmal um und betrachtete die Gruppe der Lieben, die ihm das Geleit gaben. Er tauschte noch einen letzten Blick mit Tatjana Markowna, mit Wjera und Tuschin — und in diesem einen, raschen Blicke, den sie wechselten, drückte sich nochmals die ganze kaum überstandene Qual dieses schweren Traumes

aus, den sie durch mehr als ein halbes Jahr geträumt hatten. Keines von den vieren sprach ein Wort. Weder Marfinka noch ihr Gatte verstanden diesen Blick, und auch die Dienerschaft, die in der Nähe stand, merkte nicht das geringste.

Mit diesem Blick und der Erinnerung an diesen Traum entschwand Raiski aus ihrem Gesichtskreise. In Petersburg begab sich Raiski sogleich nach seiner Ankunft zu Kirillow. Er betastete ihn förmlich, um sich davon zu überzeugen, daß er es auch wirklich war und nicht etwa irgendein anderer, während der wirkliche Kirillow sich schon allein auf den Weg gemacht. Er wiederholte dem Maler nun noch einmal mündlich, daß er eine entschiedene Begabung für die Bildhauerei in sich entdeckt habe. Kirillow zog seine Brauen finster zusammen, wobei die Nase ganz in dem Barte verschwand, und wandte sich mürrisch ab.

„Was ist das wieder für ein Einfall!" sagte er dann. „Als ich Ihren Brief las, glaubte ich wirklich, es sei bei Ihnen eine Schraube los. Sie haben doch nun einmal ein ganz bestimmtes Talent, warum wollen Sie das verkümmern lassen? Nehmen Sie nur getrost wieder den Bleistift zur Hand, gehen Sie in die Akademie und zeichnen Sie fleißig drauf los. Und dann kaufen Sie sich das da —" er zeigte auf ein dickes Heft mit Lithographien, die anatomische Sujets darstellten. „Die Skulptur — was Ihnen da wieder in den Kopf gekommen ist! Dazu ist es zu spät... wie sind Sie denn darauf gekommen?"

„Ja, es scheint mir eben," meinte Raiski, während er die Spitzen der fünf Finger seiner rechten Hand zusammenzog und aneinander rieb — „als säße hier so etwas drin... so ein besonderer Drang zum Kneten..."

„Auf was für Dinge Sie nicht kommen! Und wenn selbst

etwas Derartiges vorhanden wäre, so wäre es doch zu spät ..."

„Wieso zu spät? Ich kenne einen Fähnrich, der hat sich auch darauf geworfen und macht ganz wunderbare Sachen ..."

„Ja, ein Fähnrich! Aber Sie sind doch ein Herr mit grauen „Haaren".

Er schüttelte energisch den Kopf. Raiski ließ sich weiter auf keinen Disput mit ihm ein, sondern begab sich zu einem Professor der Skulptur, machte sich mit dessen Schülern bekannt und ging mit ihnen zusammen etwa drei Wochen lang ins Atelier. In seiner Wohnung häufte er große Vorräte von Ton an, kaufte sich Gipsmodelle von Köpfen, Armen, Beinen, Rümpfen, band sich eine Schürze vor und begann mit wahrem Feuereifer drauflos zu kneten. Er schlief nicht, verkehrte nirgends, sah keinen Menschen außer dem Professor der Skulptur und seinen Schülern, besuchte mit ihnen die Isaaks-Kathedrale, bewunderte dort mit ihnen die Skulpturen Vitalis', vertiefte sich ganz in das Studium der Werke dieses Meisters und ging überhaupt in seiner neuen Kunstsphäre völlig auf. Er war ganz wie im Fieber, sah nichts als Statuen, immer nur Statuen, saß tagelang in der Eremitage und trieb Kirillow zum schleunigen Aufbruch nach Italien, nach Rom.

Er hatte jedoch den Auftrag, den ihm Koslow gegeben hatte, nicht vergessen und suchte Uliana Andrejewna auf, die irgendwo in der Erbsenstraße ein möbliertes Zimmer bewohnen sollte. Als er den Korridor betrat, nach dem ihr Zimmer hinauslag, vernahm er die Töne eines Walzers und fröhliches Geplauder. Er glaubte die Stimme Uliana Andrejewnas ganz deutlich zu erkennen. Er gab dem Mädchen, das ihm die Tür öffnete, seine Karte und Koslows

Brief. Nach einem Weilchen kam das Mädchen zurück und erklärte ein wenig verlegen, Uliana Andrejewna sei nicht zu Hause, sie sei zu Bekannten nach Zarskoje Sselo gefahren und werde von dort aus gleich nach Moskau reisen.

Raiski wandte sich zum Gehen. Auf dem Flur begegnete ihm eine Frau, die ihn fragte, zu wem er wolle. Er sagte, er habe einen Besuch bei der Gattin Koslows vorgehabt.

„Sie ist krank, liegt im Bett und empfängt niemanden," log auch sie.

Raiski schrieb an Koslow nichts von diesem Besuche.

Mit Ajanow kam er nur ganz flüchtig zusammen. Er ließ seine Möbel zu Ajanow bringen und vermietete seine Wohnung. Von seinem Vormund erhielt er eine beträchtliche Geldsumme, die jener durch Verpfändung von Raiskis Gut aufgebracht hatte, und im Januar reiste er dann mit Kirillow ins Ausland. Zuerst ging er nach Dresden, wo er der Sixtinischen Madonna seine Reverenz erwies und die „Nacht" des Correggio, die Meisterwerke Tizians, Paolo Veroneses und vieler anderer Großen bewunderte.

In Dresden verbrachte er Morgen für Morgen in der Galerie, nur ins Theater ging er ab und zu einmal. Raiski trieb ihn zur Weiterfahrt, nach Holland, nach England und dann nach Paris. Doch Kirillow wollte von England nichts wissen.

„Was soll ich in England? Ich will nicht dorthin!" sagte er. „Dort befinden sich alle guten Sachen in Privatgalerien, die dem Fremden nicht zugänglich sind. Die öffentlichen Sammlungen sind nicht reich. Reisen Sie von Holland aus getrost nach England — ich will nach Paris, ins Louvre, wo wir ja wieder zusammentreffen können."

So machten sie es auch. Raiski blieb in England nur zwei Wochen. Der gewaltige Mechanismus, den das gesellschaft-

liche Leben dieses Landes darstellt, setzte ihn zwar in Erstaunen, sagte ihm jedoch nicht besonders zu, und so beeilte er sich, nach dem heiteren Paris zu kommen. Er besuchte hier an den Vormittagen das Louvre, während er sich des Abends dem ewig wirbelnden Pariser Strudel mit seinem bunten Treiben, seinem Kreischen und seinen Orgien überließ. Nur ein dumpfer Rausch war es, was diese Orgien bei ihm hervorriefen — eine tiefere Wirkung brachten die Gedanken, Beobachtungen und Eindrücke, die er aus diesem Pfuhl davontrug, bei ihm nicht hervor. Kaum waren die ersten Strahlen der jungen Frühlingssonne über die Alpenwipfel gedrungen, als die beiden Künstler sich sogleich über die Schweiz nach Italien wandten. Mit empfänglicher Seele nahm Raiski die Bilder und Eindrücke auf, die Land und Leute ihm hier darboten. Von der Kunst wandte er sich zur Natur, von dieser zu den Menschen, den Einheimischen wie den Fremden, denen er begegnete. In all dem mannigfachen Durcheinander jedoch fühlte er lebhaft und deutlich, daß die drei tiefsten Eindrücke, die er je empfangen, die drei teuersten Erinnerungen, die das Leben ihm gewährt — die Großtante, Wjera und Marfinka — ihm überallhin folgten, in jeder neuen Umgebung ihm zur Seite blieben, in den Stunden der Muße treulich bei ihm weilten, daß er mit diesen drei Frauengestalten aufs innigste verbunden war, daß ihm wohl war in dieser unsichtbaren Gemeinschaft, und daß er es höchst schmerzlich empfunden hätte, wenn das Schicksal an dem seelischen Band gerührt hätte, das ihn mit ihnen verknüpfte.

Überall sah auch sein Künstlerauge diese drei Gestalten. Die aufschäumende graue Meereswoge, der ragende Schneegipfel der Alpen — sie riefen ihm das graue Haupt der Großtante ins Gedächtnis. Er sah sie in den ehrwürdigen

Matronen, die ein Velasquez, ein Gerard Dow gemalt, wie er Wjera in den Gestalten Murillos und Marfinka in den zarten Köpfen eines Greuze, auch wohl in manchen Schöpfungen Raffaels wiederzuerkennen meinte...
Wenn er in den Schluchten der Schweizer Berge daherschritt, trat ihm das Bild Wjeras vor die Seele, oben auf den Felsen träumte er von dem verzweifelten Kampfe, den er mit ihr bestanden, von dem Orangenblütenstrauß, den er vor ihre Füße geworfen, von ihren Leiden, ihrer Sühne...
Er fuhr aus seinen Träumen auf und wurde wieder nüchtern, sah sie jedoch im nächsten Augenblick wieder, diese drei, die mit liebevollem Lächeln die Arme nach ihm ausstreckten.
Die drei Gestalten bildeten auch jenseits der Alpen, wo ein anderes hehres Dreigestirn — Natur, Kunst, Geschichte — in strahlendem Glanze über seinem Horizont emporstieg — seine ständige Begleitung.
Mit Leidenschaft aber gab er sich auch dem Zauber hin, den jene drei neuen hehren Mächte auf ihn ausübten — bis ins Tiefste, Innerste ergriffen sie seinen Organismus.
In Rom hatte er sich mit Kirillow gemeinsam ein Atelier eingerichtet. Er teilte seine Zeit zwischen den Museen, Palästen und Ruinen, hatte anfangs kaum Sinn und Verständnis für die Schönheit der Natur, verschloß sich und arbeitete, tauchte dann wieder in der Menschenmenge unter, die für ihn so interessant war und ihm wie ein grellbuntes, bewegliches Riesengemälde erschien, das die tausendjährige, halb schon vermoderte und halb noch lebendige Geschichte der Menschheit mit all dem Glanz ihrer Größe und der erschreckenden Nacktheit ihrer Laster widerspiegelte.
Überall aber inmitten dieses heiß pulsierenden Künstlerlebens wahrte er seiner Familie daheim, seiner „Gruppe“,

die Treue: er wuchs sich nicht ein in das fremde Erdreich, fühlte sich stets nur als der Zugewanderte, der fremde Gast. Am liebsten hätte er etwas von dieser unvergänglichen Schönheit der Natur und Kunst erraffen und heimlich nach seinem Malinowka mitnehmen mögen. Nach diesem aber stand trotz allen Lockungen doch immer noch sein Sinn: mitten in dem ungewohnten, aufregend heißen Farbenrausch des Südens ergriff ihn oft die Sehnsucht nach dem heimatlichen Winkel. Dort standen und lockten sie, die drei geliebten Gestalten: seine Wjera, seine Marfinka und die teure Alte, die ihm eine zweite Mutter gewesen. Und hinter ihnen stand und rief ihn noch lauter eine vierte Gestalt, riesengroß emporragend, gewaltig und mächtig: das alte Mütterchen Rußland ...

Schluß





